**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

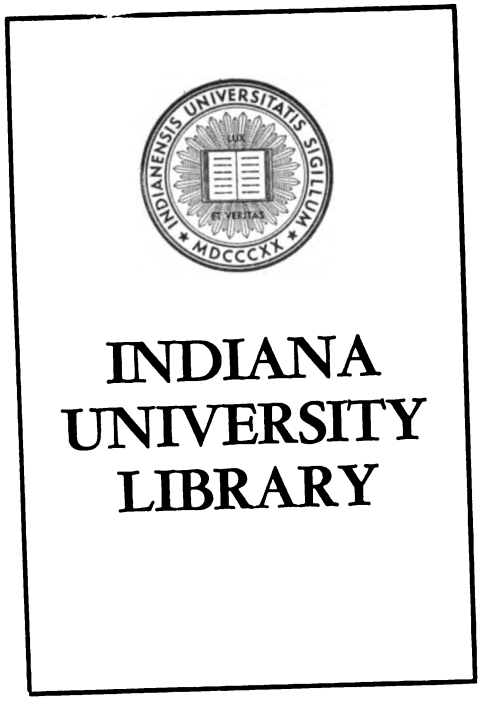
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

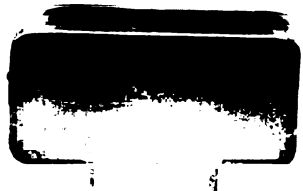
**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google




INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Gral

## Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Busser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.

# Inhalt

Osterhymnus. Gedicht von Adam von St. Victor / Franz Eichert. Eine Erwägung von Dr. Oskar Katann / Die Gesegnete. Gedicht von Edith von Walter / Das Sündenwasser. Roman von Heinrich Luhmann / Die Ruder sind, die Segel eingezogen . . . . Gedicht von H. Blech / Legendarische Erzählungen. Von Nicolai Leskow / Die Stoffwelt Pirandellos. Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Über die Möglichkeiten einer Oberschlesischen Dichtung. Von Dr. Wilhelm Meridies / Wilhelm Fischer-Graz. Von Dr. Keulers / Zur jüngsten französischen Literatur. Von Dr. H. van de Mark / Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Gert Buchheit / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kunstbeilage: Der auferstandene Christus von Heiligen verehrt. Von Lionardo da Vinci.

20. Jahrgang Heft 7 April 1926

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

AP 30
.G74
v 20
no. 7-12

**In unserem Verlage sind stets vorrätig**

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

## Das Goldene Anstandsbuch

Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben von J. von Eltz. 12. Auflage 548 Seiten 8°. In Leinen gebunden 8.— Mk.

Soeben erschien in II. verbesserter Auflage Eltz:

## Lebens- und Anstandsfragen

434 Seiten. Auf holzfreiem Papier in Leinen gebunden 8.— Mk.

## Das Kleine Anstandsbuch

Ein Leitfaden des guten Tones für jedermann. Von J. von Eltz. 12. u. 13. Auflage. Gebunden in Ganzleinwand mit Rotschnitt 3.— Mk.

## Die praktische Tante

4000 Rezepte und Ratschläge für alle Gebiete des Haushalts. Von M. Lorenz. 1034 Seiten. Gebunden in 2 Bänden. Pro Band 4.— Mk.

## Die Hausbäckerei

Von M. Lorenz. Preis in 1/1 Leinen gebunden 4.50 Mk.

## Davidis Kochbuch

Neu bearbeitet von Charlotte Taeuber. 1212 Rezepte nebst einem reichhalt. Anhang. 524 Seiten, Gr.-Okt. In Leinen gebunden 3.— Mk.

## Lehrbuch für Dienstmädchen

Von Elise Keltinger. Gebunden 1.50 Mk.

## Das goldene Glückwunschbuch

Eine Sammlung von Gedichten für die Jugend und Erwachsene zu allen Festen und besonderen Gelegenheiten. Von M. Pohl. 2. Auflage. In Halbleinen gebunden 3.— Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

**FREDEBEUL & KOENEN, VERLAG, ESSEN**

Digitized by Google

Digitized by Google

Der auferstandene Christus von Heiligen verehrt / Von Lionardo da Vinci

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang | Heft 7 | Essen, im April 1926

# Osterhymnus

## Von Adam von St. Victor / Übersetzt von Wilhelm Matthiessen

Preis dir, heiliger Tag,
der Tage aller ehrenreichster,
Tag, beglückt in Christi Sieg,
Tag, du ewig freudenvoller,
Tag, du Krone aller Zeiten!
Gottes Licht strahlend den Blinden scheint,
Licht, in dessen Glanze der Auferstandne
der Tiefe Gewalten bricht;
den Tod Er fällt,
und Christus, hochgekrönt,
Himmel und Erde versöhnt.

Des Ewigen Königs Rat, —
allem drückt' er der Sünde Siegel auf:
daß Heil die Gezeichneten fänden
von Himmels Höh'n.
In heiliger Weisheit ließ milde
Er seinen Zorn verwehn,
da Er die Welt schon sah
in den Abgrund stürzen.

Hohnlacht' ob unserem Elend der alte Feind,
er, alles Bösen Meister,
strahlte den Sündern doch
keiner Hoffnung Stern.
Und als in Verzweiflung stöhnte die Welt,
und reglos schweigend lag das All,
da sandt' der hohe Vater Erlösung,
den Sohn uns Verlorenen.

Auf Raub ging das Tier der Hölle aus,
sah die Beute und sah nicht des Jägers List

Digitized by Google

und stürzt' in verborgene Grube.
Neu nun blüht uns Paradieses Würde
herrlich in Gottes Sohn,
und sein Auferstehen ist unser Trost.

Leuchtend erstand aus der Hölle Er,
der Menschen Heiland und guter Hirt:
auf den Schultern trug Er sein Schâflein
zu ewiger Weide.
Engel und Menschenkind
wieder des Friedens sich freun,
und alle Harmonien in neuer Fülle blühn:
So singt dem siegenden Herrn ein Lied,
ewigtönendes Lied.

Und mit dem Preislied in Himmels Vaterland
mütterlicher Kirche Gesang
töne lieblich in Eins:
sing Alleluja heut, und wieder sing es und wieder,
Christi Volk!
Todes Reich Christ überwand:
hoch klinge die Freude, brenne der Osterbrand:
Fried' auf Erden, Freude im ewigen Land!

# Franz Eichert

## Eine Erwägung von Dr. Oskar Katann

EINST viel gefeiert und in einen Mittelpunkt des literarischen Interesses der deutschen Katholiken gestellt, findet sich Franz Eichert beim Eintritt in sein 70. Lebensjahr wohl von einem weniger lauten Chor umgeben. Einem Dichter, der so häufig in seinen Gedichten elegisch auf sein Tagewerk zurückblickt und so gern dem Gefühl der Vereinsamung des herbstenden Lebens Ausdruck gibt, ist das biologische Grundgesetz, das darin liegt, Sinn und Erkenntnis genug. Der Öffentlichkeit aber möchte ich zu erwägen geben, daß Eicherts Gedichte innerlich eigentlich moderner geworden sind, als sie es vordem waren; denn im Zeitalter des Expressionismus hat sich eine ganz andere Einstellung zur Kunst, eine ganz andere Auffassung von der Funktion der Dichtung im Leben gebildet, als sie etwa zur Zeit herrschte, da Eichert im Zenith seines Ansehens stand. Es ist noch nicht allzulange her, daß Kurt Hiller die Worte niederschreiben konnte: „Man muß wissen, wozu man auf der Welt ist . . . Kunst ist wenig, wenn sie nichts ist als Kunst. Es gibt Höheres als Kunst." Oder: „Wir wollen keine Literatur unter Glas. Wir wollen eine, die birst vor Tendenz, nicht Literatur zu bleiben". Ein gesteigerter Aktivismus hat sich die Tribüne der Zeit erobert und war in so hohem Grade erfolgreich, daß, was Hiller als Forderung aussprach, Kurt Pinthus in seiner Charakteristik der modernen Lyrik, die der Menschheit eine Idee ihrer selbst geben wolle, als gegeben ansah. Aktivismus genau in diesem Sinne eignet einem großen Teile der Eichertschen Lyrik und seiner Bestrebungen



Digitized by Google

überhaupt; gewiß, es ist nur eine Hälfte des Menschen und Dichters mit dieser Signatur erfaßt, aber diejenige, die historisch und psychologisch die Schienen seiner Lebensbahn legte.

Als Eicherts Name, vor rund 15 Jahren etwa, am meisten bekannt und geehrt war, galt zuvorderst das Stimmungsbild, wie es Martin Greif und so viele nach ihm zur Meisterschaft ausbildeten, für Kern und Krone aller Lyrik und Poesie; damals waren Leben und Dichtung noch so auseinandergerissen, daß man es weder für eine Erhebung des Lebens noch für eine Bereicherung der Dichtung ansah, wenn sich ein Schriftsteller mühte, den Problemen des Tages ins Auge zu sehen. Wohl galt das „allgemein Menschliche" eines Erlebnisses als zentrale Forderung, aber man verstand darunter nur ein solches, das ein lyrisches Grundgefühl der Menschheit in allgemein gültiger, von jeder individuellen Besonderung absehender, sozusagen typischer Form ausdrückte. Eine Lyrik, die aktivistisch wie die Franz Eicherts sich in den Kampf des Tages stellte, galt — politisch Lied ein garstig Lied — als unmodern. Allerdings schließen sich Tagesbedürfnis und Ewigkeitsgehalt aus und, wer seiner Zeit zu dienen verstand, hat nicht allen kommenden Zeiten etwas zu sagen. Und da man auch formell die Lyrik auf einen ganz engen Kreis menschlicher Gefühle eingeengt hatte, der gegenüber den Mannigfaltigkeiten des menschlichen Empfindens eine ungeheuere Verarmung bedeutete und schließlich auch eine Ermüdung der Gestaltungs- und Formkraft zur Folge hatte, so war man mit dem Vorwurf der Rhetorik rasch zur Stelle.

Obzwar man gerade in diesen Jahren in einer streng historischen Auffassung der Literatur die Ehre der Wissenschaft sah, vergaß man in diesem Falle ganz die reiche Vergangenheit der Lyrik, die die Historiker auf ein Minimum hätten reduzieren müssen, wenn sie dem lyrischen Ideal ihrer Zeit Folge geleistet hätten. Im Eingang der Lyrik des 19. Jahrhunderts steht die Dichtung der Befreiungskriege, steht Rückert mit seinen „Geharnischten Sonetten", Körner mit seinen Schwert- und Schlachtliedern, Friedrich Schlegel, Max Schenkendorff und Arndt mit ihren vaterländischen Liedern. Das politische Lied bildet geradezu ein Charakteristikum der jungdeutschen Schule, die in den „Politischen und sozialen Gedichten" Freiligraths, den „Liedern eines Lebendigen" von Georg Herwegh, den „Nachtwächterliedern" Dingelstedts, den „Wiener Spaziergängen" Anastasius Grüns, den Proletarier-Liedern eines Karl Beck das politische Wollen und Werden der Zeit begleitete. Hatte noch der jüngere Freiligrath der politischen Lyrik die Devise gegeben: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei", so hat ihm Georg Herwegh zugerufen:

„Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei;
Ich hab gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!"

Herwegh war sich in diesen Versen bewußt, daß der Ruhm des für politische Ideale kämpfenden Dichters mit dem Schicksal seiner Partei aufs engste verflochten sei, mit ihrem Sieg stehe oder falle — die innere Tragik jeden Dichters, am meisten aber des politischen, der nicht nur abhängig von der Zeit ist, sondern im Kampf der Ideen sein Wort in die Wagschale wirft. Und ebenso war sich die Zeit des Einwurfes



Digitized by Google

der Rhetorik bewußt, die dieser Gattung so wesentlich eignet, wie das Praeteritum der epischen oder der Dialog der dramatischen Dichtung. Aber man fand sich, wie ein Mitarbeiter des „Literarischen Taschenbuches" von Robert Prutz (1845), mit etwa folgender Erwägung ab: „Indem der Dichter das Schöne, das noch nicht ist, aber natürlich sein soll, eben als etwas, das sein soll, vor denen darstellt, in deren Hand es liegt, die Zukunft zu gestalten", so nimmt sein Gedicht „ganz naturgemäß die Form des Optativs und Imperativs an, es erscheint wirklich als Erinnerung, als Ermunterung, als Überredung, ja, es wirkt auch als solche." Jede aktivistische Dichtung ist eine imperative, das Rufzeichen ist die ihr am meisten entsprechende charakteristische Interpunktion. Wann immer eine Bewegung allseits die Kultur zu beeinflussen begann, konnte sich die Kunst diesem Einflusse nicht entziehen, und bemühte sich speziell die Dichtung, die Ideen der Zeitbewegung darzustellen und zu unterstreichen. So schuf auch der Naturalismus im Bund mit dem ihm verschwisterten Sozialismus die moderne soziale Lyrik eines Karl Henckell und Josef Henrich Mackay. Als Eichert in den 90er Jahren mit seiner Gedichtsammlung „Wetterleuchten" hervortrat und sich in einem Vorwort wegen seines Aktivismus rechtfertigen zu müssen glaubte, da war er, trotz seiner im Formalen wesentlich konservativeren Art, doch in modernerem Gleise. Sein Gedicht „Gerechtigkeit", das die Arbeiterenzyklika Leos XIII. begrüßte, ist im Bunde mit einigen anderen sozialen Gedichten ein Gegenstück zur Lyrik der Sozialisten, so wie die Enzyklika des Arbeiterpapstes ein Pendant zum Erfurter Programm darstellt. Wäre Eichert der Arbeiterbewegung und ihrer Denkart nähergetreten, so hätte er damals die Chance gehabt, ein Arbeiterdichter zu werden.

Die innige Verknüpfung von Dichtung und Leben bildet einen Grundzug der Eichertschen Persönlichkeit. Seine Dichtung war immer dem Leben zugewandt, weil sie aus ihm herauswuchs. Am Beginn und lange Jahre später Journalist, war Eichert in seinem Interesse den praktischen Fragen des Tages niemals ausgewichen, und sein Schaffen hat dergestalt von diesen seine Impulse erhalten. Die aufstrebende Wiener katholische Bewegung der Jahre 1890 bis 1900, in die der Deutschböhme hineingerissen wurde, mit ihrem Kampf um das Kreuzsymbol in den öffentlichen Schulen, ihrem immer wiederholten Rufe „Zurück zum praktischen Christentum" in den sozialen und kulturellen Fragen des öffentlichen Lebens, ihrem Anrennen und Anstürmen gegen den politischen Liberalismus, den antisozialen Mammonismus und den wissenschaftlichen Atheismus, diese mächtig schäumende Volksbewegung hat in Eichert ihren literarischen Ausdruck gefunden. Theodor Storm, der für die Verengerung des Begriffes der Lyrik durch seine ernste Kunst und seinen feinen Geschmack so einflußreich geworden ist, hat es einmal ausgesprochen, daß von der lyrischen Produktion eines Autors zu guter Letzt nur einige wenige Gedichte bleiben, die Bestand hätten. Um wievielmehr gilt dies von der angewandten Lyrik, von der Schwarz-Weiß-Manier aller Tendenzdichtung mit ihrer Zeitgebundenheit und ihren Schlachtwunden. Es bedeutet für die politische Dichtung Eicherts viel, wenn einige seiner Gedichte, wie „Wir wollen wieder Christen sein!" u. a. trotz ihrer 30 Jahre noch heute der Zeit dienen, daß sie die Lebensdauer eines Menschenalters haben. Das liegt sicherlich auch im Charakter unserer Epoche, die im sittlich-religiösen Bezirke und vielen angrenzenden politischen Fragen im wesentlichen noch immer die gleichen Mächte und Gegenmächte miteinander im Kampf sieht. Aber darüber hinaus hat es doch auch der Dichter verstanden, in vielen seiner Schöpfungen von dem unmittelbar gegebenen



Digitized by Google

Anlaß abstrahierend den Gegensatz zu weiten und zu verallgemeinern und durch die Glut seines Ausdruckes in seiner Intensität festzuhalten. Die Empfindungen, die Eichert derart ausdrückte, waren nicht neu; sie waren unzähligemal in Rede und Schrift formuliert worden, aber er war der Interpret jener Stimmungen und hat Prägungen vorgenommen, über die andere nicht verfügt hätten, da niemandem vor ihm, was die politische Dichtung der Katholiken betrifft, eine so große Sprachgewalt zu Gebote stand. Seither hat die katholische Lyrik in den Dichtungen Thrasolts und Oberkoflers, Heinrich Lerschs und Gertrude Le Forts neue Töne von Kraft und Schönheit gefunden, demgegenüber der in manchem formlose, jedenfalls einer älteren Stilrichtung angehörende Kampfdichter in Eichert hausbacken und nüchtern vorkommen könnte. Aber all diese Dichter, selbst Lersch, meiden ängstlich die Zinne einer Partei, und an Kraft und Wucht haben auch diese ganz anders gearteten modernen Künstler ihn nicht überbieten können.
Diese Wucht, die alle Kampfgedichte Eicherts beseelt, bildet und formt seinen Stil. Er lebt von der Variation — die erste Strophe schlägt den Grundton an, die andern wiederholen und variieren, verstärken und steigern ihn. Und was die Strophe im Ganzen des Gedichtes, das leistet der Satz in der einzelnen Strophe, das besagen die Figuren der Wiederholung im einzelnen Satze. Er häuft die Worte, wenn er schreibt: „Hört, von den Bergen tost der Hall und bricht sich fern wie Donnerschall", denn der Donnerschall ist im Grunde nur eine Verstärkung, Steigerung des Halls der ersten Zeile, und das Tosen zielt nach derselben Richtung. Der häufige Gebrauch des Refrains oder die bis zur Überladung gesteigerten Wortverbindungen sind ein letzter Ausdruck dieser Wiederholungstendenz seiner Strophen und Satzgestaltung sowie die Einstellung seiner Sprache auf die aus der Sphäre von Schwert und Schlacht oder Donner und Gewitter oder Leuchten und Glut genommenen Epitheta und Substantiva seine Erlebnisweise charakterisiert. Sein Saitenspiel braucht gewaltige Triebe:

„Heiß sei die Glut, die seinen Stahl bemeistert,
Und fragt ihr, was zum Sänger mich begeistert:
Ein großer Haß und eine große Liebe."

Eicherts Streitlyrik wurzelt im religiösen Erdreich. Auch wo sie soziale Töne anschlägt, wo sie zum Anwalt der Armen wird. Daher findet seine Dichtung in den „Kreuzliedern" ihre höchste Weihe. Dem Kampf ums Kreuz und fürs Kreuz entspricht eine tiefe mystische Liebe zum Kreuze. Er hat wohl die schönste Hymne an das Kreuz geschrieben, die in der deutschen Literatur gefunden wird, wenn er es, geweiht und verklärt durch Christi Opfertod, als Symbol des Weltgerichtes feiert:

„Kreuz, o du herrliches, schimmerndes Zeichen,
Purpurweintriefender Baum ohnegleichen!

Hell wie die Sonne strahlt deines Stammes
Schaft vom geheiligten Blute des Lammes.

Feurige Säule, Weltzeichen trennend,
Himmelwärts Wallenden leuchtend und brennend,

Hüllst du in Finsternis, abgrundgeboren,
Weltwärts den prahlenden Hochmut der Toren.

Markstein der Ewigkeit, zeitenlos ragend,
Welten erbauend und Welten zerschlagend!



Digitized by Google

Fackel des Zeitenbrands, purpurumklommen,
Sehn wir im Siegeslauf einstens dich kommen,

Thronend im heiligen, lebenden Lichte,
Lodernd vom Blitze der Gottesgerichte!

Gegenüber der Marienlyrik des 19. Jahrhunderts, an der auch Eichert mit einem Bändchen Teil hat, haben die Kreuzlieder Eicherts mit Kraft und Bedeutsamkeit die Jesuslyrik wieder aufgenommen, die so lange in der deutschen Literatur im Hintergrund gestanden. Das tiefe religiöse Erleben in Gedichten wie „Jesus an die Seele" und „Auch du" ist Geist vom Geiste der ignatianischen Vorstellungs- und Empfindungswelt. Auch sie hat Eichert nicht geschaffen, sondern in dem religiösen Empfindungsleben der Kongregationen und des Herz-Jesu-Kultes seiner Zeit vorgefunden; aber er vermochte sie mit einer Beseeltheit und Formlebendigkeit zum Ausdruck zu bringen, wie es den vielen Stimmen im Chore nicht gelang, so daß man heute kaum mehr an die Wurzeln ihrer literarischen Abkunft denkt. Es ist das Bild des neuen Katholizismus, das sich in seiner religiösen Empfindungswelt spiegelt: der Geist tiefer, mystischer Versenkung in die Wunden Christi, voll Liebe gegen ihn und die Mitmenschen; aber der Geist, der sich so ganz hingibt, wird, wie in der Zeit der Märtyrer und der Kreuzzüge des Mittelalters, zum Eiferer für die Rechte des Kreuzes, das allein imstande ist, die Menschen zu beglücken. Siehe da die gemeinsame Zelle von Haß und Liebe!
Im tiefsten in sich geeint mag manchem Betrachter, der mehr auf der Oberfläche der Erscheinungen haftet, diese Doppelseitigkeit Eicherts widerspruchsvoll vorkommen, obschon sie bereits in seiner Gedichtsammlung „Höhenfeuer" zur Geltung kam und in dem zuletzt erschienenen Buche „Alpenglühen" in ihrer Treue zu Natur, Ehe und Friede von dem anderen Eichert Zeugnis ablegt. Hier begegnet eine resignierte, wenn auch in sich ausgeglichene Stimmung; ein müdes Zurückblicken in die Vergangenheit mit ihren Träumen und Erwartungen; das Gefühl des Alterns in seiner tiefen, menschlichen Tragik, die auch das Eheglück durchfurcht; und in der Natur die Vorliebe für die herbstliche Rötung des Waldes und das Welken der Blumen. Es begegnet uns der Mensch, losgelöst vom Streit der Zeit, in seinen Beziehungen zum „Du", in seiner Liebe und Treue, in seiner Anteilnahme an Welt und Sonnenglanz. Nicht allzuviele Farben werden aufgetragen, es ist eine engere, begrenztere Welt, einfacher, naturgemäßer Verhältnisse, aber dafür umso intensiver auf das Herz und das Bewußtsein der Vergänglichkeit des Erdlichen eingestellt. Die Keuschheit und Sprödigkeit tiefer Liebe hat in folgendem Gedicht Verkörperung gefunden:

„Wir haben uns nie ein Wörtchen gesagt
Von Liebe hier oder dort
Und wissen, ob stets die Lippe noch zagt,
Die Botschaft auch ohne Wort.

Wir haben uns nie mit Flüstern bestellt
Zu stillem Beisammensein —
Und finden uns doch in der weiten Welt
Allüberall ganz allein.

Wir haben uns nie die Hände gedrückt
Oder gar uns geküßt, — o nein!
Doch Seele an Seele steht bräutlich geschmückt —
Und das wird immer so sein!



Digitized by Google

Ganz leise klingt in einem der wenigen Liebesgedichte die soziale Note an:

„In den Frühling unsrer Liebe
Wehten niemals Ros' und Flieder,
Lenzesfarben, Lenzestriebe,
Blütenduft und süße Lieder.

In den Frühling unsrer Seelen
Klang des Stadtlärms dumpfes Dröhnen,
Roher Sang aus trunknen Kehlen,
Wirrer Schwall und müdes Stöhnen.

Doch die Steine mußten blühen,
Und zum Lied ward das Getriebe,
Einzig unsrer Seele Glühen
Wob den Frühling unsrer Liebe."

Die tiefe Wehmut, die viele dieser Gedichte des anderen Eichert beseelt, ist Gegenstand allgemein menschlichen Empfindens; so kann jeder erleben, der die Mitte des Lebens überschritten hat:

„Viel Jahre lang sehnten wir uns hinaus
Aus dem grauen Nebel, dem düsteren Haus,
Aus der engen Gasse, der staubigen Stadt,
Die, ach, so gar keinen Frühling hat.
Jahrelang haben wir ausgeschaut,
Uns draußen im Grünen ein Luftschloß gebaut,
Gedarbt, gerechnet, den Platz gemessen ...
Ach — und jetzt haben wir drauf vergessen.

Es kam über uns nach manchem Jahr
Eine müde Stille, so sehnsuchtsbar
Wie über der Höhe der Oktobertag,
Still, — stiller wandelt des Herzens Schlag.
Unsre Kinder, sie sind der Stadt entsprungen,
Wir habens ersehnt — sie habens errungen,
Sie sehen draußen den Frühling treiben —
Ach — und jetzt wollen wir gerne bleiben."

Wie für die sozialen Nöte der Zeit gibt die Religion auch in den privaten Kümmernissen die Lösung; so mahnt das Gedicht „Demut" zur menschlichen Bescheidenheit, so weist das Gedicht „Friede" auf das Kreuz hin. Ich zitiere: „Gefunden".

„Ich habe gar viel begonnen,
Kein Stück mir recht gelang;
Ich suchte des Glückes Bronnen,
Am Felsen mein Grabscheit zersprang.
Hab' lang gesucht und gesonnen —
Da wurde mein Sinnen Gesang.
Da wurde Gesang mein Sinnen
Und es gelang mein Stück;
Ich hörte den Bronnen rinnen
Und fand das gesuchte Glück;
Es rauschte der Seele Minnen
Zu Gott, zur Quelle zurück."

Eicherts Lyrik hat in diesen und anderen Gestaltungen sicher von der impressionistischen Stilrichtung gelernt. Es war die Zeit, da er seit 1907 die Monatsschrift „Der Gral" redigierte, die ebenso auf die Sammlung poetischer Produktionen als auf die poetische Theorie eingestellt war. Zieht man von den mannigfachen Kampf- und Irrfahrten, die dieser Zeitschrift aus Zeitumständen und Temperament der



Digitized by Google

Gralgruppe erwuchsen, ab, was alles nicht ihren Kern ausmacht, so kann man den Grundzug der Eichertschen Persönlichkeit, Dichtung und Leben miteinander in Einklang zu bringen, auch als ihren Grundcharakter auffassen. Überzeugt von der Macht der Ideen und der Notwendigkeit, sie in den Dienst der Zeit zu stellen, hat Eichert darin die Bedeutung der katholischen Literatur für die Gegenwart und gegenüber der Moderne gesehen. Wiewohl sich gerade in diesen Jahren die schon in der „Höhenluft" angeschlagenen Töne der reinen Lyrik (um mit Storm zu sprechen) in ihm immer mehr zu festigen und auszuweiten begannen, erschien ihm doch gegenüber dieser Aufgabe die Form insofern als eine untergeordnete Sache, als er auch andersgeartete stilistische Prinzipien Zugang in seinen Heften finden ließ.

Während meiner engeren Zusammenarbeit mit ihm, in den Jahren 1917 bis 1921, da wir den „Gral" trotz Krieg und Not vor dem Untergang bewahrten, konnte ich mehrfach seine Aufgeschlossenheit gegenüber jungen Talenten und neuen Richtungen erleben, die in seinem Alter nicht alltäglich vorkommt, die er aber frühzeitig gegen Handel-Mazzetti bekundet hatte. Wichtiger als die Zugehörigkeit zu einer Stilrichtung war ihm die Forderung klarer Entscheidung.

Die katholische Literatur strebt aufwärts; neue Verlage, neue Schriftsteller. Und auch die Erkenntnis hat sich durchgesetzt, daß der Dichter die Sprache seiner Zeit sprechen muß, die wie jede ihren Stil hat und von deren Entwicklung sich niemand ungestraft absondern kann. Aber trotz dieses Aufschwungs im äußeren Betrieb, sind wir nicht in manchem ärmer geworden? Wir sind ärmer geworden an volkstümlicher Literatur, deren Wichtigkeit Eichert nicht nur stets betont, sondern mit seinen 40 000 Bänden auch erfahren hat. Trotz aller Mysterienspiele, die doch nur Reste früherer Zeiten und Kräfte sind! Noch mehr aber sind wir verarmt an entschiedenem, klaren, hinreißenden Gehalt, den ein erklügeltes Spintisieren unserer intellektualistisch und akademisch eingestellten Dichter nicht ersetzt. Dieser Zeit nun ruft Eicherts Persönlichkeit zu: „Eine katholische Kunst ist die, die katholische Ideen gestaltet," oder, wie Kurt Hiller sagt: „Kunst ist wenig, wenn sie nichts ist als Kunst. Es gibt Höheres als Kunst".

## Die Gesegnete

Du Blütenreis, du Samenkorn,
du Tropfen aus dem tiefsten Born,
du leise-laute Frage,
du junges Reis, du rote Blum',
o Wunder und Mysterium,
das ich im Schoße trage. —
O Knospe du am zarten Stamm,
du schönes Licht, du helle Flamm',
o Frucht, du klare, holde, —

als wie ein Becher will ich sein,
wie eine Schale schön und rein,
wie ein Gefäß von Golde.
O Herr, mach meine Hände rein,
wie Blumenblätter also fein
und stark wie Vogelschwingen,
um Dir, mein Gott, des ich gedenk,
dies lieblich-köstliche Geschenk
als Opfer darzubringen.

Edith von Walter



Digitized by Google

# Das Sündenwasser

## Roman von Heinrich Luhmann

DIESER Tag riß eine Kluft zwischen Johannes und Dorte.
Sie sahen sich nicht mehr.
Ging Johannes an den Sonntagen zur Frühmesse, so wartete sie das Hochamt ab.

Es waren trübe, regnerische Herbsttage. Die Arbeit auf dem Felde litt sehr unter dem Wasser. Der Pflug rostete in der Scheuer. Die gemähten Felder schlugen in den Stoppeln neu aus.

Kamp schien es nicht sonderlich zu treffen: die Jagd war gut geworden, da Frühling und Vorsommer ohne Regen und Kälte gewesen waren. Es war zudem hohe Zeit für die Diesseitigen. Der alte Graf war kürzlich verstorben und ließ seine erbitterte Feindschaft gegen die Laaker an unmündige Kinder als Erbe zurück. Die Förster waren so klug, nur die verwegensten diesseitigen Bäume zu stauen, die übrigen ließen sie wachsen.

Der „rote Schlächter" von einst war längst nicht mehr rot, sondern weißköpfig geworden. Er hatte sich zudem in einer verschwiegenen Nacht ein lahmes Bein und soviel Einsicht geholt, daß er sich keinen Esel mehr an die Krippe binden ließ.

Kamp hingegen schien mit den trägsten Eseln zu pflügen, die irgendwo liefen.

Immer weniger trugen seine Felder, und immer mehr blieb liegen.

Als die vierzehn Tage um waren und richtiges Pflügewetter eintrat, erschien pünktlich, als ginge es zum Pferdeappell, der lange Christ und sagte sich als Knecht an.

Es war gerade Mittagszeit.

Dorte stand am Herdfeuer und schürte die Glut, während schon die Teller auf dem Tische warteten. Er gab ihr leichthin die Hand, und ein leises, sieghaftes Lachen sprang ihm aus den Augen. Es war aber frei von Spott. Dann begrüßte er Kamp, der schon am Tische saß, setzte sich auch hinzu und aß ohne Nötigung gründlich und viel.

Nach dem Essen fragte er, als sei er bereits Jahre hier Knecht und etwa nur für einen Sommer fort gewesen, welcher Stoppelacker zuerst umgeworfen werden solle, der auf dem Seidenfelde oder der auf der Geist.

„Der auf der Geist ist am trockensten", sagte er.

Dabei sah er Kamp an, als sei der Knecht und erhalte den Befehl. Als ihm keiner antwortete, meinte er, ruhig weiter essend und in größter Bestimmtheit:

„Den werde ich also zuerst nehmen."

„Ja," entgegnete nun endlich Kamp und wich immer noch seinem Blick aus, „der ist am trockensten."

Gleich nach dem Essen sahen sie ihn auf dem Hofe den Pflug schärfen.

Dann spannte er Pferd und Kuh vor und zog, ohne einen Führer zu gebrauchen, auf die Arbeitsstätte.

Er kehrte erst heim, als es bereits dunkelte. Sie waren schon mit dem Essen fertig, als er an den Tisch kam. Er saß stumm und in sich gekehrt da. Als Kamp fortgegangen war, holte er das Lederzeug der Zugtiere, das arg verwahrlost war, und besserte es aus. Dorte und die Magd saßen allein mit ihm in der großen Deelenküche. Nach und nach scheuchte Christ seine Stummheit, die drückend lag, fort und war nun fröhlich aufgeräumt.



Digitized by Google

Er erzählte von der letzten Soldatenzeit, von Abschiednehmen und Auseinandergehen.
Dorte wunderte sich nur einmal.
Ist das noch derselbe, der er vor wenigen Wochen war, dachte sie, der wilde Kerl? Sie fragte sich, ob sie irre.
Er sah sie kaum an. Er sprach auch nicht mit ihr. Und doch war alles für sie gesagt. Sie fühlte es. Nur hin und wieder, ganz zufällig, traf sie sein Blick. Dann war es immer, als sei ihr etwas befohlen, als müsse sie einem fremden Willen gehorchen. Sie mußte ausweichen und tat es, indem sie spöttisch zu lachen suchte.
Er tat, als gelange es nicht zu ihm hin. Endlich erhob er sich und ging mit freundlichem Ernst in die Kammer hinauf.
Dorte lag diese Nacht lange wach.
Er ist anders geworden, dachte sie wiederum, und suchte sich vorzustellen, wie er sie vor ein paar Wochen begehrt hatte. Sie schloß die Augen und fühlte den Wirbel des tollen Tanzes, in den er sie gezwungen. Und seinen heißen Mund spürte sie über ihrem. Nun war er kühl und ein ganz anderer Mensch —, oder trieb er sein kluges Spiel? Pah, was kümmerte es sie? Sie lachte. Es sollte ein befreiendes Auflachen sein, aber es klang halb zornig und halb bittend durch die tiefe Nachtstille ihrer Kammer.
Mit seinem Namen auf den Lippen schlief sie ein.
Vor Tag war der neue Knecht schon auf.
Er wartete bereits auf den Morgentrunk. Als er ihn genossen, sagte er, während er schon auf die Deele trat, obenhin:
„Heute muß das Seidenfeld um; denn das Wetter bleibt nicht lange. Den Mittag müßt ihr mir bringen."
Er wartete die Antwort nicht ab, sondern warf dem Gaul auf dem Vorschöpsel das Kummet um und zog gleich über den Hof, der noch im Morgengrau lag, hinaus.
Dorte lachte laut auf. Er sollte es hören. Sie war voll Ärger und Spott.
Ihm das Essen bringen? War er der Herr und sie die Magd? Zudem kannte man es auf dem Hofe nicht anders, als daß für Mann und Tiere um elf Uhr die Naune begann. Er sollte lange warten!
Sie tat das Werk des Morgens mit einem finsteren Ingrimm.
Als es gegen Mittag kam, bebte in ihr eine Unruhe. Sie lächelte und beschwichtigte sich mit dem Scherz, die Pflicht rufe sie — aufs Feld zu ihrem Knecht.
Sie bereitete nichts für ihn vor.
Mochte er kommen und sich an den Tisch setzen!
Aber sie fand keine rechte Ruhe. Ob er wiederum hochmütig über sie hinwegsehen werde, wenn sie mit ihm allein sein würde? Aber was sollte sie sich überhaupt um ihn kümmern?
Sie arbeitete. Indes ihre Gedanken waren nicht bei ihr. Als die Uhr Mittag schlug, füllte sie doch ein Traggeschirr und eilte hinaus. Es geschah halb im Zwang, und sie schalt sich selbst.
Er pflügte ruhig weiter, als er sie kommen sah.
Ja, als sie unten an der Furche wartete, machte er mitten eine Pause und ließ die dampfenden Tiere verschnaufen.
Sie wollte das Geschirr an den Boden werfen. Aber sie tat es nicht.
Langsam pflügte er dann zur Anewende hin, hing den Tieren die Decke über, warf ihnen Futter hin und wandte sich jetzt Dorte zu.



Digitized by Google

„Es wird uns schmecken, Deern", sagte er und zeigte auf den Langbalken des Pfluges, daß sie sich setze.
Sie tat es nicht, trotzdem der Weg und der Morgen sie müde gemacht hatten.
Da setzte er sich selbst, aß und trank und tat, als sei sie gar nicht da.
Die Schollen um ihn dampften und blinkten. Vögel flogen hin und wieder. Die Sonne eines milden Tages warf breite Goldbahnen auf die schwarzbraun aufgebrochene Erde.
Sie ärgerte sich über ihn und wollte es ihn fühlen lassen.
„Du," sagte sie, „du bist unser Knecht, aber wir wissen nicht einmal, woher du kommst."
„Mich hat der Esel aus der Wand geschlagen", sagte er gleich, und sein spöttisch-grimmiges Lachen war wieder da. Sein Gesicht aber war dunkelrot wie bei einem Menschen, dem ein Husten das Blut gelöst hat. In diesem Gesichte hatten seine Augen noch dunklere Gewalt.
„Was für ein dummes Gerede das ist", sagte sie spitz.
Er war plötzlich sehr ernst geworden, hielt den Löffel in halber Höhe zwischen dem Düppen und seinem Mund und antwortete:
„Meinst du?"
Dorte hatte sich bereits umgewandt und war schon auf dem Heimwege. Da führte er den Löffel zum Munde, aß und flötete dazwischen abgebrochen kurz, daß sie es noch weit hören konnte.
Am folgenden Tag brachte die Magd das Essen. Den dritten und vierten gleichfalls.
Dorte ließ sich abends nicht sehen. Sie saß in der Deelenstube seitan. Sie hatte in der Nachbarschaft zu tun. Oder sie ging früh in ihre Kammer.
Am fünften Mittag, als Christ am Lindenpfad pflügte, trug sie selbst wieder die Mahlzeit hinaus.
Der Weg führte am Flusse vorbei, an der Stelle, wo sie die Kripper wußte. Johannes stand im Boot. Sie tat, als sähe sie ihn nicht. Nicht weit von hier, von dem flachen Ufer gut erkennbar, war der Acker. Christ hielt schon, als warte er auf sie und als sei es selbstverständlich, daß sie und nicht die Magd heute kommen müsse.
Er saß auf dem Pflugbalken, lachte und sagte, indem er zur Seite rückte:
„Er ist für zwei gemacht, Deern, und hier ist's kuschelig."
Er deutete in die Ecke zu der Zwille hin, wo sein Wams lag.
Sie wollte ihm ins Gesicht lachen und dann ohne ein Wort umwenden — er sollte seine Freude haben.
Da aber sah sie Johannes über das Ufer hinausragen. Er mußte sie gerade sehen.
Da lachte sie und sagte:
„Pah, es macht mir nichts", und setzte sich an seine Seite.
Er war doch überrascht.
In seinen Augen blitzte es auf. Aber nur für einen Herzschlag.
Er öffnete die Bütte, fischte einen Zwieback aus der Milchsuppe und sagte ohnehin:
„Drei Tage wird's hier noch dauern — wie lange liegt das schon brach?"
Sie antwortete ihm nicht.
Sie dachte, er will den Schulmeister spielen! Sie sah ihn nicht an, sondern wandte sich zu Johannes hinüber und nahm sich vor, jeden Mittag die drei Tage herzukommen und sich jedesmal hier auf den Pflug zu setzen.



Digitized by Google

Christ aß ruhig weiter und ließ sich nicht stören.
„Die Kuh gibt schon keine Milch mehr", fuhr sie heftiger und neu gereizt fort, „ich — du — ich will das nicht!"
Er hatte gerade die Bütte leer. Mit dem Löffel, den er noch in der Hand hielt, trommelte er auf das Blech, flötete dazu und sah sie mit Augen an, aus denen Schwere und Dunkelheit ganz gewichen waren. Sie blinzelten schalkhaft.
Dorte war aufgesprungen. Aber gleich fühlte sie, daß sie unklug daran getan. Sie setzte sich wieder.
Er zog einen Apfel aus der Tasche, hielt ihr, als seien sie im schönsten Frieden, die rote Backe hin und lachte:
„Der ist schöner als der im Paradiese, Deern, willst du nicht Eva sein und ihn anbeißen?"
Da mußte sie auch lachen. Sie biß hinein und aß.
Er suchte die Stelle ihres Mundes und hielt ihn dann abermals hin. Sie nahm noch ein paarmal. Plötzlich aber spie sie die letzten Stücke aus, sprang auf, ließ das Geschirr und lief den Weg zurück.
Am Wasser blieb sie stehen.
Johannes war allein.
„Wie lange habt ihr hier noch zu tun?" fragte Dorte.
„Drei — vier Tage, denke ich. . . ."
Dorte lachte als sei ihr eine Freude angetan.
„Hier ist kein Grund," fuhr Johannes fort, „hier ist schauerliche Tiefe!"
Sie wollte weiter gehen. Da hörte sie den Knecht hinter dem Pfluge laut pfeifen. Sie wußte, daß er sie im Auge hatte. Da setzte sie sich an das Ufer, Johannes gegenüber, und überschüttete ihn mit einem tollen Geschwätz. Dann aber schwieg sie wieder, den Kopf in die Hand gestützt, und machte ihm ihre Augen.
Johannes trug es eine Weile stumm. Dann sagte er, und es war wieder tiefe Traurigkeit in ihm:
„Dorte, es ist anders mit mir —"
Da sprang sie auf, stampfte mit dem Fuß und lief fort.
Danach ließ sie sich drei Tage bei dem Knechte nicht sehen.
Einmal, es war schon regnerischer Vorwinter, schnitten sie auf der Tenne Häcksel. Christ führte das Messer, und Dorte füllte die Haferbunde in die Bank. Da kam eine Lust über ihn, ihr seine Stärke zu zeigen. Er schlug das schwere Messer durch das Stroh, als träfe es einen Halm. Dorte hatte Mühe, ihm immer neue Nahrung zu geben. Dabei sang und pfiff er, wie es seine Art war, ohne nach Dorte zu sehen.
Es wurde ihr schwarz vor den Augen, aber sie gab sich nicht. Der Schweiß stand ihr in dicken Perlen auf der Stirne.
Christ wollte es nicht sehen. Es würde ihn gewiß recht freuen, dachte sie, wenn sie nicht mitkönne. Wenn sie ein Schwindel packte, da würde er triumphieren! Nun erst recht, schrie es in ihr, nun erst recht! Sie zwang sich in eine wütende Arbeit. Daß sie es nicht lange aushielt, ward ihr bei jedem Bündel klarer. Sollte sie schwach vor ihm stehen?
Plötzlich schoß ihr ein rettender Gedanke auf: sie nahm das nächste Bündel, schob es bis vor sein Messer und zog es gleich wieder zurück — seine Kraft schlug ins Leere. Er sah nicht zur Seite, setzte neu an, und schlug abermals mit mächtigem Schwung ins Leere.
„Katze", sagte er und lachte.



Digitized by Google

Sie duckte sich und fuhr heimlich über das heiße Gesicht. Sein Lachen hatte sie eigentlich enttäuscht. Sie hatte sich gedacht, es müsse ein heftiger Zorn über ihn kommen . . .
Dann gab sie ein paar Bündel. Die Arbeit war in vollem Gange. Da aber zog sie wieder zurück, kichernd und spöttisch.
„Du," sagte er und sah sie prüfend an, „du kannst nicht mehr."
Sie lachte nur.
Das nächste Bündel bekam er wieder nicht zu fassen. Sie schob es vor sein Messer, zog es zurück, gab es ihm in ein paar tauben Ähren und holte es wieder, wie wenn ein Tier mit seinem Opfer spielt.
Plötzlich hatte er sie in seine Arme gerissen. Seine Augen flackerten über ihr.
„Deern", sagte er und hob sie wie ein Kind zu seinem Gesichte hinauf.
Sie hatte die Augen geschlossen. Ob er mich küßt? dachte sie. Sie wünschte es halb. Sie sah ihn nicht an.
Er hielt sie immer noch. Aber er küßte sie nicht.
Plötzlich schüttelte sie ihn an den Schultern, blitzte ihn an und war ganz funkelnder Zorn.
„Laß mich," schrie sie ihn an, und war nahe daran, ihm wieder die Nägel ins Gesicht zu schlagen, „laß mich! Was habe ich mit dir?"
Er ließ sie gleich fallen — schneller als sie erwartet hatte.
Er sah sie gar nicht mehr an, füllte selbst die Bank und schnitt allein weiter.
Dorte bemerkte noch sein Lächeln, das nun spöttisch und überlegen war. Sie hätte aufstampfen mögen, unterließ es aber und ging in die Küche, wo sie sich laut und lärmend am Feuer zu schaffen machte.

*

Es blieb etwas in Dorte von diesem Tag, das sie süß überrieselte. Sie dachte oft daran zurück. Wie eine Korngarbe hatte er sie gehoben. Sie dachte auch an Johannes. Aber dann war es ganz tief und leer in ihr. Sie meinte, ihre Seele müsse sich auftun und aus dem verborgensten Grund um ihn weinen. War sie bei dem Knecht, dann schwieg immer diese verborgene Seele, und nur ihr Blut sprach.
Sie hatte oft die Vorstellung, als müsse sie mit ihm etwas Besonderes erleben, etwas, das nicht im Alltag war. Es war ihr dabei, als gingen sie durch schauernde Naturgewalten. Große Dunkelheiten waren um sie oder brechender Sturm, als schritten sie unter Blitzen hin — seine Kraft aber schütze sie vor allem.
Einen regnerischen Wintertag hatte der Knecht sie mit dem Gefährt von der Beerdigung aus einem benachbarten Dorf heimzuholen. Die Verwandtschaft hatte sie bis gegen Abend gehalten. Auf der Heimfahrt saßen sie sich nahe auf dem engen zweiräderigen Karren, der in jener Gegend für die Kirchfahrten gebräuchlich ist.
Sie fuhren schon eine Strecke durch Nebel und Kälte. Christ fühlte deutlich, wie Dorte sich mühte, ihm ihr Zittern zu verbergen. Da zog er den Wärmekrug, den er eigens für sie mitgebracht hatte, unter dem Leder hervor und hielt ihn ihr stumm hin.
„Für Großmutter?" fragte sie schnippisch.
Ihre Zähne schlugen leicht. Es entging ihm nicht. Sie nahm den Krug, holte ihn aus dem Stroh her, entkorkte ihn und schüttete den Inhalt aus.
Er zwinkerte, schwieg, flötete und gab dem Gaul einen Peitschenhieb, daß er auffuhr.
Der Boden war überall vom Regen aufgelöst, die Wiesen standen unter Wasser,



Digitized by Google

das während des Tages beständig gestiegen war. Das Dorf, in dem Dorte zu tun gehabt hatte, lag dem Flusse abgewandt. Nun näherten sie sich dem Wasser, fuhren hinein in die grollend dunkle Unheimlichkeit. Eine brechende Gewalt war im Unsichtbaren tätig. Flackernde Unruhe kam über das Tier im Stell. Seine Instinkte witterten entfesselte Naturkräfte.
Bis an den Hillweg stand die Flut, an ihm brachen sich die herandrängenden Wellen. Die Fahrt war nicht ohne Gefahr. Der Weg dämmte sich hier hoch gegen die Wiesen auf, und leicht hätte die Karre abstürzen können.
„Wir müssen umkehren", sagte der Knecht und griff in die Zügel.
Da hörte er Dorte leise und spöttisch lachen.
Umkehren? Wo hier Gefahren lockten? War es ihr nicht gewesen, als schritte sie mit ihm durch schauernde Naturgewalten? Durch große Dunkelheiten, unter Blitzen hin? Noch einmal lachte sie auf. Da war es Christ, als würde er sehend. Er griff die Zügel mit festen Händen, nahm die Peitsche und trieb das störrische Tier an.
Pappeln, Weiden und Eichen umstanden jetzt den Hillweg. Es wurde finster, und von oben fiel im Rauschen der Kronen eine dunkle Schauernis in die spülende Flut. In den Bäumen saßen Scharen von Krähen, eine Weile ruhten sie schweigend, dann flatterten sie schreiend auf und wechselten von Wipfel zu Wipfel.
Das Pferd wollte nun durchaus nicht weiter. Erst nachdem es eine Weile gestanden, hub es wieder zu laufen an, jetzt aber wie gehetzt und rasend. Nun kam etwas von der Entfesselung des Elementes über das Tier, die sich den beiden Menschen schnell mitteilte. Dorte jauchzte plötzlich in die Stimmen der Dunkelheit, entrückt und vergessen. Dem Knecht schoß eine heiße Welle hoch, er peitschte das Tier in schnelleren Lauf — o, immer so fahren, fliegen!
„Du," sagte er und beugte sich zu ihr nieder, „du mußt meine Frau werden!"
Dorte antwortete nicht.
„Hörst du, du mußt meine Frau werden, und ich bleibe auf dem Hof!"
Er schrie es fast. Dann wollte er sie küssen. Sie aber entzog sich ihm. Er rüttelte sie und riß sie an sich.
„Was bist du für ein Weib?" sagte er langsam. Seine Augen wurden groß und zwingend, wie sie es an ihm fürchtete.
Sie sah ihn nicht an, sie sagte kein Wort. Er suchte ihren Mund, aber sie wehrte ihm auch jetzt. Sie waren längst an der Einfahrt zum Hofe vorbei und schon in der Richtung zum Kirchdorfe.
„Was bist du für ein Weib!" sagte er noch einmal. Es klang Schmerz aus seiner Stimme.
Sie lachte spöttisch auf. Einmal und leise.
Da zwang er den Gaul zum Stehen. Ohne ein Wort zu sagen, sprang er ab, wandte, nahm das Tier am Zügel und führte es heim. Um Dorte, die immer noch im Wagen saß, kümmerte er sich mit keinem Blick. Er fühlte wohl, wie sie nach einer Weile abstieg, er sah sie auch an sich vorbeihuschen, aber er rief sie nicht.

## Gewitter

Der Winter ging hin.
Zwischen Dorte und Christ schien keine Gemeinschaft mehr zu bestehen. Sie mieden sich in trotziger Abwendung. Sie waren wie Kinder, die sich grausam quälen können. Mit grimmiger Tapferkeit verbiß jeder seinen Schmerz.



Digitized by Google

Dorte lachte und höhnte nicht mehr — es war nicht zum Lachen und Höhnen, wenn sie ihn auf dem verkommenen Hof wirken sah. Er arbeitete, als müsse er diesen Winter alle verluderten Jahre dort ausfüllen. An allen Ecken und Enden war seine Hand zu spüren. Das Vieh stand glatt und satt in den Ställen. Die Räder an Pflug und Wagen blieben heil und blank. Beim dunklen Morgen schon warf er auf der Tenne den Dreschflegel. Da konnte es geschehen, daß er plötzlich Schritte hinter sich hörte — Dorte.

Sie merkte dann jedesmal, wie ein Zucken durch seine Gestalt lief. Er sagte aber nichts. Indes Dorte fühlte seine Gedanken: so mit dir, dachte er, so mit dir zusammenarbeiten, und alles wird gut! Dann hielt sie plötzlich inne. Es war ihr, als müsse sie auf ihn zustürzen und sagen: Du, so soll es sein, wir beide zusammen! Statt dessen aber lief sie in die Spinnstube, fort von ihm.

Er arbeitete allein weiter und warf den rastlos stetigen Klang des Flegels unermüdlich durch das Haus.

In Kamp schien in dieser Zeit eine Wandlung vorgegangen.

Etwas wie Eifersucht gegen Christ war in ihm aufgestanden. Im Grunde nichts anderes als seine eigene Untätigkeit, die sich gegen ihn erhob, brachte sie ihn wieder an die Arbeit, wenn auch vorerst nur, um zu zeigen, daß er da sei. Er konnte einen Tag in Arbeit wüten wie ein Tier in Ketten, um freilich gleich wieder drei zu verlaufen, hinter den Wildenten und Ringeltauben her. Seine Natur konnte, auch darin der Männerart jenes Landes gleich, ruhig schlafend liegen, wie ihre friedevoll weiten Weiden, um plötzlich mit Sturmflut überschüttet zu sein.

Es gibt für dieses Versinken in träumerischen Müßiggang und das jähe Erwachen aus ihm keine andere Erklärung als eben die große Verbundenheit der Menschen dort mit der Erde. Die Frauen waren gewohnt, in der Art stummer und klagloser Tiere und gleichmütig ihre Arbeit zu tun. Große Freuden kannten sie nicht, aber auch wohl keine besonders tiefen Schmerzen. Wo ein Weib dieser Art als Bäuerin schaffte, hielt sie den ganzen Hof. Ihr Fehlen auf Kamps Anwesen hatte ihm weit mehr geschadet als des Bauern Müßiggang.

Dorte, so sehr sie äußerlich die derb gesunde Art des Landes behielt, war doch anderen Blutes als die meisten Frauen. Sie war mehr vom Schlage der Männer. Kamp hatte ihrem Wesen, wie sich immer deutlicher zeigte, das meiste gegeben.

In Kamp schienen Urkräfte zu leben und von Zeit zu Zeit auszubrechen wie störrisches Vieh. Seine Heftigkeit, im Streit mit den Gräflichen und in zahlreichen Händeln mit den eigenen Knechten oft genug erwiesen, hatte seinen Namen über die nächsten Dörfer hinausgetragen und ihm schlimmen Klang gegeben, schlimmeren als er eigentlich verdiente.

Mitten zwischen den besten Äckern des Hofes lag ein Streifen völlig verstruppten Holzes, zu nichts nütze als zu Nistplätzen der Krähen, die von hier aus das ganze Feld abweideten. Christ drängte darauf, es zu roden und dem Acker beizufügen. Kamp wollte nicht. Aus herrischem Trotz ging er gegen ihn an.

Eines Abends — es stand trockener, schneeloser Frost — sagte Christ, als sie eben mit dem Essen fertig waren:

„Morgen früh fangen wir mit dem Schlag an. Es ist nötig, solange der Frost hält."

„Ich habe Linnewever Bescheid gegeben", pflichtete Dorte bei.

Kamp saß da mit kleinem, bösem Auge. Eine dunkle Blutwelle sprang auf seiner Stirn und verlor sich in der Augennarbe.

„Es wird nicht gehauen", sagte er mehr tückisch als heftig.



Digitized by Google

Christ schien gar nicht auf ihn zu hören. Er sagte und rechnete mit sich selbst: „Das Unterholz ist als Krippzeug nötig genug. Die Eichen bringen gerade eine neue Fohlenmähr, die für die Frühjahrsbestellung nötig ist, wenn nicht noch ein Rind abgehetzt werden soll vorm Pflug. Was übrig ist, reicht für das Saatkorn."
Kamp war plötzlich aufgesprungen und stand vor Christ.
Dorte schrie auf. Der Knecht aber sah ihn ruhig an. Kein Muskel spielte in dem Gesicht. Nur seine Augen waren hart wie Stahl.
„Du," schrie Kamp, „was bist du für einer . . . ?"
Er stand immer noch vor Christ. Jetzt hob er seine Fäuste.
Der Knecht saß unbewegt.
„Wer ist der Herr auf dem Hofe?" schrie Kamp.
Aber seine Fäuste fielen nicht. Sie zitterten wie leise schwingendes Eisen. Eine tückische Wildheit zuckte um seinen Mund.
„Wer ist der Herr?" schrie er noch einmal.
Christ war langsam aufgestanden und ganz nahe in das Feuer des anderen getreten. Er behielt die Hände auf dem Rücken gefaltet. Er sagte kein Wort. Seine Augen nur herrschten. Wie sie nie gewesen, waren sie jetzt, ganz aus einer dunklen Verlorenheit des Seins gefüllt, von tiefen Kräften stark.
Kamp ließ beide Fäuste fallen.
„Wer ist der Herr?" sagte er noch einmal. Aber es war wie ein Bitten jetzt, stammelnd und unruhig. Dann ging er plötzlich eilig hinaus. An der Türe kehrte er um. In schnellem Satz war er abermals vor Christ, der immer noch am Tische stand, hob wieder die Fäuste, ließ sie aber gleich entkräftet sinken.
Er wollte sprechen, aber er schwieg. Mit einem Laut wie ein geschlagener Hund ging er dann schnell hinaus.
Bald darauf hörten sie ihn über die Deele schreiten, in den Abend hinaus.
Christ saß wieder am Tisch. Dorte hatte Angst vor ihm. Er war nicht wie ein Mensch gewesen, so hatte es ihr geschienen. Was bist du für einer? hatte der Vater gefragt. So hatte er selber sie gefragt, damals, in jener Nacht auf dem Pferd: was bist du für ein Weib? Sollten sie von einem Blut sein?
Sie sah von der Spindel auf, darin sie sich gestochen, zu ihm hin. Er hatte die Augen zu ihr gewandt. Der Stahl darin war geschmolzen, seine alte Gutheit war wieder da. Dorte wurde rot unter seinem Blick. Sie sprachen kein Wort. Das Spinnrad surrte tief und traurig durch die Stille.
Plötzlich schlug Dorte die Hände vor das Gesicht. Sie weinte schluchzend, fiel auf den Tisch und schüttete ihre Seele aus:
„Ich war böse zu dir," weinte sie, „ich weiß nicht, wie es ist. Es ist in mir, und es brennt. O, du — willst du wieder gut sein? Sei wieder gut!"
Sie sah nicht zu ihm auf. Sie lag mit dem Kopf auf dem Tisch und jagte ihre Not zu ihm hin.
Er war aufgestanden und fuhr ihr über das Haar.
Sie lachte schon wieder, die Tränen verdrängend, quellend und voll. Dabei standen ihre Augen ganz in Glut.
Was ist sie für ein Weib? mußte er abermals denken. Er blieb ruhig, und seine Hände waren kühl, als er sie in sachtem Zwang zu sich auf die Bank niederzog. Er streichelte ihre heißen Hände, wie man einem Kinde tut, das man vom Schreck zur Ruhe bringen will. Er sagte lange kein Wort. Plötzlich fühlte er, wie der alte Trotz in Dorte auffuhr. Sie wollte ihm entfliehen. Er aber hielt sie, und sein



Digitized by Google

Gesicht war nahe über ihr. Jäh waren seine Augen wieder hart von seinem Willen, seine Stimme aber bebte. Kurz und stoßend, gebieterisch, sagte er:
„Ich wollte schlecht zu dir sein, damals, als ich mit den Dreien auf den Hof kam und auch später noch. Ich bin anders geworden. Kind, Dorte, laß mich nicht schlecht sein zu dir. Nicht schlecht sein, Liebste —"
Sie weinte leise an seiner Schulter.
„Ich will dir erzählen, was du von mir wissen mußt."
Er kühlte wieder ihre zuckenden Hände.
„Du hast mich selbst einmal gefragt: Du bist unser Knecht, und wir wissen nicht, woher du kommst? Weist du es noch? Auf dem Felde war es."
„Und du sagtest das Dumme von dem Esel", sie war schon wieder beruhigt.
„Und gleich darauf liefest du fort", scherzte er.
„Weil es auch gar ein zu unnützes Geschwätz war."
Es klang wieder leiser Spott aus ihren Worten. Er hörte nicht darauf. Er fuhr fort und war wieder ernst geworden: „Von Vater und Mutter wirst du hören wollen —"
„Hm," sagte sie — es war deutlich schnippisch —, „hast du die überhaupt gehabt?"
Sie suchte gleich gutzumachen, lachte leise auf, lehnte ihren Kopf an seine Wange und drückte seine Hand.
Er schwieg wie getroffen. Dann sagte er mit gänzlich veränderter Stimme:
„Beinahe hast du recht. Einen Vater habe ich nicht gehabt. Es hat sich keiner zu meiner Mutter bekannt. Und meine Mutter — sie war Magd auf einem Hof am Unterlauf des Flusses —, die hat für mich stehlen müssen, um mich satt zu machen. Sie trieben sie um einen Korb Kartoffeln vom Hofe und sperrten sie bei Wasser und Brot acht Tage ins Spritzenhaus. Als sie frei war, nahm sie mich auf den Arm, trotzdem ich damals über das Wiegen und Tragen schon hinaus war. Sie lief singend — ich höre es heute noch und werde es immer hören — ans Wasser und geradeswegs hinein. Heuer rissen uns heraus."
Dorte lachte nicht mehr. Sie schüttelte sich leicht; denn er war wieder in sein spöttisch grimmiges Lachen gekommen, das sie an ihm kannte, wenn er einmal von seiner Herkunft gesprochen hatte.
„Ich kam schnell wieder zu Sinnen. Sie aber nicht — als ich in den Soldatenrock mußte, am selbigen Tage, haben sie sie nach sechzehn irren Jahren begraben."
„Du," sagte Dorte und sah ihn wieder leise lockend an, „ist es denn gar nicht schön gewesen?"
„Schön?" Er fand sich nur schwer aus der Bitterkeit in ein Lächeln. „Die Tage kann ich zählen, und es gab doch ein paar, wie in jeder Woche einmal die Sonne da ist. Wenn ich mit der Mutter am Wasser war, wo sie Linnen aufspülte, dann lag ich auf einem Bündel am Ufer und sah in den Himmel hinauf, haschte nach Schmetterlingen und Vögeln, die über mir waren, wollte die Sonne greifen — o, da war es schön!"
Dorte wurde warm an seiner Erinnerung. Ein sonderlicher Gedanke stieg ihr auf. Was sagten sie sich doch von ihrer Mutter? Über ein Kind sollte sie sich gebeugt haben, das am Ufer lag, auf ihrer Wanderung den Strom hinab, um dann, plötzlich erwacht, in rasender Eile heimzukehren.
Sie spann den Faden nicht weiter. Seine Stimme, die wieder hart und traurig war, zerbrach ihn.
„Im Spritzenhaus des Dorfes," erzählte er, „bei der Irren bin ich groß geworden.



Digitized by Google

Unter den Pfannen; denn drunten stand der Feuerwagen. Es war herrlich schön droben. Wie durch ein löcheriges Bettuch sah ich alle Nächte den Himmel. Durch jedes Loch ging ein Stern oder auch ein recht stattlicher Regenfaden und Schnee die Menge. Ich kroch ins warme Stroh und fand schon den Schlaf; denn ich war jung. Aber die arme, irre Frau, die meine Mutter war, die hatte in ihrer Krankheit eine Leiter ins Gespeicher gerichtet, deckte ein paar Pfannen ab, steckte ihren Kopf hinaus, saß die halbe Nacht auf der oberen Sprosse und schrie immer ein Wort zum Himmel hinauf: Spitzbub, Spitzbub!"
Der starke Mann zitterte.
„Du," sagte Dorte, „das ist grausig! Komm, sei anders — du!"
Er sah sie nicht an. Er sprach mehr für sich:
„Alle Nächte wurde ich in Schlaf geschrien. Ich dachte, es müsse so sein und wußte es nicht besser. Als ich eben ein Kleefeld von einer Wiese unterscheiden konnte, wurde ich Hütejunge auf dem Hofe, darauf auch die Mutter gedient hatte. Nun war ich den Tag über weit weg in den Broken und Merschen. Die Mutter wußte ich beim Nachbar Weber aufgehoben — sie banden sie an den Webstuhl oder an den Apfelbaum im Hofe. Es war die einzige Obsorge, die ihr Fremde erwiesen, außer einem Düppchen Milch, einer Schürze Zwieback, die sie von den Höfen schickten, wenn ihnen der Pastor mal wieder mit den acht Seligkeiten gekommen war."
Er schwieg eine Weile.
Dorte hatte sich von ihm gelöst und lag, den Kopf auf den Armen, auf dem Tische. Sie wagte es nicht zu sagen, daß sie sich nun wirklich langweile. Was kümmerte es sie, wie es einst war, ob gut oder schlecht? So wie er jetzt war, groß und stark — o, so stark —, so liebte sie ihn! Sie schmollte richtig und sah ihn nicht mehr an, als er jetzt wieder anhub:
„Sie haben mich schlecht gemacht. Sie wußten, daß sie es mit mir tuen durften. Ich war ein herrenloses Stück Vieh, das sie prügelten und stießen, ohne daß es eine Seele kümmerte. Alle prügelten und stießen sie mich, Knechte und Mägde. Einmal, als sie das letzte Fuder Korn zum Harkemai heimholten und einen Hauptspaß haben wollten, setzten sie mich auf den Heubaum, der das hochgetürmte Fuder hinten überragt. Sie hatten den Baum zum Wagen hin mit Dornen besteckt, daß ich nicht rutschend auf die Garben gelangen konnte, wo sie schreiend vor Lachen und halb trunken lagen . . ."
Dorte mußte beinahe lachen über das Bild, aber sie wagte es doch nicht.
„Auf der äußersten Spitze hinten saß ich rittlings, indem die Gäule ins Laufen getrieben wurden. Zwischen Himmel und Erde flog ich schwankend wie ein Ast. Unter mir der Weg mit Steinkuhlen und Schlammlöchern. Ich habe nicht geschrien. Ich fühlte nur, wie meine Augen in der entsetzlichen Angst plötzlich aufsprangen, so wie etwa eine reife Frucht ungestüm aus der Hülle bricht. Ich meine, sie hätten ein Stück meiner Seele aus der Verborgenheit mitgerissen. Ich fühlte deutlich, wie sich etwas in mir löste und in die Blicke sprang — seit dieser Stunde ist es so geblieben mit meinen Augen—"
Sie sah ihn an, ob wieder die zwingende Gewalt dort herrschte. Aber sie waren milde und in Ruhe, nur von einer leisen Traurigkeit verhängt.
„Dem Großknecht aber," fuhr er fort, jetzt mit erregter, zitternder Stimme, „der es angestiftet, habe ich, als er am Abend betrunken in der Hecke lag, ein Bündel Brennessel auf die Brust gepackt und ihm eine Kröte gerade ins Gesicht gesetzt



Digitized by Google

Von dem Tage war es anders mit mir. Ich wehrte mich mit Beißen und Treten, ich half mir mit Lügen und Stehlen."
„Puh," sagte Dorte, schüttelte sich und hielt sich nicht länger, „weißt du wirklich nichts anderes den ganzen schönen Abend?"
Er sah sie schmerzvoll tief an, zum erstenmal eigentlich nach einer langen Weile. Sie wollte seinem Blick ausweichen, vermochte es aber nicht.
Plötzlich schlug ihm eine Flamme ins Gesicht. Er nahm ihren Kopf in beide Hände und zwang ihn in seine Augen.
„Dorte," sagte er bebend und langsam, halb notvoll und halb drohend, „ich war schlecht, bis ich zu dir kam. Ich will es nicht mehr sein. Ich habe viele gehabt, die wie du jung waren. Du hast mir die Liebe gegeben, gib mir auch die Heimat, und ich bin gut . . ."
Sie fühlte, wie seine Hände zitterten und eine Weiche in seine Augen trat. Es war ihr, als müßten sie jeden Augenblick voll Wasser stehen.
Da wand sie sich von ihm los. Sie wollte es nicht eigentlich, aber sie lachte leise auf, wiederum nur einmal. Gleich warf sie sich an seine Brust und sah zu ihm auf nach ihrer alten Weise, werbend und lockend. Sie wollte sein Gesicht zu sich herziehen — es war steinern und bleich.
Ohne ein Wort löste er sich von ihr und ging zur Tür hinaus.

Es war fast unheimlich, wie er, seinen sonst harten Schritt dämpfend, auf der Tenne verschwand. Dorte hörte plötzlich nichts mehr im Hause als ein blökendes Rind im Stalle, das wohl im Traume auffuhr. Da kam etwas über sie, das sie nie gekannt hatte: es war leer in ihr wie ausgeschüttet. Es schmerzte förmlich am Leibe, glaubte sie. Da ging sie schnell in die Kammer hinauf. Sie zündete kein Licht an. Sie wollte im Dunklen bleiben. Sie warf sich auf ihr Bett und schlief lange nicht vor Weinen. Als sie endlich entsank, war sie voller Unruhe. Sie glaubte, die ganze Nacht sei voll ziehender Gewitter, die gegeneinander stießen, ohne zur Entladung zu kommen.
Dabei stand immer noch klarer Frost unter kalten und fernen Sternen.

*

Andern Morgens in der Frühe, als Dorte aufstand, hatte sie einen Drang in sich, zu Christ zu gehen.
Er war schon unten.
Auf dem Hofe, an der Backswand, versuchte er, den Schleifstein, der in dem Wasserkübel festgefroren war, aufzubrechen. Ein Napf heißen Wassers hätte ihm not getan. Ob er mir ein gutes Wort gibt? dachte sie. Gleichzeitig schoß es in ihr hoch: warte nicht darauf! Hole es ihm!
Sie lief in der Tat an das Herdfeuer und trug den Kessel zu ihm.
Ohne auf seinen Dank zu warten, begab sie sich gleich zu den Kühen. Durch die Türe sah sie, wie er seine Mühe hatte, mit der einen Hand die schwere Axt gegen den Stein zu pressen und mit der anderen das Rad zu drehen. Sie ließ den Eimer, lief hin und half ihm. Er erschrak, als er plötzlich ihre beiden heißen Hände auf seiner fühlte, sagte aber nichts, sondern ließ ihr stumm den Dreher.
Er stemmte den Stahl kräftig gegen den Stein. Von der Seite sah er, wie sie sich mühte. Da wurde es ihm weich — er hätte sich bücken und sie küssen mögen.
Als fühlte sie seine Gedanken, sah sie plötzlich zu ihm auf. Jetzt aber war sie ganz demütige Bitte.



Digitized by Google

„Es ist genug", sagte er hart und kühl, zog die Axt ab und ging auf die Deele zurück.
Gleich darauf sah sie ihn über den Hof schreiten, rasch und hochaufgerichtet. Sie glaubte ihn nie so gesehen zu haben. Sie wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte. Sie ging in den Stall. Ein junges Tier, das sie beschnupperte, fuhr sie heftig an. Dann war es ihr, sie müsse etwas tun, sich freizumachen von einer Schwere, die auf ihr lag. Sie sang, aber es war mehr das Weinen eines geschlagenen Kindes.
Im Holze traf Christ den alten Linnewewer bereits wartend an. Er stand am Rande und spähte ihm entgegen.
Es war noch Halblicht, mehr Nacht als Tag. Gegen den Morgen hatte der Frost nachgelassen. Eine leichte Dunkelheit war niedergefallen, die erst allmählich wieder wich.
Als sie sich nahe waren, schrak der Kripper plötzlich zusammen. Ein Schlag schien durch ihn zu gehen. Er mußte sich an einer Birke halten. Seine Augen wurden groß und ängstlich, als sähen sie Schreckliches.
„Ihr habt wohl noch nüchterne Immenzeit?" lachte Christ, „verholt Euch ein Stückchen."
Er warf ihm eine Busche hin. Der Alte nahm sie nicht. Er fand sich wieder, aber er ließ doch keinen Blick von dem Knechte.
„Ätte," lachte Christ, aber es war ihm eigen bei diesen Blicken, „was habt Ihr an mir zu gucken? Hab ich ein Horn vorm Kopf? Oder gar einen Schwanz hinten, oder beides? Wenn's nicht hieße, der alte Grüggel ist tot, und der junge hat noch keine Zähne, sollte man die Angst kriegen."
Er schüttelte sich — es war nicht nur Scherz.
Der Alte versuchte zu lächeln. Es irrte schmerzvoll über sein Gesicht.
„Mir war nur," sagte er dann, „ich mußte denken, ob ich Euch einmal gesehen habe — ja, ich habe Euch einmal gesehen!"
„Deuwel und Drei, Ätte," Christ lachte frei auf, „Ihr habt's Euch was kosten lassen! Gewiß habt Ihr mich schon laufen sehen, bin lange genug hier. Hinterm Pflug, auf dem Kirchwege, ich hab's nicht angeschrieben, oder am Wasser irgendwo."
Linnewewer zuckte wiederum zusammen bei dem letzten Wort.
„Ja, ja," stammelte er tonlos, „am Wasser irgendwo, am Wasser wird's gewesen sein . . ."
„Ihr seid spaßig, Linnewewer — und meine Holzschuhe, die müssen Euch baß gefallen! Guckt mir nur keine Löcher dadurch, ich hab schon so den Frost an den Zehen und verlange nicht mehr."
„Zwei waren es," sagte der Kripper, und seine Stimme kam aus der Ferne, „und sie waren leer."
„Ein rohes Ei heute morgen vor Immenzeit wäre Euch gut gewesen," fiel Christ ein, zog den Rock aus und griff die Axt, „Ihr seid wohl stracks aus dem Bett hergekommen? Und nun müssen wir endlich den Anfang machen, Gott helfe!"
„Gott lohne!" antwortete der Alte und setzte auch zum Schlage ein.
Sie taten eine Weile ihr Werk.
Christ war von einer hellen Fröhlichkeit erfüllt. Eine Zuversicht machte ihn stark, die Hoffnung, daß Dortes kindhafter Trotz gebrochen sei. Wie er sie am Morgen gesehen, sah er sie immer wieder, da er jetzt Schlag auf Schlag ins Holz setzte:



Digitized by Google

Stumm, bittend war sie gewesen, ganz Weib! Es konnte alles gut werden. Es sollte alles gut werden! Nur Geduld müsse er haben. Er sagte es sich immer wieder an diesem Morgen. Nie stieg es ihm heiß beglückender auf als jetzt, daß sein ganzes Wesen zu ihr hindrängte. Es war ihm, wie wenn er Wald und Erde atmete und Reinheit fühlte, als müsse die flackernde Flamme seines Lebens nun endlich nach oben brennen. Eine süßwellende Kraft durchschoß ihn jählings. Ihm war, als könne er in seiner Liebe Bäume wie Zweige brechen. Nichts Krankes, Verstiegenes war in diesem Kind der Erde. Die Not seiner Jugend hatte ihn aus schmutzigem Wasser trinken lassen, eigentlich schlecht war er nie gewesen, nur immer durstig nach Leben. Und durstig war er noch jetzt.

„Ihr seid stark wie ein junges Pferd", sagte der Kripper plötzlich und maß ihn wieder mit einer ängstlichen Traurigkeit.

Christ hielt ihm lachend die Arme hin und straffte die Muskeln, daß sie wie Holz standen.

„Wollt Ihr Euch die Axt stumpf schlagen," sagte er, „so versucht's hier, Ätte."

Der Alte war wieder still und nachdenklich geworden.

Ein paar Eichenstämme waren schon gefallen. Jetzt brach, ehe sie es eigentlich gedacht hatten, und kaum, daß sie ihm auswichen, ein anderer.

„Ihr seid jung und stark," sagte der Kripper, während sie zu kurzer Rast standen, „möchtet Ihr — möchtet Ihr gerne leben?"

Er sah Christ nicht an. Es war wie gehetzt gekommen.

Der Knecht stand, als begriffe er nicht. Dann schlug er sich auf die Knie und lachte:

„Was meint Ihr, Linnewewer?"

Der schwieg und hatte die Augen geschlossen. Er saß, ganz in sich versunken, klein und alt.

„Ob ich gerne leben wollte?" Christ lachte immer noch, aber es war wie in der Frühe, leicht beklommen, „Ihr wollt mich umbringen, Meister Kripper, was?"

Er war ganz nahe an ihn herangetreten und drohte scherzhaft.

„Hier in aller Heimlichkeit, zwischen Erde und Himmel, wo es nur die Eichkätzchen und Elstern sehen! Ich rate Euch, sucht gut in meinen Taschen, Ihr findet Taler darin, mehr als Kirschensteine. Es reicht just, dem Grafen Geehlen drüben — einen faulen Weidenbaum mit einem Wespennest drin abzukaufen."

Der Alte lachte mit keiner Falte seines weißen Gesichtes.

„Und noch eins rate ich Euch, Ätte," nun klang sein Lachen hohl und beinahe grausig, während er noch einen Schritt näher an ihn herangetreten war, „besorgt es, wenn ich mich gelegentlich heimlich bücke, sonst möchts Euch keinen Spaß machen. Und dann mit dem Rücken der Axt etwa hier —"

Er tippte an die Schläfe.

Er lachte nicht mehr.

Linnewewer war langsam aufgestanden. Sein Gesicht war wie Stein. Die Augen hatten keinen Glanz.

„Etwa hier", nickte er dann mit wehem Lächeln und fühlte gleichfalls seine Schläfe.

Dann setzte er sich wieder auf den Baumstamm, schloß abermals die Augen und fuhr mit den Händen über die Rinde. Dabei sprangen die Finger im Zittern.

„Es fehlt nur noch," sagte Christ und suchte wieder zu lachen, „daß Ihr mir von dem Baum da den Sarg machen laßt, hahahaaa!"



Digitized by Google

Der Alte stöhnte auf, wie wenn ein Sterbenskranker geweckt wird.
Den Knecht schüttelte nun doch das Grauen. Er wollte es sich nicht eingestehen und hub ein närrisch wildes Lachen an. Er hüpfte von einem Bein auf das andere, schlug sich auf die Knie und lachte ein hohes, schrilles Lachen.
„Ihr seid gut," schrie er, „Ihr hättet auf Pastor lernen müssen! Ihr habt mir ein schönes Aschermittwochkreuz aufgedrückt! Ich bedanke mich auch, Herr Pastor und Totschläger und Sargmacher und was weiß ich. Ich bedanke mich auch, hahahaaa! Aber leben will ich noch ein bißchen, wißt Ihr; denn es ist just augenblicklich gar zu schön auf der Welt, wirklich schön auf der Welt!"
Er spie in die Hände und warf die Axt in den nächsten Stamm, daß ein Zittern den Baum hinauflief und die Krone schwanken machte. Dabei flötete er ein Soldatenlied. Er sah sich nicht nach Linnewewer um, der inzwischen auch wieder zur Axt gegriffen hatte.
„Meister," sagte Christ in der nächsten Pause, „wir werden ein paar gute Wochen hier am Holze zu tun haben mit Hauen und Roden. Wenn Ihr mir nun jeden Morgen solch eine Predigt haltet, bin ich im Frühjahr fürs Kloster gut oder fürs Narrenhaus. Aber nichts für ungut," er lachte wieder schalkhaft und gutmütig, „die rechten Gäule müssen sich erst beißen; wir werden schon zusammenziehen — bloß nicht allzuviel aus der Leine traben, Linnewewer, ich komme sonst nicht mit."
Der Kripper schwieg, und nun ging die Arbeit stumm, aber stetig fort.
Gegen Mittag erschien Kamp im Holze.
Er sah übernächtigt und verjagt aus. Er hatte die Axt mitgebracht und begab sich gleich an die Arbeit.
Andern Morgens fanden der Kripper und Christ, als sie kamen, ihn schon am Werk. So blieb es die ganzen Wochen.
Er lief nicht mehr fort, wenn ein Entenschrei über ihm klang oder ein Schuß in der Nacht seine Leidenschaft weckte. Seit jenem Abend in der Spinnstube war ihm Sonderliches geschehen, es war ihm, als sei er von einer Faust geschüttelt worden, wie ein Baum im Sturm. Etwas schien von ihm abgefallen. Er war leichter, freier geworden. So fand er sich allmählich wieder, ohne sich dieses neuen Wesens freilich völlig bewußt zu werden. Es kam besonders über ihn, wenn er sich in der Gegenwart des Knechtes wußte.
Viel Geheimes ist um das Menschensein. War es Furcht vor ihm? Eifersucht? War nichts mehr von beiden in ihm? Oder war der alte Mensch geblieben wie ein Brunnen, der nicht verrinnen kann, der nur Blumen und Gesträuch über seine Tiefen hängt, sie zu verdecken? Es hat keiner in seine Seele geschaut.
Eines Tages schlugen sie allein.
Es ging schon stark gegen das Frühjahr an. Der Frost war längst gewichen. Eine sommerliche Wärme war in diesen Tagen. Öfter schon waren Gewitter niedergegangen. Die Saat stand wie grünes Wasser. Das Gehölz war auf einen schmalen Rest zusammengeschmolzen. Die Büsche dort hingen voller Knospen aus Silber und Gold. Sie wollten geschmückt in den Tod gehen, wenn die Axt sie traf. Der Himmel war, wenn nicht ein Gewitter ihn trübte, schon früh morgens hoch und bis unter sein Blau mit Licht gefüllt.
„Es wird ein wächsiges Frühjahr", sagte der Bauer, und seine Stimme sollte leicht sein.
Es drängte ihn, dem Knecht freundlich zu begegnen.



Digitized by Google

„Wer weiß," sagte Christ mit erzwungenem Gleichmut, „ob nicht die Gewitter alles verderben."
„Was ich immer schon sagen wollte," Kamps Stimme zitterte leicht, „das mit der Fohlenmähr, ich — ich habe sie am Sonntage erhandelt, daß du es weißt."
„Sie war nötig wie Brot", entgegnete Christ, verbarg aber schwer sein Erstaunen.
Sie schwiegen wieder und taten stumm ihre Arbeit.
Ein Schwarm Krähen kreiste wie dunkles Gewölk über ihnen und schrie nach den zerstörten Nestern.
„Das Saatkorn ist bestellt", sagte Kamp nach einer Weile, indes er einen Haselstrauch niederlegte.
„Unsere Kammern und Bühnen waren leer", erwiderte der Knecht hart und kurz.
Es war eine freudige Dankbarkeit in ihm.
Als sie eine Zeit stumm weitergearbeitet hatten, sagte Kamp und zeigte auf einen Baumstamm, der allein lag:
„Das ist gute Kerneiche, die soll nicht verkauft werden. Wir wollen sie schneiden lassen. Die Bretter sind für Leben und Sterben auf dem Hofe zu gebrauchen."
Es war die, auf der Linnewewer gesessen hatte.
„Für Wiegen und Särge", sagte Christ obenhin. Aber es schlug ihm etwas kalt übers Herz; denn plötzlich fiel ihm ein, wie ihn der Kripper am ersten Tag im Holz gefragt hatte: Möchtet Ihr gerne leben? Es bedeutete natürlich nicht mehr als ein Fliegengesumm am Mittag, sagte er sich.
Jetzt setzte Kamp sich auch auf die Eiche.
„Für Wiegen und Särge", lachte auch er und streichelte den Stamm, ganz wie der Kripper es getan hatte.
Christ sah ihn nicht an, sondern aß schweigend abgewandt seinen Mittag, den eine Magd gebracht hatte. Er wußte es sich nicht zu erklären, was den stummverbissenen Trotz Kamps gebrochen haben sollte. Eine Hoffnung begann tief in seinem Herzen zu treiben, daß mit ihm alles gut werden könne.
Am Abend gingen sie zusammen heim. Sie mußten durch Felder, die zum größten Teile dem Hofe gehörten. Sie sprachen über die Sommerfrucht, die dort wachsen sollte.
„Der Roggen steht gut," sagte Kamp, „müssen wir ihn noch einmal walzen? Was meinst du, drüben Hafer und hier Gerste? Und sollen wir es auf der Geist mit Kartoffeln versuchen? An der Lawer drunten ist es noch zu wässerig."
Der Knecht antwortete mit einer klugen Gehaltenheit, karg und kühl.
Als sie zu Hause ankamen, wieherte das neue Tier im Stall, das über Tag gebracht war. Kamp führte es gleich heraus, lachte, während er ihm den Hals klopfte und fragte Christ:
„Nun, gefällt es dir? Habe ich dir deine Haselnußbuschen gut verkauft?"
Seinem Lachen wohnte der Schalk inne. Es war ein richtiges Mühen, Christ gut zu tun.
Der prüfte die Stute. Dann sagte er, und nun war es herzlich und voll Freude:
„Ihr habt gut gekauft, ich glaube nun auch, daß ein besseres Frühjahr wird, als zu hoffen war."
Dann ging er gleich fort.
Beim Abendessen war er wieder verschlossen und schweigsam. Er wußte, Dorte wartete seiner in der Spinnstube. Aber er ging doch bald in seine Kammer hinauf. Er schlief nicht, er lag wach in der Strohlade und dachte, was werden möge. Er



Digitized by Google

war nicht ohne Unruhe. Es war ihm, wie wenn im ersten Frühjahr die Sonne plötzlich heiß scheint, wo gestern noch Frost war. Es ist dann schwer an einen vollen Sommer zu glauben.
Aber es blieb doch, wie es an diesem Tag gewesen war; Kamp war wie ausgelöst und anders.
Sie hatten das Holz bald geschlagen. Nun ging es an das Roden. Die Erde sollte, wenn eben möglich, noch unter den Pflug.
Christ wunderte sich, wie gut es war, und wie es täglich besser wurde. Seine Hoffnung hob sich in starken Flügelschlägen.
Es wurde mehr und mehr Frühling. Die Gewitter schienen verweht, nur selten hielt eins über dem Strom, um aber bald vertrieben zu werden. Er erinnerte sich deutlich, wie an jenem Tag, da sie zuerst allein geschlagen hatten, die erste Lerche über ihnen ins Blau gestiegen war. Eine war es nur gewesen, aber die ganze Luft war plötzlich golden geworden von ihrem Lied.

*

Dorte blieb still, gedemütigt, und hielt sich in Zwang.
Wie schwer es ihr werden mochte, die heißen Flammen ihres Wesens niederzuzwingen, sie dämpfte sie doch. War Christ zugegen, saß sie sehnsüchtig und wartete auf Liebe.
Er zeigte ihr sein Herz nicht mehr.
Ihr Spott an jenem Abend, da er ihr die Armseligkeit seiner Jugend bloßgelegt hatte, verschloß ihn zu einer trotzigen Kälte. Freilich, auch bei ihm lag Feuer hinter der Tür. Er würde sie einmal aufstoßen, dachte er mit heimlich schauernder Wonne, und dann müßten die Flammen zusammenschlagen, groß, leuchtend und rein.
Er liebte Dorte immer noch und immer mehr mit der Tiefe seines Wesens, die diese Liebe aufgerissen hatte. Er wußte klar, daß auch sie ihn mit allem Weibtum liebte, und daß sie unter ihrer flackernden Unbeständigkeit litt. Aber er zwang sich zur Härte.
Ein paar Abende nach dem Erlebnis in der Spinnstube — als ihr Lachen wie ein Stein in seine Jugend gefallen war — saßen sie wieder allein zusammen, und eine lastende Stummheit war über ihnen. Christ war noch voll Bitterkeit, Dortes Trotz lag schon gebrochen.
„Erzähle mir", sagte sie nach einer Weile, die schleppend unerträglich hingekrochen war.
Es sollte ruhig und bittend klingen. Aber ihre Stimme bebte. Sie sah ihn nicht an, sondern saß tief über das Netz gebeugt, das sie flickte.
Er antwortete ihr nicht. Er lachte plötzlich hart auf.
Sie fuhr zusammen, und ein Rot schoß ihr ins Gesicht.
Aber sie bat noch einmal:
„Erzähle mir von deiner Mutter?"
Sie hatte die letzten Worte zaghaft und schluckend gesagt, als koste es sie Überwindung.
Sie will gutmachen, dachte Christ . . . sonderliche Menschen hier. Es fiel ihm eigen weich aufs Herz. Er hätte ihr wohltun und sie küssen mögen dieses Wortes wegen und immer flüstern: Liebe Deern, liebe Deern! Aber er tat es nicht.
„Von meiner Mutter?" lachte er höhnisch kalt. „Du weißt schon mancherlei Schönes von ihr, und es hat dir damals viel Spaß gemacht. Es ist ja auch zum Lachen mit meiner Mutter, hahahaaa!"



Digitized by Google

Er lachte überlaut, schneidend, schrill, erschreckend.
„Du," sagte er dann, setzte sich plötzlich ihr nahe, sah sie mit totweißem Gesicht an, „du, lache doch wieder!"
Sie schüttelte sich, dabei standen ihr die Augen voll Tränen.

„Lache doch!", höhnte er immer noch, „höre nur: sie hatten sie mit der Kuhkette an den Webstuhl gebunden oder an den Nußbaum, oder an ein Wagenrad. Und wenn sie da verlassen in ihrer Not stand und wie ein Tier schrie, dann kamen die lieben Nachbarskinder, die braven Knäblein und Mädchen und — spielten mit ihr. Sie gaben ihr Kartoffelschalen zu essen und sonstige Schmackhaftigkeiten. Das ist doch wieder zum Lachen, nicht?"
Sie weinte leise vor sich hin. — Er schien nicht darauf zu achten.

„In der Nacht vor dem Tag, da ich zu den Soldaten mußte, hatte sie ohne Aufhören zur Dachluke hinausgeschrien: Spitzbub, Spitzbub! Frühmorgens wollte ich sie fortbringen. Man hatte ihr im Armenhaus des Kirchdorfes eine Stube leer gemacht. Sie sparte ihnen die Mühe, und ich brauchte sie nicht wie sonst allemal die Leiter hinunter zu tragen. Sie sprang selbst durch die Luke. Sie kam freilich halb tot unten an, und am Mittag, als die Angeschriebenen aus den Dörfern singend vorbeikamen, mich mitzunehmen, konnte ich wirklich abkommen; denn da war sie völlig tot."
Er lachte nicht mehr. Aller Hohn war von seinem Gesicht fortgewischt.
„Du," schrie er plötzlich und war aufgesprungen, „du, lachst du nicht? Und eingeschlafen bist du auch nicht?"
Dorte richtete sich langsam zu ihm auf. Sie kämpfte schwer mit den Tränen. Dann warf sie sich, immer noch ohne ein Wort, stumm an seine Brust.
Er fühlte ihr Zittern. Sie weinte wieder leise. Aber sie fand kein Wort.
Da löste er sie von sich und ging, ohne sie anzusehen, zur Tür hinaus.
Er schritt über die Deele ins Freie.
Der Abend war milde, trotzdem es noch Februar war; irgendwo in fernen Gegenden schien ein Frühlingsgewitter niederzugehen. Davon wetterleuchtete es. In Christ war eine große Sehnsucht nach Dorte. Er war häßlich zu ihr gewesen — es war ihm gleich leid, wie ihn die Nacht umfing. Er wußte, daß ihr Stolz längst zerschlagen war, und dennoch war er so gewesen! Es reute ihn —!

Er stand lauschend stumm. Fern heulte ein Hund. Er füllte die Stille aus und machte die große Einsamkeit eigen weh. Da griff selbst Christ die Klagbarkeit der Kreatur ans Herz, und etwas vom großen Leid der Welt, das eine verlorene Stimme in der Nacht uns seltsam fühlbar machen kann, durchschauerte ihn.

Er lief eilend über die Tenne zurück, vor der Tür zur Spinnstube hielt er, die Stille darin zu prüfen. Dann trat er ein. Dorte saß mit großen, leeren Augen am Tische. Da kam wiederum etwas wie Wollust über Christ, sie zu quälen. Er hatte sie nehmen und bitten wollen: Liebe Deern, verzeih mir! Es ist alles dummes, törichtes Zeug! Siehst du nicht, wie ich dich liebe, Dorte, süße, liebe Dorte? Wir wollen endlich von dem schmerzlichen Spiel lassen!

So hatte er sagen wollen. Er tat es nicht. Es durchschoß ihn wie Schmerz, aber es hob ihn doch wieder eigen, wie er sie schwach fühlte und seine Kraft erkannte. Er tat, als komme er, die Pflugleine, an der er vorhin geflickt, zu holen. Er sah an ihr vorbei und pfiff sein Soldatenlied. Als er schon wieder in der Tür war, trällerte er leichthin:



Digitized by Google

„Du glaubst, du wärst die Schönste
Wohl auf der ganzen Welt,
Und auch die Angenehmste;
Ist aber weit gefehlt!
Tralleri, trallera, tralla!"

Auf der Tenne aber ward er gleich still. Er hätte sich schlagen mögen!
Er ging abermals hinaus, lief planlos über den Hof und den Hillweg hinab. Das Wetterleuchten hatte aufgehört. Es war Dunkelheit und ausgegossene tiefe Stille. Nicht lange, da wandte er sich plötzlich — es sollte vor Nacht noch anders sein. Er wollte Frieden haben — und Liebe!
Die Stube war dunkel. Enttäuscht zündete er Licht an. Da sah er Dorte auf der Treppe stehen, den Kopf auf den Pfosten gelehnt.
Gleich war er bei ihr.
„Dorte," sagte er, „ich — ich war ein dummer Hütejunge!"
Sie lachte unter Tränen.
Er wollte sie in seine Arme reißen. Aber sie entschlüpfte ihm und lief die Stufen hinauf, immer noch lachend und weinend. Oben hielt sie.
„Hütejunge," rief sie, „böser — dummer — lieber, Gutnacht!"
Es war wieder hell und kichernd, als sei nichts geschehen. Dann war sie verschwunden.
Er ging nun auch. In ihm war es klar und froh wie wandernde Frühlingswolken; klar und froh waren auch seine Träume die Nacht.
Von diesem Tag an quälten sie sich nicht mehr.
Es war eine wunschlose Stille über sie gekommen. Sie hatten genug an dem Wissen, das eins das andere liebte. Ihr Blut schlief wie ein saftstrotzender Wald im vollen Mittag.
Es wurde nun voller Frühling.
Das Wasser, das die Gewitter überreich gebracht hatten, verzog sich. Die Äcker sproßten in nie gesehener Fruchtbarkeit. Ostern standen die Felder, als sei es bereits Pfingsten. Sie schrieben es in jener Gegend in die Gesangbücher, daß der Segen niemals vergessen werde.
Einmal auf dem Kirchwege trafen sich Dorte und Johannes im Trupp der andern. Die Rede ging von Wachstum und Fruchtbarkeit, von dem was gewesen und was zu hoffen war. Johannes nahm keinen Teil. Plötzlich sagte er mehr zu sich selbst als zu den andern:
„Es ist noch viel Wasser in den Wolken und Flüssen. Die Lerchen und Wachteln ertrinken in der Saat!"
Sie hatten es doch aufgefangen und lachten:
„Krah, krah — Unglücksrabe!"
Einer sagte:
„Er hat es zu wissen bekommen wie Noe damals. Er baut gewiß heimlich an der Arche. Sollt sehen, in der Lawer hat er sie halb fertig stehen. Er nimmt von allen Tieren ein Paar mit."
„Von den Lerchen," sagte ein anderer, „und Wachteln läßt er gewiß sieben Paare ein — außerdem die Dorte!"
Sie hatten einen Hauptspaß, als gingen sie zur Kirmes. Auch Dorte lachte. Johannes schritt still im Trupp. Ihr Lachen und Spotten schien ihn nicht zu treffen.
Dorte hatte in der Kirche keine Andacht. Sie mußte an Johannes denken . . . Er



Digitized by Google

wurde immer sonderlicher . . . Er war überhaupt kein Mann . . . Nein, sie mochte ihn gar nicht mehr . . . Wenn sie Christ gegen ihn maß, war er wie ein Kind . . . Wie hatte es nur jemals etwas sein können zwischen ihnen? Christ war ein Kerl! An ihm war alles Kraft, und in ihm war alles Feuer —! Und sie liebte ihn, liebte ihn!

Nach dem Hochamt lief sie allein durch Felder und Wiesen nach Hause.

Der Mai war sonnenwarm.

Eines Tages hatten Christ und Dorte auf dem Felde zu tun. Es ging gegen Abend an, aber die Hitze wollte nicht nachlassen. Sie war nicht eigentlich schwül, nur groß und glühend. Der Himmel stand hoch und weiß. Plötzlich war es, als zittere die lautlose Luft in banger Ahnung vor kommendem Unheil. Gleichzeitig rissen sich große Zacken in die Wolken, wurden Türme, Berge — das alles geschah in wenigen Minuten.

Zwischen Dorte und Christ war tiefe Glückseligkeit. Sie achteten nicht der feindlichen Mächte, die sich über ihnen zusammenballten. Sie waren eine Erde voller Hoffnung und Reichtum, eine reifende Saat unter der Sonne ihrer Liebe.

Plötzlich, ehe noch Sturm und Wolken ihn angekündigt, sprang ein Blitz von der Kuppel wie eine glühende Schlange nieder. Er ließ einen schwefelnden Rauch zurück, und gleich schlug der Donner kurz und knatternd hinterdrein.

„Laßt uns gehen," sagte Christ, „es wird schlimmer!"

Kaum hatte er gesprochen, als eine neuer Strahl niederzuckte. Gerade über ihnen war die Wolke aufgetan.

Sie brachen gleich auf, Hacke und Schaufel im Stiche lassend.

Jene Gegend hieß die Rottlinde. Sie lag etwa eine halbe Stunde von den Höfen entfernt, nach dem Kirchdorfe zu. Sie waren eben auf dem Wege, als in rascher Folge Blitz und Donner aus dem Himmel fielen, die Bäume am Hillwege, den sie eilig gingen, wurden von einem gewaltigen Sturme angefallen, der urplötzlich aus der Stille sprang wie eine Bestie, die auf der Lauer lag.

Es war kein Tropfen Regen niedergekommen, nun aber goß sich eine unendliche Flut aus.

Vom Wege etwas zurück, unter ein paar Linden, halb schon in den Wiesen, stand eine Kapelle. In früheren Zeiten gegen Wetternot errichtet, lag sie jetzt vergessen, ohne Heiltum und ungeschmückt da.

In die flüchteten sie hinein.

Das Wetter war indessen in eine rasende Wut geraten. Drei Elemente gingen in entfesseltem Zorn gegen das vierte an, und die arme Erde lag wie ein Leib, auf den die Geißel unbarmherzig niederfällt. In unendlicher Qual stöhnte sie auf — oder waren es die Brunnen der Tiefe, die losbrachen, die Lüfte, die wie ein wildes Heer heulten, splitternde Bäume, schlagende Fluten?

In dreißig folgenden Jahren haben sie am Fluß dieses Wetter nicht vergessen. Die beiden standen inmitten der Kapelle. Dorte hielt sich ängstlich an Christ geklammert.

Der Regen fiel jetzt in Flüssen. Die Wolken brachen unter der Schwere, die sie bargen.

„Es geht um die Saat", sagte Christ verzweifelt.

Da plötzlich über ihnen auf dem Schindeldach der Kapelle, an den Fenstern ein Schlagen wie feine wirbelnde Trommeln, hell klingend — grausam.

„Hagel," sagte Christ, „alles ist hin!"

Er löste sich von Dorte. Er schwankte, als habe ihn ein Schwindel gefaßt. Er



Digitized by Google

fühlte die Ohnmacht alles Menschenwerkes, und Tränen standen ihm in den Augen. Die Linden schlugen auf das Dach. Eine barst vor ihren Augen und teilte sich wie mit dem Schwert zerhauen.
„Ich will nichts mehr sehen", weinte Dorte und barg sich an seine Brust.
Er löste sie. Seine Blicke suchten die Äcker, die von der Flut aufgerissen und vom Hagel geschlagen wurden.
„Das Jahr ist verdorben", sprach er wie ein Mensch, der keine Hoffnung mehr hat. Es war kein Ende und kein Nachlassen.
Dorte war nahe an die Tür getreten und hielt ihr Gesicht den Blitzen hin. So hatte sie als Kind öfter getan. Es war dann etwas über sie gekommen — eine zuckende, schauernde Gewalt. Sie fühlte sie auch jetzt.
Christ trauerte der Vernichtung nach. Er sah Dorte nicht.
Da schlang sie wieder die Arme um ihn, sah ihn mit Augen an, die vom Feuer der Blitze getränkt waren und sagte leise:
„Du, was kümmert's dich?"
Er fuhr erwachend auf und sah sie so.
Ihr Gesicht lag plötzlich wieder im Flammenschein der Blitze, die nicht erlöschen wollten.
„Ich liebe dich — du —", rief sie, und ein Donner war über ihnen, als berste die Welt.
Eine Wonne durchströmte Christ, ein unendlicher Jubel umklang ihn in Blitz und Donner. So war sie nie gewesen! Mochten Himmel und Erde brechen, tausend Saaten und alles Menschenwerk vergehen —
„Liebste", jauchzte er, zum erstenmal in aufgelöster Seligkeit und trug sie auf die Stufen des zerstörten Altars. Dort saßen sie, hielten sich umschlungen, sagten sich von ihrer Liebe, waren entsunken, weggestorben aus der Welt, allein in Brand und Verderben, der Mann und das Weib. (Fortsetzung folgt.)

## Die Ruder sind, die Segel eingezogen ....

Die Ruder sind, die Segel eingezogen,
Am Kiel der alten Barke spielt ein Fisch.
Die Sonne zeigt den letzten Sonnenbogen,
Der Fährmann legt die Hände auf den Tisch.

Die Sonne sinkt.

Die Wellen gehn in dunkler Breite.
Ein Wind bewegt sich müde um das Haus.
Ein kleiner Dampfer neigt sich auf die Seite,
Hängt noch zum Schlaf die bunten Lampen aus.

Der Fährmann denkt.

Nun ist es Nacht geworden.
Das Fenster faßt die Stille nicht.
Das Ufer träumt in seltsamen Akkorden.
Verspätet klagt am Landungssteg ein Licht. H. Blech



Digitized by Google

# Legendarische Erzählungen

## Von Nicolai Leskow / Übersetzt von Auguste Rosenberg, Wilna

## Nicolai Leskow (1831—1895)

Obwohl ein Zeitgenosse Turgenjews, Tolstois und anderer Größen, ist Leskow, dessen gesammelte Werke dreißig Bände zu 150—200 Seiten füllen, dem Auslande völlig unbekannt geblieben, während er in Rußland zu den besten Kennern des Volkslebens und der Volksseele gerechnet wird.

Aus einer halb adligen, halb geistlichen Sphäre in Zentralrußland (Orel) stammend, kannte Leskow von Kind auf das Leben und Treiben des Mittelstandes. Da er wegen Verarmung seiner Eltern durch einen großen Brand in Orel seine Gymnasialbildung nicht vollenden konnte, sondern mit 17 Jahren in eine Kanzlei eintrat und später, als Sekretär der Rekrutenbehörde, weite Fahrten von Dorf zu Dorf machen mußte und oft wochenlang mit dem Volk verkehrte, lernte er dieses aus nächster Nähe kennen, und deshalb findet man in all seinen Erzählungen eine überwältigende Menge von Begegnungen, Erlebnissen und Beobachtungen, die samt und sonders das Gepräge der Wahrheit tragen, als Selbsterlebtes und nicht Erdichtetes.

Die Lücken in seinem Wissen suchte der junge Leskow mit eisernem Fleiß, als Autodidakt, auszufüllen. Nachdem er drei Jahre lang bei der Verwaltung eines ausgedehnten Güterkomplexes an der Wolga tätig gewesen und auf seinen Fahrten wiederum Land und Leute aufs genaueste beobachtet hatte, erschienen 1861 Leskows erste flott geschriebenen Erzählungen in der Tagespresse, und bald darauf siedelte Leskow nach Petersburg über, um sich ganz der Dichtung zu widmen.

Dazumal — es war die Epoche der Reformen — herrschte überall, besonders aber in der Residenz, eine fieberhaft revolutionäre Stimmung. Leskows gesunde Ansichten, seine Skepsis den extremen Richtungen gegenüber wurden für „reaktionär" verschrien, und sein erster größerer Roman „Ohne Ausweg", in welchem er den Mißerfolg der revolutionären Bestrebungen voraussagte, verschaffte dem angehenden Schriftsteller den unliebsamen Ruhm eines wütenden Reaktionärs, von dem kein anständiges Blatt etwas drucken dürfe. Es war ein förmlicher Boykott, und längere Zeit verbrachte Leskow in der Schweiz und in Paris, um seinen empörten Landsleuten aus dem Wege zu gehen.

Nun gab er den Sittenroman, der ihm keinen Dank eintrug, auf und wandte sich einem anderen Gebiet zu, das ihm nach und nach die Sympathien gewisser Kreise gewann: Leskow schrieb nämlich eine Menge Erzählungen aus dem russischen Volksleben und bearbeitete nach alten griechischen, syrischen, ägyptischen und anderen Überlieferungen legendenartige Geschichten meist religiösen Inhalts.

Im großen ganzen aber stand Leskow einsam da, man nannte ihn einen Eigenbrödler und fand, daß er einen zersetzenden, boshaften Verstand habe, da er sich von seiner Umgebung nicht fortreißen ließ und, dank seinem nüchternen Verstande und seiner besseren Einsicht, die Utopien der russischen Nihilisten, Anarchisten und sonstigen Volksbeglücker nicht teilte, ja, letzteren vielmehr bewies, daß sie keine Ahnung vom Volk und seinen Nöten hätten.

Manches in Leskows Erzählungen ist ja nicht mehr aktuell, aber es wirft ein grelles Licht auf die Verhältnisse der Gegenwart, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts langsam, doch stetig vorbereitet worden sind. Man sieht darin handgreiflich die verhängnisvolle Saat ausstreuen, die nunmehr so herrliche Früchte zeitigt.

Im folgenden bieten wir zwei der oben schon erwähnten legendarischen Erzählungen, die dem russischen Menschen so sehr zu Herzen reden. Die tiefsinnigen, auf alten Überlieferungen beruhenden Geschichten werden auch in den Herzen deutscher Leser einen starken Widerhall wecken. *A. R.*

# Vom gottwohlgefälligen Holzhacker

## Eine wahre Geschichte aus alter Zeit

In sehr entlegenen Zeiten herrschte einst auf Cypern eine furchtbare Dürre. Das Obst und die Feldfrüchte verdorrten, und angesichts der drohenden Hungersnot verfielen die Leute in Trübsinn. Alle beteten und flehten um Regen, aber es kam kein Regen.

An der Spitze der dortigen Geistlichkeit befand sich dazumal ein Bischof, wie es den Anschein hatte, ein gütiger, teilnehmender und aufrichtiger Mann. Er nahm sich den Jammer des Volkes sehr zu Herzen und betete selber inbrünstig, daß Gott Regen auf die Erde herabsenden möge, aber dennoch kam kein Regen.



Digitized by Google

Der glühende Himmel blieb wolkenlos, und die Sonne versengte unbarmherzig alles, was auf der unglückseligen Insel noch unverdorrt geblieben war.
Das Volk geriet in Verzweiflung. Wo sollte man noch Rettung suchen, wenn nicht einmal das Gebet des Bischofs etwas half? War er nicht der Erste unter der gesamten Geistlichkeit, und wußte er nicht am besten, wie man Gott erweichen müsse, damit er den Menschen gebe, worum sie ihn baten.
Da geschah zu dem Bischof eine „Stimme vom Himmel":
„Geh nach der Frühmesse vor das Stadttor, und den ersten Menschen, der durch das Tor in die Stadt will, den halte an und laß ihn beten, und dann sollt ihr Regen haben."
Der Bischof sagte den Leuten, was er „vom Himmel" gehört, und alle beschlossen sofort, sich am nächsten Morgen in der Kirche zu versammeln und nach dem Gottesdienst vor das Tor zu gehen, um denjenigen zu sehen, der da kommen solle.
Am folgenden Morgen zog der Bischof mit der ganzen Geistlichkeit nach dem Stadttor. Ihm folgten natürlich alle Leute, welche das wohltätige Wunder für ihr verschmachtendes Land erhofften. So begab man sich vor das Tor, um auf der Landstraße den gottwohlgefälligen Beter zu erwarten. Für den Bischof wurde ein Klappstuhl aufgeschlagen, und um ihn her stand Kopf an Kopf die Menge. Mit gespannter Aufmerksamkeit blickten alle in die Ferne, von wo der Helfer in der Not kommen sollte.

Nach langem, bangem Warten zeigte sich etwas inmitten der versengten Felder. Anfangs war es unmöglich zu unterscheiden, ob ein Mensch zu Fuß des Weges kam oder auf einem Esel ritt. Die Entfernung war zu groß, und von der Sonnenglut flimmerte es den Leuten vor den Augen. Jedoch der Gegenstand kam näher und wurde deutlicher. Nun sah man, daß es ein ganz gewöhnlicher Mensch war und noch dazu ein alter abgearbeiteter Mann aus dem Volke, der tiefgebeugt unter einem schweren Reisigbündel seine Füße nur mit Mühe vorwärts schleppte. Sollte das wirklich jener Beter sein, dessen Gebet besser zu Gott dringen würde als das Gebet des Bischofs?

Der Bischof und die Leute blickten einander verdutzt an und zuckten die Achseln. Jedoch außer diesem Alten zeigte sich niemand auf der Landstraße, und man hatte keine Wahl. Da beschloß der Bischof, den alten Holzhacker anzuhalten und ihn um sein Gebet anzugehen.

Inzwischen kam der Alte, unter seiner Bürde keuchend und stolpernd, immer näher und verwunderte sich ob der ungewöhnlich großen Menschenmenge vor dem Tore. Natürlich kam ihm nicht im entferntesten der Gedanke, daß diese Leute mit dem Bischof herausgekommen seien, um ihn, den unter seiner Last schier erliegenden Bettler, anzugehen, daß er für das ganze Land bitten solle.

Im Näherkommen sah der Alte, daß all diese Leute auf ihn schauten und sogar der Bischof sich von seinem Sitz erhob und sich vor ihm, dem einfachen armen Arbeiter, verneigte.
Der Alte stutzte, warf sein Bündel zur Erde und bat den Bischof um seinen Segen; doch dieser verneigte sich wiederum vor dem Holzhacker und sagte zu ihm:
„Abba! um Gotteswillen, bete für uns, daß der Herrgott uns seine Gnade spende und heute regnen lasse auf Erden."

Der Holzhacker staunte, als er das hörte. War es nicht unerhört, daß der Bischof, ihn, den ungelehrten Mann, zu beten bat? Und er erwiderte:



Digitized by Google

„Ich bin's nicht wert, Vater, in deiner Gegenwart die Lippen zum Gebet aufzutun. Dir ziemt es, in dieser Not zu beten. Ich wage es nicht."

Doch man sagte dem Alten, der Bischof habe bereits gebetet, aber Gott habe sein Gebet nicht erhört und keinen Regen gespendet. „Und nun," hieß es, „ist der Bischof auf dich hingewiesen worden, und du darfst dich nicht weigern, sondern sollst auf der Stelle um Regen bitten!"

Der Alte konnte sich immer noch nicht dazu entschließen, und um seine Schüchternheit zu besiegen, zwang man ihn, auf seinem Reisigbündel niederzuknien und zu beten.

Nun widerstrebte der Alte nicht länger und fing an, so gut er's verstand, zu beten . . und vom Himmel träufelte es sogleich hernieder, und ein erquickender Regen tränkte die schmachtende Erde.

Alle wußten sich nicht zu lassen vor Freude über diese Gnade Gottes und wußten nicht, wie sie Gott für den ihm angenehmen Beter danken sollten, auf den die Stimme „vom Himmel" hingewiesen hatte.

Kaum hatte der ersehnte Regen die dürstenden Felder und Gärten erfrischt, so wurden auch die Herzen der Menschen wieder froh, und es kam die Zeit, daß der Bischof von dem Holzhacker erkunden wollte, wie dieser Mensch lebe, der Gott so wohlgefällig und angenehm war.

Der Bischof fragte ihn geradezu danach, doch der Alte vermochte nichts besonderes zu berichten, und dem Bischof kam es vor, als ob er vor ihm etwas verheimlichte.

„Tu mir die Liebe, Abba!" redete er dem Alten zu, „nicht aus Neugier, sondern um des Besten vieler Menschen willen, bitte ich dich, entdecke uns, wodurch du Gott so angenehm bist, daß er dein Gebet erhört."

Der Holzhacker aber antwortete: „Bei Gott, Vater, das weiß ich nicht!"

„Nun, so sage uns wenigstens wie du lebst, damit wir dir nachstreben und werden wie du, so daß unsere Gebete geradeswegs zu Gott gelangen. Verhehle uns nichts, erzähl geschwind."

Da sagte der Alte zum Bischof: „Glaube mir, Herr, ich würde dir gern alles erzählen, aber das ist es ja eben, daß ich fürwahr nichts zu erzählen habe. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Sünder und bringe mein Leben in alltäglichem Hasten und Sorgen hin. Ich habe nicht einmal Zeit, an Gott wohlgefällige Werke zu denken, denn bis ins Alter habe ich mir mein Lebtag nichts zurückgelegt, und jetzt, schon schwach und kraftlos, habe ich immer noch weder Ruhe noch Rast.

„Ja, aber wie führst du dein Leben?"

„Mein Leben vergeht so: früh morgens wache ich auf und gehe mit der Axt vor die Stadt in den Wald. Dort hacke ich ein tüchtiges Bündel Reisholz, welches jedermann zu sammeln gestattet ist, und schleppe mein Bündel nach der Stadt, wie ihr heute am Stadttor gesehen habt."

„Nun, und weiter?"

„Weiter verkaufe ich mein Reisig in der Stadt zu Brennholz, und für das Geld, das ich erhalte, kaufe ich mir Brot und esse es auf."

„Und eine andere Beschäftigung hast du nicht?"

„Keine andere, Vater."

„Und wo ist deine Wohnung?"

„Eine Wohnung habe ich eben nicht und habe nie eine gehabt. Wenn ich müde bin und ausruhen oder übernachten muß, dann krieche ich unter eine Kirche, kaure mich unter der Diele zusammen und schlaf mich aus."



Digitized by Google

Dazumal wurden die Kirchen aus Holz gebaut auf Stützen, d. h. auf Pfosten, ohne Fundament, und unter dem Fußboden solch kleiner Kirchen konnte man ganz gut Obdach finden vor Regen und Kälte. Solche Kirchen hat es auch in Rußland gegeben, und noch heutzutage gibt es welche im hohen Norden.

„Wenn es aber kalt ist oder sich solch ein Unwetter erhebt, daß es dir nicht möglich ist, Reisig zu sammeln," fragte der Bischof, „was tust du dann?"

„Nun, da sitze ich eben ein paar Tage und warte unter der Kirche."

„Was ißt du denn aber?"

„Wozu essen, wenn man nicht arbeitet? Dann hung're ich, bis der liebe Gott gutes Wetter gibt, und wenn das Wetter gut wird, danke ich Gott, stehe auf und hole Reisig. Da hast du nun mein ganzes Leben."

Von dieser schlichten Erzählung empfing der Bischof nicht geringen Nutzen, wie die Chronik berichtet.

„Wohl dir," sagte er zum Holzhacker, „du hast die Schrift erfüllt, die da sagt, ich bin ein Fremdling auf Erden."

Der Bischof nahm den Alten hierauf zu sich und unterhielt ihn bis zu seinem seligen Ende.

## Sanftmut überwindet Feindschaft

### Indische Mär von Bramadhata und Radowan

I.

In sehr alten Zeiten gab es in Indien zwei Nachbarreiche. Das eine hieß Benares, das andere Kasala. In Benares herrschte ein König namens Bramadhata, in Kasala König Radowan. Zwischen beiden kamen immerfort Mißhelligkeiten, weil sie ganz verschieden geartet waren und in allen Dingen anders dachten. Bramadhata war ein großer Krieger und hatte nichts im Sinn, als seine Nachbarn zu bekriegen und zu unterjochen; Radowan hingegen konnte den Krieg nicht leiden, und sein Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, Frieden und Eintracht im Lande aufrecht zu erhalten, damit jedermann in Ruhe arbeiten und seinen Unterhalt erwerben solle, ohne die Hand nach fremdem Gut auszustrecken und jemandem Unrecht zu tun.

Wegen dieser so verschiedenen Gesinnung beider Könige ging es sowohl an ihren Höfen als auch in ihren Reichen sehr verschiedenartig her.

Bei Bramadhata herrschte Freude, wenn er jemanden geschlagen und fremdes Eigentum geraubt hatte; Radowan aber war glücklich, wenn bei ihm alles still und ruhig herging und alle Leute ehrlich von ihrer Arbeit lebten, ohne zu Lug und Trug ihre Zuflucht zu nehmen. Jedoch bei dem tapferen Bramadhata wie auch bei dem wirtschaftlichen Radowan ging nicht immer alles nach Wunsch.

Radowans Leute wurden des Friedens überdrüssig und murrten: „Was haben wir davon, daß wir still und ruhig dahinleben? Heute still und ruhig, und morgen wiederum still und ruhig, das ist schon langweilig. Und wenn wir einmal unsere Grenze überschreiten, erweist man uns nicht so viel Ehre, wie den Leuten aus dem kriegerischen Reiche Bramadhatas. Ob wir auch satt sind und nicht in der Enge leben, ist das dennoch kränkend für uns und langweilig."

Und durch ihr Murren verbitterten die Leute dem König Radowan das Leben, denn sie sahen den Vorteil friedlicher Arbeit nicht ein und träumten von Kriegslärm und Siegesruhm.



Digitized by Google

In Bramadhatas Reich aber waren die Leute des Krieges müde und murrten also: „Was haben wir von unseren Heldentaten? Je mehr Gold und Silber wir heimschleppen, desto teurer wird alles, und niemand ist da, um zu pflügen, den Reis zu ernten, das Vieh zu weiden. Die einen sind erschlagen, die andern als Krüppel heimgekehrt, so daß es ein Jammer ist, bloß anzusehen. Es wäre besser, freundnachbarlich mit allen zu leben und nicht ewig zu streiten."

Als der König von Benares, der unüberwindliche Bramadhata, erfuhr, daß seine tapferen Krieger ihrer Heldentaten nicht froh waren, sondern ihre Nachbarn beneideten, die ihr Lebtag in der Stille gehockt hatten, ward er sehr zornig und befahl einem Trommler, die große Trommel zu nehmen und die ganze Nacht längst des Stromes zu trommeln, so, daß es im ganzen Lande zu hören sei; und er schickte Ausrufer auf Elefanten aus, die in die Volksmenge hineinreiten sollten mit dem Kriegsruf: der König wolle wider die schlimmen Nachbarn ausziehen, um ihr Land einzunehmen und ihr Hab und Gut unter seine getreuen Untertanen zu verteilen. Sobald die gesunden jungen Leute diesen Ruf vernahmen, kamen sie herbeigeströmt, ohne auf die kriegsmüden Veteranen zu hören. Sie griffen zu Pfeil, Bogen und Schild, legten den Harnisch an und zogen aus, um die schlimmen Nachbarn, Radowans friedliche Untertanen, zu unterjochen. Diejenigen, welche sich zur Wehr setzten, wurden niedergemacht oder zu Krüppeln geschlagen, dem König Radowan aber wollte man die Hände fesseln und ihn an einem Strick hinter König Bramadhata führen, wenn dieser mit seinem siegreichen Heer in seine Residenz heimkehrte. Der friedfertige König von Kasala hatte sein Mißgeschick in Geduld getragen, aber nun war ihm der Gedanke unleidlich, daß er zum Gaudium und Gespött der Sieger an einem Strick geführt werden solle. Um dieser Demütigung zu entgehen, sagte Radowan zu der Königin, seiner Frau: „Lege dein königliches Gewand ab, gib es einer Bettlerin und nimm ihr Kleid; ich will dasselbe machen, und in Bettlerlumpen gehüllt wollen wir an einen Ort flüchten, wo niemand uns vermuten wird und daselbst leben, bis in unserm Schicksal ein Wechsel eintritt."

II.

Radowans Frau war mit allem einverstanden. Sie tauschten ihre Kleider mit Bettlern und flohen in finstrer Nacht aus ihrer Residenz. Sie verbargen sich in Wäldern und Einöden, doch bald erreichte sie auch dort das Gerücht, Bramadhata habe, als er von ihrer Flucht in Kenntnis gesetzt worden, in gewaltigem Zorn eine Menge seiner eigenen Leute und der früheren Untertanen Radowans hinrichten lassen, weil sie Radowan und seiner Königin Rupti zu entwischen erlaubt hatten, so daß Bramadhata bei seiner siegreichen Heimkehr nach Benares den besiegten König nicht am Strick hinter seinem Triumphwagen dreinführen lassen konnte. Wiederum befahl Bramadhata längs des Stromes zu trommeln und im ganzen Reiche ausrufen zu lassen, daß derjenige von seinen oder fremden Leuten, der anzeigen werde, wo Radowan und seine Königin Rupti sich verborgen hielten, von dem Könige Bramadhata reich belohnt werden und auf einem geschmückten Elefanten hinter dem gefesselten Radowan und seiner Königin reiten solle; auch sollte der Name des Angebers, Enkeln und Urenkeln zur Erinnerung, in Stein eingemeißelt werden.

Als König Radowan davon Kunde erhielt, erbebte er vor Furcht und Jammer, daß um seinetwillen so viele Menschen umgebracht seien, und er sagte zu der Königin Rupti: „Es scheint, wir haben falsch gehandelt, uns zu verbergen, und



Digitized by Google

dadurch sind bereits eine Menge Leute ums Leben gekommen; überdies werden du und ich auch im Bettlergewande nicht unerkannt bleiben: irgend jemand wird uns erkennen und dem Könige Bramadhata verraten. Großer Lohn und Auszeichnung sind verführerisch, und ich rechne auf keinen meiner einstigen Diener mehr. Wäre es daher nicht besser, wir gingen hin und zeigten uns selber an? Wie denkst du? Doch die Königin Rupti widerriet ihrem Manne, das zu tun und schlug ihm vor, sich auf andere Weise zu verbergen; nicht in Wäldern und Wüsteneien, sondern sich geradeswegs nach der Hauptstadt des feindlichen Königs zu begeben und daselbst inmitten geringer Leute zu leben, da niemand sie dort suchen werde. Radowan befolgte den Rat seiner Frau. Sie gelangten unerkannt nach Benares und ließen sich unter gemeinen Arbeitern nieder, die von Tagelohn lebten. Und hier fühlte Rupti, die bisher keine Kinder gehabt, unter ihrem Herzen ein neues Leben sich regen und gebar einen schönen Knaben, den sie Leblang nannte. Dieser Name fiel ihr ein, weil sein Vater so viel erduldet: möge nun der Sohn lange leben und dem Feinde Bramadhata die Leiden der Eltern heimzahlen.

Und Radowan lebte mit Rupti und seinem Sohne Leblang unerkannt zehn ganze Jahre in der Residenzstadt des Königs von Benares, inmitten gemeiner Arbeiter, und das kümmerliche, mühselige Leben, das sie führten, hatte Leblangs Eltern so sehr verändert, daß ihr jetziges Aussehen ihrem einstigen etwa so glich, wie ein verdorrter Heustengel dem saftigen Grase; aber trotzdem entgingen sie ihrem Schicksal nicht.

## III.

Eines Tages schleppte der einstige König eine schwere Last, und zu Tode ermattet wollte er sich durch ein Bad im Flusse erquicken. Als er aber den Lendenschurz abnahm, um ins Wasser zu steigen, sah ihn ein in seinem Garten lustwandelnder reicher Mann, welcher vor der Zerstörung des Reiches von Kasala zu Radowans vertrautesten Dienern gehört hatte, und erkannte nun seinen ehemaligen Herrn an einem seltsamen Muttermal auf dem rechten Schenkel, an einem braunen Flecken, der einem Vöglein, das den Kopf unter den Flügeln steckt, glich. Und alsbald verriet der Elende Radowan an seinen neuen Gebieter, den König von Benares: Radowan und seine Frau wurde gefangen genommen und vor Bramadhata gebracht. Leblang wurde nicht festgenommen, weil er gerade nicht zu Hause war, auch fand Bramadhata keinerlei Schuld an ihm.

Den einstigen König Radowan aber und seine Frau Rupti gebot Bramadhata gefesselt durch alle Straßen und Gäßchen seiner Residenz zu führen und sie alsdann außerhalb der Stadt auf einem staubigen Felde mit dem Schwerte zu vierteilen.

So ward denn Radowan und mit ihm Rupti durch die ganze Stadt geführt und Leblang ging weinend hinter ihnen drein. Als sie aber zur Stadt hinausgebracht wurden und auf dem staubigen Felde gevierteilt werden sollten, da bat Leblang flehentlich, daß man ihm erlaube, zu seinem Vater heranzutreten, um seine väterliche Vermahnung für das ganze Leben in Empfang zu nehmen.

König Bramadhata wurde um diese Genehmigung angegangen, und Bramadhata gestattete Vater und Sohn Abschied zu nehmen, doch befahl er, ihm sofort zu hinterbringen, was für ein Gebot Radowan seinem Sohne geben werde, um zu wissen, ob man von Leblang Schlimmes oder Gutes zu erwarten habe.

Hierauf ward der Knabe zum Vater gelassen, und dieser dachte nicht daran, sein Geschick zu beklagen, sondern sagte dem Sohn bloß folgende Worte:



Digitized by Google

„Mein Sohn Leblang! Schau nicht zu weit, und blick auch nicht zu nah, und sei dessen eingedenk, daß Feindschaft nicht durch Feindschaft, sondern durch Sanftmut versöhnt wird."
Und weiter wollte Radowan nichts sagen, da ward an ihm und Rupti das Urteil auf der Stelle vollstreckt: gefesselt warf man den ehemaligen König und die Königin von Kasala zu Boden und zerhieb jedes von ihnen erst zur Hälfte und dann in vier Teile, worauf man sie im heißen Staube liegen ließ und Wachen aufstellte, damit niemand sie bestatten solle und jedermann inne werde, was denjenigen widerfahre, die sich dem Könige Bramadhata nicht unterwerfen mochten.

IV.

Der Knabe Leblang wuchs unter einfachen Leuten heran und wußte, wie man mit den Menschen umgehen muß, um das zu erreichen, wonach man strebt. Sein Sinn war jetzt darauf gerichtet, daß die geviertеilten Leichname seiner Eltern nicht im Staube liegen sollten, bis die Vögel ihr Fleisch von den Knochen genagt hätten, sondern Leblang wollte die irdische Hülle seines Vaters und seiner Mutter, nach der Landessitte, auf einem Scheiterhaufen verbrennen.
Da raffte Leblang schleunigst alle Habseligkeiten seiner Eltern zusammen, verkaufte alles, und für den Erlös erstand er zwei große Krüge süßen Weines und zwei starken Weines; zudem besorgte er zwei Bündel harzigen Holzes und wohlriechender Zweige. Das Holz verbarg er in einer Schlucht, mit dem süßen Wein aber traktierte er die Wächter, welche bei den zerhauenen Körpern Wacht hielten. Und als die Kriegsknechte angeheitert waren, mischte der Knabe den starken Wein unter das Getränk, bis sie ganz trunken waren und fest einschliefen. Hierauf holte er das verborgene Holz herbei, legte die geviertеilten Leichname der Eltern auf den Scheiterhaufen und steckte diesen in Brand. Das Holz flammte sofort auf, und der duftende Rauch von dem harzigen Reisig stieg in die Höhe; die Körper des Königs Radowan und der Königin Rupti verbrannten in der Glut, während die Wächter schliefen und nicht aufwachten.
Hierauf schritt der Königssohn Leblang, wie es in jenem Lande Sitte ist, mit über der Brust gekreuzten Armen dreimal um die Feuerstätte und begab sich von dort, ohne sich umzuschauen, geradeswegs in das Waldesdickicht, wo er Vater und Mutter lange Zeit beweinte und die väterliche Meinung im Herzen bewegte, wie das Wort zu verstehen sei: „Schau nicht zu weit, blick auch nicht zu nah, weil Feindschaft nicht durch Feindschaft versöhnt wird, sondern durch Barmherzigkeit". Und er begriff fürs erste, daß sein Dasitzen und Trauern um den Verlust seiner Eltern bedeute „zu nah zu sehen", als wenn es dem Menschen bestimmt wäre, im Leben nichts weiter zu tun, als seine Zeit in Gram um das, was vergangen und unwiederbringlich dahin ist, totzuschlagen.
Als ihm das klar geworden, erhob sich der Königssohn von dem Platze, wo er so lange wehklagend unter einem hohen Baume gesessen hatte, und begab sich in bewohnte Gegenden, um unter Menschen von seiner Arbeit zu leben; doch lange Zeit fand er nirgendwo eine Arbeit für sich, und so kam er wieder nach Benares zurück, in die Residenz des Königs Bramadhata. Dort stand er auf dem Platze, wo arme Leute warten, bis jemand sie um Tagelohn dingt.
Hier stand Leblang vom frühen Morgen bis zum heißen Mittag, wo ein Teil der Tagwerker gedingt worden war, während die, welche keine Arbeit gefunden, in ihre Hütte zurückgekehrt waren. Leblang aber blieb stehen und wartete, denn er war hungrig und wußte nicht, wo er hin sollte.



Digitized by Google

Da kam in der glühendsten Mittagshitze ein königlicher Stallknecht gegangen und sprach zu ihm:
„Was stehst du hier und gehst nicht heim? Vielleicht aber weißt du nicht, wo du bleiben sollst? Dann komm mit mir: ich werde dir etwas zu tun geben."
„Darauf warte ich ja bloß!" antwortete Leblang, „führe mich, wohin du willst, ich bin zu allem bereit, wenn es nur anderen nicht Schaden bringt."
„Nein," sagte der Stallknecht, „das, wozu ich dich brauche, wird niemandem Schaden verursachen; doch ich will es dir nicht verhehlen, daß du selber dabei Schaden nehmen könntest. Siehst du wohl, in dem königlichen Marstall werden eine Menge Elefanten gehalten, von denen jeder zwei Wärter hat; nun befindet sich aber unter diesen Elefanten ein neuer, er ist unlängst gefangen und noch wild, deshalb fürchten sich alle vor ihm, denn er hat schon viele der Stallknechte mit seinem Rüssel gepackt und zum Stande hinausgeschleudert, andere aber an die Wand geworfen und mit seinen Füßen zermalmt Erst heute hat er den letzten seiner Wärter getötet, und nun wagt sich keiner zu ihm hinein. Alle sind bereit, sich lieber auf der Stelle köpfen zu lassen, als dem Elefanten in die Nähe zu kommen. Dieser Elefant aber gefällt unserem König Bramadhata ganz ausnehmend, deshalb hat der Oberstallmeister mich heute rufen lassen und zu mir gesagt: „Geh' und mache, wo du willst, einen Menschen ausfindig, der die Wartung des Elefanten übernehmen kann. Ich werde ihm einen vierfach höheren Lohn geben, als den anderen Wärtern; wenn du aber keinen solchen Menschen findest, mußt du selbst zum Elefanten hinein, oder man wird dich durch das Schwert vom Leben zum Tode bringen, weil du dem Könige nicht gehorcht hast." Und siehe, mein Freund, ich habe eine Frau und fünf Kinder; auch sind meine alten Eltern noch am Leben. Erbarme dich meiner, lieber Freund, und wenn du nicht furchtsam bist, verdinge dich als Wärter des wilden Elefanten. Vielleicht gewinnt er dich lieb und läßt dich alsdann gutwillig zu sich heran, denn die alten Leute sagen, daß der Elefant es nicht leiden kann, wenn man ihm zaghaft naht. Sieh, und wir alle sind von Furcht erfüllt, du aber wirst ihm vielleicht unerschrocken nahen."
„Schon gut, schon gut!" sagte Leblang, „was ist da viel zu reden. Du hast Weib und Kinder und Eltern, ich aber bin mutterseelenallein auf der Welt, habe weder Verwandte noch Gefreundete. Ich will hingehen und versuchen, ob es mir nicht gelingt, das Unheil von dir abzuwenden.
Damit begab sich Leblang mit dem Stallknecht nach den Elefantenstallungen des Königs Bramadhata, der ihn des Königreiches Kasala beraubt und seine Eltern grausam hingerichtet hatte.

V.

Als die Leute, welche die königlichen Elefanten warteten, sahen, daß ein neuer Mensch freiwillig kam, um die Wartung des wilden Elefanten zu übernehmen, verwunderten sie sich über die Maßen und liefen herbei, um zuzusehen, wie der Kühne in den geräumigen Stand des Elefanten eintreten werde, wo das Untier an einen mächtigen Pfeiler angeschmiedet war, der aus fünf dicken in die Erde eingerammten und von dreifachen ehernen Reifen zusammengehaltenen Pfählen bestand.
Auch der Oberstallmeister kam herbei und sagte zu dem Knaben:
„Na, geh hinein ohne Zagen. Bleibst du heil, so kriegst du vierfachen Lohn, und wenn der König von dir hört, bist du seiner Gnade gewiß. Kommst du um, so ist's deine eigene Schuld: niemand zwingt dich, du gehst aus freiem Antrieb."



Digitized by Google

„Jawohl," erwiderte Leblang, „ich gehe aus freiem Willen und durchaus nicht des großen Lohnes oder der Gnade wegen, sondern um mein Leben demjenigen hinzugeben, der dessen bedarf."
Und bei sich gedachte er des Wortes seines Vaters und kalkulierte: „Auf diese Weise schaue ich nicht zu nah und blicke nicht gar zu weit: dem Manne muß doch ungesäumt geholfen werden, wo ihm Gefahr droht, und was mich betrifft, lohnt sich's nicht, an die Zukunft zu denken, das wird die Zeit schon lehren."
Damit holte Leblang tief Atem und stimmte einen Gesang an, der den ihn erfüllenden Gedanken Ausdruck verlieh; dabei füllte er die drei Körbe, welche die Tagesration des Elefanten bildeten, mit Reiskörnern, nahm den ersten Korb auf den Kopf und betrat damit furchtlos und unter Gesang den Stand des wilden Elefanten.
Dieser erwartete ihn, indem er den langen Rüssel hin und her bewegte, aber bei Leblangs Eintritt fuhr er nicht auf, wie bisher. Er ließ den Knaben den Reis in den Futtertrog schütten und unbehindert hinausgehen. Als Leblang unter Gesang den zweiten Korb brachte, klatschte der Elefant vor Freude mit den Ohren, beim dritten aber krümmte er den Rüssel und fing an, Leblang damit zu liebkosen und zu streicheln.
Das ward dem König Bramadhata angesagt; dieser begehrte den Knaben von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ließ sich von ihm seine Lieder vorsingen. Und König Bramadhata fand Wohlgefallen am Gesang des jungen Elefantenwärters und gewann ihn lieb, um seines hellen Blickes, um seiner männlichen Kühnheit, um seines wundersamen Gesanges willen. Da sprach Bramadhata, der König von Benares, zu Leblang:
„Du sollst der Wärter meines herrlichen, wilden Elefanten sein und vierfachen Lohn empfangen, aber du wirst von meiner Tafel essen und trinken, und wenn du im Elefantenstall den Elefanten besorgt hast, sollst du dein Arbeitskleid ablegen und die Gewänder antun, welche ich dir werde machen lassen und jeden Tag zu mir kommen, um mir vorzusingen und mich zu unterhalten."
Auf den ersten Blick hatte der junge Leblang dem König so sehr gefallen; als er aber Tag für Tag in den Palast kam, gewann ihn der König über alle Maßen lieb, so daß der Knabe bald der Vertraute Bramadhatas ward, und der König ihm befahl, bei ihm im Palast zu leben, da er ihn immer um sich haben wollte. Wo er auch war, wohin er auch ritt oder fuhr, überallhin nahm Bramadhata Leblang mit: in den Krieg, auf die Rennplätze, auf die Tigerjagd. Und Bramadhata, der König von Benares, nannte Leblang nicht mehr Elefantenwärter, sondern seinen liebsten Herzensfreund. Jedoch weder Bramadhata noch seine Hofleute wußten es, daß Leblang ein königlicher Prinz, der Sohn des hingerichteten Königs von Kasala war.
Und also lebte Leblang ein ganzes Jahr, von allen beneidet, am Hofe Bramadhatas; im zweiten Jahre aber ereignete sich zwischen ihm und dem Könige ein eigentümlicher Vorfall.

## VI.

Einst begab König Bramadhata sich mit großem Gefolge auf die Tigerjagd, und an seiner Seite ritt zu Pferde Leblang. Bereits hatte man eine Menge Wild erlegt, da sprang plötzlich ein riesiger Tiger aus dem Dickicht, zerriß hier einen Menschen, dort einen anderen und verschwand wieder im Gebüsch. Da sprengten sämtliche Jäger hinter dem Tiger drein und bei der Verfolgung zerstreuten sie sich vereinzelt



Digitized by Google

in dem dichten Walde, so daß einer vom andern nichts hörte und nichts sah. In ihrem Jagdeifer merkten sie nicht, daß sie ihren König im Stich gelassen und aus den Augen verloren hatten. König Bramadhata aber war in eine undurchdringliche Wildnis geraten, bloß von Leblang begleitet, und fühlte sich zu Tode ermattet.

Da sagte Bramadhata zu Leblang: „Ich möchte ein wenig schlafen, doch ich fürchte, ein giftiges Gewürm könnte mich im Schlafe stechen. Sattle flink unsere Rosse ab und binde sie so an, daß sie weiden können; du aber setze dich nieder, laß mich das Haupt in deinen Schoß legen und wache über mein Leben, so lange ich schlafe und neue Kräfte sammle, um aus diesem Walde hinauszukommen."

„Gut!" antwortete Leblang, „sofort soll alles geschehen."

Leblang zäumte die Reitpferde ab, lockerte ihren Sattelgurt, band sie mittels langer Riemen an Bäume, damit sie bequem weiden konnten, breitete sein Gewand aus, setzte sich unter einen Baum, kreuzte die Beine und legte des Königs Haupt in seinen Schoß. Von der unerträglichen Hitze aber und vor Ermüdung schlief Bramadhata sogleich fest ein.

Leblang saß nun da und hatte acht, daß nicht etwa ein giftiges Gewürm aus dem Grase gekrochen käme, und fächelte dem Schlafenden mit einem Zweige Kühlung zu. Indem er dem Könige ins Antlitz blickte, übermannten ihn schwere Gedanken. Da schläft nun auf meinen Knien Bramadhata, der König von Benares, welcher unserm Reich so viel Übles zugefügt hat. Unsere guten Leute hat er umgebracht oder gefangen genommen und die einen in harter Sklaverei zu Tode gemartert, die anderen aber Untreue und grausame Kriegssitten gelehrt. Er hat uns sämtliche Herden, all unser Hab und Gut genommen, unsere Ländereien aus purer Habsucht an sich gerissen und ohne jede Pflege brach liegen lassen. Überdies hat er meinen Vater und meine Mutter ohne ihre Schuld ums Leben gebracht und sie vor dem Tode noch zum Spott durch die Straßen führen lassen; dann hat er sie in Stücke zu hauen befohlen und gewollt, daß ihre zerstückelten Leichname unbestattet im heißen Staube liegen sollten. Und nun wird mir diese Gunst des Schicksals, daß ich ihm all das Böse, was er uns angetan, vergelten kann."

Und ehe er sich's versah, hatte Leblangs Hand das Schwert aus der Scheide gezogen und zückte das Schwert über Bramadhatas Kehle. Doch in demselben Augenblick, als Leblang mit dem scharfen Eisen die Gurgel des schlafenden Königs durchschneiden wollte, durchzuckte ihn die Erinnerung an des Vaters letzte Mahnung, und er sprach zu sich:

„Als man meinen Vater zur Hinrichtung führte, hat er zu mir gesprochen: ‚Mein Sohn Leblang, schau nicht so weit, und blick nicht zu nah, weil Feindschaft nicht durch Feindschaft, sondern durch Barmherzigkeit versöhnt wird. Es wäre nicht gut, wollte ich diesem Wort meines Vaters nicht gehorchen."

So sprach Leblang zu sich, und seine Hand steckte das Schwert wieder in die Scheide zurück.

Doch nicht mit einem Male wurde der Sturm in Leblangs Herzen gestillt; nicht mit einem Male machte die finstere Rachsucht lichter Barmherzigkeit Platz. Dreimal übermannte ihn der Durst nach Rache, dreimal zog er das Schwert aus der Scheide und hielt die Klinge über Bramadhatas entblößter Kehle gezückt, und dreimal steckte er das Schwert in die Scheide, weil er der Worte seines Vaters gedachte. Kaum hatte er aber das Schwert zum letzten Male in die Scheide gesteckt, als Bramadhata sich im Schlaf hin und her warf und erwachend rief:



Digitized by Google

„Ich habe fest geschlafen, aber schwer geträumt und kann nicht zu mir kommen."
„Weshalb", fragte Leblang.
„Deshalb, weil ich einen unheimlichen Traum gehabt habe, als ob du über mir ein scharfes Schwert gezückt hättest und mir damit die Kehle durchschneiden wolltest."

VII.

Kaum hatte Bramadhata diese Worte gesprochen, da flammte in Leblangs Herzen wieder die Rache auf, und er sagte dem Könige mit heiserer Stimme:
„Was dir geträumt hat, das war Wirklichkeit!" und damit packte er mit einer Hand Bramadhata bei den Haaren und bog ihm den Kopf hintenüber, so daß der Hals des Königs ganz entblößt ward, mit der anderen Hand aber zog er das Schwert und setzte es Bramadhata an die Gurgel, indem er sprach: „Erfahre nun, Bramadhata, König von Benares, daß ich Leblang, der Sohn des Königs Radowan von Kasala bin. Du hast uns viel Böses zugefügt, uns unserer Herden und unserer Ländereien, unserer sämtlichen Habe und unserer Freiheit beraubt, überdies meinen Vater und meine Mutter grausam ermordet. Nun ist die Reihe umzukommen an dir; die Zeit ist da, deine Feindseligkeit an dir zu rächen."
Und schon wollte Leblang die Klinge in Bewegung setzen, um dem Könige den Hals zu durchschneiden, jedoch den Augen Bramadhatas entströmten Tränen, Entsetzen malte sich auf seinem Antlitz, und er hob an unter Tränen und mit kläglicher Stimme zu flehen:
„Schenk mir das Leben, mein Sohn Leblang! Schenk mir das Leben. Übe Barmherzigkeit an mir! Ich flehe dich um Gnade an!"
Da lächelte Leblang und gab zur Antwort:
„Du bist doch König! Wie bittest du denn? Vermag ich dir das Leben zu schenken? An dir ist es, mir das Leben zu schenken und nicht umgekehrt."
„Ach, mein Sohn Leblang," entgegnete ihm Bramadhata, „so ist es bisher gewesen, solange ich denken kann, doch zu dieser Stunde bin ich in deiner Gewalt, und ich sehe meine Sünde ein, daß ich so vielen Menschen das Leben genommen, welches Gott ihnen verliehen, und meine Seele leidet darob bittere Pein; unter deinem Schwert flehe ich um Barmherzigkeit, mein Sohn Leblang: schenk mir das Leben, und du sollst sehen, du wirst mehr Freude davon haben, als wenn du mein Haupt vom Rumpfe trenntest, um das Übel zu rächen, das ich deinen schuldlosen Eltern getan."
Und wiederum fielen dem Königssohn die letzten Worte seines Vaters ein, die Wut in seinem Herzen legte sich, der Geist des Erbarmens kam über ihn, und er zog das Schwert zurück, indem er sagte:
— Ich schenke dir das Leben, du aber bringe in Zukunft niemand ums Leben! —
Und damit schob Leblang das Schwert in die Scheide. Bramadhata sprang auf und umarmte den großmütigen Knaben. Beide fühlten sie wie neugeboren, und zwischen ihnen entspann sich ein ernstes Gespräch.

VIII.

König Bramadhata forschte nach dem Übel, das Leblang und seine Eltern erduldet hatten, und wie es zugegangen sei, daß der Knabe seinen gerechten Zorn beherrscht habe. Leblang berichtete nunmehr dem Könige alles, was er durchgemacht hatte, und wie die letzten Worte seines Vaters den auflodernden Zorn in ihm gezügelt hätten. Da fragte Bramadhata:
„Sage mir, mein Sohn Leblang, wie verstehst du diese Worte deines Vaters:



Digitized by Google

schau nicht zu weit, blick nicht zu nah und wisse, daß Feindschaft nicht durch Feindseligkeit, sondern durch Barmherzigkeit versöhnt wird?"
Leblang aber antwortete darauf:
— Das, o König, fasse ich also auf: „schau nicht zu weit" — das bedeutet: gib der Feindschaft in dir nicht für lange Raum; „blick nicht zu nah" — das heißt: stoß einen Menschen nicht von dir, bevor du versucht hast, ihn in Sanftmut eines Besseren zu belehren. Und daß mein Vater gesagt hat: „Feindschaft wird nicht durch Feindseligkeit, sondern durch Barmherzigkeit versöhnt" — will sagen, o König, daß du meinen Vater und meine Mutter umgebracht hast, wenn ich aber nun dich getötet hätte, so wäre die Feindschaft dadurch nicht versöhnt, sondern bloß vermehrt worden. Deine Leute hätten mich umgebracht, andere würden sich gefunden haben, meinen Tod zu rächen, und die Feindseligkeiten hätten kein Ende genommen. Nun aber habe ich die Mahnung meines Vaters befolgt: ich habe dir Glauben geschenkt, daß du niemandem mehr nach dem Leben steben wirst, und so ist denn die Feindschaft durch Barmherzigkeit besiegt worden. Und ich meine, daß mein Vater es vor seinem Ende bedauert hat, dich nicht in Güte eines anderen Sinnes gemacht zu haben.
Bramadhata versank in tiefes Sinnen, eine schwere Träne hing an seinen Wimpern, und endlich sprach er:
„Kurz ist dein Wort, mein Sohn, aber lang ist sein Sinn, und das Menschengeschlecht auf Erden sollte sich danach richten." Der König änderte von nun an sein Wesen und lebte nach dem Wort, welches Radowan seinem Sohne als Vermächtnis hinterlassen hatte.

# Die Stoffwelt Pirandellos

## Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen

SCHON früher wurde hier über Pirandello gehandelt und versucht, das Wesen dieses erfolgreichsten Dramatikers der Gegenwart aus der weltanschaulichen Atmosphäre unserer relativistisch eingestellten Zeit abzuleiten. Als Demonstrationsobjekt diente dabei aus methodischen Gründen das weniger bekannte Drama „So ist es — ist es so?" Prinzipiell hätte man indessen jedes beliebige Stück wählen können, denn es ist für die Stoffwelt dieses produktiven Dichters kennzeichnend, daß sie ausschließlich unter dem Gesichtspunkt roher theatralischer Stofflichkeit betrachtet wird. Die weltanschauliche Konjunktur muß ausgenutzt werden bis zum Letzten, und der Nutznießer der poetischen Inflation kümmert sich nicht lange um den Charakter der in Riesenumsätzen abzustoßenden Ware. Auch die begeistertsten Lobredner Pirandellos müssen zugeben, daß er seiner Stoffwelt mit allzu großer Gleichgültigkeit gegenübersteht. Ob Kitsch, ob Banalität, ob offenbare Kolportage, alles ist ihm gleich willkommen, wenn nur die Möglichkeit besteht, dem Ragout einen kräftigen Geschmack jenes pikanten „sal Sicilianum" mitzuteilen, das in beliebiger Quantität allzeit zu beliebiger Verwendung steht. Übrigens ist der gastronomische Vergleich im Sinne Pirandellos durchaus nicht deplaziert. „Laß das Schicksal dich als Koch finden!" das ist die Grundmaxime Leone Galas, der Hauptperson des bislang in deutscher Sprache nur im Manuskript vorliegenden, vor kurzem in Mannheim uraufgeführten „Spiels der Parteien". Und zu ihr gesellt sich jene andere: „Sich zufrieden geben; nicht



Digitized by Google

mehr für sich selbst leben, sondern den anderen zuschauen; und auch uns selbst, gleichsam von außen, beobachten, für die kurze Zeit, die wir gezwungen sind, zu leben. . . . Es entschädigt dich ein wundervoller Genuß; das Spiel des Verstandes, der dir alle Tiefen des Gefühls erklärt, der in klaren und ruhigen Linien alles ordnet, was dein Inneres so stürmisch bewegt." In praktischer Anwendung dieser Grundsätze durchkreuzt Leone Gala das gegen ihn angezettelte Intrigenspiel der Parteien, zwingt er den ungetreuen Freund und Liebhaber seiner Gattin, das todbringende Duell zu bestehen, das diese mit Hilfe des Galans inszeniert hatte, um ihn, den stummen Wisser und Ankläger ihrer Schuld, aus dem Wege zu räumen. Indessen gibt es unter den Dramen Pirandellos immerhin zwei, die nicht mit der üblichen, nur auf szenischen Effekt und Wirksamkeit der Situation bedachten artistischen Leichtfertigkeit erfunden und fixiert wurden. Es sind dies das Schauspiel „Sechs Personen suchen einen Autor" und die Tragödie „Heinrich IV.". Letztere Dichtung ist diejenige, von der Pirandello selbst aussagt, daß sie ihn unter seinen Stücken am stärksten interessiert und am meisten beschäftigt habe.

Hauptperson der Handlung ist ein italienischer Edelmann, der vor langen Jahren anläßlich eines historischen Maskenzuges, in dem er den Salierkaiser Heinrich IV., seine Geliebte die Markgräfin von Toskana darstellte, jählings vom Pferde stürzte und sich am Hinterkopfe verletzte, was die weitere Folge hatte, daß er jede Erinnerung an die Vergangenheit verlor und sich fortan als der glaubte, den er im Augenblick des Sturzes verkörperte: Kaiser Heinrich IV. Diesem Wahne hat er inzwischen zwei Jahrzehnte hindurch gelebt und ihm seine ganze Lebensweise und Umgebung angepaßt. Der Sturz aber hatte sich nicht von ungefähr ereignet. Sein eifersüchtiger Rivale in der Gunst der Geliebten nämlich, jetzt deren offenkundiger, privilegierter Liebhaber, hatte das Pferd in die Flanke gestochen, daß es sich aufbäumte und den Reiter abwarf. Heute nun sind sie gekommen, hergetrieben teils durch Mitleid, teils durch das böse Gewissen. Einen Arzt haben sie mitgebracht, damit er die Möglichkeit einer Heilung erprobe. Und nun vollzieht sich ein grausiges Spiel. In historischer Vermummung begibt man sich zu dem Wahnsinnigen, und unter der Fiktion geschichtlicher Persönlichkeiten erfolgt eine anscheinend wahnsinnig-spielerische Auseinandersetzung zwischen Heinrich IV. und seinen Gegnern, die plötzlich realsten Ernst wird, als es sich herausstellt, daß der angeblich Wahnsinnige seit einiger Zeit nicht mehr wahnsinnig ist, sondern nur die Maske des Wahnsinns beibehalten hat als Selbstschutz gegenüber einem hoffnungslos verschandelten Leben. Besinnungsloser Zorn gegen den Zerstörer seines Daseins flammt jählings in ihm auf, läßt ihn zum Degen greifen und die Brust des Gegners durchbohren. Kaum aber erkennt er die Furchtbarkeit seiner Tat, als er sich zurückzieht in die Hülle seines maskenhaften Wahnes: „Jetzt, ja . . . jetzt muß es so bleiben . . .und für immer!"

Es ist ein ungeheuer wirkungsvolles Drama, mit Spannungen bis zur Unerträglichkeit geladen, ein dämonischer Totentanz an der fließenden Grenze zwischen Wirklichkeit und Wahn, Sinn und Irrsinn.

Dasjenige Stück, an das man in Deutschland meistens zuerst denkt, wenn man den Namen Pirandello hört, ist bekanntlich „Sechs Personen suchen einen Autor", mit der Unterbemerkung „Ein zu verfassendes Theaterstück".

Das Drama gehört zu jenen, die mit einer ausführlichen Vorrede versehen sind, ein Beweis für das schlechte künstlerische Gewissen des Verfassers, der offenbar seinem Werke die notwendige Eindeutigkeit der Verifizierung des aufgeworfenen Problems nicht zutraut. Hören wir über seine Absicht den Dichter selbst: „Ich habe sechs Personen darstellen wollen, die einen Verfasser suchen. Die Darstellung des Dramas mißglückt eben darum, weil der Verfasser fehlt, den sie suchen. Und statt dessen stellt sich die Komödie dieses vergeblichen Versuches dar mit der ganzen Tragik der Tatsache, daß die sechs Personen von ihrem Autor abgelehnt wurden.— Aber kann man denn eine Person darstellen, indem man sie ablehnt? Offenbar muß man, um sie darzustellen, sie in die Phantasie aufnehmen und auf diese Art ausdrücken. Und so habe ich sie in der Tat aufgenommen und verwirklicht. Nun muß man begreifen, was ich denn in ihnen ablehnte. Gewiß nicht sie selbst, wohl aber ihr Drama, das sie selbst vielleicht ganz besonders interessierte, mich aber fast gar nicht. Ich habe also diesen Sechs das Leben gegeben, aber ihren Lebensgrund abgelehnt." Kann es wohl eine geschicktere poetische Abfallwertung geben als die hier vorhandene, wo Pirandello eigene Impotenz als Stoff aufgreift, um daraus ein äußerst wirksames Theaterstück zu machen? Das ungeordnete Chaos der in ihren Einzel-



Digitized by Google

heiten widerlichen Handlung interessiert kaum noch gegenüber der erstaunlichen Absolutheit der Problematik.

Originell ist auch die Problemstellung in der Komödie „Die Wollust der Anständigkeit".

Ein durch das Leben derangierter Kavalier, den bittere Erinnerungen zu einem philosophischen und duldsamen, ironischen Denker gemacht haben, läßt sich herbei, den Gatten eines Mädchens zu machen, das einen legitimen Vater für das Kind, das sie erwartet, braucht, um nicht der gesellschaftlichen Ächtung zu verfallen und um andererseits die ungestörte Fortsetzung des illegitimen Verhältnisses zu ermöglichen. Mit einer gewissen Wollust setzt er seinen Namen unter einen Wechsel, den ein anderer zu zahlen verpflichtet wäre. „Sie können sich nicht vorstellen, wie ich diese Rache an der menschlichen Gesellschaft genieße, die sonst meinem Namenszug jeden Kredit verweigert. Ihr meine Unterschrift aufzwingen, heißt hier: Da hat jemand etwas begangen, was er nicht durfte, und nun komme ich für ihn auf. Denn täte ich es nicht, wäre die Ehre einer Familie bankerott. Das ist meine Revanche." Er verlangt aber, gerade um den Schein zu wahren, volle Aufrichtigkeit zwischen den Paktkontrahenten, eine Aufrichtigkeit, die er selbst peinlichst wahrt, mit dem Erfolg, daß alle unlauteren Absichten der Gegenpartei sich mit einer gewissen Zwangsläufigkeit verbieten und schließlich die übernommene Rolle an ihrer inneren Unmöglichkeit scheitert, um sich in ehrliche, beglückende Wirklichkeit zu verwandeln.

Theatralisch etwas schwach im Vergleich zu den bisher besprochenen Stücken ist die Tragödie „Das Leben, das ich dir gab".

Eine Mutter, deren Sohn nach langer Abwesenheit in der Fremde heimgekehrt ist, um zu sterben, hat sich als Abwehr gegen ihren Schmerz eine seltsame Philosophie zurechtgemacht: „Mein Sohn," so argumentiert sie, „ist nicht gestorben. Wollte ich von sterben sprechen, so müßte ich sagen, er starb mir, als er von mir fort in die Fremde ging, von wo er, ein völlig anderer, mir fremd Gewordener, zurückkehrte. Nun aber lebte er doch, als er in der Fremde war, lebt also auch heute noch, das einzige eigentlich reale Leben, das andere für uns haben können, das Leben, das wir ihnen geben und das folglich nur mit uns selbst sterben kann." Diese Philosophie zerbricht indessen jählings an der stärkeren Tatsache, daß in ihrem Sinne der Sohn in seiner Geliebten in noch stärkerem Maße lebendig war, so lebendig, daß er werdende Gestalt annahm in dem Kinde, das sie von ihm unter dem Herzen trägt. Indem sie den Tod des Sohnes in der Verzweiflung der Geliebten miterlebt, stirbt er auch in ihr, und sie sieht mit Schrecken ein, daß sie ihn in ihrer Vorstellung lebendig begraben hatte. Damit aber erlischt in ihr die Lebensenergie. Ihr eigenes Leben wird ihr dem Tode gleich: „Wir sind die armen geschäftigen Toten ... sich trösten ... sich beruhigen. Erst das ist der Tod."

Damit ist die Reihe der bedeutenderen Dramen Pirandellos erschöpft. Was in der letzten Zeit eine überhastete Produktion auf den Markt warf, um die steigende Nachfrage zu befriedigen, zählt literarisch so wenig wie das halbvergessene Gerümpel, das, leicht abgestaubt, aus allen möglichen Schubläden hervorgezerrt wird. Eine Neigung zu groben Effekten und moralischer Schlüpfrigkeit, die über mangelnde Originalität hinwegtäuschen soll, aber nicht kann, ist unverkennbar. Bemerkt sei noch, daß die Werke Pirandellos in brauchbarer Übersetzung im Alf-Häger-Verlag in Berlin erschienen sind[1].

[1] In demselben Verlage erschien vor kurzem auch ein *Roman* Pirandellos: „*Die Wandlungen des Mattia Pascal*". Das Stoffliche ist immerhin eigenartig: Mattia Pascal, zerfallen mit seiner Umwelt, entflieht nach Monte Carlo, wo er eine beträchtliche Summe im Spiel gewinnt. Inzwischen wird der so plötzlich und spurlos Verschwundene für tot gehalten, da man eine aufgefundene Leiche mit ihm identifizierte. Er will nun nicht in seine Heimat zurückkehren, sondern beginnt ein neues Leben, das er schließlich mit Absicht auf dieselbe Weise „beschließt", wie es ihm das erstemal rein zufällig geschehen war. Durch die Verkettung dieser effektvollen Umstände werden zwar manche Grundfragen menschlicher Gesellschaft berührt; man vermißt aber jene Schlichtheit der Gestaltung, die einem theatralischen Pathos an Wirkung weit überlegen ist. Die Schriftleitung.



Digitized by Google

# Dichtung und Leben

## auf der Grabworte. Von Friedrich Markmann

VOR einiger Zeit fiel in der „Rhein-Mainischen Volkszeitung" wieder einmal das Wort von der „muffigen" Luft im Bereich der katholischen *Literaturkritik*. Es dürfte sich lohnen, diesem Schlagwort ein wenig nachzugehen. Betrachten wir die größeren Zeitschriften, so müssen wir, ganz allgemein gesprochen, gestehen, daß darin etwas ganz anderes herrscht als muffige Luft. Im Gegenteil sehen wir von Jahr zu Jahr mehr Leben darin, liebevolles Eindringen in die Fragen der Gegenwart und auch, Gott sei es gedankt, ein deutliches Bemühen, den organischen Zusammenhang mit unsern großen katholischen Überlieferungen zu wahren oder wiederzufinden. Mag es nun auch geschehen, daß in diesen Zeitschriften Unzulänglichkeiten und Widersprüche in der literarischen Kritik mitunterlaufen, so muß man doch einräumen, daß ihre Kritiken alles in allem ernst zu nehmen und obendrein von Persönlichkeiten vertreten sind, die eine wahrhaft künstlerische Würdigung wollen und vor keiner Strenge zurückscheuen. Bedenkt man, daß diese Zeitschriften die eigentlichen Träger der verantwortungsbewußten literarischen Kritik im katholischen Lager sind, so verliert das Wort von der „muffigen Luft" seinen Sinn und kann höchstens noch hingehen als feuilletonistische Lizenz.

Anders steht die Sache freilich in der Tagespresse. Hier wird man unterscheiden müssen zwischen den großen Zeitungen und der Provinzpresse. Bei den großen Zeitungen liegt die literarische Kritik durchweg in sicheren und geübten Händen, obwohl es auch da viele Gradunterschiede gibt. Freilich dürfte es nicht vorkommen, daß ein Roman, wie „Die deutsche Passion" von Handel-Mazzetti, in einer großen katholischen Zeitung durch eine kurze Kritik ohne jede tiefere Begründung einfach abgelehnt wird. So sollte man unsere Größen nicht behandeln, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß sich katholische Leser ein künstlerisches Urteil über Handel-Mazzetti und verschiedene andere ihr an Rang vergleichbaren in der „Vossischen Zeitung", im „Berliner Tageblatt" oder in der „Frankfurter" holen, wo man den einmal in ganz Deutschland anerkannten katholischen Dichtern in ganz anderer Weise gerecht wird, und wo man wenigstens weiß, daß man ein Genie nicht im Feldwebelleutnantton behandelt. Wir wollen über Einzelfälle nicht streiten und im Gegenteil feststellen, daß es in unserer großen Presse zwar noch Verbesserungsfähiges gebe, daß aber auch in ihr von muffiger Luft auf dem Gebiet der literarischen Kritik nicht die Rede sein könne.

Schlimm sind die Zustände in einem großen Teil der Provinzpresse. Die Schuld dürfte vor allem daran liegen, daß auch größere Provinzzeitungen für gewöhnlich nur einen einzigen Feuilletonredakteur beschäftigen, der dann mit vielfachen Arbeiten so in Anspruch genommen ist, daß ihm keine Zeit bleibt zu hinreichender Orientierung. So kommt es dazu, daß man gelegentlich einfach Waschzettel abdruckt oder sich mit nichtssagenden Allgemeinheiten begnügt. Da die finanzielle Lage dieser Blätter eine Vermehrung des Personals kaum gestattet, so müßte hier auf andere Weise geholfen werden. Einiges können die Korrespondenzen, „Ne-De-Ko", „Katholische Korrespondenz", „Der Turm" u. a. tun. In manchen Städten wäre es wohl auch möglich, an Ort und Stelle Rezensenten zu gewinnen.



Digitized by Google

Vielleicht könnten einige Zeitungen gemeinsam einen vom Geschäftsleben unabhängigen kritischen Apparat herstellen. Wir sind auch von der Gralredaktion aus bereit, hier denen zu helfen, die sich um Hilfe an uns wenden. All das genügt aber nicht, und es wäre wohl gut, gerade dieses Thema gelegentlich einer Versammlung des Augustinusvereins zu beraten.

Schlimmer noch steht es mit dem literarischen Interesse und also auch der literarischen Kritik in manchen Kirchenzeitungen, so sehr einige sich mit steigendem Erfolg bemühen. Wollte man doch wenigstens sein Augenmerk auf die religiöse Literatur richten! Wie falsch ist der Glaube, das Volk wolle einfachhin „Populäres". Das will es in seiner Zeitung so wenig wie in der Predigt. Gerade das Volk will Wesenhaftes, Echtes und Förderndes. Wenn man weiß, unter welchen Umständen Kirchenblätter vielfach redigiert werden, wie viele Instanzen da hemmend eingreifen, welche Unkenntnis neueren literarischen Lebens im Hintergrunde dämmert, so wird man den einzelnen Redakteur nicht verantwortlich machen für die in tieferen Ursachen liegenden Mängel. Es sind Versuche im Gange, diesem Übelstande abzuhelfen, indem wenigstens durch Korrespondenzen das wichtigste Material den betreffenden Redaktionen vermittelt wird. Ob nicht auch hier Stoff wäre für eine gemeinsame Beratung der Redakteure?

Je mehr die Zeitungen und Kirchenblätter durch die Fülle ihres Papieres Zeitschriften und auch Bücher verdrängen, um so notwendiger wird es sein, daß sie nun aber auch das Erbe der Verantwortlichkeit und der qualitativen Leistung übernehmen. Denkt man für einen Augenblick daran, wie Ungeheures durch eine entsprechende Bedienung von Provinzpresse und Kirchenblättern in literarischen Fragen für das gute Buch geleistet werden könnte, so begreift man kaum, daß dieses Problem uns alle bisher so wenig beschäftigt hat.

Alles in allem leidet die literarische Kritik in Deutschland sehr unter dem Umstande, daß man bei uns kein Verständnis hat für die Bedeutung des Berufes eines Kritikers. Und doch bedarf es nur einer Erinnerung an Lessing, an Herder, an Friedrich Schlegel, um sogleich begreiflich zu machen, was klare und schöpferische Kritik zu leisten vermag. Es muß der Stand der Literaturkritiker bei uns überhaupt noch zu einem Berufsgefühl und zu einer wahren eigenen Schätzung erzogen werden oder auch sich selbst erziehen. Dann würde man schon zunftgemäß nicht dulden, daß Unreife Aufgaben übernehmen und Rollen spielen, die großes Wissen, reiche Erfahrung und ernstestes Studium neben der natürlichen Anlage voraussetzen. Es darf das heilige Amt, das so große Männer unter uns verwaltet haben, für das selbst Schiller und Goethe sich nicht zu schade hielten, nicht der Tummelplatz von Literaten und Dilettanten werden, es dürfen nicht Geistreichelei und Lyrismen sprechen, wo Weihe und Sachlichkeit den Charakter abgeben müssen, steht doch hinter jeder Kritik eine Verantwortung, nicht nur dem Schriftsteller gegenüber, sondern auch dem Volk, der Wahrheit und der Idee.

*

Um *Goethe* ist ein neues Ringen entbrannt, das uns schon darum fesselt, weil das klassische Weimar bei der Neuordnung unseres Schulwesens eine ganz besondere Berücksichtigung erfahren soll. *Alois Stockmann* gibt in einem Sonderdruck Nachträge und Ergänzungen zu der bekannten von ihm neubearbeiteten Goethebiographie von *Alexander Baumgartner*. Hatte diese Biographie schon immer den Ruhm, die an Tatsachenmaterial reichste von allen bestehenden zu sein, so sorgen diese Nachträge, die einen Gang durch die gesamte neuere Goetheliteratur



Digitized by Google

darstellen, auf das beste dafür, ihn zu erhalten. Man kann zu dieser Biographie, die sich im andern Lager einer andauernd größeren Schätzung erfreut, stehen wie man will, man muß zugeben, daß die gewichtigsten Einwände gegen sie von einem bedeutenden Teil der neueren Forschung vollkommen im Sinne Baumgartners entschieden werden. Warf man dem Jesuiten vor, er werde nicht allen Werken des Dichters ästhetisch gerecht, so betont nicht nur *Benedetto Croce*, sondern auch der gefeierte *Simmel*, wie sehr die Goetheverhimmelung das rechte Maß überschritten habe. So sagt Simmel: „Obgleich Dante und Shakespeare, Bach und Beethoven die Höhe derjenigen Leistungen, die ihren künstlerischen Rang überhaupt bestimmen, keineswegs mit jedem Werk und Werkteil erreichen, so ist doch das Maß der dahinter zurückbleibenden bei keinem annähernd so groß wie bei Goethe. Das Quantum von Unpoesie und fahriger Banalität, das er etwa nur in den Theaterreden, den Gedichten an Personen, den Revolutionsdramen geleistet hat, gehört zu den erstaunlichsten Vorkommnissen der Geistesgeschichte." *Karl Ziegler* wendet sich scharf gegen die neuerliche Überschätzung des zweiten Teiles des „Faust". Von der Helena urteilt der gleiche hochangesehene Gelehrte: „Durch eigenes Wesen, wie durch die Art, wie die Männerwelt mit ihr verkehrt, erweist sich Helena nicht als „antike" Heldenfrau im wahren Wortsinn; sie ist trotz ihrer wundervollen Trimeter nicht mehr Heroine als irgendeine Schauspielerin, die im Gewand der Iphigenie oder Medea auf die Bühne tritt; ihrem Wesen nach ist sie die große Kurtisane, die fürstliche Maitresse des 18. Jahrhunderts." Über Goethes religiöse Haltung urteilt *H. Geisow*: „Sein ganzes Leben ist echt heidnisch-griechisch, ein beständiges Ausgleichen der Welt der eigenen Seele mit der großen Umwelt da draußen, die feinste Filigranarbeit persönlichster Kultur im Gegensatz zu dem rein der Menschheit geweihten Leben Christi."

Demgegenüber sucht *Karl Justus Obenauer*, der Goethe gegenüber mehr die — eigentlich schon überwundene — Haltung einer ziemlich unbedingten Ehrfurcht einnimmt, in einem an Kenntnissen und Hinweisen sehr reichen Buche zu zeigen, wieviel Christentum in Goethe noch lebendig gewesen sei. Was mir bei aller Achtung vor der tiefeindringenden Studie des Verfassers zu fehlen scheint, ist eine klare Formulierung dessen, was man unter Christentum überhaupt versteht. In einigen Kapiteln scheint es, daß am Begriff des Schöpfergottes und des Gottmenschentums Christi festgehalten wird. Allerdings überzeugen die Stellen aus Goethe doch nicht ganz, wenn sie beweisen wollen, es sei dies Goethe so klar gewesen wie dem Verfasser. „Gott und Natur" kann schließlich auch ein Pantheist sagen, und so kommt man zu der Meinung, daß sich dergleichen Dinge überhaupt nicht durch Zitate erhärten lassen, sondern nur durch ein Eindringen in den Seelengrund, aus dem die Worte emporquillen. Da leistet Obenauer, wie mir scheint, sehr Dankenswertes, namentlich, wenn er das Dämonische im Leben Goethes enthüllt. Man neigt nach Lektüre dieses Werkes durchaus der Überzeugung zu, als stehe doch verborgen hinter schwer zu durchschauenden Masken und Posen noch mehr Christentum im Leben Goethes, als andere anzunehmen gewillt sind. Für Obenauer kann das nur das protestantische Christentum sein. Aber gerade hier scheint der sonst so gründliche Denker mir flach zu werden. „So ist sein Protestantismus das, was er im echtesten Sinne immer sein muß: keine Lehre, kein Bekenntnis, keine Kirche, keine neuen Formen an Stelle von alten, nicht einmal ein Glaube, sondern Freiheitsgefühl, Ablehnung des Abgeleiteten, Rückkehr zum Ursprünglichen, zur Natur, zu ihrer Wahrheit, zur form-



Digitized by Google

losen Religion des Geistes und Herzens, die über allen Religionen ist: Anbetung im Geist und in der Wahrheit." Das ist zum mindesten ein sehr liberaler Protestantismus, gegen den der orthodoxe Protestant protestieren müßte. Wenn Obenauer — freilich im Gegensatz zu andern Stücken seines Buches — er, der Goethe auf das liebevollste für das Christentum retten möchte und uns sogar verschiedene recht böse Aussprüche, die Goethe auch getan hat, vorenthält, wenn ausgerechnet ein Gelehrter mit solcher Richtung uns als das Höchstmaß des Goetheschen Christentums eine Religion „ohne Bekenntnis, ohne Kirche, ohne Glaube" entwickelt, wer will es dann Baumgartner verübeln, wenn er in Übereinstimmung mit so vielen Goetheforschern vor ihm und nach ihm dem Dichter jegliches Christentum abspricht? Übrigens verstehe ich Obenauer nicht, wie er sich erst bemühen kann, Goethe für gott-, ja, christusgläubig zu erklären, um dann zu sagen, er sei ein wahrer Protestant gewesen mit einer Religion „ohne Bekenntnis, ohne Kirche, ohne Glaube"? Und das obendrein in einem Kapitel, dem ein anderes vorausgegangen, das, wenn Goethe schon ein Christ gewesen, schlagend beweist, wie durch und durch katholisch in einer solchen Annahme Goethes Christentum gewesen ist. „Ein Teil der Christenheit behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sei, daß auch nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deshalb der Mensch auf seine eigenen Kräfte durchaus Verzicht zu tun und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Teil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehen, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letzteren Überzeugung war ich aufs innigste durchdrungen . . ." Das sind Worte Goethes, die uns beweisen nicht nur, wie genau er sich über Glaubensfragen unterrichtet hatte, sondern auch, daß er sich in dem entscheidenden Punkte, in jener Frage, die unsere deutsche Christenheit in zwei Lager gespalten hat, ohne Umschweife klar auf die Seite der alten Kirche stellt . . . Die Psychologie dieses Werkes in Ehren, aber: „Mein lieber Freund, ich rat euch drum, zuerst collegium logicum . . ."

An einer Stelle im „Neuen Ufer" der „Germania" habe ich einmal gesagt, wir dürften Baumgartner nicht als „kanonisches Buch" betrachten. Es war nicht in einem herabsetzenden Sinne gemeint. Es sollte vielmehr nur sagen, daß wir auch dieses Buch nicht aus dem Strom der lebendigen Entwicklung herausnehmen dürfen, als sei es in allem und jedem nun fertig für immer. So vielfache Bestätigungen es auch in seinen Grundanschauungen erfährt und so wenig stichhaltig die Einwände dagegen sich darstellen, so vermitteln doch die neuen Goethebücher auch wieder neue Blicke in jene so rätselhafte Seele eines Dichters, den man mit Unrecht als einen abgeklärten Olympier betrachtete. Der für die Strukturgeheimnisse der menschlichen Psyche doppelt geschärfte Sinn der Gegenwart wittert mehr, als das in der Möglichkeit einer früheren Zeit lag, Geheimnisse und Labyrinthe hinter äußerlich noch so glatten Flächen. Immer mehr offenbart es sich, daß wir Goethe nicht auf eine feste Formel bringen können. Mochte es seiner mit ungeheurer Energie durchgeführten Hygiene von Geist und Gemüt auch gelingen, die dämonischen Kräfte auch äußerlich zu meistern, innerlich blieb er, der Verschlossene, der über den Dingen Thronende, ein Unfertiger, ein Rätsel für sich selbst, wie er es für andere wohl immer bleiben wird. Verkörperung eines harten Individualismus, ist er zugleich das tragische Opfer desselben, ein



Digitized by Google

neuer Beweis dafür, daß auch der weiteste und klügste Geist ohne religiöse Bindungen verkümmern muß. Als dem alternden Dichter der junge Boisserée einst Zeichnungen der neuentdeckten Gotik vorwies, da stahl sich eine Träne in Goethes Auge. Er hatte sich viel erarbeitet, aber die besten Träume seiner eigenen Jugend haben sich in ihm nicht erfüllt.

*Baumgartner, Alexander S. J.*: „*Goethe*". Sein Leben und seine Werke. Neubearbeitet von Alois Stockmann. Herder & Co., Freiburg i. Br. 1925. Nachträge und Ergänzungen. Gr.-8°. 32 S. Preis 1,80 Mk.
*Obenauer, Karl Justus*: „*Goethe in seinem Verhältnis zur Religion*". Eugen Diederichs, Jena o. J. 8°. 242 S. Preis 6 Mk.

*

Weimar ist nicht Goethe allein, sondern außerdem vor allem auch noch *Herder*. *Jos. Nadlers* Verdienst ist es, gerade auf die Bedeutung Herders nachdrücklichst hingewiesen zu haben. Der heute noch lebendig flutende Geist dieses Großen, den wir, wie Nadler etwa sagt, nur darum nicht so empfinden, weil er Leben von unserm Leben geworden ist, strömt mächtig fort in den Werken des Verfassers der Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, dem an schöpferischer Kraft reichstem deutschen Literaturwerk der Gegenwart. Einen Inbegriff dieser gewaltigen Arbeit legt Nadler vor in einem Bändchen von Frommans philosophischer Taschenbibliothek „*Die deutschen Stämme*". Jedermann weiß, welch eine Fülle von neuen Ideen sich an dieses Wort knüpft. Es scheint geradezu heute der in einen neuen Lenz sich wandelnde Wald unseres Volkes. Es werden in diesen Stämmen die Säulen gesehen, die das Dach des Deutschlands der Zukunft tragen sollen. Jos. Nadler führt uns alle diese deutschen Stämme, schön in Gruppen gegliedert, vor, die römische Gruppe mit den Franken, Alemannen und Bayern, und die unrömische Gruppe mit den Sachsen, Ostmitteldeutschen und Ostniederdeutschen. Man braucht den geisteswissenschaftlichen Charakter der neueren Literatur seit Dilthey nicht zu verleugnen, um einem solchen Werk gerecht zu werden. Unbestreitbar ist es doch, zumal im Zeitalter der Rassenkunde, wieviel im geistigen und vor allem im künstlerischen Leben eines Volkes dem Blute geschuldet wird. Zu lange schon haben wir gezögert, die Errungenschaft des Königsberger Universitätsprofessors im „Gral" gebührend hervorzuheben — nur eine Zufallsverkettung war daran schuld — und sie zu einem organischen Bestandteil unseres Denkens zu machen. Einstweilen sei das herrliche Büchlein, das jedem einzelnen sein Stammesgeheimnis verrät und dem ganzen deutschen Volk so Wertvolles über den Sinn seiner Geschichte, auf das wärmste empfohlen. Es muß ein Volksbuch werden.

Auch *Expeditus Schmidt* kommt mit seinem Büchlein „*Literarische Fremdherrschaft in Deutschland*" zu Forderungen, die ganz im Sinne Nadlers liegen könnten. Er verlangt einer literarischen Fremdherrschaft gegenüber, die so lange bei uns hat schalten und walten dürfen, eine stärkere Verbindung und Ineinanderfügung von Staat und Volk, Volk als Gesamtheit der deutschen Stämme gefaßt. Ist das Volk nun einmal der immer lebendige Born aller Kraft, so muß ein Staatswesen, das kraftvoll sein soll, der natürliche Zusammenschluß dieser Stämme sein. Jedenfalls gilt das für die Kultur und die Kunst, von der hier allein die Rede ist. Expeditus Schmidt zeigt sich in diesem Büchlein überall als der kenntnisreiche Historiker und als der selbständige Denker. Über den Begriff der Dichtung, der Romantik usw. hat er sich seine eigenen Anschauungen gebildet, die er zwingend zu formulieren weiß. Auch diesem Buch möchte man eine reiche Ver-



Digitized by Google

breitung wünschen, schon darum, damit das Volk der Deutschen einmal erfahre, wie sehr es in fremdes Joch gegangen. Schmidt will keine Absperrung gegen das Ausland und verkennt keineswegs den Beruf des Landes der europäischen Mitte, Vermittler sein zu müssen. Aber er will nicht, daß wir ohne Unterscheidung alles Mögliche bewundern, nur weil es ausländisch ist. Mit bitterer Ironie führt er aus dem Organ der französischen Autorengesellschaft eine Stelle an, die vor etlichen Jahren geschrieben wurde: „Die Stücke der deutschen Autoren häufen sich in den Lagerräumen der Theaterleitungen zu Bergen, zum Glück für uns, es kümmert sich niemand darum. Der Apparat ist zu schwerfällig. Die große Mehrzahl der Bühnenleitungen nimmt sich gar nicht die Mühe, die vielen eingereichten Stücke ansehen und prüfen zu lassen. Aus diesen Darlegungen werden unsere Mitglieder unschwer erkennen, daß Deutschland und Österreich noch auf Jahre hinaus genötigt sind, den Bedarf an neuen Bühnenwerken von uns zu entnehmen." Solcher Offenbarungen werden uns von dem trefflichen Kenner unseres Theaterwesens noch manche vermittelt. P. Dr. Expeditus Schmidt schließt seine sehr beherzigenswerten Ausführungen mit dem Ibsenwort: „Ich hoffe, die ernsten und traurigen Ereignisse der letzten Zeit haben allen die Augen dafür geöffnet, daß es die Kraft nicht des Staates, sondern der Nation ist, die Rettung bringt, wenn überhaupt Rettung möglich ist, — und darin liegt ein Fingerzeig für jeden Staatsverband, der seine Fortdauer will, ohne sich auf eigene Übermacht stützen zu können."

*Nadler, Jos., Prof. Dr.: „Die deutschen Stämme".* Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart 1925. 87. S.
*Schmidt, Expeditus, Dr. P., O. F. M.: „Literarische Fremdherrschaft in Deutschland".* Eine literaturgeschichtliche Betrachtung für die Deutschen von heute. Wolfram-Verlag, Dortmund 1925. 38 S.

*

*Handel-Mazzetti* legt in der *„Deutschen Passion"* die Fortsetzung des „Rosenwunders" vor, der noch ein dritter Schlußband folgen soll. Sand, der Mörder Kotzebues, sitzt im Gefängnis, auf das Urteil wartend. Inzwischen feiert ihn die Menge als den unbefleckten Bannerträger des sich in neuer heiliger Kraft erhebenden Volkes. Aber die Reaktion kann einen unbescholtenen Märtyrer der Revolution nicht brauchen. So bemüht sie sich, etwas zu finden, was den Ruf des keuschen Burschenschafters beflecke. Sie findet einige, Mißverständnissen wohl ausgesetzte Dinge im früheren Verkehr des Studenten mit der Tochter Walchs, des Jenenser Professors. So kommt das Verhängnis auch in dessen Familie. Auch der Vater unterliegt den Intrigen abgefeimtester Bosheit und böser Zufälle, glaubt schließlich sogar an die Möglichkeit einer Schuld seiner vergötterten Tochter, jedenfalls einer Unehrlichkeit von ihr, die Vergewaltigungsversuche Sands vor ihm verheimlicht habe. Es fährt ins Pensionat, wo sie weilt, um mit ihr auf des Gerichtes Geheiß vor den Studenten zu treten, daß er seine angeblichen Äußerungen zurücknehme, er, der selbst in niederträchtigster Weise eben jene Tochter, die er zu hassen glaubt, wie sie ihn, verraten haben soll. Es ist alles eine seltsame Verknüpfung von tragischen Dingen, aus der sich klar und eindrucksvoll gestaltet die verschiedenen Charaktere abheben: der ehrliche deutsche Richter, der reaktionäre Intrigant, der herrliche Walch, die Mutter Oberin der englischen Fräulein, Else, das Mädchen, und der Burschenschafter u. a. In ihrem Tun und auf ihrem Schauplatz entrollt sich das Bild eines Jahrhunderts, das dem gegenwärtigen so vielfach ähnlich ist. Über allen Fragen der an Problemen so überreichen Epoche aber steht die religiöse, von der aus sich die Lichter auf alle



Digitized by Google

Menschen und Dinge verbreiten. Schon dies, daß sich alles so innerlich mit dem Fluidum der Religion durchdringt, ist ein katholischer Zug der Dichtung. Sucht man nach dem eigentlichsten Kennzeichen katholischer Haltung, so ergibt sich letzte Demut in hingebender Liebe, während sich die edlen Protestanten Walch sowohl wie Sand nicht befreien können von einem Rest stolzer Selbstbehauptung, die ihr Auge verdunkelt, so daß es nicht sieht, was ein Kind zu sehen vermag. So wird die religiöse Spaltung in Deutschland, unser Verhängnis in der Tragik der magna Superbia geschaut, einer wirklichen Tragik, die mehr als Erbe denn als persönliche Schuld erscheint, obwohl sie sich in immer neuer Schuld persönlicher Art auswirkt. Überall sieht man in diesem fesselnden Buche eine durch Gnade erleuchtete Künstlerintelligenz am Werke, die im Lichte des Glaubens das Geheimnis der Herzen entschleiert. Mögen andere Werke der Dichterin an packender Wucht es diesem zuvortun, mir will es größere Kunst scheinen, ein Temperament von der feurigen Art Handel-Mazzettis so gebändigt zu sehen, daß es sich nirgendwo seinem glühenden Drang überließ, sondern etwas so Bewegtes, so unerhört in die Seelen Greifendes in einen meisterhaften Aufbau bannte und in eine Erzählung voll ruhiger Klarheit. Besonders hervorgehoben sei noch die meisterliche Schilderung des Preußen und Norddeutschen im Gegensatz zum Österreicher und Süddeutschen, ferner die hohe Geistigkeit so mancher Dialoge, endlich eine Verherrlichung der Jungfräulichkeit, die schon in jene geheimen Gemächer bräutlicher Mystik reicht, in denen all unser irdisches Sinnen in überirdischer Süße versinkt. Qui capere potest, capiat . . . Es ist ein tiefkatholisches, herrliches Meisterwerk, das am Ende nicht jeder Kritiker begreift, das aber dem deutschen und vor allem dem katholischen Volke ans Herz wachsen wird. Denn von Religion und Mystik, und von Echtheit und Wahrheit im Schönen weiß das Volk mehr als mancher Literat.

*Handel-Mazzetti, Enrica v.*: *„Deutsche Passion"*. Des Rosenwunders zweiter Teil. Kösel & Pustet, München 1925. 8°. 552 S. Brosch. 6 Mk., Ganzleinen 8 Mk.

*

*Nikolaus Schwarzkopf* erzählt im *„Schwarzen Nikolaus"* die Geschichte eines Schulmeisters, der in einem weinfröhlichen rheinischen Dorfe nach anfänglichem Mitgenießen und Untersinken sich zur vollkommenen Abstinenz entschließt, um mit ihr dann das ganze Dorf zu beglücken. Er ruft auch die Kirche zu Hilfe, wobei er dann freilich erleben muß, daß der Orden der Totalisten die Dinge ruhiger beurteilt, ganz abgesehen davon, daß selbst einige Patres dem Wein weidlich zusprechen. Erst nach Einrichtung der Klausur geben sie wenigstens das Beispiel klösterlicher Enthaltsamkeit, ohne Gleiches von allen zu verlangen. Schließlich findet der Eiferer in der Liebe, die zur Familie führt und nebenbei dann auch zu einem eigenen Weingütchen, den Boden unter den Füßen wieder, der ihn von Reformprogrammen im luftleeren Raum befreit und es ermöglicht, Wurzeln zu schlagen, aus denen die Kraft zu einem geordneten Dasein und zu einem veredelten Genuß emporsteigt. Feiner Humor verhüllt in dieser anziehend geschriebenen, volkstümlichen Geschichte tiefere Probleme. Will man sich dieselben in einer Figur vorstellen, so denke man sich ein Achsenkreuz, in dem die Querlinie die kosmische Ebene bedeutet, das reine Sein mit Tugenden und Sünden, mit all den Geschehnissen, wie sie das Leben nun einmal bringt, während die Senkrechte dazu den ethischen Auftrieb bezeichnet und den immerwährenden Versuch des



Digitized by Google

strebenden Menschen, des Daseins geistig und sittlich Herr zu werden. Mir scheint wohl, das alles in allem dem klugen Manne die kosmische Achse gegenüber der ethischen doch etwas zu lang geraten ... Wer kann es wissen?
Im *Domkind* schildert der Dichter Werden und Sterben des Kleinen, der oben in der Türmerfamilie geboren, „zwischen Himmel und Erde", um an Otto Ludwigs Novelle zu erinnern, der diese Erzählung in der Stimmungsfärbung ähnelt. Fern den Menschen ist das Kind seiner natürlichen Lebensbedingungen beraubt und muß daher verkümmern. Landschaft und Geist dieser meisterlich geformten Geschichte ist der Dom, seine Glocken, seine Heiligen, seine Menschen, seine Geheimnisse. Auch in diesem Stück fühlt man unter den ruhigen Flächen pochende Fragen. In dem alten Küster besonders flackert etwas Dämonisches auf, was ähnlich wie die Weihnachtsmette des Bischofs, der das fiebernde Kind küßt, schon in das folgende Werk des Dichters einführt, den *Judas Iskariot*.
Es wird der Versuch gemacht, die Psychologie dieses entsetzlichsten Verrates der Weltgeschichte zu entwickeln, und dieser kühne Versuch ist gelungen. Judas stellt das Reich, wie er es erwartet, über Christus. Er will ihn zwingen, dieses Reich zu offenbaren, und treibt ihn darum in den Tod, wo es sich doch zeigen müsse. So flüssig, so freundlich, so episch-ruhig auch alles in diesem Buch vorüberzieht, so sehr darin gelegentlich die Stimmen der zartesten Liebe des Meisters, des Johannes, der Magdalena lachen und locken, unheimlich wirkt immerfort aus einer mystischen Tiefe herauf die düstere Gestalt des Großinquisitorgespenstes, die ähnlich wie bei Dostojewski mit der Gottesfrage selbst verbunden erscheint. Manche Stelle, die Judas spricht, könnte auch der Teufel zu Iwan gesprochen haben. War es wirklich notwendig, namentlich gegen Schluß, den Gang der biblischen Ereignisse zu vergewaltigen? Ich meine sogar, die wenigen überlieferten Christusworte in dieser Sache hätten auch im Zusammenhange des vorliegenden Versuches ihre ungeheuere Wirkung nicht verfehlt.
Bei Nikolaus Schwarzkopfs Werken muß man aufmerksam in die Tiefe horchen. Sie sind nicht so harmlos, wie sie vielleicht scheinen. Es steckt ein Grübler darin, einer, der seelisch mit den großen Fragen ringt, die in der Gegenwart doppelt stark empfunden werden. Manchmal schienen mir diese so lieblichen Erzählungen wie eine freundliche Landschaft, in der vulkanisches Gestein auf kochende Untergründe deutet. Vielleicht liegt gerade in dieser Spannung ihr besonderer künstlerischer Reiz, vielleicht werden sogar diese geheimnisvollen Schächte noch Werte abgeben, die weit über das bisher Geleistete hinausgehen.

*Schwarzkopf, Nikolaus*: „*Der schwarze Nikolaus*". Eugen Kuhner, Leipzig 1925. 8°. 341 S.
*Schwarzkopf, Nikolaus*: „*Das Domkind*". Führer-Verlag, M.-Gladbach 1925. 8°. 138 S. Brosch. 2,20 Mk., in Leinen geb. 3 Mk.
*Schwarzkopf, Nikolaus*: „*Judas Iskariot*". J. P. Bachem, Köln o. J. 8°. 215 S. Brosch. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.

*

Von Juliana von Stockhausens „*Drei tolle Geschichten*" muß man wirklich einräumen, daß sie toll sind. Verrät besonders die zweite eine gewisse Meisterschaft, so wird doch in keiner das Ekelerregende des Stofflichen wirklich bezwungen. Auch bedrückt einen immer wieder ein Gefühl, als zieme es sich doch nicht, daß gerade eine Frau in so trüben Wassern wate. Gewiß sollen in diesen Stücken Mutterfreude und Kindesgröße sich sieghaft und versöhnend bewähren, aber der lichten Strahlen sind zu wenige, und diese wenigen sind zu schwach. Gesuchte Derbheit und Mannweiblichkeit wirkt doch letzten Endes unecht. Wir wissen,



Digitized by Google

daß Juliana Besseres kann, und hoffen, daß sich das Edlere in ihr gegen so manche andere bedrohlichen Elemente durchsetze.

*v. Stockhausen, Juliana: „Drei tolle Geschichten".* Verlag Kösel & Pustet, München 1925. 134 S. Leinenband 3,50 Mk.

*

Ein Dichter, voll Tiefsinn, voll seelischer Kraft und Größe, aber doch einsam und doch ohne rechten Kontakt mit seinem Publikum, das ist nach Kristian Elsters großer norwegischer Literaturgeschichte (Illustreret norsk Litteraturhistorie, Kristiania, Seite 650 bis 672) *Hans E. Kinck*, geb. am 11. Oktober 1865 als Sohn eines sehr gebildeten Distriktsarztes in Oksfjord in Finmarken. Die Abhandlung schließt mit dem Wort: „ . . . einer von den Dichtern, deren größte Zeit die Zukunft sein wird." In dem Roman *„Die Anfechtungen des Nils Brosme"* (norwegisch „Presten", der Priester oder der Pastor, herausgekommen 1905), den der H. Haessell-Verlag, Lpz., soeben vorlegt, in der trefflichen Übersetzung von Ellinor Drösser, schildert uns Kinck den Zusammenstoß des Stadtmenschen und Ästhetikers mit den Talbauern, die am Schluß recht behalten. Kinck ist vor allem berühmt geworden durch seine Bauernnovellen, denen dann erotische an die Seite traten, um in den großen Romanen und den übrigen Arbeiten, besonders in seinem großen Drama, sich mit ihnen zu neuer Einheit zu verschmelzen. Auch in Nils Brosme kämpfen Fernweh und Heimweh miteinander, so wie immer bei den Helden Kincks. Es ist das Problem des einzelnen in seinem Kampfe mit der Allgemeinheit, geschaut im Spiegel norwegischer Geschichte und norwegischer Eigenart. Im vorliegenden Werk, das nicht gerade Kincks bedeutendstes ist, offenbart sich doch der ganze Dichter. Wichtig sind die Stellen über Romantik und überhaupt die Phantasien des Pastors, der in seiner Vereinzelung Gattin, Kind, Stellung und Halt innerlich verliert, um sie, im Kampfe neu gehärtet, wiederzugewinnen. Die Fragen, die theoretisch aufgeworfen werden, vor allem das Problem Natur und Christentum — für den Protestanten, der alles Gute in der Natur leugnet, doppelt fühlbar — werden theoretisch nicht gelöst. Es bleibt in diesem Betracht bei der Stimmung der „Braut von Korinth". Durch das Leben selbst werden sie überwunden. Neben herrlichen Naturschilderungen reizt bei Kinck, und auch in diesem Roman, vor allem die Psychologie. Niemals wird der Mensch als etwas für sich gesehen, sondern immer im Zusammenhang mit Rasse, Natur, Erbe und so vielen Bedingungen, die sein Leben bestimmen. Und doch sinkt er nicht ins Willenlose hinab und wird auch erfaßt in den Tiefen der Individualität, die wiederum nicht äußerlich aus Wort und Gebärde erkannt, sondern von einem wahrhaft Sehenden hinter allen Kulissen geschaut wird. Der Roman ist nichts für Oberflächliche und Kinder, wohl aber reich an Weisheit und Schönheit für reife Naturen.

*Kinck, Hans E.: „Die Anfechtungen des Nils Brosme".* Roman. Aus dem Norwegischen, übertragen von Ellinor Drösser. H. Haessel, Verlag, Leipzig 1926. Broschiert 4 M., Leinenband 7 Mk.



Digitized by Google

# Über die Möglichkeiten einer Oberschlesischen Dichtung

Von Dr. Wilhelm Meridies

ANGESICHTS der Tat Josef Nadlers, der in seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme" die aus der Eigenart dieser Stämme bezüglich ihrer Landschaften strömenden Bildungskräfte zum ersten Mal als eigengesetzliche, blutbedingte zeigte, wird einer, der sich als Oberschlesier über oberschlesische Literatur äußern will, zunächst zu der Feststellung gezwungen, daß es, wie es heute eine schwäbische, eine westfälische, ostpreußische — insbesondere eine schlesische Dichtung gibt — eine oberschlesische nicht gibt.
Denn nicht einmal die Voraussetzungen jeder solchen boden- und eigenstämmigen Dichtung sind in dem Teil deutschen Landes, der heute Oberschlesien heißt, nach Nadlerschen Maßstäben als völlig gegeben anzuerkennen. Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß wir hier ein — wenn auch seit Jahrhunderten — eingedeutschtes Land vor uns haben. Jahre, Jahrzehnte der Staatszugehörigkeit, nationale Blutsbekenntnisse in aberdutzend Kriegen — all das spielt die kleinste Rolle, und keiner kann vor den Epochen, die bei solchen Fragen der Seele mitsprechen, augenschließend vorübergehen, wenn er weiß (wie Nadler zeigt), daß für die Entwicklung der deutschen Kultur und Dichtung die Wendepunkte in den Geschichten Ost- und Westroms, Asiens und Europas bestimmend blieben, jahrhundertelang. Wenn er ferner weiß, wie darum der heutige deutsche Osten zuletzt in die Kulturgeschichte des Reiches Eingang fand, wie er mit seinen Neu-Stämmen den Alt-Stämmen gegenübertrat, und wie dann aus der ganzen auf geschichtlicher Entwicklung gegründeten Bewußtseinslage dieser Neustämme die Romantik erwuchs. So muß — zeitlich wie landschaftlich gesehen — Eichendorff, dieser größte Sohn Oberschlesiens, als Romantiker — aus den Neustämmen, denen alles Schlesische einzubegreifen ist, hervorgegangen — in der deutschen Dichtung zuerst als Repräsentant der stammesbewußten Ostdeutschen, danach als Schlesier gewertet werden, und erst mit dem kleinsten Recht auf die epochal gewordene Struktur seiner Seele kann man ihn als „Oberschlesier" ansprechen. Es gibt, wenn man so sagen darf, eine, vielleicht graphisch darstellbare, Skala der Stammesbewußtheiten. Man wird einsehen, daß der schweizerische, der schwäbische, der österreichische Dichter von heut und jeher ausgeprägter, eigenwilliger, geradezu sichtbar in seiner ganzen bodenständigen Eigentümlichkeit dasteht, als etwa der norddeutsche, der rheinische. Gibt es noch eine sächsische Stammesauswirkung in der gegenwärtigen Literatur? Das sind so einige Angriffspunkte, von denen aus man an die Frage nach einer bodenständigen oberschlesischen Literatur herantreten müßte. Man muß sich immer bewußt bleiben, daß die Gestaltung einer bodenständigen Dichtung, ja, sogar jedes einzelnen Dichtwerkes schließlich, aus der Zusammenwirkung zweier, jedoch artverschiedener Kräfte hervorgeht; aus der nachwirkenden Kraft geschichtlicher Entwicklung und aus der gegebenen Kraft der landschaftlichen Umwelt. Es ist klar, daß der Schweizer — wie unter



Digitized by Google

allen Neustämmen der Schlesier — von vorneherein kraft seiner heimatlichen Gebirgswelt der im Landschaftlichen weit stärker Verwurzelte und Leistungsfähigere ist, als etwa eben der Mensch der norddeutschen Ebene[1]. Gottfried Keller, Jakob Boßhardt, Federer, sie haben bei ihrem Dichten die Begnadung durch die Landschaft noch als Zugabe. Albrecht Schaeffer hat zu seinem Genie, als Mensch der norddeutschen Ebene, nicht die gleichen Erdkräfte im Blut, und darum bestimmt die Scholle kaum einen Zug seiner Menschen, sondern da sind andere Elemente wirksam. Und J. C. Heer, hätte er nicht das Glück, aus schweizerischer Welt zu stammen, er wäre anderswo vielleicht ein Herzog oder Stratz geworden. Und so ist eigentlich nur der Schlesier, der Riesengebirgler, der Grafschafter, der Mensch ihrer Vorberge, der Anwohner der Oder und ihrer Wälder, und auch der von Polen oder Böhmen her blutgemischte schlesische Mensch (Hermann Bahr, der Enkel eines schlesischen Leinewebers, und Carl und Gerhart Hauptmann, deren Großeltern aus Böhmen einwanderten, sind solchen Geblüts) vorveranlagt zu *landschaftverwurzeltem* Dichten, nicht der Oberschlesier. (Bei Bahr stehen wir vor dem Falle des Überwucherns des Intellekts über das Blut, so daß gleichsam nur im Rhythmus, im Klang seiner Sprache das Schlesische noch pulsierend spürbar ist, wie das Nadler, ohne von Bahrs schlesischer Abstammung zu wissen, instinktiv fühlte und dann von ihm bestätigt bekam.) Schauen wir uns doch nur einmal im Geist die achtunggebietende Reihe der großen schlesischen Dichter an von den Mystikern Angelus Silesius und Böhme, vom ersten deutschen Lyriker Christian Günther bis zu Carl und Gerhart Hauptmann und dem bislang letzten Großen in der Reihe, Hermann Stehr: nicht einer darunter, der aus jenem Zipfel des Reichs herkäme, den Goethe scharf, aber wahr aburteilte. (Tarnowitzer Distichen.) Eichendorff, der Lubowitzer, gab alles, was er gab, aus seinem Genie, in dem unbewußt jahrhundertelanges Werden ostdeutscher Seele Wort, Klang und farbiges Bild wurde, mit einem Wort: aus seiner romantischen Tat, nicht aber aus der *ober*schlesischen Landschaft. Mag sein, daß die an die Beskiden brandenden Wäldermeere seinem Dichten Farbe und scheinbare Verwurzelung in der engsten Heimat verleihen, — aber ist nicht der Romantiker stets und überall dem Rauschen der Wälder, der deutschen Wälder nahe und hört es gleich bezaubernd im Oder- wie im Hessenwald? — Ich denke da an Hans Kaboth, den man mit einigem Recht den „oberschlesischen Löns" nennen kann, der von der Oder bei Oppeln stammt, der aber die tiefe Verbundenheit seiner lönsartigen Jäger- und Dichternatur aus seinem hessischen Bergwald heute noch ebenso reinen Pinsels malt, als vor zwei Jahrzehnten, da er noch den Ruch der heimatlichen Wälder atmete. Und Bruno Arndt? Und man wird mir noch der Namen und Leistungen mehr entgegenhalten. Mag Arnold Zweig aus dem Industriegebiet stammen, Hertha Pohl aus Krappitz und so fort. Überblickt man abwägend die literarische und dichterische Arbeit aller gebürtigen Oberschlesier, so scheint es mir gänzlich verfehlt, überhaupt diesem Schaffen den Namen einer aus stammesbewußten, erdhaften Kräften gespeisten Dichtung zu geben, wie der schweizerischen, schwäbischen oder schlesischen. Wir müssen grundsätzlich den Begriff „Oberschlesier" trennen vom Begriff „Schlesier". Der Oberschlesier wird nie die gleiche Stoß- und Blutkraft der Landschaft aufbringen, die schon allein als Kraft eigene Dichtungswerte schafft. Wenn er große Dichter hatte wie Eichendorff, starke Kräfte

[1] Hier wird man doch Einwendungen machen können; man beachte z. B. unter diesen Gesichtspunkten den im „Gral" augenblicklich erscheinenden Roman von Heinrich Luhmann.



Digitized by Google

wie Bruno Arndt, Dichter in Zukunft haben wird — dann wird er sie haben entweder als eichendorffische Menschen — also Romantiker und darum als in der *Zeit*, nicht in einer Landschaft allein verwurzelte Dichter, oder als spekulative, intellektuelle, wie aus Phantasie und Geist schaffende, wie Schäffer, der Norddeutsche, es ist, wie Arnold Zweig, wie Willibald Köhler, die Oberschlesier, es sind. Alles Übrige bleibt Lokal-Kolorit-Dichtung. Die Oberschlesier-Romane der Abstimmungszeit sind die tiefste, die Romane und Novellen der Hertha Pohl die höchste Stufe einer solchen, Zeit und Milieu einer Landschaft widerspiegelnden Dichtung, einer Provinzdichtung. Abbilder, minutiös genau, wahrhaft, aber noch nicht mystische Schau in die Seele und aus der Seele eines Stammes, eines unverrückbar so und nicht anders leben und handeln könnenden Menschenschlags. Oberschlesien ist viel zu sehr Mischland, Einflüssen von deutschem, polnischem und sonstigem Blut ausgesetztes Land, als daß hier erdhafte Typen, Seelen der Landschaft in ihnen dichterisch aufbrechen könnten. Ein Dichter wie Heinrich Dominik (nicht zu verwechseln mit Hans gleichen Namens), mag er als Erzähler oder Dramatiker schaffen, ist doch in keiner Zeile, keinem Nerv oberschlesischer Dichter; er ist nur geistregiert, Blut der Erde ist stumm in ihm. Er würde ebenso Dichter sein, setzte man ihn nach Berlin oder Köln. Genie, Intellekt, Phantasie machen den Dichter, und er braucht der Landschaftsverwurzelung nicht, um Dichter zu sein. Hat er diese, wie schon einmal gesagt, noch als Gnade zu allem hinzu — dann wird er ein Gottfried Keller, ein Stehr. Und selbst wenn jemand annehmen wollte, daß Sehnsüchte aus Urväterblut nach geschwundenen heimatlichen Waldtagen Kräfte immer wieder wachzeugen, deren Regungen in jene Dunkelheiten östlicher Unzugänglichkeit und Waldverschwiegenheit rückwärts weisen, so ist dem entgegenzuhalten, daß in jedem Dichter dem Bewußtsein unzugängliche Geheimnisgewalten spürbar sind und um so geheimnisvoller gestaltenträchtig nach Formung suchen, je größer er als Dichter, will sagen: je näher er dem Pulsschlag des weder Raum noch in der Zeit gebundenen großen irdischen Geschehens ist, das schließlich doch nur getrieben wird; von der Sehnsucht des Menschen, aus sich, über sich hinaus zu gelangen.

Doch genug der Wahrheit und Reflexionen: der Oberschlesier, der zu dichten, zu erzählen sich berufen glaubt, tue es, und warum sollte er weniger erreichen, als ein Mensch einer anderen Gegend der Welt, — aber er tue es nie mit dem Ziel oder in dem Glauben, als Oberschlesier oberschlesische, landschaftsgebundene Dichtung schaffen zu können.

# Wilhelm Fischer-Graz

**Zu seinem 80. Geburtstage am 18. April 1926. Von Dr. Keulers, Münster i. W.**

IN der Steiermark begeht man am 18. April den 80. Geburtstag Wilhelm Fischers und feiert den Mann, dessen ganzes Fühlen und Denken aufs innigste mit dem Schicksal seines Landes verbunden ist.

Fischer hat in seinen Jugend- und Mannesjahren die glücklichen Friedenszeiten seiner Heimat erlebt und schriftstellerisch festgehalten. Er hat das Unglück des Krieges hereinbrechen sehen und schenkt nun, am Abende seines Lebens, seiner Lesergemeinde, die weit über die Grenzen Österreichs hinausgewachsen ist, noch ein Buch, in dem er mit dem klaren Urteil des gereiften Mannes und mit der still



Digitized by Google

versonnenen Vorahnung des Greises seinem Volke den Weg zu einer besseren Zukunft vorzuzeichnen sucht.

Dichter sind keine Propheten. Auch Wilhelm Fischer ist keiner. Aber er beweist, daß er den Herzschlag seines Volkes zu belauschen versteht und daß er einen Nerv hat für den Flügelschlag der Zeit, wenn er schreibt:

„Es wird uns nur wohlergehen, wenn wir die Kraft in uns finden, jedes fremde Tun mit unserem eigenen Wirken zu verscheuchen. Unsere heimatliche Scholle soll uns heilig sein, und der fremden Hand, die uns daraus verdrängen will, rufen wir ein strenges Halt! und Fort mit dir! zu."

Daß diese Worte in unseren Tagen als eine geharnischte Absage an Österreichs Nachbarn gelten können, daran hat der Bibliotheksdirektor von Graz vielleicht selbst nicht gedacht, als er „*Das Licht im Schatten*[1]" schrieb.

Dieser Roman hat symbolische Bedeutung. Die steirische Landschaft ist durch einen Sturm verwüstet. Dem Volke droht Elend und Verarmung. Einheimische Schurken und kapitalkräftige Ausländer planen Ausbeutung der allgemeinen Not. Da zeigt sich der brave Mann: Der Edle von Herting sammelt die Träger des Volkstums um sich und rettet mit seinem Grund und Boden, seinen Geldmitteln und seinem guten Herzen die völkischen Eigenwerte. Von Herting selbst findet im Schoße des urgesunden steirischen Bergvolkes ein taufrisches Mägdlein, dessen Seelenadel sich dem Adel seines Blutes vermählt. — So weist Fischer den Weg zu Österreichs Wiedergeburt, das von den Kriegsstürmen verwüstet zum Tummelplatz ausländischer Profitgier geworden.

Fischers Meisterwerk, „*Die Freude am Licht*[2]", das zeitlich früher liegt und vor kurzem in neuer billiger Ausgabe erschien, ist ebenfalls auf steirischem Boden gewachsen. Zenz Paltram, ein herzhafter Waisenknabe mit goldenem Herzen und zuweilen jäh aufwallendem Blut entläuft seiner Pflegemutter, wird Schlosserlehrling, Soldat, dann Student und schließlich Direktor in der Fabrik seines Freundes. Seine Freude am Licht, d. h. am lichtvollen, frischpulsierenden, arbeitsfrohen Leben lohnt ihm sein Schicksal, indem es wie durch Zufall das Dunkel seiner Herkunft erhellt: Zenz trifft seine alte Amme, die ihn an das Grab seiner Mutter, der „verrückten Gräfin" führt, und in einem alten sterbenden Baron findet er seinen Vater wieder.

Fischers Werke sind reichlich mit Romantik durchwoben. Berge und Wolken, Wind und Nebel, die ganze Natur wird lebendig und bekommt Gestalt und Seele. Sein Dialog schreitet zuweilen zwar wie auf dem Kothurn salbungsvoll biblisch daher, aber er paßt sich den Menschen an, die Fischers unverwüstlichen Glauben an den Sieg des Guten und Edlen widerspiegeln.

Dem greisen Dichter, der auf ein fruchtbares Lebenswerk zurückblicken kann und dessen in diesen Tagen eine große Gemeinde dankbar gedenkt, wünschen auch wir noch manche Jahre frohen und erfolgreichen Schaffens für Volk und Vaterland.

*

[1] „Das Licht im Schatten", Roman. 8°. 340 Seiten. Preis geheftet Mk. 5.50, Ganzleinen Mk. 7.50. Verlag von Jos. Kösel & Friedr. Pustet, K.-G. München 1925.

[2] „Die Freude am Licht". Roman. Hausschatzbücher. Doppelband 42/43. Kl. 8°. 372 Seiten. Preis 2 Mk. Verlag (wie oben).



Digitized by Google

# Zur jüngsten französischen Literatur

Von Dr. H. van de Mark

DIE jüngsten Wahlen für die Akademie bieten uns Gelegenheit, einen Augenblick bei dem Romanschriftsteller *Louis Bertrand* zu verweilen, wenn auch sein letztes Buch bereits ungefähr ein halbes Jahr alt ist. Niemand paßte besser in den leergewordenen Stuhl eines Maurice Barrès, als dieser Vollblut-„Lorrain", Schilderer des östlichen Algier. Als literarisches Talent ist er von beweglicher Vielseitigkeit. Sein Reichtum an Möglichkeiten ist verblüffend groß; immer wieder überrascht er seine Leser mit neuartigen Schöpfungen. Nach den geschichtlichen Romanen „L'Infante" und „Cardenio" schrieb er ein rein geschichtliches Werk, „Ludwig XIV." Gleich darauf vertiefte er sich ohne Übergang, und ohne vorher Ähnliches geleistet zu haben, als Psycholog und zwar Analytiker, in das Seelenleben Jean Perbals.

Dieses Buch, in die Form einer rückschauenden Selbstzergliederung gegossen, ist als erster Teil eines Romanzyklus — „Une Destinée" — gedacht und stellt die zeitgemäße Fortsetzung seiner realistischen „Comédie Humaine" und seines realistischen „Rougon-Macquart" dar. (Man sieht, wie der Kreis immer enger wird: bei Balzac die ganze menschliche Gesellschaft; bei Zola eine Familie, hier ein Einzelwesen.) Bertrand zeichnet da die mit Rücksicht auf den Verstand, die Seele und das Gemüt geschaute Geschichte eines ganzen Geschlechtes, einzig zusammengehalten durch die Persönlichkeit des Hauptheldens und die Idee, daß jedes Menschenleben eine Fülle von Geheimnissen in sich birgt.

Die Jugendgeschichte Perbals zeigt uns, wie das lothringische Milieu in diesem kränklichen, zarten Körper eine an Zucht gewöhnte, ernste, fromme Seele schafft, die unter einem seltsamen Heimweh leidet und sich anders fühlt als die andern. Das wachsende Bewußtsein eigener Überlegenheit, gepaart mit einem unwiderstehlichen Drang nach dem Fernen und dem Schönen, offenbart uns bereits den künftigen Wanderer und Dichter. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß in uns von Anfang an Licht und Schatten vorhanden sind, und es drängt sich die Furcht auf, es könnte nun eine künstliche, vorbedachte Charakterentwicklung und Gegenüberstellung, nicht ein Auf-, sondern ein Niedersteigen folgen. Mit großer Fertigkeit hat indes Bertrand diese Klippe zu umfahren verstanden. Sein psychologischer Spürsinn war freilich auch nicht so leicht auf Irrwege zu führen, denn offenbar schwebte ihm bei seinen Schilderungen größtenteils seine eigene Jugend vor. Man stößt wenigstens bei Jean Perbal immer wieder auf Erinnerungen aus dem autobiographischen Werke: „L'Eternel Champ de Bataille".

Bertrand gibt in seinem jüngsten Buch ein schönes Beispiel für seine Art, Menschen und Dinge mit ganz katholischem Blick zu betrachten. Zugleich zeigt er sich als Meister der Gefühlsskala in ihrer ganzen Breite und Tiefe, angefangen von den einfachsten innern Erregungen bis hinauf zur schwersten und heftigsten seelischen Erschütterung.

Die bei Bernard Grasset erscheinenden „Cahiers Verts" wurden vor nicht langer Zeit durch einen „récit pastoral et tragique", „La Demi-Morte"[1] von *François Duhourceau* bereichert, dessen Roman „L'Enfant de la Victoire" 1925 den „Grand Prix du Roman" erhalten hat, gewiß keine schlechte Empfehlung. In einigen Mottos bringt er sein literarisches Bekenntnis zum Ausdruck. Zum Beispiel: „Die Kunst hat nicht den Zweck, die Wahrheit darzustellen. Um die Wahrheit müssen wir die Wissenschaft fragen, deren Aufgabe es ist, sie aufzuzeigen; aber nicht die Literatur, deren Ziel nur die Schönheit ist und sein kann. Die Chloe des griechischen

[1] *Duhourceau, François*: „*La Demi-Morte*". Bernard Grasset, Paris 6 1925. (19 × 12). 99 S. Geh. 6,50 Fr.



Digitized by Google

Romans war keine echte Hirtin und ihr Daphnis kein echter Hirte; und doch entzücken sie uns noch immer. Der feinfühlige Grieche, der uns ihre Geschichte erzählte, kümmerte sich nicht um Ställe und Böcke: Poesie und Liebe war seine einzige Sorge." (Anatole France) Leonardo da Vinci läßt er gerade das Gegenteil behaupten. „Ist auch die Lügenhaftigkeit das fünfte Element unseres Geistes, so bleibt doch die Wahrheit der Dinge die erlesenste Nahrung für den scharfen Verstand."

Der Inhalt ist dürftig. Ein braves Mädchen verfällt den Verführungskünsten eines jungen Hirten. In den Augen der Eltern findet dieser keine Gnade, und kurze Zeit später verunglückt er. Auf der Armen lastet das Leben zu schwer, und da der Glaube sie vom Selbstmord zurückhält, beschließt sie, sich in einer Höhle verborgen zu halten und den Hungertod abzuwarten. Nach Wochen findet man sie. Sie lebt noch, ihr Erwachen aber ist von einem so furchtbaren übermenschlichen Schmerz begleitet, daß sie darob den Verstand verliert. So erbarmt sich Gott der armen Verirrten.

Die Novelle ist in feinem, ebenmäßigem, geschmeidigem Stil geschrieben. Die unerbittlich strenge Vermeidung jedes unnützen Wortes hat den Verfasser jedoch nicht gehindert, die baskische Natur in all ihrer Farbenbuntheit und Pracht zu schildern.

Aus der billigen „Bibliothèque Plon" möchten wir einen Neudruck von „L'Ecuyère" erwähnen. Vor reichlich zwanzig Jahren ließ *Paul Bourget* diesen Roman[1] in einer Zeitschrift erscheinen, und erst 1921 kam er in Buchform heraus. Ein alltägliches „fait divers", die banale Geschichte eines Selbstmordes aus Liebe. Das Buch ist offenbar hastig zusammengestellt und nur mit großer Mühe auf den Umfang eines Romanes gebracht worden. Sogar die Sprache erscheint recht stiefmütterlich behandelt.

Formschönheit besitzen Bourgets Romane eigentlich nicht. Französische Kritiker nennen sein Werk „une litterature du chromo". Er selbst sagt: „J' ai toujours senti la beauté des arts en littérateur, autant dire, en homme qui demande d'abord à un tableau ou à une statue d'être *un prétexte a pensée*." Die gerade entgegengesetzte Auffassung finden wir in einem Ausspruch von Gustav Flaubert, der sagt: „La morale de l'art consiste dans sa beauté même et j'estime, par-dessus tout, *d'abord le style et ensuite le vrai*." Die Aufrichtigkeit und Geradheit und die edle Gründlichkeit seiner Kunst aber haben Bourget viele treue Freunde geschaffen.

In der Abteilung „Literaturgeschichte" nimmt *„Le Manuel illustré de la Littérature Catholique en France de 1870 à nos jours"* unsere Hauptaufmerksamkeit in Anspruch. Dieses bibliographisches Werk[2] ist eine eindrucksvolle Illustration zur katholischen Erneuerung in Frankreich, die bereits im vorigen Jahrhundert durch einige vielbesprochene Bekehrungen einsetzte. Der Begriff der sittlichen Pflichten des Romanschriftstellers gegen den Leserkreis führte Bourget zur christlichen Moral zurück. Die Liebe zur Hierarchie und zur Ordnung wies dem berühmten Kritiker und Redner, Mitglied der Akademie und Direktor der „Revue des deux Mondes", Ferdinand Brunetière, den Weg zum unfehlbaren Lehramt, wo es keinen Zusammenbruch der Wissenschaft gibt. Auf dem Krankenbett fand François Coppée den Glauben seiner Jugend wieder. Der Sklave des Opiumlasters Adolf Retté kehrte vom Teufel des Okkultismus und der Anarchie zum Gott der Liebe und der Wahrheit zurück. Huysmans, der Lebemann und selbstsüchtige Genießer, fühlte seine Seele angesichts der Beseelung des Primitiven, der Gotik und Liturgie, katholisch werden. Paul Claudel, der sich nach der Lesung von Arthur Rimbauds „Les Illuminations" schon halb auf dem Weg nach Damaskus befand, wies diesen

[1] *Bourget, Paul:* „*L'Ecuyère*". Plon-Nourrit & Co., Paris 6 1925. (18,5 × 12). 248 S. Geh. 3 Fr.
[2] *Bremond, Henri:* „*Georges Goyau*", u. a., Manuel illustré de la Littérature Catholique. Illustriert. Spes. Paris 5 1925. (20,5 × 13). 371 S.



Digitized by Google

dann seinerseits Francis Jammes und Jacques Rivière.... Und nun betrachten wir entzückten Auges die Ausbreitung des heiligen Pfingstfeuers und bewundern die vielfachen Äußerungen katholischen Lebens in Frankreich. Warum sollten wir uns die Freude daran verderben durch allerlei Bemerkungen, die uns während des Lesens gekommen sind? Dazu ist unsere Dankbarkeit doch zu groß und zu tief. Wir wollen lieber ein paar Sätze anführen, die Georges Goyau darüber schrieb, er, der selbst den Schlußstein in die herrliche Kreuzbogengalerie fügte.

„Der Begriff von der Gemeinschaft der Heiligen beherrscht und beseelt unsere katholische Literatur. Mit Huysmans und Baumann findet sie in ihr die Erklärung des Leidens, mit Léon Bloy, Claudel und Retté die Lebensweisheit, mit Péguy die Einsicht in das Leben der Kirche." — „Man muß die katholische Jugend warnen vor einer gewissen literarischen Strömung, die sie zu kleinlicher Analysierung von seelischen Krisen veranlassen möchte, die den Verantwortlichkeitsbegriff unterbindet, die Vorbereitung und die einzelnen Phasen der Sünde als dokumentarische Einzelheiten auffaßt und den Menschen als nur von Gefühlen zusammengesetzt betrachtet und ihm die sittliche Norm für die Strafe abspricht.

*André Suarès* beklagt sich in seiner Sammlung von Essays „Sur la Vie"[1] in beißendem Humor, daß seine dreißig Bücher kaum zwanzig Artikelschreiber hervorgelockt hätten, und daß ihn auch von diesen kein einziger der alltäglichen Lobsprüche für wert erachtet habe. Aus Mitleid mit dem Einsamen wollen wir uns ein wenig mit ihm beschäftigen. André Suarès ist ein feiner Stilist, der über einen reichen Wortschatz verfügt. Als Gelehrter mit umfassendem Wissen ist er vor allem in zeitgenössischer Politik und Geschichte wohl bewandert. Als Mensch ist er ein schwarzgalliger Brummbär schlimmster Sorte, voll verbissenen Hochmuts: ein ungläubiger Léon Bloy. Als Denker ist er ein ausgesprochener Eklektiker, erkennt den alten, zahnlosen Jupiter als seinen Gott an und ist imstande, einer Lobeshymne auf die Nachfolge Christi die Beschreibung der Beine einer Tänzerin folgen zu lassen. In vielen Dingen hat er einen ganz persönlichen Blick, den er auch immer in origineller Weise in Worte zu formen weiß. Seine Aussprüche gleichen in ihrer lapidaren Kürze oft Paradoxen, deren wahrer Sinn manchmal recht schwer herauszufinden ist. Wir wollen dem Leser ein paar Proben davon vorlegen.

„Es ist grausam, daß der Mensch nur durch Schmerz und Leiden zur Vollkommenheit gelangen kann. Um Dostojewski zu verstehen, muß man viel gelitten haben; entweder im Fleische, wie die Armen und Kranken, oder an der Seele, wie alle Verletzten, Gekränkten, die Opfer einer Leidenschaft, einer Stadt oder einer Gesellschaft. Dostojewski am nächsten stehen die Märtyrer der Erkenntnis, jene, die in ihrem ewigen Wesen leiden, alle, die Gott besessen und auf ihn gehofft und die ihn dann verraten oder verloren haben." — „Barrès, ein begabter Schriftsteller, aber ein mittelmäßiger Verstand, überall und immer Redner; ein Bürger ohne Adel und ohne Charaktergröße, kein Fürst, ja, nicht einmal ein Baron; nie hat er sich von seinem eigenen Ich losgemacht, nie kann er es vergessen; immer Notar, ein Schleicher, ein Straßensänger, versessen auf schöne Rollen und hoffnungslos unfähig, sie zu spielen; verbittert angesichts seiner Ohnmacht und in dem Wahn befangen, sie unter vorgeschützter Würde und Vornehmheit verbergen zu können, wenn er auch dann nicht einmal zu wahrer, tiefer Verachtung fähig ist; ein Chateaubriand der Kleinstadt; schließlich der falscheste Geist, in dem die natürliche Falschheit noch überboten wird durch die Lügen der Politik und das elende Bedürfnis, sich selbst etwas weiß zu machen."

Diesen galligen Ausfall gegen *Maurice Barrès* benützen wir als Übergang zu einer kurzen Besprechung von dessen letztem Werke, das er als Bruchstück hinterließ, und das nun sein Freund, Professor Charles Moureu, unter dem Titel „Pour la haute Intelligence française"[2] herausgegeben hat. Es ist eine Sammlung von Dokumenten

[1] *Suarès, André*: „*Sur la Vie*". Emile Paul Frères, Paris 6 1925. (19,5 × 13). 414 S. Geh. 9 Fr.

[2] *Barrès, Maurice*: „*Pour la haute Intelligence Française*". Plon-Nourrit & Cie., Paris 6 1925. 288 S. Geh. 9 Fr.



Digitized by Google

und enthält Anzeigen, Artikel, Reden und Gesetzesanträge aus der Zeit des großen Feldzuges, den Barrès nach dem Krieg zur intellektuellen Wiederherstellung Frankreichs eröffnet hatte. La Grande Pitié des Laboratoires de France war in den Augen Barrés' das dritte Bild des Triptychons, dessen beide anderen Bilder La Grande Pitié des Eglises de France und Les Familles spirituelles de France sind. Der jähe Tod zog den Schlußstrich unter sein Lebenswerk, noch ehe es vollendet war.

Mit Vorliebe ruht das Auge dieses glühenden Patrioten auf den ungeheuern Leistungen der französischen Gelehrten zur Zeit des Krieges. Dann weist er ihnen aber auch an, was sie heute tun können und müssen, zeigt ihnen als ihre Aufgabe an, den Frieden zu verschönen, Frankreich an die Spitze der wissenschaftlichen Bewegung zu setzen. Für die deutsche Wissenschaft findet Barrès, dessen Stellung zu Deutschland ja bekannt ist, doch auch Worte der Anerkennung.

Als Lothringer war Barrès ein neugieriger Nachbar, der allem, was über der Grenze geschah, besondere Aufmerksamkeit widmete. Die warmen Worte, die er zur Verteidigung der Wissenschaft zu sagen wußte, quollen aus dem hohen Begriff, den er von ihrer Würde hatte. Sie steht im Dienste der menschlichen Gesellschaft, und es ist ihre Aufgabe, die Möglichkeiten des Menschen in dieser Welt bis zur Unendlichkeit zu vervielfältigen. Für Barrès ist sie eine Äußerung derselben höhern Aktivität, aus der auch das Gebet und der Glaube hervorgehen. Wer in der Wissenschaft einen Rang bekleidet, und schiene dieser auch noch so unbedeutend, hat eine hehre Sendung zu erfüllen wie der Priester und der Soldat.

# Zu unserer Kunstbeilage

## Von Dr. Gert Buchheit

*Lionardo da Vinci.* An jedem großen Menschen wollen wir vor allem uns deutlich werden. Wir wollen in seiner beispielhaften Einmaligkeit Richtungshinweise finden, die uns selbst vorwärtsführen. Fragen wir nach dem Sinn, den *Lionardo da Vinci* (1452—1519) zur heutigen Stunde zu erfüllen hat, so kann es nur einer sein: inmitten eines zerfahrenen Nurspezialistentums, eines allgemeinen Zerfalls des Stils in Schulen, der Formen in ihr Material, Rückkehr zur Synthese, zur Universalität. Dabei denken wir weniger an den Begriff des Uomo universale als an den des forschenden, schönsinnenden Einzelgeistes, der die Glorie seines Schaffens neben die Taten der Herrscher, Helden und Heiligen stellt, an das einmalige Ingenium eines allseitig Regsamen und Begabten, der zu den vollerwachten Mächten seines Zeitalters den persönlichen Geist bringt und in seinem Lichte Erde und Firmament, Mensch, Tier und Blume erstrahlen läßt. Lionardos Dauer kommt aus der einzigartigen Verbindung von Vielseitigkeit und *Seelengröße.* Er weiß: was er erreichen will, muß er sich selbst erarbeiten. Nicht andere erhellen seinen Weg; er selber muß Leuchte sein. So schafft er aus sich selbst heraus, ringt nach Gestaltungskraft für das, was ihn bewegt, für die Gedanken, die in ihm aufsteigen, ihn verfolgen und vorwärtstreiben, bis er sich schließlich im Kunstwerk von ihnen befreit. Sein Geist will in die Tiefe dringen! — Gewiß war Raffael geschmeidiger, schöner und glücklicher als er. Der Madonnenmaler, in dem die Jeunesse dorée des Rinascimento ihren Führer sah, schuf ohne den Schmerz des Schöpferseins. Er traf das Richtige wie Shakespeare, in dem Goethe keine private Willkür, sondern die Gesetzlichkeit der Natur erkannte. Er war ein Schicksalloser, ein Idyll. Anders Lionardo. Zwar auch er keine gewaltige Urkraft von der Wucht eines Michelangelo, kein riesenstarker Willensrecke, doch bis in die Nerven hinein hell und wach, ein Freibeuter des Geistes — hinreißend zugleich und erschreckend; ein Rätselmensch, vom Geheimnis des Lebendigen umwittert wie Cäsar und Alkibiades.

Aus dem Dunkel, das die Ebene zwischen dem Monte Albano und Anchiano füllt, steigt der Bogen seines Lebens hinüber in die Einsamkeit des Schlosses Cloux bei Amboise, reich an Spannungen, Festen und Härten, reich an Taten, Irrgängen und Enttäuschungen; denn auch das göttlichste Geschenk — und die großen Männer sind Gottes Geschenk — ist nicht ohne Bitternis,



Digitized by Google

ein Gewähren und Nehmen zugleich. Drei Städte begrenzen die Legende seines täglichen Lebens: Mailand, Rom, Florenz, jede gesondert in ihrer Art, aber alle Diener seines Ruhmes. Drei Männer zwingen ihn zu feindseligem oder liebendem Umgang: Perugino, Ludivico Moro und Michelangelo. Doch die Länder und Stätten, deren Dunst und Rhythmus er in sich sog, die Menschen, die ihn umstanden, sie sind nur Meilensteine seines äußeren Weges. Entscheidend ist die Person, das Werk. Und dieses ist eine einzige gigantische Auseinandersetzung mit den Äußerungen der Natur, eine fast frevelhaft anmutende Kodifikation ihrer Gesetzlichkeit. Ob er an einem Gemälde arbeitet, ob er Satiren schreibt, dem Vogelflug nachsinnt oder zweitausend Erdarbeiter kommandiert, um dem Arno ein neues Bett zu geben, — er bleibt in allem Forscher. Von rastlosem Erkenntnisdrang gepackt, sucht er das Geheimnis alles Vollkommenen zu ergründen und ist gerade deshalb dazu verdammt, stets unfertig zu bleiben. Hierin wurzelt das Paradoxon seines Lebens. Selbst im Letzten, im Höchsten, in der Kunst, bleibt Lionardo nüchtern, exakt, ganz Intellekt. „Nichts darf," sagt er, „in das Werk hineinkommen, was nicht vorher von der Vernunft und vom Standpunkt des Natürlichen geprüft worden ist." Auch der Künstler muß jeder Inspiration die Macht nehmen. Nur unter diesen Bedingungen wird die treue Wiedergabe mit der freien Auffassung, wird die Wahrheit mit der Schönheit Hand in Hand gehen. Damit spricht Lionardo endgültig dem großen Werte des Naturstudiums für das künstlerische Schaffen das Wort. Was der erste Malermathematiker Paolo Uccello begonnen, was Ghiberti und Brunellesco fortgesetzt haben, die theoretische Begründung der Zeichen- und Malkunst, Lionardo hat sie in ihrer vollen Bedeutung erkannt und wie kein Zweiter seiner Zeit, Dürer vielleicht ausgenommen, gefördert.

Durchblättern wir den Codex Atlantico oder die Skizzenbücher, so werden wir verstehen, daß Lionardo in jeder Wissenschaft fortlebt, daß er der Geistesgeschichte angehört. Wahrlich, er war ein monumentaler Mensch. Dafür zeugt allein schon ein einziger Satz in einem seiner Manuskripte, der Satz „IL SOLE NON SI MUOVE", der inmitten mathematischer Formeln in großen Buchstaben uns entgegenleuchtet. Ist dies nicht eine lapidare Formung einer heute zwar gang und gäben, damals jedoch noch unsicheren Wahrheit? . . .

Der Entdecker, der normative Mensch und der Künstler, der Ästhet Lionardo sind eins. Für den Laien jedoch, den kunstbegeisterten Südwanderer, bleibt der „Artifice" der Hauptanziehungspunkt. Als Schöpfer des „Abendmahls" lebt er im Andenken der Menge fort. Auch unsere Kunstbeilage „Die Auferstehung Christi" ist unter die Werke des Meisters zu rechnen, auch wenn manche Gelehrte sie ihm absprechen. Es genügt jedoch, auf die für Lionardo so charakteristische Komposition des Dreiecks sowie auf die Anmut der beiden knienden Gestalten hinzuweisen, um zumindest eine Ablehnung des Bildes als problematisch erscheinen zu lassen.

# Neue Bücher

## *Literaturwissenschaft*

*Viëtor, Karl*: *„Geschichte der deutschen Ode"* München, Drei-Masken-Verlag.

Die Zeit bedingungsloser Aktualität in der Dichtung ist vorüber. Hemmungslosigkeit wird verworfen, man wendet sich wieder zur Form. Dies bedeutet freilich keine bloße Übernahme irgendeines dichterischen Gestaltungsprinzips aus der Vergangenheit, sondern die Eroberung neuer, aus dem Weltbilde der Gegenwart resultierender Gesetzmäßigkeit. Man wird dies Neue jedoch nicht, wie es in den letzten Jahren mit so kläglichem Erfolg geschehen ist, sozusagen aus dem Nichts hervorzaubern können. Eine Wiedererweckung des Gewesenen, soweit es sich wirklich fruchtbar erwies, wird wertvoller Antrieb zu neuen Leistungen. Wo sonst potenzielle Energie sich in Schrei und Ekstase verpuffte, mag nun in vielleicht mühevoller Arbeit ein wohlgerundetes Werk heranreifen, das dauert. Es ist daher verdienstlich, wenn eine, von *Karl Viëtor* im Drei-Masken-Verlag, München, herausgegebene Sammlung es unternimmt, die Geschichte der deutschen Literatur nach Gattungen in einer Reihe von Bänden vorzulegen. Zunächst erschien von dem Herausgeber selbst: *„Geschichte der deutschen Ode"*. Nach grundsätzlichen Feststellungen in einer Vorbemerkung, in der ähnliche Gedanken, wie oben, anklingen, besonders das Gattungsmäßige in der Dichtung beleuchtet und die Leistung als solche treffend bewertet wird, beginnt die Darstellung mit der mittelalterlichen Ode, wie sie von den Klerikern gepflegt ward. Der Weg der Entwicklung führt dann über Celtes, Kopernikus, der die schönsten Marienoden verfaßte, Balde, Gryphius u. a. zu den Höhepunkten Klopstock, Goethe, Hölderlin. Hölderlin ist der Vollender. Mit ihm klingt aber auch die Geschichte der deutschen Ode aus. Denn was nach ihm kommt, ist bis auf unsere Tage schwach.

Viëtor sagt treffend, daß weder Wollen noch Vir-



Digitized by Google

tuosität, wie sie mannigfach nach Hölderlin am Werke waren, nach einer erklommenen Höhe, die sich in ihm darbietet, es vermögen, die poetische Gattung neu zu beleben. Wir stehen heute noch in der Pause, die darauf folgt. Wann werden wohl Gesetz der Gattung und schöpferischer Impuls das Kunstwerk zeugen, das Dauer verheißt? (Über den 2. Band: *Günther Müller*: „*Geschichte des Liedes*" hat „Der Gral" bereits berichtet; vgl. S. 43 dieses Jahrganges.)

*Otto Michel.*

*Spiero, Heinrich*: „*Unbegreiflich Herz*". Detlev von Liliencrons Liebesbriefe an Helene von Bodenhausen. Herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Spiero. Mit 8 Bildern und 4 Faksimiles. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925. 8°. 221 Seiten. Geh. 3 Mk., geb. 5 Mk.

Diese Briefe sind die Geschichte einer Liebe, die einen Dichter lebendig werden und zur Reife gelangen ließ. Als glühenden, hemmungslosen Rausch fühlen wir sie über den jungen Leutnant kommen, alle jene Stimmungen auslösend, die später in seinen Gedichten Form gewannen. Wie wir das Bild des Dichters aus seiner Lyrik kennen, steht es auch in seinen Briefen vor uns: der kecke, flotte Husar in seinem ungestümen Lebensdrang, seinem frischen, tollen Wagemut, seiner ungezügelten Kraftfülle, der feine Naturschwärmer und begeisterte Musikfreund, der naive Optimist, der immer ein großes Kind blieb; aber auch der rücksichtslose Herrenmensch, der stets und überall nur das „Ich" kennt und betont, der skrupellose, aristokratische Genießer, dessen Realismus jedes soziale Empfinden fehlt. Wenn mit den Jahren der Reife auch vereinzelt ein Ton von Melancholie, von Weichheit, von Sehnsucht nach einer höheren Sphäre durchzittert, so wird in diesen Briefen doch deutlich fühlbar, was wir auch bei seiner Lyrik empfinden: der gänzliche Mangel an Lebensernst und an Ewigkeitswerten. Das Übergewicht des Körperlichen über das Seelische, des Materiellen über das Geistige, tritt so stark hervor, daß es uns nicht befremden kann, wie bei aller Leidenschaft des Empfindens zwei starke, edle Charaktere sich aneinander aufreiben mußten, wie eine Liebe sich nicht fürs Leben bewährte, die keine Vergeistigung kannte.

*Ch. Demmig.*

*Gerrit Engelke*: „*Briefe der Liebe*". Orplid-Verlag, M.-Gladbach 1926. 160 S. 2.40 M., geb. 3.60 M.

Der Dichter, der diese Briefe geschrieben hat, ist kurz vor Kriegsschluß, im Oktober 1918, gefallen, die Frau, an die sie gerichtet sind, ist offenbar noch am Leben. Müssen da nicht manche darin ausgesprochene Geständnisse peinlich berühren? Widerspricht nicht die ganze Publikation schon im jetzigen Zeitpunkt jedem Zartgefühl? Werden nicht gerade diejenigen Leser, die diese Briefe am besten würdigen können, Frauen, denen eine ähnliche tragische Liebe im Kriege beschieden war, es der Adressatin verdenken, daß sie schon jetzt ihre Einwilligung zur Veröffentlichung gegeben hat?

Sieht man aber von solchen heiklen Fragen ab, so kann man sich über das auch äußerlich sehr hübsche Büchlein nur herzlich freuen. Ich kenne die einschlägige Literatur gut und stehe nicht an, diese Sammlung zu den anziehendsten deutschen Dichterliebesbriefen zu rechnen. Das Erleben, das hier ausgedrückt, ist zart und zärtlich, tief und leidenschaftlich, und es ist mit gewinnender Aufrichtigkeit und hinreißender Überzeugungskraft ausgesprochen. So wirken die Briefe wie köstliche Gedichte in Prosa, und wie solche, nicht auf einmal, sondern einzeln in empfänglichen Stunden wollen sie gelesen werden. Ja, sie sind in Gehalt und Gestalt so wahrhaftige Kunstwerke, wie es für das Publikum berechnete Dichtungen nur schwer sind, und jedenfalls stehen sie als solche über den eingestreuten Versgedichten. Freilich ist auch in ihnen die Sprache zeitlich bedingt — es ist nicht anders möglich —, aber sie ist frei von Einflüssen literarischer Moden, die man in den Versen deutlich spürt, und darum überzeugender.

Auch geistesgeschichtlich sind diese Briefe von symptomatischer Bedeutung. Sie sind ein eindrucksvolles Zeugnis dafür, wie die Wandlung das Welt- und Lebensgefühl aus der bürgerlichen Aufklärung in die Romantik von heute auch die Erotik beeinflußt hat. Die Liebe hat in ihnen den plumpen hedonistischen Materialismus, der aus fast allen erotischen Bekenntnissen und Schilderungen der naturalistischen Literatur spricht, überwunden, sie ist nicht sinnlich-genießerisch beschränkt, sondern ergreift das ganze menschliche Wesen und ist voll Ethos — Güte ist ihre Grundlage — sie will nicht so sehr eine in der Sexualität verbundene als auf hohem, reinem Menschentum aufgebaute Gemeinschaft darstellen.

*Hermann Preindl, München.*

## *Kulturphilosophie*

*Alois Dempf*: „*Weltgeschichte als Tat und Gemeinschaft, eine vergleichende Kulturphilosophie*". Halle (Saale). Niemeyer.

Das Buch ist wie Spenglers „Untergang des Abendlandes" eine vergleichende Kulturphilosophie, die aber in grundlegenden Fragen wie in Einzelproblemen zu ganz anderen Lösungen kommt. Die Zerlegung der einen Menschheitsgeschichte in die einzelner Kulturkreise ist von Spengler übernommen; die von letzterem geleugnete Möglichkeit einer gegenseitigen Beeinflussung der Kulturen sowie späterer Wiederbelebungen wird jedoch zugegeben. Das Allgemein-Menschliche dürfte aber auch bei Dempf noch



Digitized by Google

sehr zugunsten dessen, was nach Kulturkreisen verschieden ist, in den Hintergrund treten. Auch der Verlauf, den nach Dempf die Geschichte einer jeden Kultur nimmt, erinnert noch stark an Spengler; die Stufen sind religiöse, metaphysische, empirische Epoche; vom unbewußtnaturhaften „völkischen Wesenswillen" führt die erwachende Reflexion in vielen Stufenfolgen und unter der beständigen Spannung von Nächstenliebe und Selbstsucht zur Endstufe der vollbewußten, persönlichen Zwecksetzung; damit sind die Gemeinschaftsformen zersetzt, die lebendige Persönlichkeitskultur ist zur mechanischen Sachkultur, zur Zivilisation erstarrt. Dieser Kulturablauf soll aber keine biologische Notwendigkeit sein, sondern Spielraum lassen für die menschliche Freiheit; an die Stelle der naturalistischen Betrachtungsweise setzt Dempf die geisteswissenschaftliche, die sich freilich in seinen prinzipiellen Grundanschauungen noch keineswegs so klar durchgesetzt hat, daß die Rolle der schicksalhaften Kausalität auf das zulässige Höchstmaß reduziert wäre. Aus dem Bekenntnis zum Gedanken der *freien sittlichen Tat* ergibt sich als Konsequenz, daß nach dem Ablauf einer Kulturentwicklung die zivilisatorische Erstarrung keineswegs notwendigerweise andauern muß, wie der Pessimist Spengler will, sondern daß sehr wohl von einem alten Kulturvolk durch religiössittliche Erneuerung eine neue Kulturentwicklung eingeleitet werden kann. Mit dem Begriff dieser „romantischen" Kultur, der ein bedeutsames Hinausschreiten über Spengler darstellt und die tatsächliche Geschichte besser erklären dürfte als die Spenglerschen Thesen, sucht Dempf auch die Geschichte des Christentums zu erklären. Ob freilich die Ablehnung einer einzigen christlichen Kultur und die Annahme von zwei christlichen Kulturen, einer altchristlichen, die die romantische Erneuerung der antiken Kulturwelt darstellt und im byzantinischen Christentum und Islam erstarrte, und einer romanisch-germanischen gerade eine gute Interpretation der Geschichte des Christentums ist, mag denn doch bezweifelt werden. Letztlich haftet solchen Konstruktionen immer etwas Willkürliches an, mögen auch Spenglersche Übertreibungen noch so stark gemäßigt werden. Das Christentum wird auch viel zu sehr in seiner soziologischen Verkettung gesehen; würde der Hauptnachdruck auf die geistesgeschichtliche Entwicklung gelegt werden, so würde es nicht zweifelhaft sein, daß das abendländische Christentum mit dem Frühchristentum viel enger zusammengehört, als letzteres mit dem Islam. Mit einer Anerkennung solcher Tatsachen würde freilich der letztlich doch noch im Biologischen verwurzelte Kulturbegriff, der die Kultur in einem begrenzten Zeitraum wachsen und welken läßt, entwurzelt werden. — Dempfs Buch stellt einen guten Schritt über Spengler hinaus dar, zu einer Geschichtsphilosophie, die weder bloß eine abstrakte „Menschheits"geschichte noch bloß unabhängige Sonderkulturkreise kennt, sondern beide ihre richtige Stelle anweisen wird; ein Abschluß ist es keineswegs! Im einzelnen weist das Werk große Vorzüge auf; das ungeheure verarbeitete Tatsachenmaterial spricht für die konstruktive Denkkraft Dempfs. Die Einführung der iranischen und israelitischen Kultur sowie der romantischen Erneuerungen der indischen und chinesischen Kultur erscheinen als bedeutsame Leistungen. Interessant sind die abschließenden Abschnitte des Werkes. (Die abendländische Kultur spielt für Dempf doch eine einzigartige, sie von allen anderen Kulturen scharf abhebende Rolle.) Von der Zukunft erwartet Dempf keine neue, etwa eine russische Kultur, sondern eine große sittliche und religiöse *Restauration* des christlichen Abendlandes. Sehr beachtenswert ist die Idee einer *normativen Kulturphilosophie*, der Dempf drei große, praktische Zukunftsaufgaben zuweist. *Dr. J. Volkmann.*

# Kleine Anzeigen

*„Rheinische Legenden"*, erzählt von *Adam Josef Cüppers*. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. In feinem Ganzleinenband Mk. 8.—.

Jeder Bücherfreund wird das Erscheinen dieses prächtigen Buches freudig begrüßen. In schlichter edler Sprache erzählt Adam Josef Cüppers von vielerlei wunderbaren Geschehnissen in rheinischen Landen. Wir treten mit ihm in die altehrwürdigen Heiligtümer, wir sehen die Patrone des Landes im Geiste vorüberziehen, Männer und Frauen, Fürsten und Bettler, und allen hat die Legende ein liebliches Gewand gesponnen. Köstliche Proben von Cüppers' Erzählerkunst sind namentlich „Der teure Braten", „Das Ave Maria des Ritters", das von der rührenden Einfalt des Marienbruders erzählt, „Die Lilie von Laach", voll Schönheit und Poesie. Dieser alte Legendenschatz mutet uns an wie ein köstlicher Edelstein, der eine würdige Fassung gefunden hat in der künstlerischen Ausstattung des Buches. Das Format, Buchschmuck und Einband, der vornehme Druck auf feinem Papier werden auch den verwöhnten Liebhaber befriedigen. Möge diese wertvolle Gabe des rheinischen Dichters in weitesten Kreisen Eingang finden. Sie verdient es. *Betty Schneider.*

*„Märchenbuch deutscher Dichter"*. Mit 10 farbigen Tafeln und sonstigem Bildschmuck von *Hermann Gradl*, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Martin Lang. Verlag Walter Hädecke, Stuttgart. Halbleinen 11 Mk., in tiefblauem Ganzleinen mit Echt-Goldaufdruck 12,50 Mk., in Halbleder 16,50 Mk.

Der Herausgeber dieses Buches, der schwäbische



Digitized by Google

Dichter Martin Lang, hat mit der Auswahl dieser deutschen Kunstmärchen von Goethe, Tieck, E. T. A. Hoffmann, Brentano und Gotthelf einen glücklichen Griff getan. Dem Inhalt des Buches entspricht eine wirklich prächtige Ausstattung. Wunderfeine Märchenstimmung atmen die zahlreichen bunten Bilder des Malerromantikers Hermann Gradl. Einband, sowie feiner Druck auf weißem Papier sind künstlerisch. — Wir begrüßen gerade heute Märchen, Legenden und Kinderdichtung, weil sie uns helfen, den noch immer stark herrschenden Geist der Aufklärung und wunderscheuer Vernünftelei zu überwinden.

*„Ein russisches Pilgerleben".* Herausgegeben von *Reinhold v. Walter.* Petropolis-Verlag, Berlin, Verlag Die Schmiede, Berlin 1925. 8°. 173 S. Dieses Buch, dessen russisches Original den vollständigen Titel „Eines Pilgers aufrichtige, seinem Beichtvater mitgeteilte Erzählungen" trägt, ist das Buch eines Namenlosen, eines russischen Bauern, der lesen und etwas schreiben konnte, der fromm war und in dieser Frömmigkeit vollkommen untertauchte. Ein Typus, der Dostojewski das Vorbild zu Aljoscha Karamasow, dem jüngsten der Brüder Karamasow, gab. Ein Buch, das interessante Parallelen zwischen westlicher und östlicher Mystik auftut. Es trägt im ganzen zeitbedingte Signatur.

*Schaumann, Ruth: Das Passional.* Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet A. G. München. 1926. In rund 20 Gedichten führt uns die Dichterin den Leidensweg Christi vor Augen. Als wenn sie sich scheute, sich der nackten Wucht des eigentlichen Geschehens zu nähern, setzt Ruth Schaumann in feinsinniger Art kleine, unbeachtete Dinge und Geschöpfe zu dem Unausgesprochenen in Beziehung und bewirkt dadurch, daß das biblische Ereignis umheimlich-groß zwischen den Zeilen schreitet. Hchm.

*Gotthelf, Jeremias: „Kleinere Erzählungen".* Herausgegeben von Rudolf Hunziker. Band 1 (432 S.) und Band 2 (459 S.) Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich, München und Leipzig o. J.

Es ist begrüßenswert, daß der durch seine 24-bändige Gesamtausgabe der Werke Jeremias Gotthelfs bekannte Verlag sich entschlossen hat, die schönsten kleineren Erzählungen des Dichters einem größeren Leserkreise in einer Auswahl zugänglich zu machen. Diesen kleineren Erzählungen des großen schweizerischen Volksschilderers wohnt eine hervorragende volkserzieherische Kraft inne, die sie noch heute zu Gegenwartsbedeutung erheben, wenn ihre Milieuschilderungen sich auch durchweg auf den Bauernstand beschränken, dem der Pfarrer Albert Bitzius — anklagend und Hilfe verheißend nannte er sich Jeremias Gotthelf — nach Art Pestalozzis Erzieher sein will, indem er die Laster seiner Bauern bekämpft und ihnen Ideale aufstellt, denen sie durch Arbeit und Tüchtigkeit nacheifern sollen Es sind die Grundsätze praktischen Christentums, denen er Geltung verschaffen will. Ein Buch, dem man größere Verbreitung wünschen möchte. *W. G.*

*Kröger, Timm: „Aus dämmernder Ferne".* Jugenderinnerungen. Verlag Georg Westermann, Braunschweig 1925. 8°. 226 S. In Ganzleinen geb. 3 Mk.

Timm Kröger versteht anregend, mit feinem Humor zu plaudern und seine Jugend lebendig uns vorzuführen, zugleich aber auch die schlichte Schönheit seiner friesischen Heimat mit bezauberndem Reize zu schildern. Die einfache Schlichtheit der Darstellung zieht uns ganz in ihren Bann, so daß wir das schöne Büchlein am liebsten in einem Zuge zu Ende läsen, nicht mit der unruhig hastenden Gier, mit der man einen Sensationsroman verschlingt, sondern mit der ruhigen Behaglichkeit, mit der es auch geschrieben ist. *Dr. K.*

*Mühsam, Erich: „Judas".* Ein Arbeiterdrama in 5 Akten. Malik-Verlag, Berlin 1924. 124 S. Erich Mühsam schrieb dieses Werk vom Verrat an der sozialistischen Sache 1920 in Ansbach im Gefängnis. Es liegt wie eine bittere Enttäuschung über dieser Arbeit. Es ist neben Tollers „Schwalbenbuch" wohl das menschlichste, ehrlichste und gerechteste, was in den letzten Jahren von sozialistischer Dichtung herauskam. Zwar liegt sein Wert mehr in der sachlich-getreuen, bis in die Kleinigkeiten echt gesehenen Wiedergabe der Chronik einer mißlungenen Revolution. Mühsams „Judas" gibt tiefere Einblicke in das Wesen, in die Stärke und die Schwäche der sozialistischen Ideenwelt als ganze Jahrgänge der Linksblätter.

*H. Bachmann.*

*Mühsam, Erich: „Alarm".* Manifeste aus zwanzig Jahren. Verlag der Syndikalist, Berlin 1925. 100 S. Hier läutet derselbe Mühsam die gellende Parteiglocke. Gedichte, die oft (wohl mit Absicht) an Schlager streifen, Essays und Aufrufe, die strotzen von Parteigehässigkeit, beißen hier um sich. Dichterisch hat das Werk kaum einen Wert, wenn es auch in der Reihe „Dichter und Rebellen" als erster Band herauskommt. Nicht zu leugnen ist, daß ehrliche Verbitterung durchzuspüren ist über Mißstände, die der Rüge bedurften. *H. Bachmann.*

*Sinclair, Upton: „Die Hölle".* Ein Drama in vier Aufzügen mit Kinoeinlagen. Malik-Verlag, Berlin 1925. 96 S.

Dieser „Hölle" verdankt Sinclair sicher nicht seine Berühmtheit unter seinen Genossen und darüber hinaus. Denn gedichtet sind daran keine zwei Zeilen. Das Ganze ist von A bis Z sozialistisches Parteiprogramm mit viel Lärm und allerlei reißerischen Einfällen in Szene gesetzt. Aber viel Getrampel treibt den Geist aus. *H. Bachmann.*

*Schönherr, Karl: „Es".* Schauspiel in 5 Akten. L. Staackmann, Leipzig 1925. 72 S.

Es setzt immer allerhand sprachtechnisches und bühnentechnisches Können voraus, ein fünf-



Digitized by Google

aktiges so mit Sprengstoff geladenes Drama nur mit zwei Personen, „Er" und „Sie", wirksam zu machen. Es ist der Kampf der beiden Geschlechter, hier konzentriert in dem Ehepaar. Und es gilt das große „Es", das Kind. Er ist Arzt, Wissenschaftler, kennt nur sich und seinen Ruhm und nennt sein Werk Dienst an der Menschheit. Sie aber ist Weib, handelt und sehnt sich aus Urinstinkten. Trotzdem er, der Arzt, der Natur Wege weisen will, bricht doch das große „Es" ans Licht; denn hinter ihm steht die Macht, deren letzter Wille lenkt. So muß „Er" an der eigenen Schuld zerbrechen. Sie aber geht aufblühend und im Glauben an das Leben weiter. Die Sprache ist außerordentlich prägnant, und die seelischen Ausbrüche sind jäh u. sich gegenseitig schnell entzündend. Das Drama läßt tiefe Einblicke in die soziobiologischen Zusammenhänge des Heute zu. *H. Bachmann.*

*Müller, Dr. Aloys: „Einleitung in die Philosophie".* Aus „Leitfäden der Philosophie". Herausgegeben von Dozenten der Hochschulen von Bonn und Köln. 1. Band. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin u. Bonn 1925. 8°. 178 S. Geb. 3 Mk.

Aloys Müller will in seiner „Einleitung" weder neue Erkenntnisse noch Ersatz der Vorlesung bieten. Er faßt die Grundprobleme der Philosophie in acht Problemkreise zusammen und versucht aus den gewonnenen Erkenntnissen das Wesen der Philosophie zu bestimmen. Seine Darstellungsweise ist lebendig, sein Ausdruck prägnant, seine Formulierungen sind scharf umrissen. Sehr sorgfältig ist die Literaturangabe nach jedem Abschnitt sowie am Ende des Buches. Das alphabetische Namensverzeichnis würde, mit dem Geburts- und Todesjahr der angeführten Philosophen versehen, eine willkommene Orientierung in der Geschichte der Philosophie ermöglichen. Alles in allem (mit Ausnahme des Einbandes!) ein gediegenes Vademecum, freilich nur für kritisch geschulte Leser. *Dr. Keulers.*

*Wininger, S.: „Große jüdische National-Biographie"* mit mehr als 8000 Lebensbeschreibungen namhafter jüdischer Männer und Frauen aller Zeiten und Länder. Erster Band: Abarbanel-Ezobi. Druck Orient Cernaufl, strada Schiller 5. Redaktion S. Wininger, Czernowitz (Bukowina), Plata Decebal 4.

Das umfassende Werk will volkstümlich sein (es fußt auf den großen Enzyklopädien, auf Graetz u. ä.), sammelt aber auch viele entlegene Einzelheiten. Bedeutende Schrifterklärer wie Isaak Abarbanel (zugleich Staatsmann in Portugal) und Ibn Esra, der Blindenfreund Abeles in Wien und der Radioaktivität-Diagnostiker Abrams, der Schilderer der Judengasse Mendale und der mittelalterliche Pentateuchkritiker Abu Jizbaki und viele andere zeugen von der vielseitigen Begabung, dem weitreichenden Einflusse, den wechselvollen Schicksalen, vom Edlen und Zusammenhalt der jüdischen Rasse in der Welt. Manchmal möchte man noch mehr Lebensäußerung, noch markigere Plastik, noch mehr Durchschimmern des Gottesgedankens, der einst die Größe der Propheten und Psalmensänger ausmachte. *Pater Kösters, S. J.*

*„Mittellateinisches Lesebuch."* Eine Auswahl aus der mittellateinischen Literatur in Deutschland von *Dr. Paul Alpers*, Studienrat am Realgymnasium Berlin-Lankwitz. F. A. Perthes, Gotha 1924. XVI, 95 S. Geb. 2,40 Mk.

Die Einführung in die mittellateinische Literatur und Sprache ist kurz und gut, mit der Auswahl kann man nach Inhalt und Umfang zufrieden sein, sie entspricht auch so ziemlich dem, was die soeben herausgekommenen Lehrpläne angeben. Sie bietet einmal eine Anzahl geschichtlich wichtiger Quellen, sodann eine Reihe mittellateinischer Dichtungen als Beweis, daß auch in der Zeit, wo die deutsche Dichtung in deutscher Sprache schwieg, doch ein reicher dichterischer Born in unserm Volke lustig und kräftig sprudelte. Die Anmerkungen sind zu knapp und zu dürftig. Auch könnten sie übersichtlicher angeordnet sein.

*Dr. A. Kahle.*

*„Sprechen Sie lateinisch?"* Moderne Konversation in lateinischer Sprache. Von *Dr. Georg Capellanus.* 8. Aufl. F. Dümmler, Berlin 1925. 8°. 120 S. 2 Mk.

*„Scribisne litterulas Latinas?"* Kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache. Von *Karl Thieme.* 3. Aufl. F. Dümmler, Berlin 1925. 8°. 110 S. 2 Mk.

Zwei gleichmäßig ausgestattete und dasselbe Ziel verfolgende Büchlein, das eine für den mündlichen, das andere für den schriftlichen Verkehr bestimmt. Man sollte meinen, daß das letztere die größere Verbreitung gefunden hätte, weil das Lateinschreiben zwischen Gebildeten noch viel eher — im Zeitalter der Postkarte namentlich — in Frage kommt als das Lateinsprechen. Und doch hat das erste eine fast dreimal so große Anziehungskraft bewiesen. Sollte das nicht auch an der Wahl der Stoffe liegen? Einer, der mit Zittern und Angst dem Einjährigen-Examen entgegensieht, schreibt das doch wohl seinem Freunde nicht in lateinischer Sprache, ebensowenig nachher seinen Reinfall. Die Stoffe in dem anderen Büchlein sind ungezwungener, natürlicher, die Sprache ist nicht so geschraubt. In einer Neuauflage, die ich dem zweiten Büchlein ebenso gönne wie dem ersten, mögen mehr harmlose Plaudereien in schlichtem Latein den Inhalt der Briefe bilden, dann kann auch das zweite Bändchen gerade wie das erste allen Gebildeten warm empfohlen werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a. Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.



Digitized by Google

*Holdermund — Braun, Felix*: „*Der Schneeregenbogen*" — *Jünemann, Maria Regina*: „*Der Thespiskarren*". — *Hengstenberg, Ernst*: „*Stella*". — *Franck, Hans*: „*Das Seil*". — *Corwegh, Robert*: „*Der Menschenbildner*". — *Roselieb, Hans*: „*Der Wettkampf*". — *Roselieb, Hans*: „*Der phantastische Bau*".

*Röder, Adam*: „*Der Weg des Zentrums*". Germania-Verlag, Berlin 1925. 8°. 118 S. Brosch. 1,50 Mk.

*Saager, Adolf*: „*Versöhnung*". Roman. Orell Füßli, Zürich 1925. 8°. 275 S. Geh. 4,80 Mk., geb. 6,40 Mk.

„*Sächsischer Volkskalender* 1926." 76. Jahrgang. Druck u. Verlag der Saxonia-Buchdruckerei, Dresden.

*Sauter, Anton*: „*Abseits*". Brenner-Verlag, Innsbruck. Gr.-8°. 111 S.

*Soergel, Albert*: „*Dichtung und Dichter der Zeit*". Neue Folge. Im Banne des Expressionismus. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1925. Gr.-8°. 895 S. Geb. 24 Mk.

*Schäfer, Wilhelm*: „*Neue Anekdoten*". Georg Müller, München 1926. 8°. 376 S.

*Schaeffer, Albrecht*: „*Der verlorene Sohn*". Köhler & Amelang, Leipzig 1925. Geb. 4 Mk.

*Schilgen, Hardy*: „*Junge Helden*". Joseph Baercker, Kevelaer.

*Schilling, Otto Dr.*: „*Die Staats- und Soziallehre des Papstes Leo XIII.*" J. P. Bachem, Köln 1925. 8°. 188 S. Brosch. 6,40 Mk., geb. 7,60 Mk.

*Schmitz-Cardauns, Lilli*: „*Gottes Mühle*" und „*Der Schatten*". Zwei Novellen. Hermann Rauch, Wiesbaden 1925. Leinenband 4,50 Mk.

*Schmücker, Else*: „*Die tausend Schriften*". Gedichte. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1925. 8°. 111 S. Geb. 4 Mk.

*Schöffler, Herbert*: „*Das literarische Zürich*". 1700—1750. H. Haessel, Verlag, Leipzig. Kl.-8°. 136 S.

*Schreiber, Georg*: „*Politisches Jahrbuch 1925*". Politik des Deutschen Reiches. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1925. 8°. Brosch. 4,50 Mk., kart. 5 Mk., geb. 6 Mk.

*Schulhoff, Hilda*: „*Spanische Prosadichtung des Mittelalters in deutscher Übersetzung*". Sudetendeutscher Verlag, Franz Kraus, Reichenberg i. Schl. 1925.

*Speitmann, Hieronymus*: „*Die Erkenntnislehre der mittelalterlichen Franziskanerschulen von Bonaventura bis Skotus*". (Schöninghs Sammlung phil. Lesestoffe, Heft 6.) Schöningh, Paderborn o. J. 8°. 142 S. Kart. 1,80 Mk.

*Schultheß, Johannes*: „*Die Trösterin von Gräfintal*". Saarbrücker Druckerei, Saarbrücken 1925. 2. Aufl. 127 S.

*Stewenson, Robert Louis*: „*Die Schatzinsel*". Insel-Verlag, Leipzig o. J. 8°. 274 S.

*Stewenson, R. L.*: „*Das Flaschenteufelchen*". Insel-Verlag, Leipzig 1925. 60 S.

*Stiehler, Georg*: „*Nikolaus Malebranche*". Frommanns Verlag, Stuttgart. 8°. 172 S. Brosch. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

*Stifter, Adalbert*: „*Brigitta*". Matthias-Grünewald-Verlag, Wiesbaden-Mainz o. J. Leinwand 1,50 Mk.

*Strachwitz, Hubertus-Kraft Graf*. „*Der Pfarrer von Helligenberg*". Ludwig Auer, Buchhandlung, Donauwörth. 8°. 213 S. Geb. 3,50 Mk.

*Strauch, Hugo*: „*Der Weg zur Heimat*". Butzon & Bercker, G. m. b. H., Kevelaer (Rhld.) 1926. 8°. 220 S. 4 Mk.

*Tischleder, Peter*: „*Ursprung und Träger der Staatsgewalt nach der Lehre des heiligen Thomas und seiner Schulen*". Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1923.

*Tischleder, Peter*: „*Die Staatslehre Leos XIII.*" Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1925. Geh. 8 Mk.

*Uhlenhorst*: „*Almanach der Hanseatischen Verlagsanstalt*", Hamburg 1926. 8°. 125 S. Geb. 60 Pf.

*Ulitz, Arnold*: „*Barbaren*". Albert Langen, München 1926. 8°. 358 S. Geh. 6 Mk., geb. 8,50 Mk.

*Unamuno, Miguel de*: „*Der Spiegel des Todes*". Meyer & Jessen, München. Geb. 4 Mk., Leinen 5 Mk.

*Unamuno, Miguel de*: „*Abel Sanchez*". Die Geschichte einer Leidenschaft. Meyer & Jessen, München. Pappbd. 4 Mk., Leinen 5 Mk.

*Unamuno, Miguel de*: „*Das tragische Lebensgefühl*". Meyer & Jessen, München. Pappbd. 7,50 Mk., Leinen 9 Mk.

*Undset, Sigrid*: „*Kristin Lavranstochter*". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 408 S. Geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.

*Vetterli, Paul*: „*Der Tod in der Faust*". Jagdnovellen. Orell Füßli, Zürich o. J. 247 S. 8°. Brosch. 4,40 Mk., geb. 5,60 Mk.

*Vetterli, Paul*: „*Wolf*". Roman eines Hundes. Verlag Grethlein & Co., Zürich und Leipzig 1925. Kl.-8°. 358 S.

*Walther, Friedrich*: „*Das Hirtenspiel*". Aus *Mark Twain*: „*Huck Finns Abenteuer und Fahrten*". Robert Lutz, Verlag, Stuttgart o. J.

*Mark Twain*: „*Toms Abenteuer und Streiche*", Robert Lutz, Verlag, Stuttgart.

*Mathar, Ludwig*: „*Wir drei*". Moselgeschichten. Paulinusdruckerei, Trier 1925. Geb. 4,50 Mk.

*Mausbach, Dr. Joseph: Christliche Staatsordnung und Staatsgesinnung*". Volksvereinsverlag, M.-Gladbach. Preis geh. 10 Pf.

*Mausbach, Dr. Joseph*: „*Kulturfragen in der Deutschen Verfassung*". Erklärung wichtiger Verfassungsartikel. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach.



Digitized by Google

*Meier-Gräfe, Julius*: „*Dostojewski, der Dichter*". Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin 1926. 8°. 529 S.

*Meister, Robert*: „*Fritz von Unruh*". (Germanische Studien, Heft 39.) Verlag von Emil Ebering, Berlin 1925. 8° 141 S.

*Metzler, Rudolfina*: „*Rheintalerkinder*". Lust. Erzählungen. Herder & Co., Freiburg i. Br. 8°. 168 S. Geb. 4 Mk.

*Michelangelo*: „*Sixtina Decke*". Mit einer Einleitung von Richard Hoffmann. Dr.-Benno-Filser-Verlag, Augsburg 1925. Preis 8 Mk.

*Michel, Wilhelm*: „*Martin Buber*". Sein Gang in die Wirklichkeit. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1926. 48 S. Preis geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.

*Muff, Jakob*: „*Die erste Mahd*". Otto Walter, A.-G., Olten 1925.

*Neundörfer, Ida*: „*Katholischer Frauenkalender 1926*". Matthias Grünewald, Verlag, Mainz. Preis 2,50 Mk.

*Neuner, Dr. Kassian*: „*Wahre Franziskuskinder*". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. 176 S. Kart. 4,70 Mk., Ganzleinen 6,70 Mk.

*Obenauer, Karl Justus*: „*Hölderlin-Novalis*". Eugen Diederichs, Verlag, Jena. 8°. 291 S. Brosch. 6,50 Mk., geb. 9 Mk.

*Pagès, Helene*: „*Reihum*". Geschichten von Buben und Mädchen, Benziger & Co., Einsiedeln. 144 S. 8°. Halbleinen 4,50 Mk.

*Paquet, Alfons*: „*Ausblick auf das Meer*". Fleischauer & Spohn, Verlag, Stuttgart 1925. Kl.-8°. 83 S. Ganzleinen 2,50 Mk.

*Pernice, Erich*: „*Pompeji*". Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Aus Wissenschaft und Bildung. Nr. 220. 8°. 94 S. Preis 1,80 Mk.

*Petersen, Julius*: „*Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit*". Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925. Geh. 9,90 Mk.

*Pieper, August*: „*Der Bürger in Staat, Nation und Partei*". Volksvereinsverlag, M.-Gladbach 1925.

*Pieper, Dr. August*: „*Der deutsche Volksstaat und die Formdemokratie*". Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1923, Preis geh. 1,55 Mk.

*Pieper, August*: „*Die Arbeiter im neuen Volksstaate*". Gesammelte Aufsätze. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1925.

*Platen, Hallermund v.*: „*Das Tagebuch aus dem Temple*". Ereignisse während der Gefangenschaft Ludwigs XVI., erzählt von M. Clery, Kammerdiener des Königs. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1925. 8°. 152 S. Geh. 2,80 Mk., geb. 4 Mk.

*Quast-Peregrin, Hellmuth*: „*Der Geiger von Schmiedeberg*". Historischer Roman. Verlag L. Heege, Schweidnitz 1925. 8°. 153 S. Geh. 2 Mk., geb. 2,75 Mk.

*Rademacher, Arnold*: „*Religion und Leben*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1925. Gr.-8°. 224 S. 4,40 Mk., geb. in Leinen 6 Mk.

*Radewitz, J. M., von*: „*Briefe aus Ostasien*". Herausgegeben von Hajo Holborn. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 8°. 128 S. Geb. 6 Mk.

*Raupert, Godfrey J.*: „*Die Geister des Spiritismus*". Erfahrungen und Beweise. Verlagsanstalt Tyrolia, A.-G., Innsbruck. Kl.-8°. 118 S. Kart. 4 Mk.

*Reinacher, Eduard*: „*Runold*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 8°. 95 S. Geb. 2,50 Mk.

*Reiners, Heribert*: „*Tausend Jahre rheinische Kunst*". Bonn-Verlag, Verlag der Buchgemeinde, Bonn 1925. 4°. 304 S., mit 252 Abbildungen und 1 Farbentafel.

*Richter, Elise, Dr.*: „*Wie wir sprechen*". Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 354. B. G. Teubner, Leipzig 1925. Geb. 2 Mk.

*Romeis, Kapistran*: „*Prinzessin Anna von Preußen*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. 8°. 152 S. Geb. 4 Mk.

„*Der Rosenstock*". Sammlung aus dem Verlage Franz Borgmeyer, Hildesheim.

*Pohl, Herta*: „*Vom alten Schlag*". — *Hollatz, Dorothea*: „*Das Unmögliche*". — *v. der Schulenburg, Werner*: „*Könige*". — *Köhler, Willibald*: „*Antäus*". — *Hengstenberg, Ernst*: „*Die Sphinx*". — *Leis, Heinrich*: „*Zwischen Traum und Tag.*" — *Castelle, Friedrich*: „*Der Vogt.*" Lope de Vegas Spiel vom Sündenfalle. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.

*Wassermann, Jakob*: „*Laudin und die Seinen*". S. Fischer, Verlag, Berlin o. J. 8°. 376 S.

*Weismantel, Leo*: „*Rudolf Schiestl*". Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1926. 3. Aufl. Gr.-8° 63. S. Geb. 7,50 Mk.

*Werner, Otto Ernst*: „*Lehre der Tatsachen über Wesen und Ursprung, Gang und Ziel der Welt*". Leopold Klotz, Verlag, Gotha 1925. 8°. 312 S. Geb. 7,50 Mk.

*Wilde, Oscar*: „*Letzte Briefe*". S. Fischer, Verlag, Berlin 1925. 8°. 172 S. Geh. 6 Mk., geb. 8 Mk., Halbpergament 11 Mk.

*Wildhagen, Karl*: „*Der englische Volkscharakter. Seine natürlichen und historischen Grundlagen*". Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig 1925. 8°. 224 S. Brosch. 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk.

*Willam, Franz Michel*: „*Tempelreinigung*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1925. Kl.-8°. 119 S. Geb. 3,40 Mk.

*Windthorst, Margarete*: „*Die Nacht der Erkenntnis*". Führer-Verlag, M.-Gladbach. 8°. 68 S. Brosch. 1,50, geb. 2,50 Mk.

*Wolters Friedrich*: „*Der Deutsche*". Ein Lesewerk. Das Bild der Antike bei den Deutschen. Ferdinand Hirt, Breslau 1925. 8°. 223 S. Geb. 5 Mk., in 2 Heften geh. je 2,20 Mk.

*Wunderle, Georg*: „*Adolf Trendelenburg, Der Zweck*". Mit einer Einleitung und Anmerkungen



Digitized by Google

(Schöninghs Sammlung philosophischer Lesestoffe, Heft 7). Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J. 8°. 108 S. Kart. 1,60 Mk.

*Wutz, Franz*: „*Die Psalmen lateinisch, hebräisch und deutsch*". Textkritisch untersucht. Kösel & Pustet, München 1925. 472 S. Brosch. 27 Mk., Ganzleinen 30 Mk.

*Zach, Franz*: „*Modernes oder katholisches Kulturideal*". Herder & Co., Wien 1925. 3. Aufl. Gr.-8°. XIV u. 404 S. 7,50 Mk., in Leinwand geb. 10 Mk.

*Zech, Paul*: „*Erde*". Die vier Etappen eines Dramas zwischen Rhein und Ruhr. Schauspiel-Verlag, Leipzig.

„*Akademische Missionsblätter*". Organ des Akademischen Missionsbundes. 13. Jahrg. Heft Nr. 2/3. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster.

*Andersen-Nexö, Martin*: „*Der Lotterieschwede*". Eine Erzählung. J. F. W. Dietz, Verlag, Berlin 1925. Kl.-8°. 85 S.

*Franz v. Baader*: „*Schriften zur Gesellschaftsphilosophie*". Herausgegeben von *Johannes Sauter*. Sammlung: Die Herdflamme. Gustav Fischer, Jena 1925. 8°. 938 S. Brosch. 18 Mk., geb. 20 Mk.

*Beckmann, Josef*: „*Aus mittelalterlichen Klöstern*". Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J.

*Benson, Robert Hugh*: „*Trotz Folter und Strick*". Roman. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln o. J. 461 S. Brosch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

*Benson, Robert Hugh*: „*Sentimentalisten*". Roman. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln o. J. 387 S. Brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk.

*Bergengruen, Werner*: „*Das Brauthemd*". Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 1925. Kl.-8°. 97 S.

*Bergengruen, Werner*: „*Das große Alkahest*". Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin 1926. 8°. 370 S.

*Bertrams, Johannes*: „*Kinder-Exerzitien zur Schulentlassung*". L. Schwann, Düsseldorf 1926. 8°. 92 S. Gebunden 1,80 Mk.

*Beyer, Georg S. J.*: „*Nach getaner Arbeit*". Ein Buch für Menschen. L. Schwann, Düsseldorf 1926. 8°. 353 S.

*Biesenbach, Heinrich*: „*Hoja Berge romeryke*" Roman. L. Schwann, Verlag, Düsseldorf o. J. 8°. 377 S.

*Bierbaum, Max Dr. theol.*: „*Papsttum, christliche Staatsordnung und christliche Völkerversöhnung*". Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J.

*Bierbaum, Max, Dr. theol.*: „*Aus dem kirchlichen Rechtsleben des Mittelalters*". Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J.

*Blanche, August*: „*Erzählungen eines Droschkenkutschers*". Aus dem Schwedischen übertragen v. Lotte Mittendorf-Wolff. Kösel & Pustet, München 1925. Kl.-8°. 149 S. Preis 1,50 Mk.

*Borel, Henri*: „*Wu wei*". Gralsburg-Verlag, Born auf dem Darß o. J.

*Bronnen, Arnolt*: „*Ostpolzug*". Schauspiel. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin 1926. 8° S. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

*Buber, Martin*: „*Das Buch im Anfang*". Lambert Schneider, Verlag, Berlin o. J. 8°. 203 S.

*Busch, Georg. Prof.*: „*Der heilige Kreuzweg*". Gesellschaft für christl. Kunst, G. m. b. H.

*Chesterton, G. K.*: „*Der Mann, der zuviel wußte*". Musarion-Verlag A.-G., München 1925. 8°. 483 S. Brosch. 6 Mk., geb. 8,50 Mk.

*Daffner, Hugo*: „*Deutsches Dante-Jahrbuch*" Neunter Band. Verlag der Deutschen Dante-Gesellschaft, Weimar 1925 (in Kommission bei R. Wagner Sohn, Weimar). Gr.-8°. 163 S.

*Däubler, Theodor*: „*Der Schatz der Insel*". Erzählung. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin 1925. 8°. 140 S.

„*Der königliche Weg des Kreuzes*". Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerick. Herausgegeben von Dr. Dr. Johannes Schuck. Verlag Ars sacra, Josef Müller, München o. J. Preis geb. 3,60 Mk.

„*Die Einsetzung des Festes Christi Königstag*". Rundschreiben des Papstes Pius XI. Paulinus-Druckerei, Trier 1926. Preis 1,30 Mk.

„*Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes*". 1. Teil: Evangelien und Apostelgeschichte. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fritz Tillmann. Verlag der Buchgemeinde, Bonn a. Rh. 1926. Gr. 8°. 429 S.

„*Die Volkskunstliste guter Laienspiele für die Laienbühne*". Heft 14 der Volkskunstbücherei. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1926. 72 S. Preis 2,40 Mk.

„*Die Weisheiten des Omar Khajjam*". Nach der englischen Übertragung von Fitzgerald ins Deutsche übertragen v. W. D. Kulenkampff. Verlag Der Deutschenspiegel, Verlagsgesellschaft, G. m. b. H., Berlin o. J. Preis kart. 3 Mk.

*Domanig, Maria*: „*Unser Heim in der Sonne*". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. Kl.-8°. 155 S. Preis geb. 3,50 Mk.

*Elster, Hans Martin*: „*Das Pantheon*". Ein Hausbuch deutscher Dichtung und Kunst in der Gegenwart. Gr.-8°. 430 S. Deutsche Buchgemeinschaft, G. m. b. H., Berlin o. J.

*Erb, Johannes*: „*Deinem schönsten Tag entgegen*". Paulinus-Druckerei, Trier 1926. Preis 30 Pf.

*Eulenberg, Herbert*: „*Kassandra*". Ein Drama. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1925. Kl.-8°. 71 S.

*Eulenberg, Herbert*: „*Münchhausen*". Ein deutsches Schauspiel. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1925. Kl.-8°. 108 S.

„*Eurasische Berichte*." Herausgegeben von Emil Roniger unter Beratung von Romain Rol-



Digitized by Google

land. Heft 1 und 2. Nov. 1925. Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig. 8°. 190 S.

*Euringer, Richard*: „*Das herzhaft Sprüchl-Büchl*". Verlag Walter Seifert, Stuttgart-Heilbronn o. J. 8°. 79 S.

*Fahsel, Helmut*: „*Gespräche mit einem Gottlosen*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. Gr. 8°. VIII u. 214 S. Preis 4,20, geb. in Leinwand 6 Mk.

*Frank, Emil*: „*Der Friede auf dem Lindhoff*". Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1926. 8°. 269 S. Preis geh. 3 Mk., geb. 4,50 Mk.

*Franck, Hans*: „*Kanzler und König*". Tragödie in drei Akten. H. Haessel, Verlag, Leipzig 1926. 188 S. Geh. 4,50 Mk., geb. 7,50 Mk.

*Funk, Philipp, Dr.*: „*Von der Aufklärung zur Romantik*". Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik. Kösel & Pustet, München 1925. 8°. 212 S. Preis brosch. 5,50 Mk.

„*Gandhis Leidenszeit*". Berichte und Aufsätze aus Ghandis Gefängnis- und Spitalzeit, herausgegeben und übersetzt von Emil Roniger. Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig o. J. Preis geb. 8 Mk.

*Grabbe, Chr. D.*: „*Hannibal*". Tragödie. Bühneneinrichtung von Leopold Jessner. Oesterheld & Co., Verlag, Berlin 1926. 8°. 70 S. Preis 2 Mk.

*Graf, Oskar Maria*: „*Die Heimsuchung*". Roman. Verlag der Buchgemeinde, Bonn 1925. 8°. 308 S.

*Gratry, Alphons*: „*Die Quellen*". Oratoriums-Verlag, Köln-München-Wien 1926. 256 S. Preis geb. 5,50 Mk.

*Grisar, Hartmann*: „*Martin Luthers Leben und sein Werk*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. Gr.-8° mit 13 Tafeln und 560 S. Geh. 13 Mk., in Leinwand geb. 16 Mk.

*Haag, A., Dr.*: „*Praktisch-liturgischer Führer durch das römische Meßbuch*". Siebengebirgsbuchhandlung, Honnef a. Rh. 1926.

*Hafischer, Karl*: „*Der Wanderer nach Niemandsland*". H. Haessel, Verlag, Leipzig 1926. Gr.-8°. 136 S. Preis geh. 3 Mk., geb. 5 Mk.

*


In der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, erschien soeben die 2. Auflage von

WALTHER CLASSEN

**Das Werden des deutschen Volkes**

3 Bände in Leinen gebunden. Über 1500 Textseiten mit etwa 100 Abbildungen und Karten im Text und auf Kunstdrucktafeln

| I. Band | II. Band | III. Band |
|---|---|---|
| Rassen und Völker / Von der Steinzeit bis zur Hermannsschlacht / Die Germanen und das Christentum / Die deutschen Volkskönige als Kaiser | Das bürgerliche Mittelalter / Deutschland, das Herz Europas / Deutschland auf schwerem Wege (1547—1763) | Das Erwachen des deutschen Volkes (1763—1812) / Um Freiheit und Einheit (1812—1858) / Das Zeitalter Bismarcks, Kaiser u. Kanzler (1859—1890) |

Die Presse urteilt über dieses gewaltige historische Volksbuch:

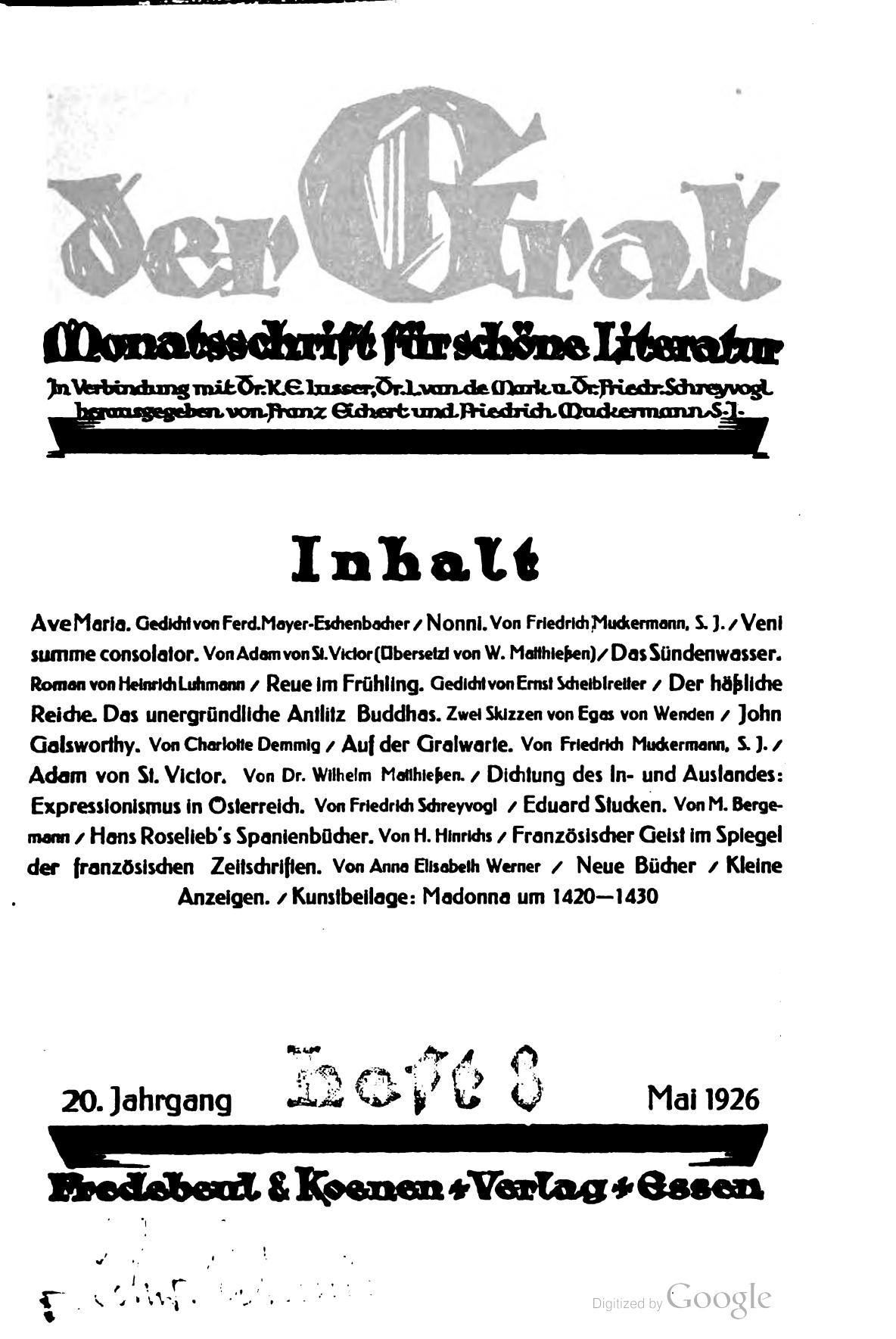
Monatsblätter f. d. evgl. Religionsunterricht: An solcher Art Geschichte zu schreiben muß Jugend sich erwärmen! Ich wüßte zurzeit kein Geschichtswerk zu nennen, das für Laien geeigneter wäre als Classens großzügiger Werdegang unseres Volkes / Vergangenheit und Gegenwart: Es ist ein einzigartiges Buch von einer Fülle und Tiefe, die ihresgleichen sucht / Ostdeutsche Monatshefte: Hier wird nach langer Zeit Geschichte wieder einmal zum Erlebnis. Ein Bekenntnisbuch von erlösender Kraft / Hamburger Echo: Hier entstand etwas tausendfach Schöneres als ein Geschichtswerk. Hier ist ein Weg gebahnt, der ausgebaut werden sollte / Hamburger Correspondent: Bilder und Szenen aus dem Leben der verschiedenen Epochen, die fast dramatisch uns jene Zeiten und Personen unmittelbar schauen und miterleben lassen.

Wer das Werk vor dem 15. April 1926 bestellt, erhält den Einzelband für RM. 10.—; Band I—III RM. 25.—

Nach dem 15. April 1926 erlischt der Vorzugspreis. Es kostet dann der Einzelband RM. 12.—; Band I—III RM. 30.—

**Hier wird Geschichte miterlebt! Kraftvoll und bildhaft erstehen die Epochen deutscher Vergangenheit vor unsern Augen.**


Digitized by Google



# Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.

## Inhalt

Ave Maria. Gedicht von Ferd. Mayer-Eschenbacher / Nonni. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Veni summe consolator. Von Adam von St. Victor (Übersetzt von W. Matthießen) / Das Sündenwasser. Roman von Heinrich Luhmann / Reue im Frühling. Gedicht von Ernst Scheibtreiter / Der häßliche Reiche. Das unergründliche Antlitz Buddhas. Zwei Skizzen von Egas von Wenden / John Galsworthy. Von Charlotte Demmig / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Adam von St. Victor. Von Dr. Wilhelm Matthießen. / Dichtung des In- und Auslandes: Expressionismus in Österreich. Von Friedrich Schreyvogl / Eduard Stucken. Von M. Bergemann / Hans Roselieb's Spanienbücher. Von H. Hinrichs / Französischer Geist im Spiegel der französischen Zeitschriften. Von Anna Elisabeth Werner / Neue Bücher / Kleine Anzeigen. / Kunstbeilage: Madonna um 1420—1430

20. Jahrgang Heft 8 Mai 1926

Fredebeul & Koenen + Verlag + Essen

Digitized by Google

**Rheinische Legenden,** erzählt von Adam Josef Cüppers, mit künstlerischem Buchschmuck, in der Wallbaum-Antiqua auf holzfreiem Büttenpapier gedruckt. Preis 8.— Mark in feinem Ganzleinenband.

Dem erhabenen Geiste und der Sprache rheinischer Legenden sich anschmiegend, hat Hildegard Domizlaff die Initialen der 25 Legenden zu köstlichen Bildern ausgeweitet, die zu den Erzählungen eine sinnvolle Illustration bieten. Die kunstvolle Ausstattung und der geschmackvolle Druck werden mit der anmutigen Form der Legenden das Entzücken jedes Bücherfreundes erregen. Daher verdienen diese „Rheinischen Legenden" namentlich in den Kreisen von erlesenem Geschmack weiteste Verbreitung.

**Fredebeul & Koenen, Verlag, Essen (Ruhr), Kibbelstraße**

# Lichtträger im Chaos

**SCHRIFTENREIHE DER ESSENER VOLKSZEITUNG**

Hochwichtige Neuerscheinung!

In der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos" erscheint soeben der III. Band mit dem Titel FILM UND VOLK mit Beiträgen von: Schriftsteller Richard Muckermann, Chefredakteur Dr. Beissel, Rechtsanwalt Dr. Schlechtriem, Dr. Luitpold Nusser, Schriftsteller Otto Steinbrinck, Dr. von Heuß • Preis 1.20 Mk.

Dieser Band enthält wertvolle Aufsätze über die Geschichte des Films, seinen Weg vom Schreibtisch zur Leinwand, Idee und Wirkung von Spiel-, Kultur- und Lehrfilm, über Pressefragen, Filmliteratur und besonders über Lichtspielzensur. Auch die Probleme: Film und Kultur, Film und Volkswirtschaft, Der deutsche Film, Gesetze der Filmkunst, Praktische Filmreform erhalten eine eingehende Würdigung. Beachtenswert sind auch die Forderungen der katholischen Jugendvereine zum Lichtspielgesetz.

Früher erschienene Bände der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos":

Band I Katholizismus und Gegenwart

Tiefgründige Abhandlungen in vornehm kultivierter Sprache über die katholische Kirche in der Gegenwart, mit Beiträgen von: Bundeskanzler a. D. Dr. Seipel, Univ.-Prof. Dr. Hermann Platz, Religionslehrer H. Schneider, Dr. Friedrich Schreyvogl, Dr. Carl Sonnenschein, Univ.-Prof. D. Dr. Steffes • Farbige wirkungsvolle Umschlagzeichnung von Prof. W. Poetter • 84 Seiten • Preis 1.— Mk.

Band II Katholizismus, Wirtschaft und soziale Frage

Er enthält Beiträge von: P. Friedrich Muckermann, S. J., Univ.-Prof. Dr. Briefs, Reichstagsabgeordneter Joos, Domkustos D. Dr. Retzbach, Univ.-Prof. Dr. Dessauer, Studienrat Dr. Clausing • Preis 1.20 Mk.

**VERLAG DER ESSENER VOLKSZEITUNG, ESSEN**

Digitized by Google

Digitized by Google

Madonna um 1420–1430 / Aus dem Münchener Nationalmuseum

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang | Heft 8 | Essen, im Mai 1926

# Ave Maria

Ave Maria.
Du Spiel von Tönen bist Gebet,
Aus deinen holden Lauten weht
Der Benedeiten Duft. Geweiht
Von deinem Klang ist alle Zeit.

Ave Maria,
O Ruf der unbefleckten Magd,
Du linderst, was mich Leides plagt,
Und hilfst in allem mir zur Ruh.
O lege Klang um Klang noch zu!

Ave Maria.
Wie du den Tau der Wimpern bannst,
Die Tränen stocken, und du kannst
Mein weinendes Gewölk in Gold
Des Lächelns wandeln. O Klang so hold,
Ave Maria!

Ferd Mayer-Eschenbacher

Digitized by Google

# Nonni

## Von Friedrich Muckermann, S. J.

Es mögen nun schon fast zwanzig Jahre sein. Da kam eines Tages im Kolleg von Ordrupshoy einer der Patres zu mir und bat mich, einmal ein dänisch geschriebenes Stücklein zu lesen, das die Überschrift trug: „Das Lämmchen". Es waren nur ein paar Seiten. Aber kaum war ich damit fertig, als ich zu dem guten Pater hinstürmte, ihn mit staunenden Augen betrachtete und sagte: „Sie sind ja ein Dichter! Ja, Sie sind ein ganz großer Dichter!" Der also Angeredete verlor seine Ruhe nicht. Er geriet auch keineswegs in einen Zustand von Entzückung. Nur schien eine große tiefe Freude durch die ganze, breite, kräftige Gestalt zu gehen. Über sein helles, vom Wetter leicht gebräuntes, von feinem blonden Haar bedecktes, starkknochiges und doch wieder edel geprägtes Gesicht flog ein freundliches Lächeln. Mehr als alles aber sagte sein Auge, dieses Kinderauge, in dessen blauen Tiefen sich ein Paradies zu spiegeln schien, das wohl immer vor ihnen lag an fernher winkenden Horizonten. Dieses Auge, in dem doch mit und außer dem Kinde noch etwas wohnte, war es Wissen ums Leben, war es die vorsichtige, ein wenig listige Klugheit des isländischen Bauern, war es die Bewußtheit des Künstlers, dem schönste Märchen nicht nur bloße Erquickung, sondern zugleich kühl ergriffener Gegenstand dichterischer Formung sind, ich weiß es nicht. Immer ist das Werk eines Meisters, so klar seine Linien sich auch abzeichnen, emporgestiegen aus dunklem geheimnisvollem Schacht. Lächelte nicht auch der blaue Sund, wenn man von der Höhe des Kollegs seinen glatten Spiegel betrachtete, und gingen nicht doch unheimlich unter dieser schimmernden Fläche die Unterströmungen hin und her? Seit jener Stunde waren wir, so glaube ich, Freunde. Anteil durfte ich nehmen an den schönen Künstlerfreuden, die sich dem eifrigen Lehrer in sein pädagogisches Handwerk mischten. Wenn er wieder eine neue Erzählung geschrieben hatte, dann ging er damit nicht zu den weisen Kritikern, sondern zu den Kindern. Er trug sie ihnen vor. Er beobachtete die Spannung auf ihren neugierigen, atemlos lauschenden Gesichtern. Er fühlte, wo noch etwas gebessert werden könne. Und so wurde alles erprobt und in zäher Geduld jene Meisterschaft errungen, die wir heute bewundern. Welch ein einzigartiger Erzähler ist dieser Nonni! Wie weiß er schon mit ein paar Worten eine geradezu ungeheuere Aufmerksamkeit zu fesseln! Das wissen die kleinen und großen Gemeinden, die ihm seitdem gelauscht haben in Dänemark, in Frankreich, in Deutschland, in Italien und wer weiß, wo sonst noch; denn Nonni ist fürwahr ein fahrender Sänger von nunmehr europäischem Ruf. Hier und da durfte ich mit Nonni spazierengehen und mit ihm die Stätten betrachten, die er später so wundervoll beschrieben hat. O Land der Seen und der Buchenwälder, der hellen Nächte und der sanften Hügel, wie stehen nun wieder deine Schlösser und deine uralten Klöster und Kirchen, deine Parke und Denkmäler, deine sonnigen, plauderfrohen, wahrhaft gutherzigen Menschen vor mir, und wie wölbt sich in der Erinnerung der milde Himmel mit seinen Schleierwolken, zu dem die zarte Birke hinaufträumt, die gewiß nirgends in der Welt so ein seidenfeines Frühlingskleid trägt und so heimlicher Jungmädchenfreude voll ist, wie auf jenen Eilanden, in deren Sprache Holger Drachmann seine dionysischen Strophen geformt hat, Johannes Jörgensen seine unendlich weich und rein ge-



Digitized by Google

stimmte Lyrik und I. P. Jakobsen die unnachahmliche Musik bezaubernder Stimmungskunst. Dort durfte ich also lustwandeln mit Nonni. Nie hatte ich bis dahin auch nur eine Silbe gehört von seinem Wunderland Thule im hohen Norden. Ei, wie das in meine Seele ging, was er da in seiner kindlich ins Große malenden Sprache von seiner Heimat erzählte. „Zwischen Eis und Feuer" hat er sein erstes Buch genannt, in dem alle diese Herrlichkeiten versammelt sind. Ein ganz anderer Geist war in diesen Erzählungen, als etwa bei den Dichtern, die eben genannt wurden. Bei ihm war alles viel härter, viel plastischer, viel gewaltiger. Und doch so einfach, so schlicht-groß, so fertig-gehauen. Als 12jähriger Knabe schon hat Nonni Island verlassen, und so blieb es in seiner Phantasie stehen, wie es die Jugend geschaut hatte. Das gibt der Poesie dieses Dichters einen immer in junger Schönheit strahlenden Hintergrund, eine Heimat, arm im Vergleich mit den großen Kulturstaaten von heute, und doch auch wieder so reich, daß selten einem Kinde solche Schätze in die Wiege gelegt wurden, wie es bei Nonni der Fall war. Von den Schönheiten der Natur, an denen Island einzig dasteht in der Welt, soll hier gar nicht gesprochen werden. Jede Seite der Werke des Dichters verrät uns, wie diese Natur seine Phantasie gebildet und sein Gemüt weit und tief gemacht hat. Wichtiger noch ist das Bluterbe nordischer Rasse und die Erziehung nicht nur von liebenden, in guten Verhältnissen lebenden Eltern, sondern auch in einem Lande mit uralter, stetiger, ahnentreuer Tradition. In dieser Überlieferung ist auch enthalten die Form und der Geist einer Literatur, der die Edda angehört, und die in ihrer Blütezeit nach dem 12. Jahrhundert mit den höchstentwickelten Literaturen mächtiger Völker wetteifert. Heldensinn, Ritterlichkeit, Reinheit, Ehrlichkeit und Treue, das sind die Ideale dieser Dichtkunst, und die Saga, die knappe, eherne markige Form, gab ihr Gestalt. Ist das nicht alles noch lebendig in Nonnis Art, die Dinge zu sehen und zu meistern? Stehen wir nicht staunend vor dem Wunder, das ein Erzähler unserer Tage mit solcher Selbstverständlichkeit im reinen Sein der Dinge webt, ohne sich um die Irrgänge des neuzeitlichen Psychologismus auch nur zu kümmern? Dies aber ist jugendlich. Im großen Sinne jugendlich, weil noch erfüllt von der Jugend einer unverbrauchten Menschheit. Es ist in diesem Dichter noch das große Staunen über die Fülle und die Schönheit der Schöpfung. Wie von selbst verbinden sich mit den großen Dingen des Daseins die Vorstellungen der christlichen Welt, nirgendwo zergrübelt, in keiner Weise mit schwächlicher Reflexion belastet, sondern einfach mit dem Auge des Glaubens geschaut,eine neue, überreiche Tatsachenwelt, die sich in ungeheuerer Größe über die andere der Natur emportürmt. Empfindungen, die wachsen und stark werden, wachsen nicht ins Gedankliche und Philosophische hinein, sondern in die vertiefte Innigkeit, in die Kraft der einfachen Gläubigkeit. Darum fühlen sich auch ältere Menschen von dieser Jugendlichkeit beschenkt.

Wieder versenke ich mich in alle jene Werke, die da unten verzeichnet sind, und deren Inhalt heute jedes Kind bei uns kennt oder doch kennen sollte, will man es nicht um die schönsten Perlen betrügen, die neuzeitliche Literatur hervorgebracht hat. Mit reiferem Kunstverstand sehe ich all die Mittel epischer Kunst hier mit bewundernswerter Meisterschaft verwendet. Immer steht im Mittelpunkt Nonni selbst, also eine Figur, die man einfach lieb haben muß, weiß man auch selber nicht, warum. Möchte man schon von ihm weiter hören, weil es eben Nonni ist, so spannt auch das Erzählte an sich. Wie reich der Wechsel zwischen Schilderung und Gespräch, wie mannigfaltig die Abenteuer, wie neuartig die Um-



Digitized by Google

gebung, wie urgesund der Mutterwitz, wie rein und frisch die ganze Luftschicht, wie interessant selbst das Gewöhnliche. Immer wieder sinnt man über das Geheimnis nach, warum diese Erzählungen, deren Inhalt man in wenigen Worten wiedergeben könnte, so packen. Und stets von neuem sagt man sich, was es doch um die Kunst etwas Herrliches sei, die das Einfache so göttlich schön macht. Vielleicht ist es nicht zu gewagt, bei Jon Svenson — ich muß doch auch einmal seinen richtigen Namen nennen — es wieder bestätigt zu finden, daß etwas Großes herauskommt, wenn sich germanische Kraft mit romanischem Formgefühl verbindet. Das war bei Goethe so und bei allen, die ihm gefolgt sind, bis zu Conrad Ferdinand Meyer und weiter bis auf Stefan George. Weil die Verschmelzung dieser beiden Welten so schwer ist und niemals ohne innere Kämpfe abgeht, so ist es mir auch klar, daß in Nonni viel gerungen und viel bezwungen wurde, ehe die Form vollendet war. Das wieder prägt sich irgendwie geheimnisvoll aus, und gerade diesem Umstande mag es zu danken sein, daß diese Dichtung so stark ist. Hier liegt auch die Wurzel jener eigentümlichen Verbindung von echt germanischem Empfinden und völkerversöhnender Weite, die bei Nonni nicht nur in der Gesinnung vorhanden, sondern eben in der Struktur seines Werkes, das national und übernational, eine Offenbarung hohen Menschentums überhaupt ist. Sollte ich sagen, welchem Buche des Dichters man die Palme reichen müsse, so käme ich zuerst in eine gewisse Verlegenheit, wo ich überall Diamanten sehe. Und doch scheint mir die in der Sammlung „Sonnentage" vereinigte Zahl von kleineren Stücken den Preis zu verdienen. Unter diesen wieder liebe ich am meisten „Das Lämmchen", dem ein böses Rabentier die Augen aushackt. Wie rührend ist diese Geschichte und doch wie so gar nicht sentimental, denn Weichlichkeit kennt der tapfere Nonni nicht, der, wenn er auch Tränen vergießt, doch immer wie ein rechter Junge weint, wie er sich auch als rechter Junge prügelt. Das Leid der Welt und die ungeheure Tragik allen Daseins zittert in den Tiefen dieser Idylle. Und gerade der Schluß ist schön, gerade dieses Wort der klugen Mutter, die das Leben kennt und die da weiß, daß es fürchterlich ist und doch nur wieder Ausdruck ewiger Güte. „Ja, Nonni, Gott hilft allen seinen Geschöpfen, auch den kleinen Tieren. — Nein, dem Lämmchen tut das nicht so weh, wie du meinst." .... Die Antwort genügt nicht, aber dem Kinde und dem Tiefsinn des Glaubens, der in späteren Jahren die Kindheit ersetzt, genügt der Glaube an den guten Gott, und es sinken alle die grauenvollen Geheimnisse in die Ozeane seiner Liebe ... Lebe wohl, Nonni. Alle, die dich kennen, werden mir dankbar sein, daß ich endlich über dich etwas Ausführlicheres geschrieben, und alle werden sagen, wie es in der „Stadt am Meere" heißt: „Ja, ja, so ist's, Nonni ist wie einer der Prinzen in „Tausendundeine Nacht". Er wird sicher ein Königreich gewinnen." ...Du hast es gewonnen. Dein Königreich ist die Poesie. ....

*Jon Svenson*: „*Nonni*". Erlebnisse eines jungen Irländers, von ihm selbst erzählt. 355 Seiten. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

*Jon Svenson*: „*Sonnentage*". Nonnis Erlebnisse auf Island. 275 Seiten. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

*Jon Svenson*: „*Die Stadt am Meer*". Nonnis neue Erlebnisse. 360 Seiten. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

*Jon Svenson*: „*Nonni und Manni*". Zwei isländische Knaben. 86 Seiten. Verlag von J. Habbel.

*Jon Svenson*: „*Aus Island*". Erlebnisse und Erinnerungen. 83 Seiten. Kleinformat. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

*Jon Svenson*: „*Zwischen Eis und Feuer*". Ein Ritt durch Island. Der reiferen Jugend und dem Volke gewidmet. Autorisierte Übersetzung von Johannes Mayrhofer. 226 Seiten. Verlag von Franz Goerlich, Breslau.



Digitized by Google

# Veni summe consolator

## Von Adam von St. Victor (Übersetzt von W. Matthießen)

Großer Tröster, Du Dich neige, Heiles Hoffnung, Du Dich zeige: Mit Deiner Gnade Segen Lebensgeber, sei zugegen! Tau der Gottheit, süße Glut, Güte Du vom höchsten Gut, eins in Seines Wesens Blut:

Du, der aus dem Vater und dem Sohne brennt, von keinem der Hohen getrennt, mit jedem Beider eins in der Tiefe ewigen Ineinanderseins; Tau und Hauch von Beider Thron: Vater gewähr' uns und Sohn, daß sich in reich hinfließendem Geschenke Dein Strom zu uns herniederlenke.

Ach, den Tau wir spüren, sehn es rauchen in der Luft: schaut drum glaubend auch den Duft, der die Nähe Gottes kündet! Gottes Tau, in tief'ren Zügen — wer ihn trinkt, kann nicht dem Durst genügen, und die Glut nicht Kühlung findet.

Daß sich Dein heilig' Volk erneut, sei durch Dich das Wasser nun geweiht, über welchem Du schwebtest in der Tiefe der Zeit: Quell Du, Bronn der Heiligkeit, Quelle, tilgst der Sünden Leid, Quell vom Quell der Gotteswesenheit, Quell, in dem die Quellen all geweiht!

Feuer, das aus bittren Bronnens Not ohn' den Stab des Moses loht, all' Opfertier machst Du zunicht und das Paschabrot in Deinem Licht! Flamme Du, die anders brennt, als des Feuers Element: Auf unsrer Herzen Hochaltar brenn' und brenne immerdar.

Feuer, lebendiges, Wasser, lebenerneuerndes, Seelen mach Du rein, laß voller Früchte sie sein! Und in Deinem Brand schaff der Gnade gutes Land! Uns der Liebe Feuer sengend sehrt: mit Dir, Gütigster, zusammen seien drum wir all' verzehrt in heiligen Opfers Flammen!

Du von Sohn und Vater heiliger Hauch, Du der Sünden deckend Grab, Du der Müden guter Stab, Trost den Trauervollen! Heil'ge Liebe, hoch in Ehren, Brand, des Flammen nie versehren, — all', die Eros schlug in Banden, Heil in Deiner Salbung fanden!

Stimme, nicht dem Ton verbunden, Stimme, zart voll Heimlichkeit, Stimme Du der Seligkeit, Stimme süße, hochbegrüßte, tön' in unsren Herzen auf! Licht, die Lüge niederzwingend, Licht, zum Thron der Wahrheit singend: Leben und des Lebens Heil schenk uns, schenk uns unser Teil, allen schenke das strahlende Kleid von dem Licht der Ewigkeit.



Digitized by Google

# Das Sündenwasser

## Roman von Heinrich Luhmann

## Die Sünde

DER Sommer mißriet völlig: er brachte nun wieder alle Nächte Gewitter und alle Tage Regen. Der Fluß trat bald über die Ufer und stand bis an die Hausgärten. Nun geschah es wirklich, daß die Brut der Lerchen und Wachteln in der Saat ertrank. Das Vieh, dem jede Weide fehlte, graste auf den Feldern und nahm, was dort aus den gebrochenen Halmen neu und üppig wuchs.

Der Ernte reiften nur schwärzlicher Hafer entgegen, Bohnen und Kartoffeln, die auf dem Sande einigermaßen vor Fäulnis bewahrt blieben. Sie schrieben den Unsegen abermals in ihre Gesangbücher, daß er niemals vergessen würde.

Seit Juni stand das Wasser und verzog sich erst im späten Herbst wieder.

Müde und klagend klangen um diese Zeit die Dreschflegel auf den Tennen. Spärlich tropfte die Frucht aus den halbtauben Ähren.

Einen Novembermorgen hatte Kamp den alten Linnewever und ein paar Nachbarn zum Dreschen von Bohnen bestellt. Gegen fünf Uhr, hatte man abgemacht, wollten sie beginnen. Die Nacht hing noch tief und dunkel, und schlagender Regen fiel. Die Bauern kamen und fanden die gelösten Bündel bereits auf dem Boden liegen.

Kamp war noch allein. Er schritt schon weit ausholend über die Frucht hin und warf den Flegel. Sie folgten ihm bald, und nun klang der Dreschschlag aus sechs Fäusten in den schwarzen Morgen hinaus.

„Wo ist Christ?" fragte plötzlich der Nachbar Mundt.

Jetzt bemerkte man erst sein Fehlen.

„Er ist fortgegangen," sagte Kamp, ohne aufzusehen, „er hat eine Ladung zum Gericht erhalten."

„Was will er da?" fragte der Kuhpflüger Brinker und ließ den Flegel einen Augenblick schweben. Das Wort Gericht war ihm wie ein Schlag auf das Herz gekommen.

Kamp lachte.

„Es geht kein Kopf ab, Brinker; im Gegenteil, er wird mit einer Tasche voll Geld zurückkommen. Es soll was um die Erbschaft einer weitläufigen Verwandtschaft sein."

„Ich meine, den habe der Esel aus der Wand geschlagen", lachte nun auch Mundt.

„Es ist schon so," bestätigte Kamp, „und er hat um die Verwandtschaft selbst nicht gewußt."

Sie arbeiteten still weiter. Es war im Windstoß und Regenfall draußen ein Schlagen und hochgezogenes Heulen. Das Licht flackerte davon auf. Die Tiere im Stall standen bereits und stampften unruhig.

„Er hat sich einen schlechten Reisetag ausgemacht," warf Brinker nach einer Pause wieder ein, „ist er diesen Morgen losgegangen?"

„Diesen Morgen", sagte Kamp.

Dann schwieg er, als dächte er über das Wetter nach.

„Man soll's keinem Hund gönnen," meinte Brinker wieder, „aber Kamp," — er wurde plötzlich unruhig — „hast du Linnewever nicht bestellt?"



Digitized by Google

„Er wird gleich kommen."
Damit hörten sie Schritte auf dem Vorschöpsel.
Kamp sprang herzu und machte mit einer gewissen Sorgsamkeit auf, obgleich es eigentlich nicht nötig gewesen wäre. Er maß den Eintretenden fast ängstlich.
Es war Linnewewer.
Er war bereits völlig durchnäßt. Er sah übernächtigt und ermüdet aus. Schweiß stand ihm auf dem Gesichte.
„Ätte," lachten sie, „Ihr habt wohl schon vor Immenzeit ein Fuder Börden geschlagen. Ihr habt Euch schön in den Dampf geritten! Na, immer langsam voran!"
Der Kripper griff stumm zum Flegel und reihte sich an.
Sein Wesen war heute verstörter noch als sonst. Sie merkten es alle. Sie lachten und neckten ihn:
„Meister Linnewewer, Ihr macht wohl Kalender, was? Bringt aber schöne Spukgeschichten hinein, wißt Ihr, vom Höllenhund mit den Telleraugen, der in der Laake umgeht, auch ein bißchen vom Totschlagen und sonst noch was Grauliches."
Er sah nicht auf. Er schwang stumm den Flegel.
Kamp lachte nicht mit.
„Sagt uns, Ätte," Mundt meinte es halb im Ernst und halb im Scherz, „habt Ihr wieder was gesehen?"
Linnewewer hielt den Flegel ohne Schlag über dem Haupte und sah mit einer stummen Traurigkeit auf, wie sie etwa einem Tier eigen ist, das seine Not nicht sagen kann.
Da ließen sie von ihm ab. Nun ging die Arbeit in einer gedrückten Stille fort.
Als es licht zu werden anfing, kam auch Dorte auf die Deele. Sie hatte das Vieh versorgt und arbeitete nun mit.
Draußen schlugen immer noch Regen und Wind. Der Tag schälte sich nur mühsam aus dem Dunkel und war schon grau und alt in seinen jüngsten Stunden.
Etwas lag in der Luft, das trostlos und traurig machte. Es hätte an solchem Tage keinen gewundert, wenn etwas Schweres, Unheilvolles geschehen würde: Viehsturz oder Tod.
Es geschah aber nichts; nur daß die Stunden unterm Flegel hinkrochen.
Sie waren längst vor Mittag mit den Bohnen fertig.
Am Nachmittag fuhr Kamp vom Hofe fort. Er habe in einem Viehhandel bei der Verwandtschaft an der Haar zu tun. Es gehe um einen schweren Schlag Kühe, wie Christ ihn für gut halte, sagte er. Vielleicht würde es später Abend werden, möglich bliebe er auch bis morgen. —
Dorte war allein auf dem Hofe, die Magd war Martini abgegangen und eine neue noch nicht eingestellt.
Sie trug eine ängstliche Unruhe, für die sie nicht eigentlich den Grund wußte. Sie war in ihr den ganzen Tag, seit Christ fort war. Draußen kam der Tag nicht aus dem Grau heraus. Die drei Pappeln, die vom Fenster zu sehen waren, hielten ihr kahles Gerippe dem Sturm hin. Krähenschwärme suchten in ihm Halt, stoben aber gleich wieder aus den schwankenden Kronen auf und warfen sich in den Wind, der sie traurig verloren irren ließ. Das Vieh in den Ställen war auch jetzt noch nicht ruhig. Dorte dachte an Christ, daß er bald kommen würde.
Sie konnte eigentlich nicht mehr einen Tag ohne ihn leben.
Er kam den Abend nicht heim. Auch Kamp blieb aus.



Digitized by Google

Es war schon völlig dunkel, da trieb Dorte die Unruhe auf den Hof, dort zu warten, ob einer der beiden käme. Plötzlich war ihr, als höre sie eine Menschenstimme irgendwo klagen. Sie ging den Lauten nach. Da sah sie den alten Linnewewer bloßköpfig immer im Kreise gehen in tiefer Versunkenheit.
Sie näherte sich ihm ängstlich, die Laterne hochgehoben.
„Linnewewer, Ihr?" schrie sie, als sie ihn so verloren sah.
Er antwortete nicht. Er stand still und sah sie furchtsam erschrocken an.
„Wen sucht Ihr? Wißt Ihr nichts von Christ; er ist nicht heimgekommen!"
Er lief wieder seine Runde und antwortete nicht.
Dorte wurde es unheimlich.
„Ätte," sagte sie, „habt Ihr was verloren? Ich will Euch suchen helfen."
„Verloren," nickte er und stand wieder still, „ja, Kind, ich habe was verloren."
Es kam wie eine Befreiung.
Dorte leuchtete mit der Laterne den Boden ab. Da lag wirklich seine Mütze. Sie hob sie auf. Er hielt sie aber in den Händen.
„Wollt Ihr zum Vater? Der ist nicht zurück, und Christ — o Gott, wo ist Christ?"
Der Kripper war nähergetreten. Das Licht der Laterne kroch an ihm hoch und überflackerte sein Gesicht.
„Ja, ja, zum Vater", nickte er.
Plötzlich aber ging er ohne Abschied schnell fort, zum Hofe hinaus, auf den Hillweg.
Dorte hörte ihn wieder vor sich hinsprechen. Es war ein unverständliches, leise klagendes Gemurmel, das schmerzlich anzuhören war, aber bald im Sturm unterging.
Nun war sie wieder allein in dem großen Hause und wartete.
Sie ging nicht in die Kammer hinauf. Sie saß in der Spinnstube, hatte die Stalllaterne auf dem Tische vor sich stehen und lauschte, ob nicht ein Schritt durch die Nacht brach und auf der Deele klang. Zur Stadt dauerte es vier Stunden; er hätte längst zurück sein müssen. Was war ihm begegnet? Hatte er sich verirrt? Sein Fuß kannte Weg und Steg, sein Auge durchschnitt die dunkelste Nacht. War er ermüdet? Wie konnte sie das denken! Er hatte Kraft wie ein junges Pferd. Sie mußte lächeln, leise und glücklich, wenn sie dachte, wie stark er war! Er hob sie wie ein Kind auf dem Arm. Wenn nur der Vater heimkäme!
Sie wartete. Es war Mitternacht, und der Sturm hatte sich gelegt. Aber immer noch klang kein Schritt.
Müde und wie geschlagen ging sie endlich doch in ihre Kammer hinauf. Sie lag in ängstlicher Unruhe, sank in leichten Schlaf und schrak wieder auf, glaubte sich gestoßen, gehoben, sah ein häßliches, stacheliges, nie gekanntes Tier auf sich zukriechen, fuhr schreiend auf, fiel tiefer nieder und stand vor Tag ermattet und in großer Sorge auf.
Die Kammern der Männer waren leer.
Sie fütterte das Vieh und molk; aber sie tat es mit einer fliegenden Hast und mit abgewandten Gedanken. Sie zündete das Feuer an, saß bei ihm, lief hinaus und kehrte wieder. Endlich, als der Morgen graute, faßte sie eine jagende Sorge an. Sie lief hinaus aus der drückenden Enge des Hauses. Wohin? Von der offenen Glut des Herdes eilte sie fort, den Weg zu den Kripperleuten.
In der Stube saß Johannes allein hinter dem Tisch. Der Alte war nicht da, die Möhne wohl noch in der Kammer.
„Johannes," bat sie, „Christ ist die ganze Nacht nicht heimgekehrt. Weißt du nichts von ihm?"



Digitized by Google

Er sah Dorte nicht an. Er spähte durch das Fenster.
Dort wälzte sich der gefüllte Strom mit schwerem Rauschen hin.
„Du," sagte sie, „Johannes, sei nicht so! Hilf mir!"
Sie setzte sich auch an den Tisch und weinte.
Die Möhne trat herein, tastend und mit leise fühlenden Schritten.
„Kind, Dorte," sagte sie, fand sich gleich zu ihr hin und fuhr ihr über das Haar, „hörst du das Wasser? Es ist böse und voll Sünde. Krup unner, krup unner, beteten die Sieben — lasset uns auch beten!"
Sie kniete mitten in der Stube nieder, das blinde Gesicht und die Hände gehoben. „Alle abgestorbenen Christgläubigen mögen ruhen in Frieden", betete sie, jedes Wort langsam aus einer Tiefe holend.
Dorte schrie auf in einem langen, gellenden Schrei:
„Er ist tot — Christ ist tot!"
Dann schüttelte sie die Alte, die immer noch am Boden lag, schlug sie und rief: „Du weißt es, Möhne, sage es mir! Ist er tot? Sage es!"
Die Blinde hatte sich erhoben, streckte die Hände von sich, ließ sie fallen und weinte aus erloschenen Augen.
Dorte war am Tisch niedergesunken. Sie weinte nicht. Sie saß stumm, aber mit weiten, fernen Augen da. Plötzlich fuhr sie auf, schüttelte sich, als werfe sie Schweres ab, und sagte:
„Ihr wißt es nicht — keiner weiß es, und der Tag ist noch lang."
Sie verließ mit raschen Schritten das Haus und lief eilig nach dem Hofe zurück.
Gegen Mittag erst kam Kamp heim.
Dorte merkte eigentlich zum erstenmal, wie verwildert er aussah in seiner hageren Größe, dem entstellten einäugigen Gesicht und dem stoppeligen Grau seines Haares.
„Er ist nicht zurück", rief sie ihm entgegen.
Er schirrte den Gaul ab und sagte, ihr abgewandt:
„Er wird schon kommen," er suchte zu lachen, „vielleicht setzt er im Wirtshaus seine Taler um, und dann dauert's ein bißchen länger."
Dorte lachte nicht. Sie war weiß wie der Tod und zitterte heftig.
Kamp wurde plötzlich anders.
„Deern," sagte er, aber er mied immer noch ihre Augen, „wirklich, er wird schon kommen! Und wenn er's nicht täte," — er suchte wieder zu lachen — „wär's dir wohl arg leid?"
Sie war ihm nahe gekommen. Das Wasser schoß ihr in die Augen.
„Vater," weinte sie auf, „ich wollte dir etwas sagen — nein, ich sag's dir nicht!"
Sie wandte sich kurz ab und ging.
Kamp folgte ihr. Langsam und müde ging er in die Küche. Er aß heftig, und es hatte den Anschein, als fürchte er, nach jedem Löffel wie ein Dieb über seiner Beute ertappt zu werden. Es wurde erst anders, als er nach dem Essen hinausging. Den Tag und die Nacht kam der Knecht nicht wieder.

*

Was jetzt geschah, hat wiederum nur in der großen Einsamkeit der Gegend und in der uns abgerückten Zeit seine Erklärung.
Ehe eine Nachricht über die Zäune der sechs Laakenhöfe bis hinauf ins Kirchdorf drang, verging eine Weile. Aber Händler und Aufkäufer brachten sie endlich doch hin. Ehe sie indes in die Stadt an die Behörden gelangte, dauerte es länger. Wer



Digitized by Google

weiß, ob nicht das Schicksal des Knechtes im Gemunkel der Leute eine Zeit lebendig geblieben und dann ungeklärt untergegangen wäre, wenn nicht das Gericht zufällig in diesen Tagen um die Erbschaft mit ihm verhandeln mußte. Es lief daher am vierten Tage auf dem Hofe ein Schreiben an den Ackerknecht Christian Brügger ein, das sein Nichterscheinen zu dem festgesetzten Termin rügte und ihn streng anwies, sich innerhalb zweier Tage einzufinden.
Kamp schrieb auf die Vorladung nicht ohne Erregung den Vermerk: Vermißt!
Nun gab das Gericht den Dingen die Richtung.
Ein paar Tage später fuhr eine Kommission aus der Kreisstadt vor, das Protokoll über das Verschwinden des Knechtes aufzunehmen. Es kam nichts dabei heraus, das die Angelegenheit hellte. Kamp besagte, Christ habe sich vor Tag aufgemacht, zur Stadt zu gehen, ehe noch die Drescher erschienen seien. Er habe früh zurückkehren wollen, um am Nachmittag mit einem Gaul noch zeitig zum Beschlag in der Schmiede des Kirchdorfes zu sein. Dorte, die sich die furchtbaren Tage der Ungewißheit in eine ängstlich aufgezwungene Ruhe gequält hatte, wußte nicht mehr. Kamp war als Wilderer bekannt, wenn auch niemals gefaßt; über seine Heftigkeit lief dunkles Gerede um — ihn der Beteiligung am Verschwinden des Knechtes zu bezichtigen, ging nicht ohne Grund an. Der Amtmann hatte zudem in Erfahrung gebracht, daß sein Verhältnis zu dem Verschollenen nicht anders als gut gewesen sei. Brügger habe überdies als arbeitsamer, friedfertiger Mensch gegolten, so daß kaum an ein gewaltsames Ende zu denken sei. Wenn er wirklich nicht wiederkehren würde, könne schwerlich anderes als ein Unglücksfall mitspielen.
Mit diesen Ergebnissen war die Untersuchung vorläufig erledigt.
Die Tage gingen in unaufhörlichem Regen hin. Das Wasser drohte in Kürze abermals auszutreten.
Um diese Zeit stand in den Höfen der Laake ein heimlich dunkles Gerede auf. Sie erzählten es abends, wenn Magd und Knecht zu Bette waren, der Mann dem Weibe: Kamp hat ihn im Streit erschlagen! Das ängstlich geraunte furchtbare Wort schlich sich doch durch die Türspalten auf die Tenne, wo Magd und Knecht heimlich beisammenstanden: Hast du es gehört, Kamp soll ihn erschlagen haben? Es fand sich hinauf in die Kinderbetten, raunte hohl und schreckhaft hinter Lade, Kommode und Schrank her, daß Buben und Mädchen schaudernd unter die Laken fuhren: Mörder! Kamp sollte ein Mörder sein! Es trug sich auf unsichtbaren Flügeln über Wallhecke und Weg, drang in Backhaus und Viehstall, auf die Dreschtenne und auf den Heuboden und lag bald wie ein ungeheuerlich lastendes Riesentier schwarz und kehlepressend und furchtbar ängstigend über der Bauerschaft. Über den Kirchweg fand es sich ins Dorf, und nun schielten sie über die Gesangbücher mit furchtsam gehaltenem Atem zu Kamp hin, der groß und hager, gänzlich unverändert und wie alle Sonntage in den vorderen Bänken stand.
Um diese Zeit — es war etwa vierzehn Tage nach dem Verschwinden des Knechtes — schlug der Holzschuhmacher Mundt einen Weidenbaum in der Lawer, den er vor der Flut noch heimschaffen wollte. Wo der Pfad, von den Höfen kommend, das kleine Wäldchen zum Wasser hin verläßt und gerade in den Fluß mündet, fand er zu seiner Überraschung zwei Holzschuhe. Sie waren halb ausgelaufen, mit Regenwasser gefüllt, standen mit den Spitzen zum Wasser gewandt, so, als sei der Mann — sie hatten Männerfüßen gehört — ihnen entstiegen, um stracks in den Fluß zu gehen. So, entblößten Fußes, pflegen die Bauern in ihre Sonntagsstube zu treten, aus Furcht, sie zu beschmutzen.



Digitized by Google

Mundt bückte sich zu ihnen nieder und nahm sie, nicht ohne leichtes Grauen, auf. Es schoß ihm gleich durch den Kopf: sie gehören dem Verschollenen.
Wie er sie recht besah, erkannte er seine eigene Machart, und nun glaubte er sich deutlich zu erinnern, daß er sie im Frühjahr für Christ gefertigt hatte.
Sie zitterten doch mächtig in seinen Händen, beinahe wären sie ihm entfallen.
Er lief gleich mit ihnen nach den Höfen und kam keuchend auf Kamps Stelle an.
Der Bauer saß am Tisch beim Frühstück.
Mundt schob ihm die Holzschuhe mit einer drängenden Hast zu.
„Ich habe sie gefunden, in der Lawer, am Wasser. Ich meine, sie gehören Christ", sagte er, froh, den unheimlichen Fund los zu werden.
Kamp war aufgesprungen. Er wurde aschfahl im Gesichte, als er sich bückte, sie aufzunehmen. Ehe er sie recht geprüft haben konnte, sagte er und reckte sich wieder, während sein Gesicht sich hellte:
„Es sind seine — das Riemenzeug hier ist von den Pferdesielen —, er ist ins Wasser gegangen!"
In diesem Augenblick war Dorte mit einem Milcheimer in die Deelenküche getreten.
Kamp sagte noch einmal:
„Das sind seine Holzschuhe — er ist ins Wasser gegangen!"
Er hielt sie in den Händen. Sie waren nun ruhig und zitterten nicht.
Dorte stürzte sich auf ihn und entwand sie ihm.
Sie schrie laut und verzweifelt auf:
„Christ — o Christ!" Dann brach sie plötzlich ab.
Ihre Augen wurden starr und quellend und sprangen beinahe aus den Höhlen.
Mit den Holzschuhen, in die sie die Fäuste vergraben hatte, ging sie gegen den Vater an, brach aber, vom Schwindel gefaßt, laut aufschlagend am Tisch zusammen.
Sie lag Tage, Wochen schwer krank und ganze Stunden schreiend einsam in ihrer Kammer. Es regnete wiederum unaufhörlich Tag und Nacht. Der Fluß verließ nun sein Bett und schoß in sieghaftem Aufjauchzen über die Ufer, die er kaum erst verlassen hatte. Die weiten Wiesen lagen blank, nur besäumt von den dunklen Wäldern drüben und den Häusern diesseits, die ihm plötzlich wieder nahegerückt waren.
Kamp selbst hatte die Bergungsarbeiten mit den Nachbarn in die Hand genommen. Aber bald schon mußten sie aufgegeben werden. Zwei Stunden flußab lag das Dorf Einhausen. Dort hatte der Wasserschutz ein großes Schleusenwerk in den Fluß gesetzt, um wenigstens am Unterlauf die Unflut in etwa zu hemmen. Der Schleusenwärter erhielt Anweisung, besonders Obacht zu geben, ob die Leiche sich etwa dort fange.
Das Gerücht schien in diesen Wochen des Wartens von Kamp mehr und mehr abzulassen.
Freilich wurde es nie ganz still. Die leeren Holzschuhe am Ufer, aus denen der Vermißte gerade entstiegen sein konnte, legten die Vermutung nahe, daß er tatsächlich selber ins Wasser gegangen sei. Ein Mörder hätte wohl jede Spur vertilgt, und dann war es Tatsache, was der Amtmann dem Gericht gesagt, Kamp hatte keinen offenen Streit mit dem Knecht gehabt, es hatte auch eigentlich keine Ursache dazu bestanden. Im Gegenteil, der Bauer dankte ihm, daß in dem faulen Sommer überhaupt noch gerettet worden war, was eben gerettet werden konnte.



Digitized by Google

. . . Aber, was sollte den ranken, gesunden, bärenstarken Menschen veranlaßt haben, selbst den Tod zu suchen? War es ein Irrgang gewesen in der schlagenden, regnerischen Dunkelheit der Winternacht? Möglich, aber bei ihm kaum glaublich. Sollte ein anderer als Kamp — er hatte keinen Feind gehabt. Er hatte seinen Tag mit Arbeit ausgefüllt und war im Wirtshaus kaum gesehen. Konnten die Förster von drüben ihn auf der Heimfahrt getroffen haben? Woher kamen da die Holzschuhe nach diesseits? Aber das schied völlig aus. Er gehörte nicht zum heimlichen Ufer — war nie mit einer Büchse gesehen, nicht einmal erlaubterweise und diesseits. War er am Ende gar nicht tot? Kam er wieder wie die schöne Anna Hellhoff, von der die Alten noch aus der Erinnerng, die Kinder aber aus dunkeln geheimnisvollen Erzählungen wußten? Und war es doch nicht zuletzt Kamp, der allein um ihn wußte . . .?

So schlugen sich die Fragen wie Wasser tief auf dem Grunde in unheimlich dunkeln Kolken und Strudeln, sie wirbelten sich zu Zweifeln zusammen, lösten sich wieder auf und waren zuletzt doch rätselhaft verschlungen unten auf dem Grund des Bettes, in dem das erbärmliche Wenig unseres Menschenwissens sich hinmüht.

Kamp schritt frei und erhobenen Hauptes durch alles Gerede, als rühre es ihn nicht an.

Die Nächte waren ihm wiederum durch das Wasser gesperrt. Er hielt sich auf dem Hofe. Es war Winter und gute Zeit. Für Dorte hatte er eine Magd angestellt, ihm selber tat die Arbeit nicht weh. Seine alte Lässigkeit war wieder über ihn gekommen. Er fuhr äußerlich, am eigenen Leibe, gut dabei. Nicht, daß er behäbig geworden wäre, seine Länge schien gestraffter, seine Kraft zäher; freilich, was Dorte fürchten gemacht hatte, sein entstelltes, einäugiges, graustoppeliges Gesicht, wurde hart wie ein Stein, dem Regen und Wind nichts anhaben können.

Der alte Linnewewer verging von Tag zu Tag mehr.

Er wurde klein und schrumpfte in sich zusammen wie eine saftlose Frucht. Seine Wunderlichkeit nahm zu. Die Leute in der Laake waren viel an ihm und den Seinen gewöhnt, aber jetzt schüttelten sie die Köpfe.

„Sie sind nur halbe Menschen," sagten sie, „aber wenn es mit ihnen zu Ende geht, sind sie eigentlich gar keine mehr."

Auf Kamps Hofe ließ er sich nicht mehr blicken. Dagegen wollten sie ihn besonders in den frühen Morgenstunden am Wasser gesehen haben. Der Holzschuhmacher Mundt erzählte davon, und andere bestätigten es.

Einmal sollte er vorne in der Flut der Wiesen bis zu den Knien gewatet sein, dem Flusse zu. Auf Anruf habe er sich plötzlich geduckt, eine Handvoll Wasser genommen und in sein Gesicht gespült. Dabei habe er mit ganz schauerlicher Stimme den alten verrückten Reim gesungen: „Krup unner, krup unner, de Welt is di gram!" Als sie näher gekommen seien, habe er sich gewendet und sei nach Hause gelaufen wie ein Kind, das auf einer bösen Tat ertappt wird.

„Er setzt es sich in den Kopf," sagten die Leute, „daß er nicht mehr an das Ufer kann. Das ganze Jahr ist's mit dem Krippen nichts gewesen."

Er brachte sich in aller Mund, als er eines Sonntags im Hochamt während der Wandlungsstille plötzlich aus der Bank sprang und mit hocherhobenen Händen die Chorstufen hinaufschritt. Oben wandte er sich, sah in das erschrockene Volk und rief in das Schweigen mit schmerzgepreßter Stimme:

„Herr, erbarme dich unser — erbarme dich unser!"



Digitized by Google

Die Nächstsitzenden sprangen herzu, Kamp war der erste. Linnewewer war ruhig geworden und ließ sich willig hinausführen.
Als Kamp zurückkam, war er bleich und voller Unruhe. Die Nachbarn wollten gesehen haben, wie das Gesangbuch in seinen Händen schlug, bis er es endlich mit festen Fäusten wie ein Ackergerät gefaßt und überlaut aus ihm gesungen habe. Auf dem Heimweg jedenfalls ist er gewesen wie immer: er ging breitspurig hoch und wortkarg im Trupp der andern heim.
Das Verhalten des Krippers wurde im Kirchdorf reichlich besprochen.
„Man sollte glauben," hieß es vor der Wirtstheke, wo die von den Kirchspielen stehend ihre Halben mitnahmen, „der alte Kripper habe ihn totgeschlagen, wenn der nicht eben der Linnewewer wäre!"
„Man wüßte mehr," tat der lahme Schuster Mertens geheimnisvoll, „aber man sagt es nicht."
Er hatte früher zu den Heimlichen gehört, war dann vom „Roten" lahmgeschossen und lebte nun dürftig genug hin.
„Hahaha," lachte einer, „der und totschlagen: bei den Krippersleuten können sie nicht einmal eine Maus ohne fremde Hilfe umbringen. Wenn sie aber ein Huhn in den Sonntagstopf haben wollen, müssen sie es erst ins Wasser treiben, daß es ersäuft."
„Man wüßte doch mehr", meinte der Schuster, blinzelte klug und goß seinen neuen Halben hinunter.
„Dann sag's doch", forderte man ihn auf.
Es war aber vergeblich, sie holten nichts aus dem klugen Manne heraus, machten sich bedenklich auf den Heimweg und aßen mit großem Hunger und größerer Neugier die erkaltete Sonntagssuppe.
Nicht lange, da schob eine Nachricht den alten Kripper wieder in Nichtbeachtung zurück.
Es mochten ungefähr vier Wochen seit dem Verschwinden des Knechtes vergangen sein. Das Wasser war um ein geringes gesunken, so daß die erhöhten Uferränder aus der Flut emporragten und der Fluß seinem Bette wieder nachging. Da hieß es eines Tages, der Vermißte sei vor der Schleuse in Einhausen gefunden worden und liege im Spritzenhause des Dorfes.
Andern Tages fuhr eine Kutsche mit vier Herren den Postweg hin, nach Einhausen zu.
Das sei das Gericht, hieß es.
Nun kroch wieder das Riesentier Ungewißheit drückend schwer über die Bauerschaft. Wer hat es getan? Wie ist es gekommen? fragten Mann und Frau und schauderten. Unglück oder Verbrechen? tuschelten Magd und Knecht. Die Kinder lagen geschlossenen Auges unter den Laken und beteten für seine Seele. Dorte war an diesem Tage zum erstenmale aufgestanden.
Auf Kamps Deele schlug der Zimmermann einen Sarg zusammen. Die Eiche dazu war noch frisch.

*

Kamp hatte vom Amte die Erlaubnis erhalten, den Toten vom Hofe aus beerdigen zu lassen.
Er fuhr, sobald die Leiche freigegeben war, mit dem Zimmermann nach Einhausen hinaus. Sie hatten den leeren Sarg auf dem Wagen und fuhren in das frühe Winterdunkel des Abends. Es fing schon an, Nacht zu werden, als sie mit dem Toten



Digitized by Google

heimkehrten. Die Leute von den Höfen der Laake waren dem Gefährt eine Strecke entgegengegangen. Als sie ihm begegneten, knieten sie stumm und entblößten Hauptes am Wegrande nieder. Dann schlossen sie sich laut betend der traurigen Fuhre an.
Auf der Tenne stellten sie den Sarg auf.
Es war damals noch Sitte in jener Gegend, die letzte Nacht bei den Toten zu wachen. Einer aus dem Hause und der nächste Nachbar waren dazu bestimmt, Kamp selbst und der alte Linnewewer. Eine Weile blieben alle von den Höfen da. Sie knieten um den Sarg und beteten den Rosenkranz für Christ, der da unbereitet vielleicht, durch eigene oder fremde Hand, in den bittern Tod mußte. Dann gingen sie lautlos und stumm in die dunkle Nacht hinein, bedrückt und traurig. Was nun geschah, hörten sie nicht mehr, und es ist gut gewesen.
Dorte war mit Beginn der Dunkelheit in das Kripperhaus geholt worden. Sie verbrachte dort einen Abend, der qualvoll langsam hinkroch. Hundertmal riß sie ihre zuckenden Hände aus dem gütigen Wohltun der Blinden, hundertmal schlug die Leidenschaftlichkeit ihres Wesens in einen ungehaltenen Schmerz aus.
„Laßt mich hin," schrie sie, und der alte Trotz schien aufgewacht, „ich will zu Christ!"
Man hatte ihre kaum hergestellte Gesundheit schonen wollen.
„Du siehst nur einen Sarg, Kind," sagte die Möhne, „das ist dir nicht gut."
„Oh, es ist mir gut," begehrte Dorte auf, „ich will zu Christ!"
„Du bist krank, Kind Dorte, und mußt erst gesund werden", sagte die Alte und suchte sie zu halten,
Dorte war in der alten Wildheit ihres Wesens aufgefahren, stampfte mit den Füßen und rief:
„Ich will zu Christ, und keiner soll es mir wehren!"
Die alte Frau hatte die blinden Augen stumm zu ihr erhoben.
Plötzlich tat Dorte die Heftigkeit leid — nach ihrem Kranksein war es so, daß sie über sich selbst erschrecken konnte —, sie beugte sich zu der Möhne nieder.
„Du," sagte sie flüsternd und zitternd, „ich muß ihm etwas sagen, das soll er mitnehmen in das Grab. Großes und Schweres muß ich ihm sagen, laß mich also gehen —"
Es war, wie wenn ein Fiebernder nach Wasser fleht.
Über die Blinde kam es plötzlich wie ein Begreifen. Sie faßte die heiße Hand des Mädchens, und aus ihren erloschenen Augen tropfte es darauf nieder.
„O du Kind Dorte," weinte sie, „Leben und Tod sind sich nahe."
Dorte stand hoch und stolz vor ihr. Sie weinte nicht mehr.
Johannes war eingetreten.
„Du sollst sie nach Hause bringen," sagte Libbet, „es ist nötig."
Dorte war schon hinausgegangen. Johannes folgte ihr nach. Es war nun tiefe Mitternacht. Es regnete nicht, es war dunkel, trotzdem der Himmel voller Sterne hing.
Sie sprachen nicht. Dorte trieb ein Fieber hin. Johannes folgte der Eilenden stumm und traurig, aber mit sorgender Behutsamkeit.
Als sie auf dem Hofe ankamen, griff er ihre Hand. Sie wehrte sich nicht. Johannes fühlte, wie diese Hand kalt und wie erstarrt war, so kalt, daß es ihn davon fröstelte.
Dorte war ruhig. Hinter verbissenen Zähnen schien sie den aufsteigenden Strom ihres Herzens gewaltsam zu halten.



Digitized by Google

Auf der Tenne unter dem Bodenhohl stand der Sarg, eine einsame Kerze brannte ihm zu Häupten. Kamp und der Kripper gingen in langsamen Schritten immer um ihn rund, laut betend.
Mit einem Sprunge war Dorte vor dem Sarge, warf sich auf ihn, und nun brach sich der Schmerz durch die Stummheit. Sie schrie und weinte und war wie von Sinnen. Im tiefsten Wesen Kind und erdhaft den Dingen nahe, war sie wie aufgelöst. Plötzlich aber fuhr sie auf, stand und sagte laut und ohne Tränen:
„Christ, höre und nimm es mit in dein Grab: Du bist nicht tot — dein Kind lebt unter meinem Herzen —!"
Das Beten der Männer brach ab, ihr Schritt stand still. Noch einmal sagte Dorte laut und ohne Zittern:
„Christ, dein Kind lebt unter meinem Herzen!"
Dann sank sie laut weinend abermals nieder.
Von irgendwoher brach ein Windstoß auf die Deele und löschte die Kerze zu Häupten des Toten aus.
Dorte schwieg jetzt. Aus dem Dunkel kam das schwere Stöhnen eines Mannes. Es war Kamp.
Einer ging mit hartem Schritt zur Deele hinaus — Johannes.
Der alte Kripper hub wieder die Runde zu schreiten an. Er betete dabei laut und mit hoher Stimme, die aber wie ein Schreien war.
Dorte erhob sich in plötzlichem Entschluß und verließ die Deele. Sie ging in ihre Kammer hinauf.
Dort setzte sie sich an das Fenster, sah starr, unverwandt und ohne Tränen in die Finsternis der furchtbaren Nacht. Sie saß lange in Grauen versunken, schlief aber endlich, den Kopf an die Scheiben gelegt, ein. Sie erwachte, als die Dunkelheit schon morgengrau zu werden begann, frierend und in Schmerzen. Es war ihr, als sei sie von streitenden Stimmen unten geweckt worden. Richtig, das war Linnewewer, dessen Stimme anklagend, schmerzlich und heftig die Stille der Nacht durchschnitt. Und gleich der Vater, wie zur Ruhe sprechend — es war nicht zu verstehen. Sie erhob sich, und nun fiel es plötzlich wieder über sie, daß unten der Tote stand — Christ. Sie konnte nicht weinen, ihre Augen waren tränenleer. Aber sie wollte gleich wieder hinuntergehen. Da klangen die Stimmen wieder, heftiger jetzt und gleich darauf laufende Schritte. Dorte stand das Herz still; sie riß das Fenster auf, da sah sie Linnewewer über den Hof hasten. Sie erkannte in dem Grau der späten Nacht deutlich, wie er die Hände hob — so hatte er damals in der Kirche getan —, dazu sang er schrill und laut und mit furchtbar entstellter Stimme:
„Krup unner — krup unner — de Welt is di gram!"
Dorte wollte aufschreien, aber ein Berg lag ihr auf dem Herzen. Sie tastete sich aus der Kammer die Treppe hinab. Die Deele schien leer, die Kerze erloschen — nein, von der Tür zum Hof hin schimmerte ein kleines, zitterndes Flämmchen.
Dort in der Tür, weitab von dem Toten, den Rücken ihm zugewandt, mit dem Gesicht in den grauenden Tag, saß der Vater. Die Kerze war bis auf ein Stümpfchen herabgebrannt. Das hielt er in Händen, wandte, drehte und behütete es, daß es vom Zuge nicht löschte. Der Hund lag zu seinen Füßen und winselte.
Der Sarg mitten auf der Deele war mit einem Laken verdeckt.
Ganz in sich zusammengesunken, klein und erbärmlich, saß der große Mann und hielt das Lichtstümpfchen.



Digitized by Google

Sein Anblick mußte grausen machen.
Er schien Dorte nicht gehört zu haben. Er redete in sich hinein.
„Du bist nicht tot," sagte er Dorte nach, „dein Kind lebt unter meinem Herzen ..."
Plötzlich schüttelte er sich. Das Licht kam in Gefahr, zu erlöschen.
„Vater," sagte Dorte, „warum ist das hier so?"
Ein Blick traf sie, ganz angefüllt mit Not und Entsetzen. Gleich aber suchte die zusammengesunkene Gestalt sich zu straffen.
„Geh in die Kammer," sagte er dann, milder, als es seine Art war, „hier ist kein Bleiben für dich ..."
Er war schon wieder klein geworden und saß über seinem Licht zusammengefallen.
Über Dorte kam plötzlich wieder der furchtbare Jammer. Laut aufweinend ging sie in die Kammer zurück. Nun warf sie sich angezogen auf ihr Bett. Da wollte sie warten bis zum Morgen, bis sie ihn hinaustrügen.
Sie erwachte erst zu Mittag. Die Möhne saß an ihrem Bett und hielt ihre Hände. Sie hatte in wohltätigem Schlafe nicht gehört, wie die Männer der Laake und ein paar Frauen in der Frühe den Sarg aufgeladen und fortgefahren hatten in das Kirchdorf. Unter großem Andrang hatten sie den Toten begraben.
Kamp stand hoch und ungebrochen am Grabe. Einige wollten wissen, daß sein Haar über Nacht weiß geworden war.

*

Bald nachher wurde gegen Kamp ein gerichtliches Verfahren eingeleitet.
Die Leiche hatte vier Wochen im Wasser gelegen. Zudem hatte sie von den eisernen Fangarmen der Schleuse Verletzungen erhalten. Darum war es sehr schwer, die Todesursache festzustellen. Immerhin bestand große Wahrscheinlichkeit, daß eine Schläfenwunde alt und durch einen Schlag herbeigeführt worden sei. Wenn gewaltsamer Tod vorliege, schloß man und folgte der dunklen Stimme des Volkes, die immer noch nicht ruhig geworden war, so müsse als erster Kamp darum wissen, um ihm nicht von vornherein Schlimmeres zuzusprechen.
Die Verhandlungen mußten mehrfach abgebrochen werden und zogen sich über eine längere Zeitspanne hin.
Kamp blieb bei seiner ersten Aussage. Danach war der Knecht am frühen Morgen vor Eintreffen der Drescher fortgegangen. Beim Gericht war er zur Entgegennahme seiner Erbschaft nicht erschienen. Überhaupt hat ihn, soweit in Erfahrung gebracht werden konnte, seit jenem Morgen des 12. November kein Mensch mehr gesehen. Am Abend vorher ist er auf dem Hofe beim Holzsägen von mehreren Nachbarn gesehen worden. Kamp konnte seine Anwesenheit beim Dreschen am Morgen ohne Schwierigkeit nachweisen, ebenso seinen Aufenthalt bei der Verwandtschaft, wo er des Handels wegen vom Spätnachmittag des 12. bis zum Morgen des 13. November geweilt hatte. Seine Aussage über den Abend des 11. November ging dahin, daß sie — Dorte, Christ und er — bis um neun Uhr in der Spinnstube beisammen gesessen und dann zur Ruhe gegangen seien. Diese Nacht bis zum Eintreffen der Drescher blieb im Dunkel seiner Aussage, und kein Zeugnis half sie erhellen.
Die Finsternis dieser Nacht drohte Kamp zu verderben.
Da, in letzter Stunde, sagte der Schuster Mertens vom Kirchdorfe aus, der bisher zwinkernd abseits gestanden hatte.



Digitized by Google

Es war derselbe, der mehr zu wissen angegeben hatte.
Er habe vor sechs Uhr, sagte er, ein Schwein geschlachtet. Gerade habe er einen Nachbarn wecken wollen, ihm das Tier zu halten, als Christ ihm entgegengekommen sei. Nun habe der ihm den Dienst getan, während er selbst es geschlachtet habe. Etwa vier Stunden später, gegen Frühstückszeit, habe er dann den Knecht an seinem Fenster zurückkommen sehen (Christ habe noch hineingenickt), wie er in der Richtung nach der Laake gegangen sei, ziemlich eilig.
Diese Aussage machte der Schuster unter Eid.
Sie erregte unter der Bevölkerung großes Aufsehen, bewirkte aber sofortige Einstellung des Verfahrens gegen Kamp. Die Angelegenheit war klar und eindeutig. Der Tod des Knechtes mußte am 12. November, vielleicht auch erst in der Nacht zum 13., höchstens auch am 13. selbst erfolgt sein. Da war sein Verschwinden schon allgemein bekannt. Kamp konnte nicht mehr in Frage kommen, weil er seinen Aufenthalt für diese Zeit einwandfrei bewies. An der Aussage des Schusters, so wunderlich sie klang und so ausschlaggebend sie war, zu zweifeln, stand jedermann frei. Ihn aber des Meineids zu bezichtigen, ließ sich auch aus seinem Vorleben als früherer Wilderer und aus einer gewissen Verschlagenheit des Menschen nicht begründen.
Kamp war frei.
Aber die dunkle Stimme, die heimlich im Volke umlief, gab ihn nicht frei. Sie raunte wie vordem durch die Verborgenheit.
Sie fand ein Loch in der Hecke, die sich schützend um Kamp gehoben. Der Schuster Mertens wollte Christ in Stiefeln gesehen haben. Wie kamen da seine Holzschuhe an das Ufer? Auf dem Hofe war er nachweisbar nicht mehr gesehen. Wohin war er überhaupt gegangen, wenn er nicht auf dem Gerichte eingetroffen war? Zum Schein in die Stadt und dann zurück, um ins Wasser zu gehen? Und wieder die Holzschuhe; woher kamen die?
Nun waren die Tage bis in die frühen Abende voll schauerlicher Heimlichkeit und flüsternder Fragen.
Da geschah etwas, was alle ängstlich still machte.
Es ging schon gegen das Frühjahr an. Eines Morgens lief zwischen den Höfen der Laake das Gerücht um, der alte Linnewever sei verschwunden.
Es war noch nicht die Zeit zum Krippen. Es hing noch Eis an den Ufern. Trotzdem war er die letzten Tage oftmals in der Frühe hinausgefahren. Meist war es noch halbe Nacht. Da schlich er aus dem Hause, band den Kahn los und ließ sich ohne Ruderschlag das Wasser hinabgleiten.
Er war klein geworden und gebeugt, mit einem Kindergesicht und schmerzvoll geweiteten unirdisch verlorenen Augen.
„Es ist ihre Art," sagten die Leute, „aber wie er hat es keiner gehabt."
Wenn er sprach, war es wie Weinen, er sah nicht auf dabei.
Sein Weg ging nicht mehr unter die Menschen.
Nach der Beerdigung des Knechtes hatte er krank gelegen. Darum war auch sein Zeugnis, unwesentlich wie es nur sein konnte, nicht gefordert worden.
„Er ist in die Kindheit gekommen," sagten die Leute, „nun ist es bald vorbei mit ihm."
Jenen Morgen mußte er sich abermals hinausgeschlichen haben.
Man fand den Kahn in der Weide, die der Lawer zunächst liegt, an einem Strauchwerk angebunden. Seine Schritte führten deutlich an das Ufer. Sie gingen ihnen nach, in das Wäldchen hinein.



Digitized by Google

Johannes fand ein Paar Holzschuhe.
Sie gehörten dem Vater.
Sie standen an derselben Stelle, wo man die des Knechtes gefunden hatte. Nur umgekehrt standen sie, nicht zum Wasser, sondern zum Land hinweisend, so, als müßten gleich zwei Füße aus der Flut steigen, in sie hineinfahren und fortgehen.
Sie mußten Johannes vom Wasser nach Hause tragen.
Nun war wieder alles Geschehen in eine dunkel lastende Nacht der Geheimnisse getaucht.
Der Kripper der Mörder? Der stille, geschlagene, kindergute Mann? Dort, wo er ihn versenkt, war er selbst in den Tod gegangen? Sein eigenes Gewissen hatte ihn gerichtet . . .? O nein, krank, umnachtet, war er wohl nie gewesen . . .! Das Gewissen hatte ihn gehetzt!
Nun erinnerten sich alle in der Laake und im Kirchdorf, wie er vergangen war gleich einem Baum, dem die Wurzeln abgeschlagen sind.
Die Drescher von Kamps Deele wußten mit einem Male wieder, wie es an jenem Morgen gewesen war. Gegen seine Gewohnheit war er später als sie alle gekommen. Und ganz verstört! Sie hatten sich nichts dabei gedacht und es seiner Wunderlichkeit zugeschrieben. Nun aber stand diese Erinnerung drohend gegen den Toten auf. Sollte er da, in jener Frühe, stracks vom Flusse gekommen sein? Es wäre schauerlich!
Aber der Schuster hatte anders gesagt . . . Der wollte den Knecht noch gesehen haben . . . Wo mochte hier die Wahrheit sein?
Sie waren aufs neue in Zweifel und furchtbar drückende Ungewißheit gestoßen.
Nach drei Wochen fanden sie auch Linnewewer vor der Schleuse in Einhausen.
Er hatte sonderbarerweise keine Verletzungen erlitten.
Sie begruben ihn unter großem Andrang des Volkes, das eine weite Strecke aus den Dörfern flußauf und -ab gekommen war. (Fortsetzung folgt)

*

## Reue im Frühling

Als ich dem Strauch die Blüten abgenommen,
da lag mein Herz, das erst dazu mich trieb,
schwer wie ein Stein in einem finstern Bronnen
und raunte drohend: Du bist mehr als Dieb! . . .
Die Pracht, danach des Blutes Wünsche glühten,
ich hab sie im Erraffen nicht gefunden.
Ich war voll Rausches, wie der Baum voll Blüten,
und blutete, erwacht, aus seinen Wunden!

Ernst Scheiblreiter



Digitized by Google

# Zwei Skizzen

Von Egas von Wenden

## Der häßliche Reiche

IN Stambul lebte einst ein Jüngling von ungewöhnlicher Häßlichkeit. Er hatte einen großen Höcker, seine Augen sahen aneinander vorüber, er hinkte, und auf seiner Nase wuchs ein Büschel Haare aus einem Leberfleck. Da er aber unermeßlich reich war, so kam es, daß er viele Freunde hatte.

Eines Tages ging er mit ihnen in einen großen Basar, in dem ein alter Jude mit langem weißem Barte seltene Kostbarkeiten feilbot. Da standen auf einem Teppich von erlesener Schönheit zwei zierliche Tischchen, die sich vollkommen glichen. Und der alte Händler sprach zu dem häßlichen Jüngling: „Herr, hier siehst du zwei Kunstwerke, wie sie der Sultan nicht besitzt. Der Hauch des Windes kann sie zerbrechen; denn sieh', sie sind aus gesponnenem Glase. Ein jedes ist tausend Beutel Zechinen wert, und nur ich allein vermag sie unversehrt in dein Haus zu bringen."

Der häßliche Reiche stand in tiefem Sinnen vor diesen Wundern. Seine Freunde aber sahen ihn spöttisch an und sprachen untereinander: „Was will der garstige Tor mit diesen Dingen!?" Und da sie wußten, daß er schwächlichen Körpers war, schlugen sie laut vor, ihre Kräfte untereinander zu messen, und sie baten ihn, zu sagen, an welchem Gegenstande.

Da ergriff der häßliche Reiche schweigend eines der beiden Tischchen, hob es sachte von dem purpurnen Teppich und ließ es auf den weißen Marmor des Fußbodens niederfallen, so daß nur feiner Staub übrigblieb.

Seine Freunde waren während dieses Vorganges verstummt und sahen nun ratlos bald den Freund, bald das andere Tischchen an. Dann schlichen sie, einer nach dem andern, hastig von dannen.

Der häßliche Jüngling aber wies mit einem traurigen Lächeln den Alten an, den Kauf in seinen Palast zu tragen.

## Das unergründliche Antlitz Buddhas

Das Spielzimmer im „Cercle des Etrangers" zu Schanghai war fast leer, als Carol Bratianu seine Partie mit François de Bernage beendet hatte. Der rumänische Attaché ließ seine Uhr repetieren: Mitternacht war längst vorüber. Er gähnte kaum wahrnehmbar. Man sah es nur an dem kleinen Blähen seiner feinen Nasenflügel. Bernage antwortete mit einem leisen Zittern seiner Kinnbacken. Dann sagte er: „Hören wir auf, Carol. Das Spiel steht, wenn ich das Ergebnis der letzten Abende vergleiche, heute zur Abwechslung einmal ungünstig für Sie. Wir haben offenbar beide ebensoviel Glück in der Liebe wie im Spiel. Bei Gott, lieber mal verlieren, als von Aphrodite verlassen sein!"

Carols Herz schlug einen Augenblick schneller. War das eine Anspielung seines sonst so diskreten älteren Freundes? Wußte er von seiner Liebe zu Madame Ysai, „la belle Ferronière", wie man sie gern nannte. Er glaubte, es so geheim wie nur möglich gehalten zu haben. Tant pis! Diese Liebe war die erste seines Lebens. Nur die Leidenschaft für seinen Beruf stellte er höher.

Er war noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, der kleine Attaché mit dem schlichten Haar und dem geschmeidigen Körper, der ebensogut vom Sport wie von



Digitized by Google

seiner Art, zu leben (oder von beidem), die Form und den Gehalt bekommen hatte. Seine Gesichtsfarbe war gebräunt, und seine blauen Augen hatten das wechselnde Licht, das den Frauen leicht gefährlich wird. François übte sich gern mit ihm in allen ritterlichen Künsten. Er deutete eine elegante Florettbewegung an. Dann erhoben sich beide und wußten, daß sie sich morgen in der Frühe bei Pietro Guizetti treffen würden, um die Frische wiederzuerlangen, die ihnen bei der langen Sitzung abhanden gekommen war.

„Nein, nein, Carol!" sagte Bernage mit halbem Lächeln, als Bratianu sich nach einer Weile verabschieden wollte, um eine andere Richtung einzuschlagen. „Ich lasse Sie heute nicht allein nach Hause gehen."

„Warum nicht, mein Freund?" fragte Carol. „Meinen Sie, ich hätte gerade heute Angst vor einem Überfall? Ich bin zwar erst kurze Zeit hier, aber ich weiß von Ihnen selbst, daß man in Schanghai sorgloser spazierengehen kann als im Bois."

„Das kann man im allgemeinen auch. Gewiß! mein Lieber. Aber Sie nicht!"

„Wieso? Wie meinen Sie das, Vicomte?" fragte Carol Bratianu schnell und dachte wieder an die schöne Ysai, welche ihn gebeten hatte, am nächsten Tage nicht zu ihr zu kommen.

„Mein lieber Carol, Sie sind ein Kind, nehmen Sie es mir nicht übel. Glauben Sie denn, Sie lebten auf einer Insel? Hier weiß jeder alles vom andern. Ich will nicht mehr sagen als dies: Hüten Sie sich! Heute sorge ich dafür, daß Sie heil Ihr Haus betreten. Und morgen spreche ich mit dem Polizeichef, damit er Sie bewacht!"

Die Worte waren trotz des überlegen-heiteren Tones von so ernstem Auge begleitet, daß Carol den Freund fragend ansah.

So ganz überrascht war er nicht. Er war zu wach von Anlagen, zu sehr geborener Jäger und Diplomat, um nicht, auch unbewußt, auf der Hut zu sein. Aber wenn das Herz mit im Spiel ist, will man keine Hindernisse, auch keine Gefahr anerkennen und bleibt doch innerlich bereit, ihr zu begegnen. So war es also nicht Einbildung seiner Phantasie gewesen, daß er sich gestern abend verfolgt glaubte, als er durch den Park seiner Gesandtschaft ging. Es hatte in den Büschen geknackt, und er vermeinte auch eine Gestalt gesehen zu haben.

„Lieber Vicomte," antwortet Carol nach längerem Schweigen entschlossen und blieb stehen, „Sie mögen recht haben, aber der Gedanke, jeden Abend eskortiert schlafen zu gehen, ist mir noch zu neu, um ihn schön zu finden. Ehe ich nicht unzweideutige Beweise habe, daß mein Leben bedroht ist, kann ich keine Hilfe annehmen. Sie begreifen, das ginge gegen den Kodex der Ehre, der in allen zivilisierten Ländern derselbe ist. Ich bin gut mit Waffen versehen, und überdies heherrsche ich die Regeln des Yiu-Jitsu aus dem Effeff. Nein, hier trennen wir uns. Und Dank für Ihre Warnung, die mir natürlich sehr wertvoll ist."

„Wie Sie wollen," sagte François de Bernage, „ich würde an Ihrer Stelle vielleicht nicht anders handeln."

Dann schwieg er eine Zeitlang und fuhr fort:

„A propos, ‚Ehrenkodex'! Das ist so ein europäisches Gesetz, das sich die Gesellschaft für ein geordnetes Leben zurechtgemacht hat. Gewiß, ich lasse es im allgemeinen auch für mich gelten. Wie könnte ich anders als Offizier. Aber ich sage Ihnen: Manchmal schreibt das Leben uns Gesetze vor, die wir strikt befolgen müssen, auch wenn sie dem sogenannten Ehrenkodex zuwiderlaufen. Feigheit ist wohl das Schlimmste, was man uns vorwerfen kann, und doch gibt es Lagen, in



Digitized by Google

denen wir einfach ‚feige' sein müssen, in denen Heroismus eine Phrase, weil er vergeudet ist. Ich kenne tollkühne Männer, welche in der Steppe und im Gebirge, auf See und in den Straßen der Weltstädte die unglaublichsten Abenteuer bestanden haben, die aber, wenn sie ein hohes Ziel vor Augen hatten, nicht in ein dunkles Zimmer gehen mochten."

Bernage machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten. Aber Carol schwieg beharrlich, weil er nicht wußte, was er tun sollte. Sollte er die schöne Ysai aufgeben? War seine Karriere bedroht? Nein, es war unmöglich, sich in den Schutz irgend jemandes zu begeben, auch wenn wirklich Gefahr vorhanden war.

Der Vicomte machte einen letzten Vorstoß:

„Bedenken Sie, daß wir nicht in einem Lande sind, das im europäischen Sinne zivilisiert ist. Mit guter Menschenkenntnis können wir uns allenfalls in die Mentalität eines jeden Europäers versetzen, aber nicht in die eines Asiaten. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man ein Jahr und länger mit einem Chinesen an einem Tisch speisen kann und doch kaum in den Vorraum seiner Seele dringt. Er lächelt, er ist vollendet höflich und treu, wenn er liebt. Aber wehe, wenn er haßt. Betrachten Sie die Folterarten Chinas! Das ‚hochnotpeinliche Halsgericht' ist eine Spielerei dagegen. Aber ich sehe, Sie sind müde. Was ich Ihnen sagte, ist kein Gespräch vor dem Schlafengehen. Ich wünschte, daß Sie nicht schlafen gingen, sondern wachten . . .!"

Mit diesen Worten schüttelte Bernage die Hand des Jüngeren und ging seiner Wege. Nirgends ist die Seelenkunde geringer als zwischen Diplomaten. Ein jeder hält sich für gescheiter als den anderen, und doch glaubt jeder, der andere verstelle sich und sei mehr oder weniger, als er scheine.

„Dieser Bernage hat ein Talent, den ruhigsten Menschen nervös zu machen", murmelte Bratianu vor sich hin. Eine Viertelstunde später schloß er das Tor auf, das, im Schatten hoher Bäume gelegen, in eine Allee führte, auf welche der Mond durch Wolken ein schwaches Licht warf. In diesem Garten sich zu ergehen, war immer eine der Freuden Carols gewesen. Hier wuchsen alle Bäume der Tropen, und sie waren von kunstverständiger Gärtnerhand gepflegt, so daß ein kleines Paradies außerhalb der staubigen und wimmelnden Stadt geschaffen war. Aber heute sah Carol nichts von diesem Zauber. Jede Muskel seines Leibes war zur Verteidigung angespannt. Es herrschte Totenstille. In der Ferne schimmerte, in leisen Dunst gehüllt, der Kiosk, der ihm als Wohnung diente. Er war in chinesischer Art gebaut und auf europäische Weise eingerichtet, wenn auch einheimisches Mobiliar und Kunstgewerbe vorherrschten. Der Architekt hatte mit chinesischen Emblemen nicht gespart. Erweckten diese tagsüber lediglich Carols Teilnahme an der Kultur des Landes, so erhöhten sie jetzt die Unheimlichkeit der Lage. Wie stimmte doch alles zusammen in diesem Märchenlande! Die Götter, die Drachen, die seltsamen Fische und die wunderbaren Buchstaben, welche zusammengelegten Gebeinen glichen. Mußten die Menschen, welche dergleichen erdacht, nicht ebenso seltsame Wesen sein? Noch nie war der junge Mann sich so außenstehend, so absolut kindisch vorgekommen. Ihm fiel immer wieder das Wort „ururalt" ein. Er entsann sich, einmal als Knabe mit einer Gruppe hochbetagter Verwandten zusammengewesen zu sein, die einen ähnlich unheimlichen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Es mußte ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen den Menschen aller Völker sein, wenn sie alt wurden. „Alt" genügte nicht. „Sehr,



Digitized by Google

sehr alt" mußte man werden, um ganz gleich oder ganz ähnlich zu werden. So undurchdringlich sein Großvater einst vor ihm gesessen hatte, so undurchdringlich lag jetzt China vor ihm. Als Carol sich dessen bewußt ward, sah er an einem der Fenster des ersten Stockes seinen chinesischen Diener, wie er irgend jemand Zeichen machte. Nur einen Moment konnte er in dem zwiefachen Lichte von Mond und elektrischer Flamme das Gesicht unterscheiden, dann verschwand es ebenso schemenhaft, wie es aufgetaucht war. Aber in diesem Augenblick hatte Carol die Verkörperung Chinas vor sich gehabt. Dennoch vermochte selbst seine zum Verdacht erregte Einbildungskraft nicht, in die Züge Tschun-Se's „teuflische Grimassen", „diabolische Grausamkeit" oder ähnliche romanhafte Auswüchse einer Phantasie zu legen. Er sah nur ein undurchdringliches Antlitz, ruhig wie das eines Buddha. Daß ein Zusammenhang zwischen seiner Sache und der des Kuli bestand, daran schien ihm kein Zweifel möglich.

Die Tür zum Kiosk stand offen. In ihrem Rahmen hockte Tschun-Se, als habe er seit einer Ewigkeit dort gekauert.

„Mit wem hast du denn eben vom Fenster Zeichen gewechselt?" warf Carol hin, als sei die Sache von geringer Bedeutung. Er hätte die Frage auch unterlassen können, und doch tat er sie, vielleicht in der Hoffnung, eine harmlose Lösung zu finden.

„Ich seit vieler Zeit hier sitzen, für Herr zu warten", erwiderte der Kuli.

Bratianu streifte flüchtig dieses Gesicht, welches er eben noch am Fenster geglaubt hatte. Es war unverändert.

Innerlich seufzend schritt er an ihm vorüber, hörte die leisen Sohlen Tschun-Se's hinter sich, bis sie im Schlafzimmer waren, wo alles in gewohnter Ordnung bereitstand. Dann winkte er dem Chinesen ab. Es hatte keinen Zweck, weiter zu forschen.

Sobald Carol allein war, schloß er die Läden, verstellte die Türen und legte Waffen neben sich ans Bett. Die Nachtigallen sangen, als sollte er sie zum letzten Male hören. Der Duft der Blumen drang betäubend durch die Spalten der Persiennes. Carol faßte sich an den Kopf. Was war nur über ihn gekommen? Er versuchte, sich die Züge Tschun-Se's wieder vorzustellen, aber nicht sein, sondern Mr. Ysai's, dieses Halblutchinesen, Bild trat vor sein geistiges Auge. Merkwürdig! Ysai war der Sohn eines Europäers, aber wer das nicht wußte, hätte es nicht bemerkt. So stark war die Wirkung des chinesischen Blutes. „Ysai hat die Fehler beider Rassen geerbt, nicht ihre Vorzüge!" pflegte Bernage zu sagen, wenn ein Gerücht über eine zweifelhafte Handlung dieses Mannes auftauchte. Wie war er nur zu der wunderschönen Frau gekommen? „La belle Ferronière" sprach nie davon. Warum hatte sie gerade ihm ihr Riesenvermögen gebracht? Er mußte doch Vorzüge in ihren Augen haben. Vielleicht herrschte die Bestie in ihm über sie. Und doch betrog sie ihn. Rätsel über Rätsel!

Carol schreckte zusammen, als das Telephon schrillte. Er nahm den Hörer und nannte mit verstellter Stimme eine Nummer.

„Ah, sehr gut!" sagte François de Bernage anerkennend, „Sie haben schon Vorsicht gelernt. Antworten Sie mir auf italienisch. Das versteht Ihr Diener gewiß nicht. Also, wie haben Sie Ihr home gefunden?"

„Oh, alles in bester Ordnung, lieber Vicomte. Es schien mir allerdings, als ob mein Boy sich mit irgend jemand verständigen wollte, bevor er mich im Garten sah. Aber ich muß mich wohl geirrt haben, denn als ich meinen Kiosk betrat, saß er mit dem ruhigsten Atem von der Welt an seinem gewohnten Platz."



Digitized by Google

„Glauben Sie das ja nicht, Carol. Sagen Sie, besteht eine Möglichkeit, daß Mr. Ysai Ihren Diener kennt? Ich habe nie dort verkehrt. Sie kennen ja meine Abneigung gegen diesen Halbblutchinesen."
„Allerd: gs," antwortete Carol erstaunt, „Tschun-Se war früher im Dienst bei Ysais. M.s. Ysai hat ihn mir empfohlen."
„Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, Herr Ysai könne den Mann bestochen haben aus Eifersucht oder so?" forschte Bernage unbeirrt.
„Mais non! Ysai liebt seine Frau nicht. Er liebt nur ihr Geld. Das ist alles. Überdies ist er ja auf einer Weltreise begriffen."
„Nun ja!" erwiderte François zögernd. „Ich bin jedenfalls froh, Sie in so ruhiger Stimmung gefunden zu haben. Immerhin ist es gut, diese Nacht aufzubleiben. Sie müssen es schon nicht übelnehmen, wenn ich Sie nochmal anrufe. Kurios, daß man keine greifbaren Gründe hat zu Unruhe und sie doch zum Greifen nahe fühlt. Noch etwas . . . ."
Die Stimme schwieg. Carol rief wiederholt „Hallo!", aber er hörte nur ganz fern unverständliche Worte, als sprächen zwei Unbekannte miteinander. Dann war alles still.
„Der verdammte Schurke hat natürlich den Draht durchgeschnitten", war Bratianus erster, vom Verstande nicht kontrollierter Gedanke. Aber das war ja nicht möglich. Es war natürlich eine Störung. Er warf sich aufs Bett und versuchte zu lesen. Doch er erfaßte den Sinn nicht. Es war ihm, als stünde der Kuli hinter einer der Türen und weidete sich an seiner Ratlosigkeit. Ja, er *war* ratlos. Dieser Bernage hatte ihn so unsicher gemacht, daß er die Zugänge verrammelt hatte, anstatt den Kiosk abzusuchen. Aber hatte es Sinn und Verstand, sich hinterrücks erschlagen zu lassen? Konnte er denn den Chinesen einfach arretieren, nur weil er Zeichen gemacht hatte, die auch einem Frauenzimmer gelten konnten? Nein, nur nicht sich lächerlich machen! Es war schon richtig, hierzubleiben, zu warten und zu wachen. Er lauschte. Der Mond spielte mit dem Türdrücker. Wenn er sich senkte! Da schrillte das Telephon von neuem. Carol riß den Hörer an sich. Er war wie erlöst. „Hallo, François!" schrie er. Aber das Amt nannte seine Nummer: „Sie werden verlangt!" Von wo, das blieb undeutlich. So war es manchmal, wenn das Fernamt verband. Während Carol wartete, sauste es in seinem Kopfe von Kombinationen. Frau Ysai konnte es nicht sein. Sie war in der Stadt. Und wenn sie es doch wäre? Ein unendliches Verlangen, mit ihr zu sprechen, erfaßte ihn. Es war ihr doch nichts passiert!? Aber dann sprangen andere Gedanken auf. Vielleicht etwas Dienstliches? Oder irgendein Freund, der durchreiste? Aber nein, wer ruft denn mitten in der Nacht an? Halt, das war es. Es war ja der Geburtstag seiner Schwester. Beinahe hätte er ihn vergessen. Sie schrieben sich fast nie, da sie immer unterwegs war, die kleine lebenslustige Alix. Briefe kamen immer zu spät. Aber plötzlich war sie am Telephon. Wann es ihr gerade einfiel. Und jetzt wollte sie sich seine Wünsche holen. Und Geld brauchte sie wahrscheinlich auch. Alles sollte sie haben . . .
Aber es war ein Mann, der sich nun meldete.
„Ist dort Fürst Carol Bratianu?"
„Bitte, wer ist dort? Sind Sie der Diener der Prinzessin Bratianu?"
Die Stimme lachte. Es schien, als wiederhole sie die Frage nach rückwärts.
„Wer ist dort, bitte?" fragte Carol noch einmal, jedes Wort mühsam artikulierend.
„Mr. Ysai!!"



Digitized by Google

„Wer?" wiederholte Carol tonlos.
„Mr. Ysai wünscht den Fürsten Carol Bratianu zu sprechen!"
Es war der unverkennbare Akzent des Halbblutchinesen.
„Bitte sehr, ich stehe Ihnen zur Verfügung!" sagte Carol, vollkommen beherrscht, obwohl sein Herz zum Zerspringen klopfte. Diese Umstellung der Gedanken war furchtbar.
„Nicht wahr, Fürst, Sie haben meine Frau zu Ihrer Maitresse gemacht. Als Edelmann werden Sie nicht leugnen wollen, was alle Welt weiß."
Carol erbleichte vor Zorn und auch vor Schrecken über den Ton eiskalter, unbegreiflicher Siegesgewißheit. Er wollte immer noch an eine Täuschung glauben. Unwillkürlich warf er den Hörer auf den Block. Aber der Apparat schrillte unerbittlich weiter. Nein, es war feige, nicht Rede zu stehen, nichts hören zu wollen.
„Was wünschen Sie, mein Herr?" fragte Carol schneidend, „Ich bin selbstverständlich zu jeder Genugtuung bereit."
„Bemühen Sie sich nicht!" klang es ironisch zurück. „Ich werde auch nicht von hier nach Schanghai reisen, um mich mit Ihnen zu schlagen. Steht in Ihrem Ehrenkodex etwa auch, daß man die Frauen anderer verführen darf? Ich sage Ihnen, wenn Sie morgen Schanghai nicht für immer verlassen, ohne meine Frau wiederzusehen, so werde ich . . ."
„Mein Herr, wenn Sie zu feige sind, hierher zu kommen, dann werde ich allerdings Schanghai verlassen, aber um zu Ihnen zu kommen. Wo sind Sie?"
Carol bebte an allen Gliedern. Er hielt den Hörer ans Ohr gepreßt und sah wild um sich.
Da erkannte er ganz schwach die Stimme seiner Schwester. Zaghaft, dem Weinen nahe, leise, als lägen Ozeane zwischen ihnen, hörte er:
„Mein Carol, gib nach! Er hat mich in der Hand. Ich kann es dir nicht so durchs Telephon erklären, wie es gekommen ist. Ich flehe dich an, beim Grabe unserer Mutter! Gib nach!"
Die Stimme verstummte. Carol tastete um sich. War dies ein Traum? Waren es Schatten aus der Unterwelt, die ihn quälten?
Aber da hämmerte die Männerstimme auf ihn ein:
„Ich zähle bis drei! Eins, zwei, drrr . . ."
„Halt!" schrie Carol, halb wahnsinnig vor Erregung. „Ja, ja, ja. In Gottes Namen, ja. Ich will Ihre Frau nie wiedersehen. Ich schwöre es Ihnen!"
„Und morgen verlassen Sie Schanghai?"
„Ja, mein Gott. Alix!!!"
Er sank in sich zusammen, den Hörer noch in der Hand, jeden Gedanken ausschaltend. Dann raffte er sich auf, lauschte noch einmal und legte ihn fort. Neben dem Gestell stand die Karaffe Wasser und die Schachtel mit Pulvern. Er mischte sich einen Schlaftrunk und verfiel in Nacht.
Wie lange er so gelegen, sagte ihm der Vicomte de Bernage später oftmals. Aber Carol vergaß es immer wieder, obwohl gerade dies ihn am brennendsten zu interessieren schien. Vielleicht konnte er den Zusammenhang zwischen seinem harmlosen Mittel und der verderblichen Wirkung nicht erfassen. Alles andere war aus seiner Erinnerung geschwunden. Nur das große unergründliche Antlitz Buddhas schaute ihn an, wenn er schlief und wenn er wachte.

*



Digitized by Google

# John Galsworthy

## Von Ch. Demmig

CHARAKTERKUNST ist die Dichtkunst John Galsworthys, eines der bedeutendsten Vertreter der englischen Gegenwartsliteratur, in dessen Romanen und Dramen jene jungen Kräfte leben, die einer jahrzehntelangen Periode des Unwertes und der Nichtbeachtung unleugbar ein Ende gesetzt haben und — hierin anderen Nationen durchaus ebenbürtig — ihr ganzes Streben darauf richten, durch Vertiefung und Verinnerlichung Zeitgeschichtliches zu symbolischer Gestalt und damit zu überzeitlichem Wert zu erheben. Nicht Einzelgestalten psychologisch vertieft gibt uns die Kunst Galsworthys; der Charakter der Gesellschaft im Wandel zwischen zwei Epochen ist ihr Inhalt, und kaum ein anderer scheint mehr berufen zu der Gestaltung dieser Zeit als er, der Dichter-Gentleman, der in ihr geboren ward, genährt wurde mit ihrem Geist, erzogen in Harrow (neben Oxford die Bildungsstätte des Gentleman), umgeben von Besitz, Wohlstand, Vornehmheit, um plötzlich, zur Reife gelangt, durch Entartung zu Verinnerlichung geführt zu werden. In der Erkenntnis der tragischen Bedingtheit dieser Zeit und ihrer Gesellschaft untersucht er rückblickend den Gehalt ihrer Kultur, und in unerbittlicher Tiefschau wird er sich der Unzulänglichkeit und Fragwürdigkeit der bisher wirkenden, diese Kultur schaffenden Kräfte und der von ihnen angewandten Mittel bewußt. Hinter dem äußeren industrialistisch-kapitalistischen Glanz, der die individualistische Freiheit vergoldet, verfolgt er das Fortschreiten der inneren Zersetzung und vulkanischen Unterhöhlung der Gesellschaft, das allmähliche Hinschwinden ihrer inneren Gemeinschaft, je mehr sie sich an die Außenseite ihres Wesens verirrt; bis sie schließlich den Weg vorwärts in die Menschheit verloren hat, und in der Übersteigerung ihres Individualismus ihrem unwandelbaren Einfluß nichts mehr entgangen ist als die menschliche Natur und die Natur des Universums. Mit diesem Verlust der Objektivierung und ihres Verhältnisses zur Welt hat sie sich selbst das Grab geschaufelt. Wie unter einem unwiderstehlichen Zwange, der Forderung einer Verantwortlichkeit gestaltet Galsworthy die Zeit, keineswegs in der Absicht, aufwühlend anzugreifen oder zu strafen, sondern aus tiefem Mitleid heraus; läßt sie ihr eigenes wahres Gesicht sehen. Überschattet von einer wehen Melancholie taucht sein Blick mit seltener Leuchtkraft in die Tiefen von Menschen und Dingen, um selbst alltäglichsten Nüchternheiten noch einen ihnen innewohnenden Wesenszug jener Gesellschaft abzulauschen, der er ein Grabmal setzt. Hochadel, Industrieadel, Landadel, Geistesadel läßt er aufleben in seinen großen Romanen, jede Klasse in ihrer Wesenheit: die eine, durch die Vorherrschaft des Bürgertums gezwungen, sich ein wenig liberal zu zeigen, in höchster Vollendung und Verfeinerung ihre Stellung davon abhängig machend, daß man einen gewissen Anstand bewahrt; die zweite mit dem starren Selbstbewußtsein als Hauptmacht im Staat; die dritte, das Reich der „Könige ihrer eigenen Düngerhaufen", deren Seelen verbauert sind wie sie selbst und etwas von einer Bulldogge in sich haben; die vierte, die im Drang nach Freiheit einige alte Begriffe und auch den alten Kirchenglauben abgeschworen, um dafür nur um so größere Leere einzutauschen. Alle aber haben das gemein: als Individualismus eingeschlossen zu sein in die engen unerschütterlichen Grenzen der Tradition und ihrer ungeschriebenen Gesetze; neben dem Glauben an Gott der



Digitized by Google

Glaube an die Tradition: „Ich glaube an meinen Vater und an meines Vaters Vater, den Schöpfer und Erhalter meines Besitzes; und ich glaube an mich selbst und an meinen Sohn und meines Sohnes Sohn; und ich glaube, daß wir das Land geschaffen haben und es erhalten werden; und ich glaube an die Bildungsstätten und besonders an die Bildungsstätte, die mich erzog. Und ich glaube an die gesellschaftlich mir Gleichstehenden und an mein Haus — in alle Ewigkeit, Amen." (Country House.) Dieser Glaubenssatz umschließt die größte Tragik der auf ihre Sittlichkeit so stolzen Welt des Besitzes: das übersteigerte Machtbewußtsein, das sie ihres größten Verbrechens schuldig werden läßt: der Verneinung des Gefühls, der göttlichen Wirklichkeit der Seele; sie zu einer Welt macht, die den „lebendigen Tod" lebt, wo man nicht weiß, was Schmerz und Hunger ist — wo aber auch die Herzen nicht schlagen. Aus dieser Tragik schöpft Galsworthy die Probleme, auf die er seine Romane aufbaut, Probleme, die nicht nur auf die Gesellschaft beschränkt bleiben, sondern über ihre Grenzen hinaus ins Soziale, Allgemein-Menschliche, Weltanschauliche übergreifen. Welche Kaste auch immer er uns vorführen mag: den Hochadel im „*Patrizian*", 1911 (im Deutschen „*Der Patrizier*", übersetzt von Luise Wolf und Leon Schalit, Verlag Paul Zsolnay, Berlin, Wien, 1925, 400 S.), den Landadel im „*Country House*" (Tauchnitz Edition, 1907), den Geistesadel im „*Fraternity*" (Tauchnitz Edition, 1908), und „*The Dark Flower*" (Tauchnitz Edition, 1913), den Industrieadel in der „*Forsyte Saga*" (im Deutschen 1925 wie oben, 1. Band 520 S., 2. Band 808 S.); stets zeigt er uns die Klasse, geschlossen als Ganzes, in Abwehrstellung gegen das Gefühlsmäßige, das Lyrische, sei es nun, daß es von außen einzudringen versucht, oder sich innerhalb ihrer eigenen Mauern zu erheben wagt. Unerbittlich, unbarmherzig werden Eindringlinge niedergekämpft, Empörer ausgestoßen. Immer siegt die Klasse, die Tradition; im „Country House" wird die Katastrophe abgewandt durch die heldenhafte Selbstentäußerung einer Mutter; in „Fraternity" schreckt im letzten Augenblick das angeborene ästhetische Gefühl vor der Gemeinschaft mit dem Mädchen aus dem Volke zurück; im „Patrizian" zertrümmern Glauben an die Autorität und Verlangen nach Führerschaft, zu der nur der berechtigt, der selbst folgen kann, die leidenschaftlich geliebte Idealgestalt der Seele. In immer neuen Variationen immer das gleiche. Und wo einmal die Kraft der Klasse nicht ausreicht, über Gefühlsrebellen Herr zu werden, wie in „the Dark Flower", greift der Tod ein, um eine Verletzung der Gesetze zu verhüten.

Erschwert und bedeutungsvoller wird die Tragik dieser eigensinnigen Erstarrung dadurch, daß sie der Gesellschaft den Weg versperrt zu der übrigen Menschheit, von deren Existenz man wohl gehört, an die man aber nicht glaubt. Wie tief der Abgrund ist, der unüberbrückbar hier klafft, das spricht aus dem tiefen Staunen, mit dem Galsworthys Forsyte-Menschen, die Menschen der Besitz-Welt, die überall zu finden sind, der „johlenden grotesken Menge" entgegensehen, die wie „ein Strom, der von überallher kam", sich in den Westen ergießt, „diese unübersehbare, lebendige Negation von Lebensart und Forsyteismus-Demokratie, die stank, gellte, scheußlich war, ein Ungetüm". So hysterisch — was doch nicht englisch war — und den Anschein erweckte, als ob neun Zehntel des Volkes Ausländer wären. „Soziales Gewissen" ist ein unbekannter Begriff. Das Wohlwollen, das die Geistesaristokraten („Fraternity") jenen „Schatten" einer hilflos unterdrückten Welt entgegenbringen, hat nichts mit Mitgefühl zu tun; es ist vielmehr ein ästhetisches Unbehagen, ein Sich-Verletzt-Fühlen durch soviel Häßlichkeit und



Digitized by Google

Schmutz, das die Überzeugung von der Tugend und Realität der eigenen Klasse und der Lasterhaftigkeit und Irrealität der anderen nur bestärkt. Hier deutet das unsoziale Empfinden schon auf die Weltanschauung der Gesellschaft, die weder einem religiösen Ideal mehr dient, noch einem ewigen Menschheitsziel. Es fehlt ihrer christlichen Anschauung der Glaube an das Individuum, an das Gute in ihm, demzufolge sie ihm das Recht der Selbstbestimmung vorenthält. Mit Macht die Welt regierend anstatt mit Liebe, zeigt Galsworthy sie uns unfähig, eine Einheit zwischen beiden zu finden. Ihre Religion liegt in ihrem Sinn für Besitz in der jenseitigen Welt wie in der diesseitigen begründet. Indem man seine Kirchenstühle bezahlt, bringt man in praktischer Weise seine Sympathie für die Lehre Christi zum Ausdruck, die man im übrigen niemals in Zweifel zu stellen gewagt hätte. Ralph Waldo Emerson, der große amerikanische Essayist und Bewunderer Englands, spricht einmal von der „Schläfrigkeit des englischen Verstandes in bezug auf die Religion". Später, mit der Zertrümmerung der alten Gefühlsbilder, geht auch die Religion verloren. „Im ersten Jahre sprachen wir ziemlich viel über diese Dinge. Im zweiten aber gibt man es auf, ich weiß nicht, warum — es ist furchtbar interessant." So spricht Jolly, der Vertreter der 3. Generation der Forsytes, zu seinem Vater. Und Jolyon erinnert sich, daß er „in seinem ersten Jahre in Cambridge auch ziemlich viel davon gesprochen und es im zweiten aufgegeben habe". Die nebelhafte Welt in den Wolken, die er sich nach und nach in seiner Phantasie zurechtgemacht, hindert ihn nicht, ewig zweifelnd sich selbst zu belächeln, und nimmt ihm nicht eine unüberwindliche Angst vor dem Tode, in dem er nur „das Nichts" sieht. Das Ende, zu dem diese schwerste Tragik der Gesellschaft unabweisbar führen mußte, ihren Lebensbankrott, erleben wir in dem Geschlechte der Forsytes, „dem stolzen Forsyte-Wald, diesem schönsten Bauholz des Landes". Bis ins innerste Mark getroffen durch das Eindringen zweier Mächte von außen, der Schönheit in der Gestalt Irenens, und des Freiheitsdranges in der Gestalt Bosinneys, erhält das stolze Geschlecht seinen Todesstoß durch den gleichen Blitzstrahl, der Bosinney zu Boden streckt. Denn die Schatten der Vergangenheit, „die Tradition", stellen sich auch der neuen Generation in den Weg, ihr, die zwar den Wandel bringt, Herrschaft des Herzens fordernd, freies Verfügen über ihr eigenes Leben, individuelle Freiheit — was ja etwas anderes ist als Individualität —, Liebe und Illusionen zerstörend und sie zu einem Leben verdammend, das, ruhelos, gehetzt, keine Zukunft bietet; ein Leben, das nichts mehr zu tun hat für die „Forsytes", die in dem Bild des „White monkey" die beißendste Satire auf das menschliche Leben sehen: „die Früchte des Lebens verzehren, die Schalen wegwerfen und dabei eingefangen werden."

In diesem letzten und reifsten Roman Galsworthys, der Forsyte-Saga, einer nach dem Weltkrieg vollendeten Erweiterung des 1906 erschienenen „A Man of Croperty" und „Salvation of a Forsyte" (1910) (der letzte Teil „The White Monkey", 1924, ist in der deutschen Übersetzung noch nicht erschienen), finden wir, was Aufbau, Technik und Tendenz anbelangt, das englische Gegenstück zu dem größten und letzten Bürgerstandsroman unserer eigenen Literatur, den „Buddenbrooks" von Thomas Mann. Mit Thomas Mann hat der englische Dichter auch diese Eigenart im Stil gemeinsam, das er allem Gefühl mit trauerndem ironisierendem Zweifel gegenübersteht. Stets läßt er die Frage offen, ob die Menschen, die ganz aus dem Gefühl leben, auf diese Weise wirklich zur Erfüllung ihres Wesens kommen. Selbst die größte Leidenschaft, die ja doch immer nur eine „summer



Digitized by Google

love" ist, scheint ihm nicht wert, für sie aufzugeben, was einem eingeboren: Traditionen, Sitten, oder gar ein Gelübde zu brechen, das man einmal für unzerbrechlich hielt. Wie bei Mann beginnt bei ihm mit dem Sieg des Gefühls der Verfall, der Niedergang. Zweifellos gehört seine eigene Sympathie den Menschen des Besitzes, den traditionellen Verstandesmenschen, die er bis in ihre tiefsten Regungen hinein erlebt und zu vollkommenster Gestaltung bringt. Ohne daß er die Anwendung erklärender Beschreibungen oder seelischer Zergliederungen nötig hätte, läßt er sie uns in ihren alltäglichen Gesprächen und Handlungen in ihrer ganzen Wesenheit anschaulich werden. In ihrer äußeren Haltung erleben wir die innere Haltung dieser Menschen, die niemals über ihre Gefühle sprechen, sondern sich gegenseitig ihr inneres Erleben ablesen aus der kleinsten Wandlung in den Gesichtszügen, dem Tonfall, aus einer unscheinbaren Geste, wie das leise Zittern einer Waffel in der Hand, das Aufheben und Absetzen eines Weinglases, ohne es berührt zu haben. Hinter einem bedeutungslosen Dialog erfühlen wir in der Tiefe Stürme brausen und wehen. Hier tut sich eine Gestaltungskraft kund, die wahres Dichtertum von jenem modernen Artistentum unterscheidet, das mit endlosen lebhaften Gesprächen verbergen muß, wie wenig Gefühl dahintersteckt. Lady Chesterton, diese prachtvolle Verkörperung des aristokratischen Prinzips („Patrizier") begegnet mit ihrer Enkelin Barbara einem Stier: „Nimm keine Notiz von ihm, das ist das beste. Wenn er wild wird, werde ich mit ihm reden. Mich wird er nicht anrühren. Ich will nichts mit ihm zu schaffen haben. Ich werde ihn einfach nicht beachten." Liegt in diesen wenigen Worten nicht die Charakteristik einer ganzen Klasse? Während Galsworthy uns seine Verstandesmenschen in voller Wirklichkeit erleben läßt, gibt er uns — in der den Neurealisten eigenen Art — die Menschen aus der gegensätzlichen Welt nur als Spiegelbilder in der Seele jener. Wir sehen ihr Schicksal sich entwickeln in ihren Auswirkungen auf die Welt des Besitzes. Wir erahnen sie gleichsam nur. Immer bleibt Irene im Hintergrund. Wie etwas Fremdartiges, Abgeklärtes gehört sie nie zu ihrer Umgebung, kommt immer von irgendwoher. Wir hören wohl von ihrem bernsteinfarbenen Haar, der zarten Elfenbeinblässe, den sanften dunklen Dulderaugen, dem schwebenden Gang, ohne daß diese Schönheit greifbar wird, wie die der anderen Frauen, unter denen einige sind, die etwas von jenem bezaubernden Liebreiz, jener Feinheit, Zartheit und Reine an sich haben, die den Idealgestalten der Poesie eines Meredith, Cooleridge, Wordsworth, Shelley eignet. Irenens Schönheit erscheint uns als etwas rein Geistiges. Auch die Welt der sozial Ausgestoßenen, der „Schatten" in „Fraternity", erleben wir nur als Spiegelbild in ihren Wirkungen auf das erschütterte Gemüt der jungen Thyme.

In Galsworthys Skepsis dem Gefühl gegenüber müssen wir — neben dem festeingewurzelten Glauben an die Autorität — den Grund dafür suchen, daß er seinen Problemen nie eine Lösung gibt. So sehen wir ihn zwar immer wieder auf das ihm vor allen anderen so bedeutungsvoll scheinende Problem der Ehe zurückgreifen, fühlen sein tiefes Mitleid für die armen Wesen mit der gehetzten Seele — in ihm selbst ist etwas von der Ritterlichkeit des alten „Knight" (1910), der für die Ehre einer Unbekannten sein Leben im Duell läßt —; aber nachdem er an die Macht des Gefühls nicht glaubt und jede Verletzung des Gesetzes zurückweist, beschränkt er sich darauf, zur Lösung des Problems auf eine Ehe hinzuweisen, die sich auf innere Wahrheit gründet. Die Gestalt Irenens, halb mystisch, halb symbolisch, scheint der Versuch einer Versöhnung durch Schönheit und das Frauenherz in



Digitized by Google

seiner seltsamen Offenbarung von Stärke; aber es bleibt eben ein Versuch. Weiter geht er niemals. Auch auf sozialem Gebiete nicht. Daß soziale Nöte ihm nicht fremd, sondern an sein innerstes Herz rühren, das sagen uns die zahlreichen Skizzen und Novellen, die geschöpft sind aus den Tiefen aller Klassen, aller Typen, aller Leiden und Qualen. Auch hier sieht er die Lösung nicht durch gewalttätigen Umsturz, vielmehr durch natürliche Entwicklung. Als Grundelement der sozialen Entfaltung schwebt ihm die ethische Gesundung der Volksseele vor, eine Idee, die er, in der gewohnten Art, sich selbst ein wenig zu ironisieren, in dem jungen Martin Stone („Fraternity") gestaltet, dem jugendlichen Fanatiker, der engste Lebensgemeinschaft mit dem Volke sucht, um es an seiner Wurzel zu heilen; und in dessen Gegenstück, dem alten schwachsinnigen Mr. Stone, der jedes Gemeinschaftsgefühl mit der lebenden Menschheit verloren hat und den Rest seines Lebens der Abfassung einer Schrift widmet, die der Welt die Verbrüderung bringen soll.

Nicht nur die Lösung vermissen wir bei den Problemen Galsworthys, sondern auch die Vertiefung ins Weltanschauliche, was man leicht als Mangel seiner Dichtkunst empfinden könnte. Indessen fehlt es zwar den Menschen der Gesellschaft, die hier dichterisch gestaltet ist, an Weltsinn, nicht aber dem Dichter selbst. Seine Helden tragen wohl den einen oder anderen Zug seines eigenen Wesens; keiner unter ihnen aber ist eine Selbstverkörperung, und selten sind sie Träger seiner innersten Ideenwelt. Der Grund liegt vielleicht in einer gewissen angeborenen Scheu vor dem, was der Tradition nach „in höflicher Gesellschaft nicht erwähnt wurde"; vielleicht auch scheint es ihm vermessen, ein Wissen über Dinge sich anzumaßen oder laut werden zu lassen, die für sein Empfinden so viel größer sind als er selbst. Hinter der Erstarrung und Irreligiösität seiner Gestalten sehen wir etwas aufleuchten, das, wie durch einen Schleier verhüllt, eine verborgene Tiefe seines eigenen Wesens dunkel ahnen läßt. Vom Schicksal in eine Zeit zwischen zwei Epochen gestellt, ist er ehrlich genug gewesen, den alten Glauben abzuschwören, den er durch Mechanisierung zur leeren leblosen Form entstellt sah; das Samenkorn des Glaubens der Zukunft aber ist ihm zwar schon in die Seele gelegt, doch noch nicht aufgegangen. In dieser Zwischenzeit, die wie die Zwischenzeit des Todes zwischen zwei Formen des Lebens ist, hat er sich ganz in die Natur, das Universum versenkt. Das ist ihm Gott. Das Allerschönste, Allergrößte, Allermächtigste, was Menschen erfinden oder nur ausdenken können, fühlt er in ein Nichts verschwinden vor dem Angesicht dieses Gottes, „der einen Tempel hat wie die Sternennacht da draußen". („Dark Flower.") Diese Ahnung einer neuen Religion, ihm selbst noch etwas Ungewisses, Unwirkliches, spricht zuweilen aus seinen Menschen, am fühlbarsten gerade in der Gestalt, die die vollkommenste Verkörperung des gesicherten Besitztums und des Materialismus ist und doch, trotz ihrer Schurkerei, unsere ganze Sympathie gewinnend: dem reichen Mann. Gewiß ist es nicht nur die Tragödie eines von härtesten Schicksalsschlägen heimgesuchten Menschen, nicht nur dieses Höchstmaß an Selbstbeherrschung, wodurch er uns für sich einnimmt, sondern eben diese Ahnung eines Unerklärlichen, Höheren, Geheimnisvollen, das ihn zuweilen zum Dom zieht mit eigentümlichem Zauber, das er auch dem Tode innewohnen fühlt und das nichts zu tun hat mit dem Unsterblichkeitsglauben seiner Klasse, dem Glauben an das Fortbestehen in den Nachkommen; das ihn zur Natur flüchten läßt, die allein ihm Linderung gewährt in seinem qualvollen Sehnen nach Schönheit und Liebe, Lin-



Digitized by Google

derung durch Selbstvergessen, Loskommen vom Ich, vom Besitz und dafür ein Emporschweben in den reinen Äther des Selbstlosen, Zweckbefreiten, wo er alles begreifen kann. Diese Flucht in die Natur finden wir wiederholt bei den Menschen Galsworthys. Es ist, als suchten sie Befreiung von einem Druck, einer Enge, einem Zwang der Gesellschaft. So schleicht Barbara („Patrizier") in dunkler Nacht an das Meer: „Sie blieb stehen und blickte sich um. Und all das Vibrieren und Pulsieren von Körper und Geist erstarb allmählich in jener weiten dunklen Einsamkeit, in der das einzige Geräusch vom immerwährenden Anprallen der Wogen herrührte. Sie kannte diese toten Stunden — erst vorige Nacht um diese Zeit hatte Harbingers Arm im letzten Walzer sie umschlungen gehalten. Aber hier hatten die toten Stunden ein so ganz anderes Gesicht, ernsthaft und mit weitgeöffneten Augen; und als Barbara vor sich hinstarrte, kam es ihr vor, daß das Dunkel ihr bis auf den Grund der Seele blickte, so daß sie sich klein und ängstlich fühlte. Sie zitterte in ihrem pelzgefütterten Mantel, als wäre sie fast erschrocken darüber, sich so über die Maßen nichtig zu finden vor diesem schwarzen Himmel und dieser dunklen See, die in unbarmherziger Größe in eines zu verschmelzen schienen." Und Lord Miltoun, in der Not seiner gemarterten Seele, fühlt „dem Anstürmen der Wogen, diesen geschmeidigen Nymphen mit dem aschfarbenen, strömenden Haar, die sich dem Lande in die Arme stürzen, eine unerschöpfliche Freude entquellen, eine leidenschaftliche Ergebung in das ewige Schicksal, ein wundervolles Sichfügen in des Lebens unaufhörliches Geheimnis". — Weht hier nicht der Atem Gottes über diesen Menschen, die, wenn auch nur für Augenblicke, aus der Individualität ihrer Klasse hinausstreben wie auf der Suche nach der Seele und im Untertauchen in die Natur gleichsam ein Verständnis, ein Begreifen finden für das eigene Erleben, den tiefsten Sinn ihres Daseins, den Weltsinn? Den Weltsinn, der überall aus den Landschaftsmalereien spricht, die der Dichter — selten nur — in die Dialoge einstreut, und die mit den menschlichen Handlungen und Gefühlen in einer wundersamen Symphonie zusammenstimmen; ein Ton, den er der Natur abzulauschen weiß, gleitet beherrschend über Menschen, Dinge, Situationen. Diesem Überströmen in eine allauflösende Melodie, in der „die Nacht lächelt über die erregten Diskussionen der Menschen", und „die Wolken sinnen über ihre Geschicke", diesem Suchen und Sehnen nach Wiedervereinigung des Ichs mit dem All, gibt Galsworthy im Ausklang des Romans „Fraternity" tiefsten Ausdruck in den Worten, die er auf den bleichen Lippen des im nächtlichen Garten umherirrenden Greises erzittern läßt: „Universum, nimm mich auf" — wie der Schrei seiner eigenen Seele an die Ewigkeit, emporgesandt zum Sternenhimmel, der sich über die schweigende Größe der Nacht breitet, wo jedes Ich hinzusterben scheint.

*Das Drama Galsworthys.*

Während Galsworthy als Romanschriftsteller hemmungslos und erfolgreich in Deutschland Eingang findet, stößt er als Dramatiker mehr oder weniger auf Ablehnung und Widerspruch. Unzweifelhaft ist seine Epik höher zu bewerten als seine dramatische Kunst, die uns nicht nur den poetischen, sondern auch den weltanschaulichen Ton vermissen läßt. Die Bedeutung Galsworthys als Dramatiker ist eine rein englisch-nationale. Nicht als Dichter ist er hier zu werten, sondern als einer der Träger der neuen Periode im englischen Drama. Er folgt Bernhard Shaw in dem Bemühen, die Bühne wieder zu einer Quelle der Kultur, zu einer sittlichen Bildungsstätte zu machen, und schließt sich der Reihe derer



Digitized by Google

an, in denen sich, wie die englische Kritik anerkennt, „Vitalität, Geist, Ehrgeiz und Arbeit zum Theater durcharbeiten". Angebahnt bereits vor 70 Jahren durch Robertson, ist diese Wandlung eines Theaters, das auf eine Vergangenheit zurückblicken kann wie kaum ein anderes und 200 Jahre wie versunken lag, von größter Bedeutung. Der Umschwung ist bereits so weit gediehen, daß heute nicht nur das englische Theater um seiner selbst willen Beachtung verdient, sondern auch jeder, der daran mitgearbeitet hat, mögen die Ergebnisse auch nicht immer und nicht ganz den Bemühungen entsprechen. Galsworthy rechtfertigt mehr denn jeder andere die Hoffnung, daß das englische Drama auch von den letzten Schlacken befreit wird, die aus der Zeit seiner Verwilderung und Vernachlässigung ihm noch anhaften. Die Hauptmängel seiner dramatischen Kunst wurden oben schon erwähnt. Stärker als in seinen Romanen tritt hier die Tendenz hervor, gibt er sich als Erzieher und Mahner. Soziale Schäden, Übelstände, Schwächen gestaltet er, in der Absicht und Hoffnung, damit eine Lösung des Problems anzuregen. Wie in seinen Romanen verzichtet er auf psychologische Vertiefung von Einzelgestalten. Situationen gibt er, hervorgehend aus zwei sich bekämpfenden gegensätzlichen Typengruppen, die sich in das Problem zuspitzen. Klassengeist heißt das Thema von „*The Silver Box*" 1906, und „*The Windows*", 1924 (letzteres in der deutschen Übersetzung und im Verlag wie oben). „The Silver Box", die Gegenüberstellung des Verbrechers aus dem Volk und des Verbrechers aus der Gesellschaft, beide Schädlinge der Gemeinschaft, des gleichen Verbrechens schuldig, der eine verurteilt, der andere der Bestrafung entgehend, dank dem Gelde seines Vaters und seiner gesellschaftlichen Stellung. „The Windows", die Tragödie des kleinen Mädchens aus dem Volk, mit der brennenden Liebe zum Leben, zur Natur, zur Schönheit im Herzen, im Kampf gegen die Roheit des Lebens untergehend; die Gesellschaft aber mit ihren „Idealen und hohen Gesinnungen" ihm den Weg zum Aufstieg aus der Tiefe des Verbrechens versperrend. „*Joy*", 1907, und „*The Fugitive*", 1913, nehmen das Eheproblem seiner Romane in dramatischer Form auf. In „*Strife*", 1909, gestalten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse zum Problem, verkörpert im Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, beide sich gegenseitig vernichtend, indem die Übersteigerung ihres Prinzips ihre Ausstoßung aus ihrer Klasse zur Folge hat. „*Justice*" ist eine leidenschaftliche Anklage gegen das englische Gefängniswesen, dessen Rückständigkeiten und Engigkeiten, die (inzwischen — wie man sagt, infolge dieses Dramas — beseitigt) seinerzeit dazu angetan waren, einen Menschen seelisch zu erdrosseln, so daß er nur den Tod als Rettung sah. In „*The Forest*", 1923 (im Deutschen „*Der Urwald*", 1924, Übersetzung und Verlag wie oben), sehen wir wieder den Kampf um die Machtstellung durch Besitz. „*The Show*", 1925, deutsch „*Sensation*", 1926 (Übersetzung und Verlag wie oben), fand in England selbst nicht ungeteilten Beifall (woraufhin wohl die deutsche Presse sich verpflichtet fühlte, es bei der kürzlich erfolgten Uraufführung in Hamburg abzulehnen). Man argwöhnte einen Angriff gegen Presse und Gericht. Wie es aber dem Wesen Galsworthys durchaus fernliegt, aggressiv zu werden, so kann man ihm wohl auch hier kaum diesen Vorwurf machen, am allerwenigsten gegenüber dem Gesetz, an dessen Autorität er glaubt. Es ist ein ganz abstrakter Begriff, der sich hier zum Problem zuspitzt: das Publikum. Wirklichkeit gibt der Dichter. Zeigt seelisch gemarterte, gedemütigte Menschen, die gegen die Bloßstellung ihrer persönlichsten Angelegenheiten und heiligsten Gefühle sich auflehnen, ohne daß sie Träger seiner eigenen Ideen wären. Die Sinnlosigkeit eines



Digitized by Google

Systems stellt er zur Schau, das gegen Skandale vorgeht, indem es Sensation und dadurch noch größere Skandale aus ihnen macht. Zu den Indiskretionen aber, die Reporter und Detektiv bei Aufklärung eines Selbstmordes begehen, treibt sie nicht eigene Lust, sondern ihr Beruf, der ihr Broterwerb ist, und dessen Verpflichtungen darin bestehen, dem Publikum Sensationen zu liefern. Dieses Publikum, das kein Gefühl hat für die grenzenlose Gemeinheit, die darin liegt, eine Leiche der Schaulust der Öffentlichkeit preiszugeben, ist der Schuldige. Daß dieses sensationslüsterne Publikum gewissermaßen verspottet wird durch die ganz nüchterne Aufklärung des Selbstmordes, läßt die Bezeichnung des Stückes als „Reißer" nicht ganz gerecht erscheinen. In „*Loyalities*", 1925, im Deutschen „*Gesellschaft*", wird die Gesellschaft selbst zum Problem, in Abwehr und Kampf gegen den neuen in sie eindringenden Zeitgeist, den Geist der „Neureichen", der selbstsüchtigen Willkür, der weder Tradition noch Pietät kennt. Wie eine Mauer richten sie sich auf gegen dieses fremde Element, das einen der ihren des Diebstahls anklagt, fühlen sich mit dem Angeklagten in ihrer ganzen Klasse beleidigt und angegriffen, wehren sich, selbst als die Berechtigung des Verdachts immer offener zutagetritt. Die Feststellung der Schuld aber läßt das ganze Problem „Gesellschaft" auseinanderfallen. Dieses Stück erlebte in Berlin einen ungeheuren und anhaltenden Erfolg, der allerdings wohl zum Teil dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die meisterhafte Regie Reinhardts sich hier eine kleine Vergewaltigung erlaubte und bei einer Gegenüberstellung zwischen Aristokraten und Juden diesem den sittlichen Sieg zuerteilte, indem er ihn seinem Beleidiger die Hand hinstrecken ließ, die dieser ausschlug. Man muß dies wohl als ein Kompliment vor dem Publikum des Kurfürstendammtheaters deuten.
Zugestanden, daß die Dramatik des englischen Dichters ihre Mängel hat, so ist das Gute an ihr nicht zu übersehen. Sie atmet Leben, wirkliches, wahrhaftiges, unverzerrtes — wenn auch oft kaltes, erstarrtes Leben, oder wenigstens kalt scheinendes. Denn unter der Oberfläche glühen Funken. Eine große Bühnenwirksamkeit kann man den Dramen ebensowenig absprechen wie ihr hohes Ethos, ihre strenge künstlerische Schönheit und stille Würde. Was aber den englischen Dramatiker so wohltuend von den Modernen unterscheidet, die in krankhaftem Wahn vermeinen, Wirklichkeit in Zweideutigkeiten am treffendsten zu gestalten, ist das gänzliche Fehlen von erotischen Verzerrungen und Auswüchsen, ist gegenüber der Ironie des Verstandes, die aus Haß kommt, die Subjektivität des Herzens, die allein Dichtung ist.

*

## Vom Vierwaldstätter See

Abendliche Purpurglut
Wallt hinauf von Flühn zu Flühen,
Und du siehst ihr bebend Bild
Rot im dunklen See erglühen;

Rosenwolken ziehn einher,
Feuriger, dann wieder blässer;
In der Tiefe fluten sie,
Zart gespiegelt vom Gewässer.

Liebe, die der Sonnengott
Bergen, Wolken hat gegeben,
Lockt aus der geliebten Flut
Dieses sanfte Purpurbeben;

Liebe lodert hellentflammt
In Gebirgs- und Wolkengluten,
Liebe strahlt verschämt zurück
Aus dem Zittern dunkler Fluten.

Jakob Burckhardt (Aus den „Gedichten", Basel, B. Schwabe, 1926.)



Digitized by Google

# Dichtung und Leben

## auf der Gralwarte

Von Friedrich Markmann

AUS dem Gebiet der Theaterkritik und der Theaterskandale scheint mir ein Bericht unserer Berliner Vertretung über *Klaus Manns „Anja und Esther"* sowie über *Carl Zuckmayers „Der fröhliche Weinberg"* sehr beherzigenswert. Es ist, so heißt es darin über „Anja und Esther", das Werk eines Unreifen, Unvollendeten, ohne dramatische Gestaltungskraft. Immerhin ist es Dichtkunst und nicht Artistentum. Ob es seine Berechtigung als Drama hat? Gewiß ebensoviel Berechtigung wie die erotischen Exzesse und Verzerrungen der „Reifen", die Abend für Abend vor ausverkauften Häusern beklatscht und bejohlt werden. Dem Drama eines Zwanzigjährigen haftet naturgemäß eine gewisse „Einseitigkeit" an. Aber Einseitigkeit ist das wohl nicht, das ganze Leben mit allen seinen Werten, seinem Idealismus, seinem Heldentum vom erotischen Standpunkte aus zu analysieren, wie es die „Reifen" tun? So durchsetzt sind diese Leute von Erotik, daß sie auch hier nur Erotik wittern, von einer „Revue der Widerwärtigkeiten", „geschlechtlicher Unnatur" zu sprechen wagen, die es lediglich verstehe, „an alles Gemeine zu appellieren, aber nicht zu erregen". In diesem Drama ist nichts Gemeines, nichts, was als solches wirken soll oder auch nur wirken kann auf den, der Verständnis hat für das eine, was hier spricht: die grenzenlose, ungeheure Tragik einer Jugend, der eine entgötterte Zeit alles genommen hat. Nun rufen sie aus ihren Wünschen, Hoffnungen, Sehnsüchten, Qualen (zu denen allerdings auch die Qualen der Pubertät gehören) heraus fragend: Wohin? Ein Angstschrei ist es, kein Anklageschrei; nicht „los" wollen sie, nur wissen: Wohin? Antwort auf die Frage: „Was sind denn wir?", nachdem sie immer hören müssen, daß die Kultur am Sterben ist. Und niemand hört sie, versteht sie, „einer fragt nur immer den anderen, ob er ihm irgendetwas helfen kann", und sie können einander nicht helfen. Die aber, die helfen könnten, „die mögen uns nicht", „teils fühlen sie sich amüsiert, teils angewidert, und wenn wir ihnen unser Herz vor die Füße werfen, so wissen sie nichts anderes zu tun, als zu pfeifen oder zu klatschen". Ist das Erotik? Ist das gemein? Das ist Angst, das ist Not, das ist Verzweiflung, und diese Verzweiflung ist um so tragischer und herzzerreißender, weil eine so tiefe Gläubigkeit in ihr ist. Ungewiß, ungeklärt, ebenso ungeklärt, wie ihr Wissen vom Leben. Aber sie ist da, ist in der Atmosphäre dieses Hauses, Erholungsheim für gefallene Kinder, ist in jedem dieser Kinder, die alle ihre Gläubigkeit konzentrieren auf Anja, das zarte, vergeistigte Wesen, selbst ein Kind, bei der sie immer den Frieden ihrer Seele finden werden, auch wenn das Leben sie wieder hinaustreibt. Das Leben, das unbekannte, unheimliche, lockende, bunte, das in der Gestalt Eriks in ihr stilles Heim einbricht und Esther mit hinausreißt, die Freundin Anjas. Esther, in der das heiße Blut ihrer Eltern tobt, und die doch mit allen Fasern an Anja hängt, nicht ‚erotisch', sondern eben mit dieser wunderbaren Gläubigkeit: ‚Wenn du doch eine Heilige wärest'... Auch der Bruder geht mit, der Dichter, nicht von Erotik getrieben, sondern von der Sehnsucht, draußen im schillernden Leben vielleicht den Ton zu finden für das Lied, das in seiner Seele schwingt, noch unausgesprochen, das Lied der Jugend, von dem sie selbst



Digitized by Google

noch nicht wissen, wie es sein wird. ‚Nur traurig wird es sein, dieses Lied, denn nie hat eine Jugend so tief und innig den Tod geliebt wie wir.'
Damit vergleiche man nun den „Fröhlichen Weinberg". In Berlin erlebte das Stück vor einigen Tagen vor ausverkauftem Hause und beifalltobendem Publikum seine hundertste Aufführung, während es gleichzeitig bei seiner Erstaufführung in Leipzig abgesetzt wurde und in Wien durchfiel. Von allem, was diese Theatersaison bot, ist dies wohl der Höhepunkt von gröbster Gemeinheit, eine Anhäufung von Schimpfworten, Beschimpfung von Juden, Regierung, Vaterland, zügellosester, frechster Gemeinheiten, Prügeleien, Ausfällen von Trunkenbolden. Die Handlung: Ein Weingutsbesitzer, der sich rühmt, drei uneheliche Kinder sein eigen zu nennen und seine Frau durch peinliche Brutalitäten ins Grab gebracht zu haben, will seine Tochter dem Bewerber, einem ehemaligen Korpsstudenten, nur unter der Bedingung geben, daß die Tochter ihm vor der Verlobung den Beweis der Mutterschaft erbringe. Nach allerlei Versuchen, diese Bedingung zu erfüllen, worüber auf offener Bühne verhandelt wird, fällt die Braut in die Arme eines Schiffers, den sie immer wirklich geliebt hat, und in der Nacht eines Weinbergfestes schließen sie den Bund im Gärtchen, wo auch der Vater mit einer jungen Magd zum gleichem Zwecke weilt. Noch ein drittes Paar findet sich dazu, und schließlich kommt der Bund zwischen Bräutigam und Schankwirtstochter zustande. Parole: Zurück zur Natur. Einen anderen Sinn kann man mit bestem Willen aus dem Gekreisch und Gejodele einer wüst betrunkenen, mit Stühlen, Tischen und Misthaufen um sich und aufeinander losschlagenden Gesellschaft nicht herausraten. Wozu auch Sinn, genügt nicht ein unflätiger Matrosenfluch, begleitet von einem kräftigen Ausspucken über die ganze Länge der Bühne, um das Publikum zu kreischendem Beifall herauszufordern? Wer schrie eigentlich mehr, Darsteller oder Publikum? Und diese Darbietung von Gemeinheit zitiert man als „ein Stück, in dem doch gesunde Natur und Urwüchsigkeit zu spüren ist". Gegenüber dem Erstlingswerk von Klaus Mann, das man „eine Revue von Widerwärtigkeiten" nennt, und in dem zwar manche Unreife und Einseitigkeit, ganz gewiß aber kein einziges gemeines Wort zu finden ist, dafür aber eine feine Anmut und etwas, was man ja wohl ethischen Wert nennt.

*

Vier umfangreiche, ihrem Inhalt nach bedeutsame Festschriften, die allesamt in den jüngsten Zeiten erschienen sind, locken zu Erwägungen, die sich auf den Stand der *Literaturwissenschaft* von heute beziehen. Wie alle Wissenschaft, so bleibt natürlich auch diese aristokratisch. Nur wenigen ist es möglich, auch nur die Zeit aufzubringen, die vielfachen Strömungen, die teilweise im wirren Chaos durcheinanderfluten, im einzelnen zu verfolgen. Um so willkommener dürfte es manchem sein, an der Hand der in diesen Festschriften vereinigten Aufsätze wenigstens in etwa ein Bild der Gegenwartslage einer mächtig aufstrebenden Wissenschaft zu gewinnen. Muß ihr Betrieb im einzelnen den Fachleuten überlassen bleiben, so strahlen doch die gewonnenen Erkenntnisse wirksame Kräfte in unser gesamtes geisteswissenschaftliches und nationales Leben aus. Die eine Festschrift, „*Vom Geiste neuer Literaturforschung*", ist *Oskar Walzel* gewidmet, die andere nennt sich einfach „*Festschrift August Sauer*", die dritte, *Franz Muncker* zugeeignet, wagt schon die Aufschrift „*Ernte*", während die vierte einzig von *Robert Petsch*, „*Gehalt und Form*", *Wilhelm Braune* dargebracht wird. Es hat etwas Rührendes, in dem ganzen Ethos dieser Werke überall den Dank der Schüler an ihre Meister zu spüren, auch wenn einzelne dieser jungen Gelehrten es an Lei-



Digitized by Google

stungen mit den älteren schon aufnehmen. Wohltuend empfindet man diese Pietät anderen Äußerungen weniger bescheidener und weit weniger bedeutender Jüngeren gegenüber, die sich brüsten mit dem naiven Bekenntnis, daß Vorkriegsliteratur für sie überhaupt nicht vorhanden sei. Infolgedessen vermehren sie die Zahl der Bücher mit ihren unreifen Erzeugnissen, indem sie gar nicht wissen, daß der anspruchsvolle Umschlag, den ihre jugendlichen Elaborate tragen, vielleicht auch noch eine ganz spezifisch moderne Art der Konfusion das einzig Neue ist, was sie der Menschheit schenken. Wieviel Bücher würden wohl weniger gedruckt, wenn von den Verfassern derselben etwas mehr gelesen würde! Diese Gesinnung der Pietät, wie wir sie in den Festschriften wahrnehmen, hat auch ihre rein wissenschaftlichen Vorteile. Sie sichert wenigstens in etwa die Tradition und die organische Verbindung des Alten mit dem Neuen. Sie bietet auch eine Gewähr dafür, daß man jenen Gefühlen, die man einem verehrten Lehrer entgegenbringt, nun auch vor diesem nicht Halt gebietet, sondern mit der gleichen Liebe auch ältere Zeiten umspannt und manches bisher Vernachlässigte. Es hat vor einiger Zeit *Joseph August Lux* ein Buch erscheinen lassen, *„Ein Jahrtausend deutscher Romantik"*. Wie sein Roman *„Der himmlische Harfner"* deutlich verrät, ist Joseph August Lux selbst ein Romantiker. Alle die Motive, die wir aus Wackenroder, Novalis, Tieck, Friedrich Schlegel und Eichendorff kennen, kommen in dieser wunderschönen, echt musikalischen Mär wieder zum Klingen. Ist es auch oft mehr Musik als Gestaltung, so doch ein Werk, das man in Erholungsstunden mit Freude liest und aus dem man gewiß gläubige Erhebung des Herzens gewinnt. In der literaturgeschichtlichen Arbeit verrät der Dichter ausgedehnte literarische, geschichtliche und heimatkundliche Kenntnisse, vor allem aber eine urwüchsige Liebe zu Österreich und seiner glorreichen deutschen Vergangenheit. Wir könnten uns beklagen, es sei doch das norddeutsche Geistesleben zu wenig gewürdigt worden, es gehe nicht an, in dieser Weise gegen Weimar und Goethe zu reden und sogar die Gerechtigkeit zu vergessen. Ist es doch nicht wahr, wie auch Baumgartner es ausführt, daß man die Wahlverwandtschaften einfach als eine Verherrlichung des Ehebruchs auffassen dürfe, wird doch derselbe geradezu „prinzipiell abgelehnt" (Baumgartner-Stockmann). Die Wirkung der Schrift wäre auch größer gewesen, wenn nicht die bona fides bei vielen bezweifelt würde, denen wir sie zuerkennen müssen. Es könnte doch auch sein, daß die Wertung mancher Werke, die Joseph August Lux mit den strahlendsten Beiwörtern versieht, nicht bloß darum von anderen nicht geteilt würde, weil ihre Verfasser Österreicher wären. Eine Mischung von Panegyrikus und Angriffsdrommeten dürfte nicht die glücklichste Art für solche Auseinandersetzungen sein, auch wenn von ferne ein romantisches Posthorn irgendwie begütigend hineinruft. Da aber ein Teil der Beschwerden des Verfassers zweifellos berechtigt ist, so darf sich der Gegner nicht beklagen. Wir alle werden uns im Gegenteil gerade in einer Zeit, die den großdeutschen Traum wieder lebendig sieht, auch in der Literaturgeschichte daran erinnern, daß wir wohl „zwei Staaten" sind, aber doch „ein Volk". Führt Lux mit Entschiedenheit seinen Kampf gegen die „Edle Menschlichkeit", insofern diese bewußt sich gegen die christlich-germanische Überlieferung stellt, so darf doch wieder nicht vergessen werden, daß auf dem Gebiete der Gestaltung, die auch den höchsten Gehalt immer nur in der Form des Menschlichen zu geben vermag, die ungeheure Erweiterung der sprachlichen Ausdruckskraft auch dann noch einen absoluten Wert behält, wenn man mit dem darin verkörperten Geiste nicht ein-



Digitized by Google

verstanden sein kann. Joseph August Lux darf sich der Erwartung hingeben, daß sein Ruf nicht vergeblich sein werde, daß die schon in gleicher Richtung arbeitenden Tiefenkräfte etwa des Kreises Sauer-Nadler, der gerade in der vermittelnden Hauptstadt eines wichtigen Bindegliedes zwischen Nord und Süd zuerst seine Tätigkeit entfaltet hat, sich noch mächtig auswirken werden, daß endlich die ganze kulturelle Lage des Abendlandes schon mit Urgewalt in verlassene Bahnen drängt. Trotz aller Vorbehalte wäre zu wünschen, daß gerade die Lehrer des Deutschen an unseren höheren Schulen sich mit diesem Buch auseinandersetzten, gibt es doch in jedem Falle einen starken Stoß zu neuem, edlem Bemühen.

Kehren wir nun zurück zu den Festschriften, so verdient weiterhin hervorgehoben zu werden, daß sie uns bekannt machen mit fast allen führenden Köpfen der Literaturgeschichte der Gegenwart. Fehlen einige, wie Gundolf, Nohl, Viëtor und Bertram, unter den eigentlichen Mitarbeitern, so kommen doch auch sie indirekt zu Worte. Von selbst werden die Namen zu Symbolen der von ihnen vertretenen Bestrebungen, und erst hier offenbart sich der ganze Reichtum einer sich verjüngenden Wissenschaft. So gut wie alle Linien, die einst *Werner Mahrholz* in seiner Darstellung der Geschichte der neueren Literaturwissenschaft gesammelt hat, leuchten hier auf. Dem einen (Fritz Strich) geht es mehr um das Systematische des Stiles, dem anderen (Nohl) um das Typenpsychologische, einem dritten (Julius Petersen) um die Gattungen der Form, einem vierten um naturwissenschaftlich-ethnographische und geistig-biologische Zusammenhänge (Nadler), einem fünften (Unger) um die geistigen Probleme in der Dichtung und ihre Geschichte, einem sechsten um das Sprachliche (Burdach), und so treten neue Formen und Methoden neben die alten, vereinzelt für sich oder mit ihnen vereint. Es muß hier der Versuchung widerstanden werden, besondere Leistungen hervorzuheben. Sonst würden wir etwa auf *Victor Klemperers* Arbeit in der ‚Ernte' *Jeanne d'Arc als dichterische Gestalt* oder auf des gleichen Verfassers *Französische Klassik* in der Walzelfestschrift oder auf *Georg Stefanskys Grillparzers geistige Persönlichkeit* hinweisen. Zu den zahlreichen Arbeiten über Goethe dürfte bei aller Anerkennung doch behauptet werden, daß diese Weide einigermaßen abgegrast ist. Alles in allem bestätigen die neueren Forschungen, deren in diesen Bänden eine stattliche Reihe, besonders von *Robert Petsch*, versammelt sind, die Anschauungen, die schon Baumgartner entwickelt und Stockmann weiter gepflegt hat. Wenn auch hier und dort, zum Beispiel im Unsterblichkeitsglauben, einmal Günstigeres durchbricht, so doch in keinem Falle etwas, was über das Edelnaturhafte hinausginge und Goethe unter die christlichen Dichter versetzen würde. Mag sein, daß man allerlei Stellen im „Faust", etwa der von der Liebe von oben und ähnlichen, zwanglos einen christlichen Sinn unterstellen kann, mag auch sein, daß hinter allen Symbolen sich tief innen in der Seele des Dichters, der solche persönlichen Geheimnisse zu hüten wußte, noch mehr Glaube aus den Tagen seiner ersten und zweiten Jugend erhalten hat, als sich beweisen läßt, eine Arbeit wie etwa die von Wilhelm Hertz über Fausts Himmelfahrt würde von neuem zeigen, wenn wir es noch nicht wüßten, daß von einem spezifisch christlichen oder gar katholischen Gehalt auch im Schlußteil des „Faust" nicht die Rede sein kann.

Man hat manchmal behauptet, es sei in der Literaturgeschichtsauffassung von heute eine tiefe Kluft zwischen der mehr geisteswissenschaftlichen und der mehr biologischen Richtung, indem man als Gegenpole etwa Walzel und Nadler nannte. Dergleichen ist zum mindesten stark übertrieben. Wenn man z. B. Nadlers Bei-



Digitized by Google

trag in der „Ernte" liest, so kann man sich dem Eindruck gar nicht entziehen, wie sehr es diesem Forscher, der sich über das Erdgebundene allen Menschentums klar ist, doch in diesem Mixtum compositum auf den Geist ankommt. Das anerkennt auch Unger, ohne sich darum zu scheuen, Auffassungen Nadlers über Hamann anzuzweifeln. Unger steht wiederum Walzel sehr nahe, andererseits sucht Stefansky, der zum Kreise Sauer gehört, ganz bewußt das Stammesgeschichtliche mit dem Geistesgeschichtlichen zu verbinden. Es ist überhaupt zu beklagen, daß über Nadlers Werk mancherlei irreführende Darstellungen verbreitet wurden, gegen die sich der Verfasser schon 1921 in der Vorrede zu seiner Berliner Romantik in scharfer Satire zur Wehr gesetzt hat. „Meine Gegner tun mit Vorliebe so, als hinge mein Werk verbindungslos in der Luft. Es mag das ja eine Folge des tagblinden Spezialismus sein, der diesen Leuten alles rundum verschleiert bis auf den Stecknadelknopf, an dem sie gerade polieren . . ." Nadler weist mit Erfolg darauf hin, durch wieviel Fäden seine Art, die Literatur und die Geschichte zu sehen, mit dem Gesamtgewebe der neueren Wissenschaft verbunden ist. Könnte man denn auch gerade in unserer Zeit einem Werke Geschichtlichkeit im großen Sinne absprechen, das Herder als seinen Ahnen verehrt?

Als charakteristischer Zug jener Festschriften kann noch angesprochen werden eine vorurteilslosere, weltoffenere Haltung allen Erscheinungen gegenüber. Auch hier ist wohl eine Wende vom Subjektiven und vom Fachsimpeltum ins Objektive und ins Weite festzustellen. Manche würden das einen katholischen Zug nennen, obgleich es sich hier nur einfach um eine andere menschliche Betrachtungsweise handelt. Von katholisch kann man dabei nur insofern sprechen, als dem Katholiken infolge seines religiösen Weltbildes subjektive Einseitigkeiten ferner liegen als anderen, die auch in der Religion einzig das Subjektive gelten lassen. Diese Hingabe an die Dinge zeitigt als Frucht von selbst ein ganz neues Leben, neue Farben und neue Töne. Sie drängt aber zugleich in der neuen Fülle auch zur Sehnsucht nach neuer Einheit. Und da beginnt nun eine große Schwierigkeit. Die letzte Einheit in der Wissenschaft kann immer nur kommen aus einer einheitlichen Philosophie. Gerade diese aber fehlt. Wie sehr sie abhanden gekommen, das zum wenigsten beweist *Herbert Cysarz* mit seinem eben erschienenen Werk: *„Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft"*, Kritik und System. Was hier geschrieben wird, gibt nur einen ersten Eindruck, der aber ist niederschmetternd. Cysarz unternimmt den gigantischen Versuch, für unsere Zeit und unter Hinblick auf die Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft ein System zu entwickeln, das mit Hegel und den übrigen Systembauten des deutschen Idealismus wetteifern soll. Einmal möchte man fragen, ob das denn die Aufgabe der Literaturwissenschaft sein könne, und welche Vorbildung dazu nicht Cysarz selbst, sondern der Jünger der Literaturwissenschaften überhaupt, mitbringe. Wo kommen wir hin, wenn jede Spezialwissenschaft nicht nur ihre letzte Verankerung im Philosophischen hinfürder betrachten, sondern darüber hinaus eine eigene Philosophie begründen will? Cysarz wird antworten, daß man dazu eben gezwungen sei, weil die Philosophen ein solches System bisher nicht geliefert haben. Er wird darauf hinweisen, daß es einfach unmöglich sei, auch fernerhin noch Stoff auf Stoff zu häufen und Gesichtspunkte zu Gesichtspunkten, wenn man nicht die großen Kategorien wiederentdecke, die geräumig genug seien für alles Sein. Mir scheint indes, daß hier alles Bemühen vergeblich, und daß die Stunde noch nicht gekommen ist. Eine solche Philosophie wird ein buntes Mosaik aus Bergson, Schopenhauer, Hegel und anderen



Digitized by Google

werden, keineswegs aber eine allgemeingültige Lehre. Praktisch aber wird das Studium doch unmöglich sein, wenn jeder Literaturprofessor seine Vorlesungen beginnen soll, wenn nicht bei Adam und Eva, so doch mit Zeit und Raum. Gewiß, Cysarz will nur für solche schreiben, bei denen die Spezialkenntnisse der Literaturwissenschaft vorausgesetzt werden können. Es soll überhaupt nur ein erster kühner Versuch sein. Ich glaube aber, daß dieser Versuch fruchtlos bleiben, ja, daß er die Verwirrung sogar noch vermehren wird. Denn hier hilft kein anderer Weg, als wieder anzuknüpfen an jene Philosophie, die einmal die allgemeinverbindliche und allgemeinverbindende Europas gewesen ist. In ihr war das große Erbe der Geschichte, neu belebt und jener Zeit gemäß treu weitergeformt. Es wird notwendig sein, auf dieses Fundament zurückzugehen und dann in den neuen Bau all das organisch einzufügen, was seitdem an Philosophie ist geleistet worden. Das hinwiederum ist eine Aufgabe, die von der Literaturwissenschaft den Philosophen überlassen bleiben muß, und sie sind ja auch an der Arbeit. Die Bäumker und Hertling haben nicht umsonst gelebt. Und die neueren, wie Grabmann, Bernhard Jansen, Peter Wust, Erich Przywara, um nur gerade diese zu nennen, die am Ende die bekanntesten sind, haben hier schon glücklich weitergeschafft — wovon allerdings Cysarz, wenn er zum Beispiel das Problem der Individualität behandelt, nichts zu wissen scheint. (Es soll kein Vorwurf sein, denn er weiß wahrlich viel.) Ich würde es bedauern, wenn ein Geist, der so Fruchtbares auf dem Gebiete der Literatur schon geleistet hat und noch zu leisten verspricht, sich in die endlosen Steppen der Philosophie verirren würde, anstatt, wie Oskar Walzel, mit sicherem Instinkt an den Grenzen haltzumachen, die dem modernen Literaturforscher einmal gesetzt sind, der Spezialwissen treiben muß — ohne eine reflex zur Klarheit gehobene Philosophie.

*„Vom Geiste neuer Literaturforschung."* Festschrift für Oskar Walzel, herausgegeben von Julius Wahle, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar, und Victor Klemperer, Professor an der Technischen Hochschule Dresden. 232 Seiten Quart. Preis 18 Mk., Ganzleinenband 22 Mk., Akademische Verlagsanstalt Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam.

*„Die Ernte."* Abhandlungen zur Literaturwissenschaft. Festgabe für Franz Muncker, herausgegeben von Fritz Strich und Hans Heinrich Borcherdt. 413 Seiten Oktav. Preis geh. 16 Mk., geb. 18 Mk. Verlag Max Niemeyer, Halle a. d. Saale 1926.

*Robert Petsch: „Gehalt und Form".* Gesammelte Abhandlungen zur Literaturwissenschaft und zur allgemeinen Geistesgeschichte. 572 Seiten Oktav. Preis geh. 18 Mk. Verlag von Fr. Wilh Ruhfus, Dortmund 1925.

*„Festschrift August Sauer."* Zum 70. Geburtstag des Gelehrten, am 25. Oktober 1925, dargebracht von seinen Freunden und Schülern. 400 Seiten Großoktav. 14 Mk. broschiert, 16 Mk. in Ganzleinen. I. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

*Joseph August Lux: „Der himmlische Harfner".* Ein deutscher Roman. 256 Seiten, geb 7,50 Mk. Verlag J. P. Bachem G. m. b. H., Köln a. Rh.

*Joseph August Lux: „Ein Jahrtausend deutscher Romantik".* Zur Revision der deutschen Literaturauffassung. 268 Seiten, geb. in geschmackvollem Halbleinenband, 8°, 9 Mk. Verlagsanstalt Tyrolia A.-G., Innsbruck, Wien, München.

*Herbert Cysarz: „Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft".* Kritik und System. 304 Seiten, 8°, geh. 10 Mk., Ganzleinen geb. 12 Mk. Max Niemeyer, Verlag, Halle a. d. Saale 1926.

*

Theodor Matthias muß wohl eine ungewöhnliche Liebe zu Wolfram von Eschenbach im Herzen tragen, wenn er sich der Mühe unterzogen hat, die umfangreichen Werke des ritterlichen Epikers ganz von neuem ins Deutsche zu übertragen und sie obendrein in Selbstverlag zu nehmen. Nach verschiedenen Proben zu urteilen, ist der Übersetzer tatsächlich über seine Vorgänger hinausgekommen. Wir können



Digitized by Google

ihm auch dankbar sein, daß er Gemeinverständlichkeit und sachliche Treue über gewisse Formvorzüge gestellt hat, die für uns heute schon an sich weniger bedeuten. Das wohltuend klare und kurze Vorwort wäre wohl passend noch durch einige Erläuterungen zu den ihrem Inhalte nach fragwürdigen, aus der Zeit heraus zu verstehenden Tagliedern erweitert worden, wenn man es nicht überhaupt hätte vorziehen sollen, sie in einer für das Volk bestimmten Ausgabe fortzulassen. Gewiß hätte es der Verbreitung nicht geschadet, wenn auch sonst Weitschweifigkeiten herausgenommen wären. Doch über all dies ließe sich streiten. Parzifal als Vorläufer Luthers zu bezeichnen, scheint mir ein starkes Stück, das Hereinziehen der Katharina Bora in diese Zusammenhänge nicht eben taktvoll und die leise Umdeutung des Gralsymbols ins Protestantische historisch nicht berechtigt. Freuen wir uns doch lieber der Erkenntnis, daß Katholizismus und Protestantismus, so verschieden sie in manchen Punkten sein mögen, sich doch darin einig sind, daß vom echten Christenmenschen vor allem und in allem die Gesinnung gefordert werde, wo immer sie aufgefaßt wird als Gegensatz zur Äußerlichkeit. Vielleicht entschließt sich der Verfasser auf Grund dieser heroischen Vorarbeit, uns nun auch eine Auswahl zu schenken, die in jeder Hinsicht geeignet ist, dem Volke zu dienen, dem protestantischen Haus, aber auch dem katholischen.

*Theodor Matthias*: „*Die Werke Wolframs von Eschenbach*". Im Geiste des Dichters erneuert. 2 Bände 8°, 1127 Seiten, kart. 15 Mk. Im Selbstverlag des Übersetzers. Auslieferung: Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1925.

*

# Adam von St. Victor

## Von Dr. Wilhelm Matthießen

WÄRE Adam Viktorinus, wohl der größte religiöse Dichter des Mittelalters, bekannt unter uns und berühmt wie sein Nachfahr und (in manchem) sein Schüler Dante Aleghieri und wie Thomas von Aquin, dann könnten wir uns jede literarische Einleitung und künstlerische Würdigung ersparen. Doch seit Jahrhunderten schon sind Adams Hymnen und Sequenzen aus dem Missale verschwunden, nicht in das Brevier hinein, dessen Hymnen die nachtridentinische Zeit vielfach in humanistischem Sinne umformen zu müssen glaubte, sondern in den Moder der Bibliotheken. Es war das eine ganz natürliche Folge der Entwicklung, auf die man nicht einzugehen brauchte, wenn dieses Eingehen nicht notwendig wäre zum Verständnis der Viktorinischen Sequenzen: unsere Zeit verlor das religiöse Gefühl des Mittelalters. Wir fühlen reformatorisch. Ist nicht schon das Wort „Gefühl" bezeichnend? Beweisen wir nicht durch seinen allzu häufigen und gedankenlosen Gebrauch, daß uns das Wissen um, der strenge Glaube an das Absolute verlorenging? Wie empfinden wir heute etwa die Verse des Thomas von Aquin:

Fracto demum sacramento, —
ne vacilles, sed memento,
tantum esse sub fragmento,
qantum toto tegitur.

Vor allem als lehrhaft, als unpoetisch. Denn bei uns liegt das Poetische im Gefühl, bei dem mittelalterlichen Christen aber auch in dem gewaltigen Wissen um den



Digitized by Google

Glauben. Ein kleiner Vergleich mag das verdeutlichen: Welche Weihnachtslieder singen wir? Wir, das christliche Volk? Sind nicht unsere Christtagslieder Liedchen? Idyllen? „Stille Nacht, heilige Nacht —", „Blonder Knabe im lockigen Haar —", so singen wir heute, so dichten wir heute. Und Adam von St. Victor?

„Jesu, puer immortalis —"
„Jesu, du unsterblich Kind!"

Genau so ist es um unsere Marienlieder, während das Mittelalter der Maria Theotokos (Gottesgebärerin) sang, wie Adam von St. Viktor in der Hymne: Ave, virge singularis:

„Hoch klingt dir nun unser Lied,
Mutter des, der Erde, Himmel und Meere schied,
Um wunderbar das All zu kränzen;
Mutter des, der lebt, regiert und herrscht,
des Königtum
glorreich ohne Grenzen!
Mutter dessen, Mutter jenes . . .[1]
Ach, die Worte mich verlassen!
Wie soll ich solcher Gottheit Namen
in arme Worte fassen?
— — — — — — — — — — — —
Es blüht am Reis die Blume:
aus rollendem Stern die Sonne sich goß:
Der Eben-Ewige mit dem Vater
der Jungfrau-Mutter entsproß.
Der Erde gibt die Sonne
ihr Licht und ihre Wonne,
Frucht und Duft und Blüte.

Wahres Licht vom Himmel ist
Mariens Sohn, Herr Jesus Christ,
ewig unerschöpfte Speise.
Brot des Lebens schenkt
allen er, die ihn genießen,
und erquickt auf Wunderweise
das Herz, das sein im Glauben denkt,
in dem der Minne Blumen sprießen . . ."

Bedenkt man, daß die Verse der mittelalterlichen Hymniker und am meisten die des Viktoriners keine Leseliteratur sind, sondern Gebet, gesprochene und gesungene Liturgie, so ist mit diesen wenigen Zeilen schon mehr gegeben, als bloß eine Probe. Wundervoll blüht hier der Geist der Dome. Und wie wir Heutigen die Dome nur noch kunstgeschichtlich erfassen, so sind wir auch nahe dabei, das Mittelalter und seine „unbegreiflich hohen Werke" nur noch literargeschichtlich zu werten.

Darum ging ich an Adam Viktorinus, den Zeitgenossen Hugos und Richards von St. Viktor in Paris, von ganz anderen als literaturwissenschaftlichen Gedanken aus heran. Wir wissen viel ja auch nicht mehr von dem Dichter, als daß er ein „Brito" (Brite oder Bretagner?) war, daß er 1193 starb und etwa 50 Hymnen und Sequenzen schrieb. Was nützt es, wenn wir nachweisen, wie viele Verse Thomas von Aquin ihm mehr oder minder wörtlich entlehnte, daß Dante ihn benutzte, daß die ganze spätmittelalterliche Sequenzdichtung auf seinen Schultern steht? Es geht nur darum, sein gewaltiges Werk wieder lebendig zu machen durch Neuausgabe und deutsche Nachdichtung[2]. Denn mit diesem Werke wird auch alter Geist und alter Glaube lebendig.

Was hilft es uns weiter, wenn wir des breiten von der dichterischen Schönheit

[1] Cuius, eius . . . quid dicemus? [2] Das Buch wird, wie ich hoffe, zum Festum Christi Regis erscheinen.



Digitized by Google

unserer Hymnen reden? Von den rethorisch-poetischen Kunstmitteln? Wohl liegt auch hier Schönheit, unnachahmliche. Ich führe die Verse aus der Laurentius-Hymne an:

Parum sapis vim sinapis
si non tangis, si non frangis,
et plus fragrat, quando flagrat
thus iniectum ignibus:

Um Senfkorns Kraft weißt eher nicht,
bis du's berührt, und bis es bricht.
Und überm Weihrauch erst des Duftes Säule steht,
wenn in Gluten er zergeht ....

Aber liegt nicht die höchste Schönheit im Begriff? Im Jenseitigen? Die höchste, die letzte Schönheit liegt in dem Begrifflich-Unanschaulichen, das dem mittelalterlichen Dichter so sehr Eigentum ist, daß er es nicht mehr aus Gefühl und Zweifel heraus oder über bürgerliches Lebensgefühl hin zu erarbeiten braucht; so fügen sich ihm Bild und Sprache mühelos diesem ewigen Sphärengesang. Wir müssen uns das Lied der Sphären erst physikalisch-physiologisch und psychologisch errechnen. Und darum ist unsere religiöse Dichtung so oft Undichtung.
Ich weiß, daß das Bilder sind, nur Bilder. Aber diese Bilder decken ganze Fragenwirren ästhetischer Art, die ich, auf knappen Raum beschränkt, hier als solche nicht entwickeln kann.
Und es geht nicht um Fragen, sondern um das Leben, das heiße, heilige Leben. Und so schließe nicht ich, sondern Adam Viktorinus selber diese Zeilen:

(Aus: In natale Salvatoris.)
... Christ, der Unermeßlichkeiten Glänzen,
großer Gott du ohne Grenzen,
den kein Menschensinn nur streift,
nicht aller Räume Raum umgreift:
in der Menschen kleine Zeiten
kommst aus deinen Ewigkeiten,
aus dem grenzenlosen Überraum
in des Raumes kleinen Traum!

(Aus Profitentes unitatem.)
... Nichts in Gott, nur Gott allein,
Grund aller Gründe: Gottes Sein,
Schöpfers aller Gründe.
Ersten Werdens und Gestaltens hehren
Grund, zu dem die Dinge wiederkehren,
beten, Gott, in Dir wir an, —
All und Erde nicht:
was alles All erschafft:
Dich und Deine Kraft!
Geistes Macht ist wie ein Kind,
wenn sie den Eben-Hohen Lieder singt,
Stammeln nur der Überschwang ...
Nur der Glaube hoch und heiß
spricht das selige: Ich weiß!

Glorreich Glaubens Glocken klingen,
und mit ihnen all wir singen
hier in heiligem Gedicht,
das den Dreien in der Einheit
und dem Einen in der Dreiheit
hoch hinauf in Ewigkeiten
Glorienkronen flicht!



Digitized by Google

# Qui procedis ab Utroque, Genitori Genitoque pariter, Paraclite....

## (Pfinsten)

Der Du hervor aus Beiden gehst, / aus dem Vater, aus dem Sohne wehst — / gleicherweis', Paraclite: unser Wort, o laß es blühen, / o du, in hochberedtem Guß, / nach dir laß unsre Herzen glühen / durch deiner Flamme reichen Fluß.

Liebe Du vom Vater und dem Sohne, / Beiden gleich auf Gottes Throne, / Jedem gleich in Deines Wesens Krone: / Füllst das All und Alles hegest, / auf ihrer Bahn die Sonnen treibst, / die Himmel Du bewegest, / unbeweglich selber bleibst.

Seliges Licht, Du Licht voll klarer Pracht! / Siegreich jagst Du vor Dir her / allen Finsters schwarze Nacht / aus den Herzen dumpf und schwer. / Reiß't die Sünd' in Deinen Flammen / und der Sünde Scheiterstoß zusammen. / Denn in Deinem Schein / alle Welten wurden rein.

Den Schleier von der Wahrheit reiß't / und den Weg zum Frieden weis't, / zum Pfad der Gerechtigkeit lenkst. / Des Bösen Herz läß't ohne Labe / und den Frommen reich beschenkst / mit Deiner heil'gen Weisheit Gabe.

Nichts ist dunkel, wo Du lehrend thronest, / und kein Makel, wo Du wohnest. Unterm Rauschen Deiner Flügel / blüh'n der heit'ren Seele Hügel. / In Dir ist froh, in Dir ist rein, / selig der Herzen Schrein.

Du verwandelst Elemente, / gibst die Kraft dem Sakramente. / Böse Macht zurück Du schlägst, / uns'rer Feinde arge List / hinweg in Deinem Sturme fegst.

Wenn Du nahst, machst Du die Herzen mild, / wenn Du wandelst im Gefild, / flieht der Wolken schwere Nacht. / Herzens Flamme, heiliges Feuer Du, / nicht versehrst, gibst wehen Herzen Ruh, / wenn Deiner Gottheit Sonne lacht.

Und der stumpf und schlafend lag: / allen Sinn machst hell wie Tag. / In das Wort senkst Deine Schöne, / formest herrlich alle Töne, / und mit Deiner Minne dann / reiß't die Herzen himmelan.

Hilfe der Bedrückten Du, / Trauervollen Trost und Ruh / und den Armen die rettende Tür: / Erde zu verachten, schenk' uns Kraft, / mach' unsre Herzen sonnenhaft, / unsre Sehnsucht zieh' zu Dir.

Du, der Du liebst und schaffst ein frommes Herz, / der Du ihm Tröster bist in seinem Schmerz: / all' Übel laß in Deiner Flut ertrinken, / was unrein ist, versinken, / zum Frieden löse allen Streit, / sei Schutz und Schirm in allem Leid.

Der Du lehrend einst herniederkamest, / Jesu zagen Jüngern / alles Fürchten nahmest: / woll' Dich in Gnade neigen / auch über unser Haupt, / Dich auch uns als Tröster zeigen / allem Volke, das da glaubt.

Gleich ist der Drei-Personen Majestät, / gleiche Macht aus allen weht, / allen *einer* Gottheit Glanz: / Und Du, der Du hervor aus beiden gehst, / gleich bist Du den Hohen Beiden ganz / Einer Gottheit hehrer Schein / und in Keinem Verschiedensein:

Der Du so groß bist und so hehr: / groß wie der Vater, Gott wie Er: / Wie dem Vater und dem Heiland-Sohne, / also auch Dir an Deinem Throne / bringt in Demut Deiner Diener Schar / das Loblied Dir das sie Dir schuldet, dar.

*



Digitized by Google

# Expressionismus in Österreich

Von Friedrich Schreyvogl

SAGEN wir das deutsche Wort Gestalter des Ausdrucks, und schon wird manches deutlicher. So die Fragwürdigkeit der Abgrenzung. Was ist ein Expressionist, was ein Impressionist?

Es gibt eine schöne Novelle des österreichischen Erzählers Robert Hohlbaum, die Bruckner und Brahms einander begegnen läßt. In einer Frühlingsnacht gehen beide heim.

„Wenn Sie schaffen, schauen Sie immer aufwärts," sagt Brahms zu Bruckner, „die Posaunen, die steigen geradewegs in den Himmel hinauf", und man meint nun die große Kluft zwischen beiden zu erkennen. Bruckner, der die Welt von außen auf sich einströmen läßt, das Ganze, die Unendlichkeit, und Brahms, der halb traurig sagt: „Ich hab's verlernt. Ich blicke nur beständig in mich hinein." Aber Bruckner hat schon das erlösende Wort bereit: „Bei Ihnen ist dös eben anderst. Sö haben Ihnere Sterner einwendig."

Das läßt sich ohne Mühe auch auf die Dichtung anwenden. Noch vor der Entscheidung, ob Expression oder Impression das Wort bestimmt, steht ein Werturteil. *Es muß nur ein richtiger Stern sein, der „inwendig ist"*. Dann kann auch der persönlichste Dichter eine kollektive Sprache reden. Eine Sprache, die alle angeht. Das ist eine Frage der Leuchtkraft wie der Schaukraft. Sind die inwendigen Sterne so hell, daß sie Leben nähren und wärmen können, dann besteht das zu innerst Gebildete auch in den Stürmen der Wirklichkeit. Sind die Blicke dichterischen Erkennens nur stark genug, dann dringen sie durch die Form, die sie nachblickend abtasten, auch zu dem Wesen, das in ihr wohnt.

Nichts führt nun so rasch zu ihrem gemeinsamen Lebenspunkt — Formung des Inneren und Verinnerlichung des Seienden — wie das Erlebnis der Landschaft.

Merkwürdig, nur der intellektuelle Stadtdichter wird zum Träger der Extreme, niemals noch hat ein Bauerndichter zwischen dem Leben seiner Phantasie und dem der Wirklichkeit den vollen Kriegszustand eintreten lassen. Schon das Volksleben ist nur an seiner abgebrauchten Oberfläche banale, jeder ein wenig seltene Brauch steht bereits mit einem Fuße in einer anderen Welt, und mit tausend Brücken der Mythologie oder herzhaften Aberglaubens ist wiederum die Metaphysik der natürlichen Menschen an die Wirklichkeit gebunden, die ihr mühelos zum Ausdruck wird.

Volkslieder, Sprüche über alten Türen haben oft mehr impressionistische Abwegigkeit oder expressionistische Kühnheit ungewohnter Sprachbilder, als der „literarische Versuch", der sich primitiv gibt, weil er es verlernt hat, einfach zu sein.

So wird die Front, die man gegen den Expressionismus bezieht, nur zu leicht gefälscht. Die Regimenter tragen unrichtige Uniformen. Jene, die pathetisch die Form verteidigen, stehen in einer Festung, die sie selbst haben unschön und bau-



Digitized by Google

fällig werden lassen, und die anderen, die im Anmarsch gegen die Festung sind, wollen gar nicht gar keine Festung, sondern nur eine von neuen und wunderbaren Maßen, eine Gralsburg, die sie im Überschwang ersehnen, der noch keine Entfernungen abmessen kann. Man sieht zunächst Anstürmende und Verteidiger, obwohl sehr oft gerade die Anstürmer nur etwas verteidigen wollen: die Dichtung.

Es fällt auf, daß es zuerst die Mittelmäßigkeit war, die den Expressionismus, kaum geprüft, verdammte und als undeutsch, ja, als Verbrechen gegen die Sprache verwarf, was vielfach nur prächtiges Kraftgefühl war, das sich über erstarrte Grenzen dehnt. Wer aber kam zu Hilfe, daß diese Abwehr überhaupt richtig scheinen konnte? Die Anstürmer selbst und ihre eigenen Fehler. Die Um-jeden-Preis-Modernen schossen über das Ziel, wuchsen nicht aus der Erde des irdischen Lebensgefühles zur Freiheit des Unwirklichen und wurden schließlich wie losgerissene Fesselballons von dem Sturm ihrer Nervenkrisen geschüttelt. Das gab viel Staunen für den Zuschauer, oft auch nur Lachen.

Was wir vor eineinhalb Jahrzehnten als literarische Fehde vorgesetzt bekamen, war noch ein Handgemenge. Jahre der Entwicklung sind seither vergangen, und man sieht längst, wie man die Richtung in der Enge falsch beurteilt hat. Die Revolutionäre wollten nicht nur den Zusammenbruch, sondern auch ins Innere vordringen, das verdeckt und verstaubt war, und die Verteidiger der Ordnung wieder sind oft störend im Wege gestanden, wenn solche gewaltige Neuordnung der Welt verlangt wurde, weil sie fürchten mußten, in ihrem Epigonenmaß einer größeren Rechnung zu unterliegen.

Man sieht bereits klar, wie auch beim Expressionismus und beim Impressionismus ein altes Merkmal entscheidet: Die Sicherheit, mit der ein Dichter im Leben fest steht. Jene Sicherheit, die keinen Angriff gegen die alte Form sich zur leeren Verneinung blähen läßt und jeder neuen Form und Melodie wiederum die Würde gibt, sich als Natur zu empfinden, auch wenn sie zunächst dem gerade entgegengesetzt wird, was man bis dahin als natürlich angesehen hat. Ein gewisses *Lebensgefühl* entscheidet. Der Expressionismus ist in dem Augenblick zu seinem richtigen Sinn einer Verlebendigung gerettet, in dem er von wirklich Lebendigen aufgenommen wird.

Beispiele beweisen am überzeugendsten.

Eine Auswahl *„österreichische Expressionisten"* hat ihre guten Gründe. Es gibt keinen deutschen Stamm, der in seinen Eigenschaften Vorteile und mögliche Nachteile der betonten Ausdruckskunst deutlicher werden ließe als der österreichische. Denn kein Wort sagt klarer, was das österreichische Wesen ist, als dies: Lebensgefühl. Man könnte auch Lebensnähe sagen oder, wie vorhin, Sicherheit. Dieses Lebensgefühl drückt sich in Österreich auch jenseits der Literatur immer wieder in einem sonderbaren Verständnis für Kraft und Melodie aus, auch wenn es nicht gerade nach den alten Noten geht. Aber dann wird immer Sorge getragen, daß diese Revolution nicht in sinnlose Exzesse ausartet. Alle Wege in Österreich führen zum Leben, zum Sinn der Wirklichkeit, zum Bild, zur Melodie.

Am stärksten zeigt sich das bei jenen Talenten, die bäuerlich in der Landschaft wurzeln, wie etwa der junge Rudolf *Billinger* (zuletzt von der Stadt Wien preisgekrönt), für den ein Stimmungsbild „Melancholie" zeugen will. Die Landschaft stürzt Traurigkeit über den Menschen, aber auch aus dem Menschen wandelt Nachdenklichkeit und Schmerz nach außen. Aus ihrer Begegnung entsteht ein Bild von seltener Eindringlichkeit. Der groteske Einschlag soll nicht stören:



Digitized by Google

Muhme ruhet auf dem Stuhle,
Vater fängt sich tote Fliegen,
die Mutter klagt.
Knospenlos mein Herz verzagt.
Ein hungrig' Windlein sich am Schornstein wärmt,
der Nebel in den Fenstern frißt.
Vom Turme, wo der Tod die Stunden mißt.

Fesselnd z. B. auch beim Arbeiterdichter Alfons *Petzold*, wie er, obwohl aus der Stadt stammend, ein tiefes Gefühl für die Offenbarungen der Landschaft bewahrt, sie aber doch vor allem in einen Kampf, wie er ihn erlebt, umdeutet. Eine Stelle aus einer Ballade:

Es ist ein Wald
auf der Kuppe des Berges, von Feuer umkrallt.
Silberner Rauch, rotgreller Schein
zwängen sich durch die Hände der Nacht
in das schlafende Tal hinein.

Am sichersten und freiesten gebietet wohl Anton *Wildgans* über die Eindrücke der Landschaft. Manchmal gerät seine Freiheit ganz nahe an den gewohnten Ton von früher; wer aber zu hören versteht, weiß, daß das nicht übernommenes Erbgut, sondern neugefundener Ausdruck ist.

Aus einem Gedicht „Adagio":

Leise, weiße Seiden
kleiden jetzt die Weiden,
Schläfernd schlürft der Bach —
Schober auf den Wiesen
hocken wie die Riesen
und die dunklen Hunde,
ruhlos in der Runde,
wandern wach.

Ein Kabinettstück der Wortmusik!

Sonderbar, wie vielgestaltig das Gesicht der Landschaft zu enträtseln ist. Der früh verstorbene *Kaltnecker* sieht in ihm bei allem Glück des Schauens vor allem die Notwendigkeit des Verzichtes und sagt in einem wunderschönen „Lied, im Sommer zu singen":

Tu ab den Schmerz, entflieh', Verlangen!
Sommer umblüht meiner süßen Schwester Haupt.
Selig die Seele, die ohne Bangen
an den guten, den ewigen Winter glaubt.

Von gleicher klingender Traurigkeit ist auch das „Abendlied" Georg *Trakls*, der allzu früh dahingeschiedenen Hoffnung.

..... Wenn uns dürstet,
Trinken wir die weißen Wasser des Teiches,
die Süße unserer traurigen Kindheit.
Erstorbene ruhen wir unterm Holundergebüsch,
schauen den grauen Möven zu.
Frühlingsgewölke steigen über die finstere Stadt,
die der Mönche edlere Zeiten schweigt.
Da ich deine schmalen Hände nahm,
schlugst du leise die runden Augen auf.
Dieses ist lange her.
Doch wenn dunkler Wohllaut die Seele heimsucht,
erscheinst du Weiße in des Freundes herbstlicher Landschaft.

Noch ein wenig dunkel und ungewohnt. Aber welches gebändigte Gefühl für die Unendlichkeit, welche Ahnung verborgenen Sinnes der Landschaft, über die jahrzehntelang banales Singen der Epigonen hinflog!



Digitized by Google

Im gleichen Sinne zart und schön das „Schlaflied" Felix *Brauns*:

Die Arme schlingt
der Wind ums Haus,
Sein Flüstern klingt
wie Waldgebraus. —
Das Licht lischt aus.
Das Licht lischt aus, das Licht wird klein,
jetzt ist es nur ein Edelstein:
Traumkönig wird im Zimmer sein:
Schlaf ein, schlaf ein.

Josef *Weinheber*, ein anderer, von der Stadt Wien preisgekrönter Österreicher, findet in einem „Kalendarium" einen prachtvollen Zusammenklang von Landschaft und menschlicher Bestimmung der Zeit:

Schwermütiger Regen kommt der März,
Was kann die erste Blume
gegen das müde Herz?
Windschwanke Birken im April.
Schon weiß der Knabe zu lächeln,
wenn er weinen will.
Amsel im Flieder und wieder Mai.
Ewig im leuchtenden Abend
stehen und schwören die Zwei.
Und waldiger Juni, wartend, schwül.
Die tausendsternigen Nächte
weisen dem Manne ein Ziel.
Ähren im Juli. Der Mohn überm Rain.
Tief horcht das Weib in die Segnung
seines Leibes hinein.
Ein Donnerschlag durch den weiten August.
Der Grübler wird sich mit Grauen
seiner Grenzen bewußt.

Von dieser Betrachtung der Landschaft zu einer Darstellung der profanen Bilder im Stadt- und Maschinenleben ist noch ein weiter Schritt. Aber es bedarf doch nur einer besonderen Eignung des Dichters, um auch hier gewaltige, nur verschüttete poetische Kraft zu finden. Albert *Ehrenstein* sieht schon die Möglichkeit, aber er ist noch nicht kräftig genug; sein Gedicht „Auf der hartherzigen Erde" sagt:

Dem Rauch einer Lokomotive juble ich zu,
mich freut der weiße Tanz der Gestirne,
Hell aufglänzend der Huf eines Pferdes,
Mich freut den Baum hinanblitzend ein Eichhorn,
oder kalten Silbers am See, Forellen im Bach,
Schwatzen der Spatzen auf dürrem Gezweig.
Aber nicht blüht mir Freund noch Feind auf der Erde,
Ferne Wege gehe ich durch das Feld hin.
Ich zertrat das Gebot.
„Ringe, o Mensch, dich zu freuen und Freude zu geben den andern."

Aus dieser Qual des Nichtgenügen-Könnens stammt auch das Gedicht „Die Leidenschaftlichen" von *Werfel*, über das er freilich längst in stärkerer Gestaltung hinausgefunden hat. Die Qual der zerbrochenen Jugend wird geschildert:

Ein Küstenwind zuckt in Selbstmörderbriefen.
Die Knaben haben Meere nicht verstanden,
Sie brannten sie sich ab in Hieroglyphen.
Nun schnarrt ein Rostschild an den schiefen
Eisernen Kreuzen der Konfirmanden.
Wie sehr wir hier sind, sind wir dort vorhanden —
Die hier unruheten aus deinen Tiefen,
Sie werden ruhen dort in deinen Tiefen.



Digitized by Google

Wie breit und sicher strömen bereits die Worte *Däublers*, der von neuen Möglichkeiten berauscht wird:

Der Mensch muß fliegen, der Mensch muß fliegen, verbreitet den Sturm!
Vertilgt im Herzen, vertilgt im Leibe den furchtsamen Wurm!
Ersehnt im Winde, erhofft im Winde den wehenden Geist!
Beruft im Dunkel das Kind der Sterne, das Schweben verheißt!
Erträumt Gefahren, erfiebert Schrecken, entfesselt das Leid!
Kometen helfen. Gestirne drohen. Erfaßt euch im Streit!
Den Wurm ertötet, den Wurm verachtet, verwundet den Wurm.
Bewacht die Warten, sie harren und warten, entwuchtet dem Turm.
Der Tod ist machtlos! Entflieht ihm lachend! Verbreitet den Sturm!

Setzen wir hinzu, wie etwa F. Th. *Csokor* ein „Bildnis des Visconti" malt:

Der Herr sitzt hart zu Pferd. Es hat der Herr
noch nicht geruht, sich an der Jagd zu letzen.
Sein Blick peitscht über das Gesinde her,
Um seine Sporen stöbert das Entsetzen.

Und mit der gleichen scharfen Malerei setzt sich Viktor *Wittner* ohne Sentimentalität mit letzter Gegenwart auseinander. „Der Schnellzug":

Doch der Schnellzug bohrt sich in die Weite,
sprengt die Landschaft, spaltet ihre Breite,
drängt sie ab — sie weicht erschreckt zur Seite.
Plötzlich setzt er über Häuserzeilen,
hält in einer Großstadt wenig Weilen,
keucht und hustet Qualm, erhitzt vom Eilen.

Schon ist deutlich, was dieser Aufsatz sagen will: Dort, wo sich der Expressionismus behauptet hat, hat er die Mittel des Ausdrucks gestärkt und erweitert, er hat über die Wege erster Verzagtheit doch wieder in die Bejahung gefunden. Wir stehen vor einer Zeit, die über Nacht immer wieder Entscheidungen von uns verlangt. Das ist auch der Sinn dieser Entwicklung. Um das Neue zu sagen, schärfte sich der Ausdruck aufs Neue. Mochte er auch scheinbar vom Leben wegfliehen, so war der Expressionismus doch nur dazu berufen, einem anderen Leben gegenüber in anderer Form gewachsen zu werden.
Karl *Kraus* selbst, der Verneiner, sagt in einem Gedicht „Magie":

Wie alles zudrängt, daß es sich mir binde!
Was sucht mich alles, daß ich eines finde.
Vorschwebend Form, sie hängt mir wie ein Netz:
Nun strömt es ein nach bindendem Gesetz
und setzt sich an, und alles Vorgefundne
wird, was es immer war, das mir Verbundne.

Die Zukunft, das neue Leben eines neuen geistigen Willens, war die „vorschwebende Form" des Expressionismus. Nirgends wird dies, glaube ich, so klar, als von Österreich her, das, auf die Tradition eines Jahrtausends gestützt, dennoch in seinen jüngsten Vertretern sich in der ersten Reihe der deutschen Zukunft fühlt. Die Freiheit der Form ist nicht nur Verneinung. Immer treibt sie schließlich zu dem einen: Der Mensch muß fliegen, der Mensch muß fliegen, verbreitet den Sturm . . . Der Tod ist machtlos.

*



Digitized by Google

# Eduard Stucken

## Von M. Bergemann

IMMER wieder hat der keltische Sagenkreis von König Artus und den Rittern der Tafelrunde die Dichter angezogen; aber keiner unserer modernen Dramatiker hat uns eine solche Fülle von Gralsdramen beschert wie Eduard Stucken. Im letzten Jahre, zum sechzigsten Geburtstage des Dichters, hat der Verlag Erich Reiß, Berlin, zum ersten Male alle bisher erschienenen Arbeiten Stuckens herausgebracht. Es sind vier stattliche Bände. Man liest und ist verwundert. Wie wenige dieser Dramen haben doch den Weg auf die deutsche Bühne gefunden, obgleich sie dramatisch fest gefügt sind. Man stieß sich wohl an der Form und sprach vom „Versnebel seines Grals" (Julius Bab). Auch achtet die Zeit um die Jahrhundertwende den Dichter wohl nur, wenn er ein Kunstzigeuner war. Das Leben Stuckens entsprach nicht diesen Vorstellungen.

Immerhin war der Dichter in Moskau geboren (März 1865). Aber alle Romantik zerrinnt sofort, wenn man erfährt, daß Stucken der Sohn eines Bremer Kaufmanns ist, und daß auch er für den Beruf des Kaufmannes bestimmt war. Aber nach dem Abitur in Dresden widmet er sich doch dem Studium. Philosophie, Kunstgeschichte und Naturwissenschaften breiten vor ihm ihre Schätze aus. Stucken aber fesselt besonders die Kunst und Kultur des Orients. Er beteiligt sich an den deutschen Ausgrabungen im Orient, und es hat den Anschein, als würde er ein Gelehrter. Reisen führen ihn nach Italien und England; er verweilt in der Krim und im Kaukasus, bis er sich endlich in Berlin niederläßt.

Als Zweiunddreißigjähriger bringt er sein erstes Drama, „Yrsa", heraus; ein Jahr später (1898) folgen die Balladen, und nun erscheinen in kurzen Zeitabständen eine Reihe der Gralsdramen, „Gawan" (1902), „Lanval" (1903), „Lanzelot" (1907), „Tristram" und „Ysolt" (1916). In demselben Jahre, als der „Tristram" herauskommt, veröffentlicht Stucken auch „Das Buch der Träume". Neben den Stoffen der Gralssage fesseln den Dichter andere Gestalten, 1907 beendet er „Die Gesellschaft des Abbé Chateauneuf", 1914 erscheint die Tragikomödie „Die Hochzeit des Adrian Brouwer", dieses derbe und doch auch wieder so zarte Spiel um jenen unglücklichen niederländischen Maler. Meisterlich sind die Szenen gesetzt.

Immer weiter breitet sich das Stoffgebiet Stuckens aus. Die Geschichte vom Untergang des alten Mexiko fesselt den Gelehrten und Dichter. In dem dreibändigen Romanwerk „Die weißen Götter" (1918—1920) schildert Stucken die Eroberung des Landes durch die Spanier. Das Werk ist breit angelegt, voll Glut und Farbe. Der Leser spürt die sichtende Hand des Gelehrten und schaut mit dem Dichter die auf immer versunkenen Herrlichkeiten. Mexiko entfaltet sich als ein Land feinster und raffiniertester Kultur. Ein Hauch von Krankheit und Verfall durchweht diese Säle, deren Wände in unerhört reicher Federmosaik wie Märchenbilder prangen. Eine Handvoll Spanier vernichtet ein Volk, das angefressen war bis ins Mark.

Stucken liebt die Farbengluten, das Prunken der Brokate und das Glänzen der Seiden; er liebt die Szenen im fahlen Lichte des Mondes, das herbe Frühlicht des Morgens; all die seltsamen Dinge zwischen Traum und Wachen werden lebendig. Aber die Stimmung ist nicht das Wesentliche, sie ist nur ein lyrisches Fluidum, das die packendste Dramatik durchlebt.



Digitized by Google

Eduard Stucken ist Romantiker. Neuromantiker hat die Literaturgeschichte gesagt und damit klar jene Verfallserscheinungen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts gekennzeichnet. Aber Stucken ist mehr als Neuromantiker, wenn auch das Ästhetisch-Spielerische der Form manchmal das Inhaltliche zu erdrücken scheint. In Stuckens Sprache lebt derselbe Sinn für das Zeichnerische, der zur reinen Freude am Ornament kommt, der die Malerei am Ende des vorigen Jahrhunderts beherrschte. Aber die Komplexe, die sich in der Malerei schon auseinandergelegt haben, sind in der Dichtung von Stucken noch beieinander.

Hier ist der Mensch in der ganzen erdrückenden Fülle seiner Tragik gesehen. Hier ist mehr als nur die Zusammenstöße des Milieus. Die kleinen leidvollen Zufälligkeiten versperren nicht den Ausblick auf das Ewige. Es ist bei Stucken eine andere Sicht des Tragischen als bei den Dichtern des Dramas vor ihm; denn die Gegensätze, die Stucken mit dem Bogen des Dramas umspannt, sind von Ewigkeit lebendig; seine Gestalten sind Symbole.

In allen Dramen Stuckens herrscht eine pessimistische Grundstimmung, erdrückend scheint die Macht des Leides. Leid ist Prüfung, Leid ist Läuterung. Durch Leid geht der Weg zu Gott. Das Ziel alles Ringens ist das Ruhen in Gott. So steht im Mittelpunkt aller Dramen Stuckens, seien sie noch so kraus, der Mensch, der um Erlösung ringt, der mit seinem Dämon kämpft. Die Worte des Narren an König Marke im „Tristram" geben den Inhalt klar und schlicht:

„Greif an die Brust! Hast du nicht auch zwei Herzen den Antlitzen gleich,
Das eine hart und erzen, das andere weich
Und sanft wie Elfenbein? Sie sind schwarz und weiß,
Das eine voll Galle, — doch rein das andre wie Eis,
Ein hoher Kristallhimmel, drin die Engel wandern;
Doch Schlangen schleichen hin und Teufel im andern!
Und das Schwarze knechtet das Weiße in dir immerzu".

Im letzten Grunde unklar bleibt in den Gralsdramen die innere Stellung zum Christentum; denn es gesellen sich zu den christlichen Ideen östliche Weisheiten und alte germanische Vorstellungen, so daß Zwiespältigkeiten entstehen. Wohl leuchtet das Kreuz von Golgatha weithin, aber man träumt doch auch von einem dritten Reich, das kommen soll, „wo das Reich des Kreuzes sich versöhnt mit dem Heidentum, und die Sündenwelt verschönt wird durch Menschentum".

Zwei Gedankengänge gehen deutlich nebeneinander her. Auf der einen Seite, beim Überwiegen der germanischen Vorstellungen, verschmäht der Mensch die Gnade, und allein der Kampf mit Gott ist das Bestimmende. Auf der anderen Seite ist das Östliche stark betont. „Der Körperwelt Leib ist das Nichts (Nacht und Spiegelung und Getäusche)." Je fester der Mensch dieser Welt verbunden ist, um so tiefer ist das Leid, das er trägt, das Gnade nicht mildern kann, wenn nicht die Erkenntnis, daß die ganze Welt nur unermeßliches Leid ist, und der Entschluß, sie aufzugeben, schon Gnade ist. Denn es gibt ja nur eins, dem Leid zu entfliehen, die Welt aufzugeben. Hier ist es ganz deutlich, wie bei Stucken zwei Weltanschauungen aufeinanderstoßen; denn die Welt aufgeben nennt er wieder Opfer.

„Gott mag solche Opfer nicht. Man soll ohne Grund
Der Welt nicht entfliehn. Gewiß, du littest viel Wehe,
Doch man schließt nicht aus Bitternis die mystische Ehe." —

Diese asketische mystische Anschauung der Welt, die stark mit östlichen Gedankengängen verknüpft ist, ist nicht das, was für Europa das Christentum ist.



Digitized by Google

So heißt es im Mysterium „Luzifer“:

„Das Gute und das Böse ist seit Urbeginn schon
In der Tiefe Gottes gewesen — zur Scheinwelt geschieden
Quoll aus dem göttlichen Wesen, so Kampf wie Frieden.“

Hier wird offenbar die Gegensätzlichkeit von Gut und Böse in das Wesen Gottes selbst verlegt, wie es mit christlichen Vorstellungen nicht vereinbar ist. Der christliche Gottesbegriff ist zu geläutert und zu erhaben, um eine reine Negation, wie das Böse es doch ist, in der unendlichen Fülle des Ewigen dulden zu können. Das moralisch Böse kann erst recht nur um den Preis der menschlichen Freiheit ins Göttliche verwoben werden und muß in jeder Philosophie, wo dies geschieht, die Gottesvorstellung zersetzen.

In dem Mysterium „Luzifer“, das dem Gralkreis vorangestellt ist, sind die Gegensätze klar und eindeutig. Luzifer und die, die ihm nahe sind, wollen die Welt und den Menschen befreien aus der Abhängigkeit von Gott. Das Wissen von den Dingen soll den Menschen die Macht geben. Aber Luzifers Kampf mit Gott ist ein Suchen nach dem verlorenen Paradies. Wenn auch der verbissene Trotz ihn höhnen läßt, er fühlt den Schmerz. Kampf will er, nicht Gnade. Aber er, der die Gnade schmäht, ruft sie zuletzt doch an, als das Leid in seiner Seele wütet. Gewandelt steht er auf den Stufen, wo er sich beugt vor Gott. Er wird Anfortas, der Hüter des Grals, jenes Denkmals nie versiegender Gnadenfülle.

Der Wille zur Erlösung im Menschen wird immer wieder zurückgeworfen; er kommt kaum zur befreienden Handlung, schicksalverstrickt beugt sich der Mensch knirschend in Empörung nieder, und aus den Tiefen menschlichen Wesens springen Motive auf, die ihn zwingen zu Taten, die nur halb sein eigen sind. So mordet Vortigern die Königskinder, weil Ronwen, die Böse, seinen Willen beherrscht. Diese Tragödie Vortigern ist dramatisch das stärkste Werk. Die Gestalten haben in ihren Bewegungen etwas von den einfachen Gesten, wie man sie auf den Bildern alter Wandteppiche sieht.

Tristram, Ysolt, Ginover, Artus ungetreues Gemahl, der Ritter Lanval, Morgane die Fee und Finngula das Schwanenkind, das Ritter Lanval liebte, sie alle folgen ihrem Dämon, die Frauen mehr als die Männer, denn in ihnen ist der Wille, der sich an ewiges Gesetz gebunden fühlt, schwächer. Alle Frauengestalten Stuckens handeln im letzten Grunde nur aus eigenem Gefühl. Mitleid, der Wille, anderen zu helfen, hat sich für sie nicht kristallisiert in ethische Forderung; all ihr Handeln ist subjektiv. Es ist eine schmale Brücke, auf der der Mensch den Weg über die Welt hinaus findet; denn zwischen dem Ewigen und der Welt klafft ein Abgrund, und vor der Brücke muß der Kampf mit dem eigenen Dämon ausgetragen werden.

Der Roman „Larion“, die letzte Arbeit Stuckens, zeigt ein entschlossenes Gesicht. Der Dichter läßt das Leben eines Menschen in Osteuropa zu Beginn des vorigen Jahrhunderts lebendig werden.

„Nichts kann mir den Glauben an die Jahrtausendziele Europas nehmen. Wie vergeßlich ein Kontinent auch ist, er muß sich schließlich doch auf sich selbst besinnen. Die europäische Türkei ist ein Schmachfleck auf unseren Karten —.“ Das steht ziemlich zu Anfang; es ist der Punkt, um den es geht. Der Gegensatz Asien-Europa.

Stucken zeigt den Menschen Larion, der in einem Augenblick, verstrickt in Sünde, getrieben von seinem älteren Bruder, dem Skopzen, sein Heil suchte in einer



Digitized by Google

religiösen Handlung, die ihn seiner Männlichkeit beraubt. Er wird eine weiße Taube; aber sein Leben zerbricht ihm unter den Händen, denn er ist nicht genug Asiate, um diese Abkehr von der Welt zu ertragen. Für ihn hat die Welt ihren Sinn verloren.

Das Christentum Stuckens erscheint einem von neuem fragwürdig, wenn es als unvereinbar mit dem Tätigkeitsprinzip des Westens — was durchaus nicht zusammenfällt mit dem Prometheusideal — dargestellt wird. So kommt es in die Gefahr, mit dem Östlichen, gegen dessen Überschätzung der Dichter sich zu Gunsten westlicher Lebensbejahung auflehnt, in eine Linie zu geraten, und so bietet uns Stucken zuletzt das Paradoxon, daß jemand das Christentum zurückweist in einem Atem mit dem Bekenntnis zu Europa.

*

# Hans Roseliebs Spanienbücher

Von H. Hinrichs

HANS Roselieb legt als Frucht eines einjährigen Studienaufenthaltes in Spanien drei Bände Erzählungen, Skizzen und Schilderungen vor. Obwohl stofflich weit auseinandergehend, finden sie sich doch in einer starken Einheitlichkeit dichterischer Auffassung und Gestaltungskunst — die allenthalben neue Wege sucht — zu einem umfassenden, harmonisch geschlossenen Kulturgemälde zusammen und bedeuten, literarisch gesehen, einen Markstein auf Roseliebs Weg zur Meisterung des Ringens unserer Zeit, zu einer einheitlichen Gesamtschau ihres Wesens und ihrer Ziele.

Die „Spanischen Wanderungen" gehören mit ihrem kühn systematischen Aufbau, ihrem ausgeprägten Streben nach raumpolitischen Gesetzmäßigkeiten nicht rein der schönen Literatur an, unterscheiden sich in der Anlage aber auch merklich von allem, was an Reiseliteratur über Spanien vorliegt. Wer nach Spanien gezogen ist, der hat immer und immer wieder eine neue Einstellung mitgebracht, hat das Land des Südens immer mit den Augen *seiner* Zeit gesehen. In Hans Roseliebs „Spanischen Wanderungen" erkennen wir das Bild *unserer* Zeit, finden wir ganz neue, noch kaum allseitig erprobte und begriffene Methoden, Kulturprobleme zu sehen, von ganz neuen Ausgangspunkten her in die Seele eines Volkes, ihre Eigenart und ihre Erscheinungsformen einzudringen. Dies Buch ist kein Tagebuch, flüchtig hingeworfen in müßigen Reisestunden — dazu ist es zu straff geschlossen, zu sehr in die Tiefe bohrend und auf Letztes deutend. Roselieb berührt sich hier mit Joseph Nadlers Literaturdarstellung. Landschaft und Rasse sind ihm die Keime, aus denen er alle Spannungen des Lebens, die unendlich reiche und volle Kulturblüte dieses Landes sprießen sieht. Das Gesetz der Landschaft ist höchster Triumph solcher modernen geographisch eingestellten Betrachtungsweise. Man sehe, wie aus den Spannungen des geographischen Raumes die Art einer Stadt wie Barcelona gedeutet wird:

„Mehr als je lockt die Weite des Meeres mit ihren Spiegelungen unbegrenzter Möglichkeiten. Aber auch die Fessel der Erde drückt schmerzlicher als je. Wer weiß, was für Tragödien diesem Völkchen noch bevorstehen! Indessen verdankt das Volk diesen Spannungen seiner geographischen Lage seine industrielle Stärke, seine händlerischen Gewinne, seine vielen modernen Bauten, seine vielen Verkehrsmittel ... — es verdankt ihm seine katalanische Dichtkunst, seine katalanischen



Digitized by Google

Zeitungen und seine katalanisch gefärbte Wissenschaft." Das klingt fast wie Nadlers Auffassung von der Bedeutung des Raumes (in der Vorrede zur ersten Auflage der „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften"): „Raum und Zeit! Zum zweiten auch das erste! Nicht eine Landschaft als Tummelplatz zufällig zusammengewürfelter Einzelner, sondern als Nährboden, als Materielles, als Trägerin eines ganz bestimmten Menschenschlages, von der aus beiden, aus Blut und Erde, das Feinste, das Geistigste wie in goldenen Dämpfen aufsteigt." Roselieb erweitert nur den Kreis der Erscheinungen, die er in das Blickfeld seiner Betrachtung zieht: nicht bloß Literatur, sondern alle Gebilde der Kultur, schließlich das Leben als Urtatsache, als Gestaltungswillen selbst.

Roseliebs Sprache ist ein Strom bildhafter Wendungen, dahinrauschend in einer Überfülle klingender Vokale, bald herrisch zerreißender, bald sanft einwiegender Lautkomplexe. Es ist die Weise des Dichters, der mit allen Feinheiten der Sprachkunst sein Erlebnis in die symbolische Form zu bannen strebt. Roselieb scheint wie berauscht vom Zauber südländischen Wesens, scheint spanische Freude am Klang des Wortes tief in sich wirken zu lassen. So versucht er, wissenschaftliche Betrachtungsweise mit dichterischer Einfühlung und Sprachkunst zu vereinen. Aber hier dürfte nicht immer die volle Harmonie gefunden sein. Um ein Beispiel zu nennen: Angaben aus Wirtschaftsstatistiken, architektonische Maße (bis auf Zentimeter genau!), diese elementaren geologischen oder geographischen Fakta — sie sind zwar für das Verständnis des Ganzen sicher unbedingt nötig — zerstören ganz unwiederbringlich das Pathos des dichterischen Gefühls, widerstreben der symbolhaften Deutung alles Geschehens, die in Roseliebs Romanen diese grandiose Einheit von naturhaftem und seelisch bestimmtem Handeln zu schaffen vermag.

Die Idee des Buches ist von einer glänzenden Originalität, ist eine schöpferische Leistung, die zahlreiche blendende Einsichten und Anregungen gibt. Die alltäglichsten Dinge werden in die Sphäre des Geistigen gehoben. Die Sprache, zuckend vor Spannung, sich entladend im funkelnden Blitz des geschliffenen Wortes, offenbart jene geheimnisvolle Kraft, die Kenner der spanischen Seele als ihr Verderben und zugleich als den tiefsten Urquell ihres Aufstieges und die Hoffnung ihrer Zukunft deuten.

Neben den vorwiegend geographisch eingestellten „Wanderungen", die uns mit Landschaften und Städten sowie auch mit ihren Bewohnern nach ihrer rassenmäßigen, blutbestimmten Verschiedenheit bekannt machen, offenbart sich in den zwei Bänden „Rot-Gelb-Rot, Geschichten aus Spanien" die ständische, klassenmäßige Gliederung des spanischen Volkes. Das zeigt sich nicht nur in der Einführungslegende „Wie Gott den Kastilier wachsen ließ", wo nacheinander die typischen spanischen Stände auftreten, sondern fast alle Geschichten behandeln einen Sondertyp aus dem unerschöpflich reichen spanischen Volksleben aller Gaue vom schroffen, gebirgigen Norden bis zum glutheißen afrikanischen Süden. Seltsam fremdländische Stimmungen, starre Seelenhaltungen, die nur langsam sich klären vor dem tragisch berührten Gefühl eines deutschen Lesers, hin und wieder ein ganz feiner Humor neben erschütternd schwerem Ernst, all diese Kontraste formen sich doch zu einem harmonischen Nachhall. Schmuggler und Bettler, Tänzerinnen und Zigeunerinnen, Fischer, Landbewohner, Büßer, Priester, die Frauen, das ganze Volk in Tagen heiterer Fröhlichkeit, festlicher Erregung, wie auch ekstatisch entflammt in reuevoller Buße — wer hat uns all dies je abgeklärter,



Digitized by Google

einsichtsvoller, voller miterlebend dargestellt? Landschaft und Handlung, Bezauberung der Sinne und der Seele, Glut der Sonne und heiß wallendes Blut in den Adern der Menschen werden verwoben ineinander, bilden eine unlösliche Einheit. Nur in spanischer Landschaft, in der Jahrhunderte alten spanischen Tradition können solche Gestalten wachsen, wie Roselieb sie hinstellt. Besonders ausgeprägt wird der Gegensatz zu allem Nichtspanischen, wo der Verfasser Deutsche mit seinen Spaniern in Vergleich stellt. (Motive aus den „Narren der Arbeit" klingen hier in gereifter Vertiefung an!) Ohne einseitig und voreilig eines Volkes Art als die einzig berechtigte zu verkünden, bemüht er sich, das seelische Sein der beiden so verschiedenen Nationen bis in die letzten Verzweigungen und Hintergründe aufzuschließen — gelegentlich nicht ohne leisen Tadel für deutsche Unart, die im Auslande oft peinlich aufstößt im Verkehr mit Völkern, die feineren Sinn für Geselligkeit und anmutige Umgangsformen besitzen. Als ein Meisterstück ganz eigener Art stellt sich schließlich die Tiergeschichte „Der Barbar" vor, ein vollauf gelungener Versuch, rein aus der Tierseele heraus, ohne menschliche Maßstäbe hineinzutragen, eines Tierlebens Sinn und Ziel zu ergründen.

Roseliebs Spanienbücher sind einzigartig in ihrer Originalität, kaum übertroffen in der Form und Herausarbeitung des Wesentlichen. Immer mehr reift in ihm die Kraft, Menschliches so zu gestalten, daß es mild und leicht von Herz zu Herzen spricht.

*Hans Roselieb*: *„Spanische Wanderungen"*. Ein Reisebericht. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Helmolt. Deutsche Buchgemeinschaft, G. m. b. H., Berlin.

*Hans Roselieb*: *„Rot-Gelb-Rot"*. Geschichten aus Spanien. 2 Bände, 1925/26. Orplid-Verlag, M.-Gladbach und Köln. Preise: Geh 3,20 u. 2,85 Mk.; in Ganzleinen 5,60 u. 5 Mk.

*

# Französischer Geist im Spiegel der französischen Zeitschriften[1]

## Von Anna Elisabeth Werner

Zeitschriften! Sind sie nicht einer der besten Spiegel der Geistesverfassung einer Zeit und eines Landes, geben sie nicht soviel besser als das Buch Aufschlüsse über seine Tendenzen, seine Hoffnungen und Ziele? Sie spiegeln in jeder Nummer den flüchtigen Geist ihrer Tage und geben mit leichtem Wurf alles ursprünglicher und frischer wieder, als es in arbeitsamen Bänden geschehen kann. Sie schenken dem Leser die seltene und lebhafte Freude am Geistesspiel, die ein Kritiker in die Worte faßte: „Selten erschienen mir die Ideen schöner als in diesem graziösen Zustand des Werdens in der Minute, wo sie sich von den Dingen lösen." Doch diesem Hymnus muß man eine Einschränkung widerfahren lassen. Die ausschließliche Lektüre der Zeitschriften, und wie viele beschränken sich darauf, bietet ihre ernsten Gefahren. Sie gewöhnt den Geist, von Gegenstand zu Gegenstand zu fliegen, sie entmutigt die großen Anstrengungen, die es kostet, erschöpfend in einem Gegenstand zu sein. Die Zeitschrift steht auf halbem Wege zwischen dem Buch und der Zeitung. Sie veröffentlicht, und das trifft besonders für die großen Zeitschriften zu, Bruchstücke von Büchern, sogar ganze Bücher, aber die spezielle Art ihrer Beiträge ist doch der Essay, eine genügend vertiefte Studie, die indes nicht behaupten kann, den Gegenstand zu erschöpfen, die Art zu schreiben, die französischem Temperament und Genie am meisten entspricht. Wenn die große Presse ihre geheimen Abgründe hat, wenn ihre Information darin besteht, den Geist des Lesers in der Fülle zu ersticken und der Reklame das Feld zu öffnen, so ist das glücklicherweise für die Zeitschrift nicht der Fall. Sie hat als Leserkreis eine gewisse intellektuelle Elite, um die sich das übrige Publikum gruppiert, das in ihr den letzten Überrest jener bevorzugten klassischen Zeit der Salons erblickt, wo man nicht für die Masse, sondern für eine Elite schrieb.

[1] Mit dieser Arbeit beginnen wir eine Aufsatzreihe, die im Laufe der Zeit über die bedeutenden Zeitschriften der wichtigsten europäischen Länder berichten wird.



Digitized by Google

Wie groß auch ihr Wert sei, so sollen doch in der nachfolgenden Studie diejenigen der französischen Zeitschriften, die irgendwie technischen oder speziellen Charakter haben, außer acht gelassen werden. Es bleiben also die Zeitschriften, die, wie Molière sagt, „ein wenig Klarheit über alles geben". Von ihnen soll im nachfolgenden Artikel die Rede sein.

Es scheint mir, daß man logischerweise die französischen Zeitschriften nicht nach ihrer weltanschaulichen Meinung, sondern nach der Technik ihres Wesens in zwei Familien teilen kann. Die einen, die, entsprechend der Fabrikation der Kanonen: man nimmt ein Loch und tut Bronze darum, eine Sammlung von Artikeln mit einem Umschlag darum sind, daran das einzig verbindende der Faden des Buchbinders ist; die zweiten, die im Gegenteil den Stempel einer Persönlichkeit oder einer Partei tragen, den einer literarischen, sozialen oder philosophischen Schule, die der einheitliche Ausdruck einer ganzen Richtung sind. Ohne Zweifel ist der erste Vergleich ein wenig schnöde, da er gerade die französischen Zeitschriften betrifft, die auf eine ansehnliche Zahl von Jahren und Abonnenten blicken.

Der Spezialcharakter der großen französischen Zeitschriften ist, der Sammelpunkt akademischer und offizieller Literatur zu sein. Man ist geneigt, das mit wenig Befriedigung zu hören. Es bedeutet indessen nur, daß die großen Zeitschriften gern ihre Pforten denen öffnen, die dem „Institut" angehören, und in deren Gefolge dann alle jene hereinschlüpfen, die akademische Hoffnungen und Wünsche hegen. Gleicherweise ist der Platz stets denen offen, die einen Namen in der Politik haben (unter der Bedingung, daß sie nicht den beiden Extremen der Kammer angehören), in dem Generalstab, dem hohen Klerus und der Finanz. Diese Bevorzugung ausgenommen, herrscht im allgemeinen ein ziemlich weiter Geist in den Redaktionen, sie verschließen sich selten einem Schriftsteller von Talent. Es wäre darum unnütz, ihre Mitarbeiter in Gruppen teilen zu wollen. Die „Unsterblichen" tragen überall hin ihre Kopien, und dem jungen Unbekannten ist die Einsendung von Originalartikeln auch erlaubt.

Der „*Correspondant*" läßt im allgemeinen nur Katholiken als Mitarbeiter zu; doch ist die Zeit vorbei, wo er vor allem eine doktrinale Zeitschrift war, ein wirkliches Element ernsthafter Opposition gegen das zweite Kaiserreich. Heute ist der „Correspondant" mit Edouard Trogan noch immer eine geachtete Revue und kann behaupten, die älteste der periodischen Zeitschriften zu sein; denn er ist 1829 gegründet. Er hat es verstanden, sich eine junge Redaktion und eine ziemlich große Unabhängigkeit zu sichern. Es ist wahr, daß er heute der Literatur und Kunst einen sehr weiten Raum gewährt, doch bleibt er noch immer genug interessiert für die großen Probleme des öffentlichen und internationalen Lebens.

Die Zeitschrift „*Etudes*" ist von besonderer Eigenart. Trotzdem sie unter die großen Zeitschriften zu reihen ist, deren Interessen sich auf alle Gebiete erstrecken, ist ihr Herausgeber und Mitarbeiterkreis doch so einheitlich geschlossen wie der der meisten jüngeren Zeitschriften, da fast alle ihre Redakteure der Gesellschaft Jesu angehören. Sie widmete sich zuerst religiösen Studien, wurde aber bald, besonders unter der Leitung des berühmten Theologen Pater de Grandmaison und gegenwärtig unter dem Soziologen Pater du Passage, eine der bedeutendsten französischen Monatsschriften. Insbesondere zogen die politischen Chroniken des Pater Yves de la Briere die allgemeine Aufmerksamkeit so weit auf sich, daß Herriot als Parteichef und Ministerpräsident Stellen daraus zu wiederholten Gelegenheiten in der Kammer anführte. Bemerkenswert sind auch die kürzlich erschienenen Artikel des Père Doncoeur „In viam pacis" und „Aux écoutes de l'Allemagne qui vient?"

Das am meisten begehrte Blatt ist ohne Zweifel der lachsfarbene Umschlag, „das Rosa Buloz'", wie Veuillot sagte, der „*Revue des Deux Mondes*", die die größte Leserzahl erreicht. Man kann nicht sagen, daß sie eine ausgesprochene Richtung hat, oder daß die Meinungen in ihr aufeinanderplatzten. Renan hat in der „Revue des Deux Mondes" die meisten seiner biblischen Studien veröffentlicht, Guyau legte darin seine antichristliche Philosophie dar, aber das Blatt hat ebenso die Studien Anatole Leroy-Beaulieus gesehen, Studien voll von Unterwerfung und Liebe für die Kirche und die idealistischen Versuche eines Melchior de Vogüe. Buloz leitete sie im Anfang; aber sie erhielt erst ihre volle Entfaltung unter der Direktion eines Kritikers von großem Talente, eines unvergleichlichen Redners, Ferdinand Brunetières, dessen früher Tod und allzulange Fahrt zu den Wegen des Glaubens ihm leider ein großes Schweigen der Mitwelt über seinem Grabe bereitet haben. Unter seinen Nachfolgern Francis Charmes und René Doumic hat sich die Zeitschrift dem Katholizismus genähert und ist heute das große Organ der Konservativen Frankreichs. M. Raymond Poincaré hatte hier zwischen seinen beiden Präsidentschaften die politische Chronik inne und verfehlte nicht, eine bittere Kritik des Kabinetts Briand zu schreiben. Die „*Revue de Paris*", früher geleitet von Ernest Lavisse und Marcel Prévost, ist sicher mehr links, doch traf man unter ihren Artikeln auch die Unterschriften von Katholiken, wie die Augustin Cochins, die des Abbé Sicard, ebenso wie in der „Grande Revue" die Louis de Cardonnels, des mystischen Verfassers der „Carmina Sacra" (Heilige Lieder). Die letztere, „*La Grande Revue*", zählt unter ihren Mitarbeitern zahlreiche Sozia-



Digitized by Google

listen. Die „Pages Libres" (Freie Blätter) von Charles Guyesse sind an sie angeschlossen, die ganz Richtung Proudhon und der Gewerkschaften sind. Um auf die „Revue de Paris" zurückzukommen. Sie hat, nachdem Marcel Prévost sie verlassen, ihr Schicksal André Chaumeix anvertraut, der ihre Spalten weit originelleren und weniger spießbürgerlichen Talenten geöffnet. Carco, Arnoux, Drouot, Giraudoux, Segalen haben ihre Namen auf dem goldgelben Umschlag gesehen.

Der Verfasser der Briefe an Francoise, Marcel Prévost, hat seinerseits mit Joseph Bedier und Raymond Recouly eine neue Zeitschrift gegründet, die *„Revue de France"*, die für die früher von ihm geleitete Revue eine ernsthafte Konkurrenz bedeutet.

Diese Ausdehnung eines kultivierten und interessierten Leserkreises erlaubt den jungen Zeitschriften, trotz der ökonomischen Schwierigkeiten und der nicht gerade glänzenden Stellung der intellektuellen Arbeiter, zu leben und sich zu vermehren. Ich möchte mit dem Worte junge Zeitschriften nicht gerade die jüngsten von Datum bezeichnen, sondern alle jene periodischen Zeitschriften, die eine Bewegung oder eine Doktrin vertreten und die junge literarische Generation, nach Gruppen geteilt, um sich scharen. Man kann nicht daran denken, sie alle aufzuzählen. Es sind ihrer zu viele. Sie werden, erscheinen, verschwinden, verwandeln sich mit zu viel Geschwindigkeit, als daß es möglich wäre, ihren flüchtigen Rhythmus festzuhalten.

Vom politischen Standpunkt aus gesehen, präsentieren sich uns auf der einen Seite die Zeitschriften sozialistischer Färbung und die Revue Romain Rolland, *„Europe"*, ferner die Revue der *„Clarté"*-Gruppe, einer Deutschland nicht unbekannten Bewegung unter der Leitung Barbusse, die für sich die Parole ausgegeben hat, das Organ der „Internationale der Denker" zu sein. Auf der anderen Seite stehen die nationalistischen oder neo-klassischen Blätter. Allerdings hat hier die Entwicklung der hauptsächlichsten unter ihnen, der *„Revue Universelle"*, dirigiert von Jacques Bainville und Henri Massis, die Existenz aller anderen quasi unmöglich gemacht. So hat man nach und nach *„La Minerve française"*, *„La Revue critique des Idées et des livres"* und den *„Nouveau Mercure"* verschwinden sehen.

Unter den katholischen Zeitschriften sind zu nennen: *„Les Lettres"*, *„Les Cahiers de la Nouvelle Journée"*, *„Les Cahiers Catholiques"* und ohne Zweifel auch die wie die „Stimmen der Zeit" von Jesuiten geleiteten *„Etudes"*, die aber jetzt schon unter die großen Revuen gerechnet werden müssen. Diese obschon flüchtige Revue der Revuen erlaubt uns doch zu urteilen, wie bedeutend der Wert der Zeitschriften für das Geistesleben Frankreichs ist, in Anbetracht ihrer Mannigfaltigkeit und der Talente, die sich in ihr auswirken. Diese Situation ist Frankreich eigentümlich, da in keinem anderen Lande ein solcher Unterschied zwischen der Tagespresse und der Zeitschrift fühlbar ist, wie hier. Der Tagespresse, die fast nur daran denkt, die Sensationslust zu befriedigen, in einem Grade, daß nach und nach alle noch weltanschaulichen oder grundsätzlichen Zeitungen dem sogenannten Informationsblatt haben weichen müssen, dem Journal, das ohne jede Vertiefung und Fragestellung Ereignis auf Ereignis, Sensation auf Sensation häuft. Daher erklärt es sich auch, daß der Einfluß der Katholiken auf die Tagespresse sehr gering ist im Gegensatz zur Zeitschrift. Diese Tatsache, deren ernste Konsequenzen sich nicht verleugnen lassen, hat dazu Anlaß gegeben, daß auf zwei Tagungen der französischen Schriftstellerwoche in Paris die Frage behandelt wurde; das eine Mal über Mittel und Wege, den katholischen Schriftsteller nicht nur für eine Elite (zu lesen Zeitschriften), sondern für das Volk arbeiten zu lassen, das andere Mal über katholische Journalistik in der Tagespresse. Viel Diskussion, wenig Änderung an der bestehenden Geistesverfassung. Französischer Geist im Spiegel französischer Z itschriften . . .

# Neue Bücher

## *Literaturwissenschaft*

*Croce, Benedetto: „Der Begriff des Barock. Die Gegenreformation".* Zwei Essays. Rascher & Cie., A.-G., Zürich, Leipzig, Stuttgart. Kl.-8°. 67 S. Geb. 1,50 Mk.

Das Büchlein hat für den Freund der Dichtung nur Wert mit seinem ersten Aufsatz. Ihm zufolge wurde von den künstlichen Gedächtnisvokabeln, mit denen die Scholastik die Figuren des Syllogismus bezeichnete — wie „Barbara" —, das den 4. Modus der 2. Figur bezeichnende „Baroco" sprichwörtlich, indem man aus Abneigung gegen dergleichen Disputantenausdrücke pedantische oder plump-trügerische, überhaupt dann schlechte Erörterungen „barock" nannte; von da sei diese Bezeichnung auf die neuen Erscheinungen in der Kunst des 17. Jahrhunderts allgemein übergegangen, als die neuklassischen Strömungen wieder auflebten. Zusammengenommen mit anderen Erklärungen des Wortes „Barock", wie sie aus dem 17. und 18. Jahrhundert vorliegen, scheint



Digitized by Google

diese — übrigens schon bei Rousseau vorkommende — Deutung Croces richtiger zu sein als die bisher übliche, die „Barock" von dem spanischen „barucca" = schiefe, unregelmäßige Perle herleitet. Denn wie von hierher „Barock" hätte gleichbedeutend stehen können etwa mit „Literarische Pest", „Phantasterei", ist nicht recht einzusehen. Bemerkenswert ist, daß der berühmte talienische Ästhetiker die barocke Kunst genau so abfällig wertet wie die Anhänger der Renaissance, die den Begriff „Barock" im obigen Sinne prägten.

*Hausenstein, Wilhelm:„ Vom Geist des Barock"*. Verlag R. Piper, München. 2. Auflage, mit 92 Tafeln. 6.—7. Tausend. In Halbleinen 12 Mk. Die meisterhafte, ungemein lebendige Monographie, nun um etwa 20 Bilder vermehrt, gibt nicht nur eine einprägsame und die Tatsachen beherrschende Darstellung des bloß Formalen, sondern läßt auch die tragenden seelischen Voraussetzungen dieser sonst gar nicht zu „verstehenden" Kunst erkennen. Diese naturwüchsige Abweichung vom Klassischen zu einer neuen, von der Renaissance wesenhaft verschiedenen, sie in ihren Hochleistungen geradezu auslöschenden Kunst entquillt dem Katholizismus der sogenannten Gegenreformation, „einer ungeheuer produktiven Tatsache", die „ein Rekord der Produktivität" ist, und zwar einer „Produktivität aus allererster Hand", hinter der „eine titanische Originalität" steht. Daher behauptet und betont Hausenstein: Solange man Barock nur vom lutherischen und kalvinischen Standpunkt betrachte, bleibe es unmöglich, diese Erscheinung zu erfassen. „Ist in der Definition des Barock auch nur ein Bruchteil protestantischer Voraussetzungen gegenwärtig, so wird nicht allein die Definition, schon die bloße Wahrnehmung des Barock vereitelt."

*Lang, Ludwig: „Was ist Barock?"* Mit etwa 100 Abbildungen und 2 farbigen Tafeln. Montana-Verlag, Zürich-Rüschlikon und Stuttgart. In Halbleinen 4,80 Mk.

Neben dem oben genannten umfangreicheren Werk hat dieses mehr für breitere Kreise und den einfachen Leser berechnete Buch seinen besonderen Wert darin, daß sein Bildmaterial noch umfassender ausgewählt ist, so daß auch noch die Ausläufer des Barock in Rußland und Amerika betrachtet werden. Der Text ist recht klar und vermittelt alles Wesentliche zur Antwort auf die heute viel gestellte Frage.

*Dr. W. Schulte, Ahlen.*

## *Kunst*

*Hege und Pinder: „Der Naumburger Dom und seine Bildwerke"*. 87 ganzseitige Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Walter Hege. 50 S. Text von Wilhelm Pinder. Gr.-8°. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

„Die Photographie als Entdeckerin künstlerischer und kunstgeschichtlicher Werte." Dies Schlagwort wird durch die hier veröffentlichten neuen Aufnahmen der berühmten Naumburger Skulpturen und ihres architektonischen Raumgehäuses wieder einmal in der erstaunlichsten Weise dokumentiert. Denn diese Photos, zum Teil wohl von Gerüsten oder anderen ungewöhnlichen Standorten aus unter sorgsamer Auswahl der jeweils günstigsten Beleuchtung aufgenommen, zeigen tatsächlich sehr vieles, was der Beobachter vor den Originalwerken selbst kaum wahrnehmen, geschweige denn als isolierte Einzelbeobachtung herausgreifen und festhalten kann. Was für unglaubliche Überraschungen und ganz neue Erlebnisse sind diese großen Einzelköpfe der Stifterfiguren, gar alle die Detailaufnahmen aus dem an Ort und Stelle eben nur als Ganzes erkennbaren Lettnerrelief, selbst für den Kunstgelehrten, der Naumburg von wiederholten Besuchen her als niemals zu überbietendes Gesamterlebnis völlig ausgeschöpft und in sich aufgenommen zu haben glaubte!

Und dazu die feinfühlige, höchst beredte und wohl auch den ganz ungeschulten oder stumpfen Betrachter mitreißende Führung durch den Leipziger Kunstgeschichtslehrer W. Pinder, der schon von anderen Werken her als einer der besten Kenner und Ausdeuter der Plastik des deutschen Mittelalters gelten darf. Dieser Begleittext bietet nicht Causerie, sondern eindringliche Dialektik, ja, gewissermaßen eine neue Art allgemein verständlicher Kunstgeschichtsschreibung, bei der auch ernsthafte und anspruchsvollere Leser auf ihre Rechnung kommen werden.

*Prof. Martin Wackernagel, Münster i. W.*

*Hamann, Richard: „Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus"*. 472 S. Mit 320 Textabbildungen und 10 mehrfarbigen Tafeln. Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1925. 36 Mk. Dieser stattliche Band ist eine erweiterte Neubearbeitung der 1914 vom selben Verfasser in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" veröffentlichten Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts, d. h. die mittleren Kernpartien sind aus jenem früheren Buch, mit kleinen Abänderungen, in die neue Darstellung hinübergenommen; diese aber greift nun einerseits mit einem umfangreichen ersten Teil bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zurück; am Schluß aber ist eine knapp gefaßte Überschau der jüngsten, noch im Flusse befindlichen Kunstströmung hinzugekommen. So dankbar wir den einleitenden Abschnitt über die Rokoko-Malerei begrüßen, als eine erstmals unter einheitlichem Gesichtspunkt



Digitized by Google

zusammengefaßte einläßliche Behandlung eines Gebietes, das in den allgemeinen Kunstgeschichten kaum gestreift, sonst nur in einzelnen monographischen Ansätzen in Angriff genommen ist, so wenig kann uns das Schlußkapitel über die Malerei der neuesten Zeit befriedigen. Schon an sich wäre die bündige Aburteilung der gesamten Kunst der letzten Jahrzehnte befremdlich genug; ganz unbegreiflich aber die so wenig sachliche, fast burlesk-schnodderige Art, in der diese Aburteilung — „Abschlachtung" müßte man eher sagen — vollzogen wird. Und es begegnen auch sonst im Verlaufe der Darstellung immer wieder solche eines Hochschullehrers nicht eigentlich würdige Redewendungen, mehr oder minder gut geprägte Schlagwörter, an denen der Autor und vielleicht auch mancher Leser seinen Spaß haben mag, die aber doch das Niveau des Buches fühlbar herabdrücken. Von solchen Entgleisungen abgesehen, bleibt H.s Buch als Ganzes eine gehaltvolle, anregungsreiche Darstellung der wechselvollen Geschichte der neueren deutschen Malerei. Nicht als Nachschlagebuch für Namen und Daten, sondern als großzügig gesehenes und übersichtlich gegliedertes Entwicklungsbild durchgeführt. Als solches freilich bewußt subjektiv in Auffassung und Darstellungsweise und daher auch manchen Erscheinungen gegenüber (wie etwa der Nazarenerkunst) vollkommen versagend; überall da aber, wo die Sympathien des Verfassers unmittelbar mitschwingen — z. B. bei Böcklin oder Leibl — von lebensvoll pulsierender Wärme und feinfühligster und tiefeindringender Deutungskraft. Mit besonders dankenswerter Sorgsamkeit sind die Abbildungen gewählt, unter denen viele wenig bekannte oder erstmals reproduzierte Stücke Aufnahme gefunden haben.

*Prof. M. Wackernagel, Münster i. W.*

## *Romane*

*Federer, Heinrich*: „*Regina Lob*". Aus den Papieren eines Arztes. Grote, Berlin 1925. 322 S.

Der Hauptvorzug des dem jugendlichen Federer, nicht dem Meistererzähler, angehörenden Werkes liegt im Seelischen. Regina, tiefer veranlagt, als sie scheint, wird von ihrem Jugendgespiel verkannt, gehaßt und schwer beleidigt auf ihrer Hochzeit mit dem gemeinsamen Freund. Nach Jahren, beim schweren Siechtum ihres Mannes, erkennt Walter, der Versöhnung sucht und als helfender Arzt naht, in ihr die Heldin. „Es gibt doch starke Frauen. Leiden sie, so tragen sie mit einer stillen Tapferkeit, weit besser als acht Männerschultern zusammen. Und leidet der Mann, so tragen sie das Doppelte, seine Last und die ihre. Ich hab' nun von beiden an einem Tage ein prächtiges Stück gesehen." Langsam entwickelt sich aus Verkennung und Haß Verehrung und eine tiefere Liebe, verbunden mit ganz neuer Wertung des Lebens. — Feine Psychologie (Ernst Eysen!), packende Naturschilderungen und die bekannte Fabulierkunst, stark und kristallklar wie die Bergwasser, helfen über manche tote Stellen hinweg.

*Steppuhn.*

*Kellermann, Bernhard*: „*Die beiden Schellenberg*". Roman. Verlag von S. Fischer, Berlin 1925. 8°. 461 Seiten.

In Buchform wirkt der Roman zwar stärker als bei seiner Erstveröffentlichung in der „Berliner Illustrirten Zeitung". Aber seine Mängel treten auch mehr hervor. Man vermißt den einheitlichen Guß, empfindet den in die Haupthandlung hineingeschobenen Georg-Christine-Roman als zu wenig mit ihr organisch verwachsen, an manchen Stellen sogar als störend. In der Gestaltung seiner Personen hat Kellermann eine glücklichere Hand. Wenzel Schellenberg ist mehr als der Typ des Großschiebers, er ist Egoist, der taumelt von Begierde zu Genuß, der alles handelt, Aktien, Wälder, Bergwerke, Filme, Frauen, alles, alles. Sein Bruder Michael ist Altruist und lebt für leuchtende, menschenfreundliche Ideen, die ob der weniger kraftvoll gezeichneten Persönlichkeit ihres Trägers den Eindruck des Experimentierens und Spielens machen. Der Ausgang der beiden ungleichen Brüder befriedigt nicht einmal *den* Leser, der weniger hohe ethische Forderungen an den Roman stellt. Kellermanns Sprache verrät ein meisterhaftes Erzählertalent. Seinem künstlerischen Schaffen fehlt nur das tiefinnerliche Erleben.

*Dr. Keulers.*

*Leip, Hans*: „*Godekes Knecht*". Roman. Verlag Grethlein & Co., Zürich 1925. 8°. 351 Seiten. Ganzleinen, etwa 9 Mk., Halbleder etwa 12 Mk. „Glühend war ich erfüllt, eine unerschaffene Sonne war ich, aufzischend brach ich empor, heller und heller, stand zuhöchst und zersprang." Das war Magister Wikbold, des Likedeelerfürsten Godekes Schreibknecht. Der seine Geschichte und sein Leben geschrieben hat, will kein Geschichtsprofessor sein, sondern hat „nur die bewußte Altertümlichkeit angestrebt, möglichst gut deutsch zu schreiben". Wir lassen uns diese feine Ironie gerne gefallen von einem, der die uralte Menschheitsidee der Verquickung von „mein und dein" so mit Fleisch und Blut umkleidet, wie Hans Leip in diesem Buche. Diese Idee durchglüht den Magister Wikbold auf all seinen Fahrten und Irrfahrten so lange, bis die Schlacken der dreifachen Lust von ihm gefallen sind und er, mit Godeke aus einer Schüssel essend, niemand fürchtend als Gott allein, dem sicheren Tode entgegensegelt. Da stand er zuhöchst und zersprang. Dieser Mensch, der gar viel Allzumenschliches an sich hat und deswegen immer wieder mit sich ins Gericht geht, in dessen Brust sich zwei Seelen zerreiben, ist deutsch,



Digitized by Google

und diese Sprache, die wie eine meisterhaft gespielte Orgel das ganze Gefühlsleben einer Handvoll urwüchsiger Menschen wie eine wunderbare Fuge herausbringt, ist gewiß gut deutsch. Ein erlauchtes Kollegium hat den Roman bereits preisgekrönt. Aber auch ohne dieses Urteil dürfte Hans Leip wegen dieses einen Romans ein Platz unter den „Großen" gebühren.

*Dr. Keulers.*

*Viebig, Klara: „Die Passion".* Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926.

Die Leidensgeschichte der Eva Wilkowski gehört zu den wenigen Büchern der letzten Ernte, die unserm Volk und unserer Zeit etwas zu sagen haben. Es spricht nicht mit der verzückten Stimme des leidenschaftlich fluchenden und zürnenden Dichters, der sich ekstatisch über Abgründe hebt, und das ist sein Vorteil. Es ist die bis ins letzte wahre Realität Klara Viebigs und eine bedeutende Epik, die an sich wirken, indem sie in fast nüchterner Klarheit das Schicksal des armen Mädchens gestalten. Diese Eva Wilkowski, Schwester vieler vom gleichen Geschick, ist das unglückliche Kind einer Verführten und eines in der Jugendblüte am Laster erkrankten Vaters, die sein furchtbares Erbe mit der Geburt schon antreten ließ. Gleich hier beginnt der unsagbar harte Passionsweg, den grauenhafte Verantwortungslosigkeit des sich seinen Vaterpflichten auch noch feige Entziehenden bereitet und den dann Krankheit und Bosheit der Menschen mit den grausamen Steinen pflastern, die diese Elendsjugend blutig reißen. Einzig die Mutter steht bis zur Selbstaufopferung zu ihrem Kinde, und auch ihre Ehe — der unglückselige Vater Evas büßt in einer Irrenanstalt seinen Jugendleichtsinn — diese Ehe mit einem Schwächling, ist ein Opfer für das Kind, freilich ein vergebliches. Mit dem Tode der Mutter kommt die nun Fünfzehnjährige, immer Kränkelnde, aus der behüteten Armut ins Leben hinaus, leidet die Härte herzloser Verwandten und ißt das Brot der Fremde als Dienstmädchen, stets wieder um ihres immer deutlicher werdenden Leidens gestoßen und verstoßen. Ein vorüberhuschender Sonnenstrahl Liebe fliegt einmal durch die Dunkelheit dieses Lebens, das in seinen letzten Verzweiflungen zur Tragödie wird, die der selbstgewollte Tod des jungen Mädchens abschließt. Das alles ist erzählt mit der beinahe dürftigen Sparsamkeit eines Berichtes, der nur durch sich wirken soll — und wirkt. Wie gesagt, nicht leidenschaftlich anklagend, nie sich zur großen, die weheste Fäulnis unserer Zeit mit Flammen ausbrennenden Dichtung erhebend, aber doch zu einer erschütternden Anklage. Wenn wir bedauern, daß Klara Viebig in diesem wahrhaft helfenden und guten Buche des wirksamsten Mittels im Kampfe gegen die Volksverderbnis, der religiös-ethischen Gewissenserweckung enträt und gelegentlich ein unnötiges Lächeln haben zu müssen glaubt für Dinge, die vielen ihrer Leser heilig sind, so sei ihr doch hoch angerechnet, daß sie uns ein Werk gab, das um seines tiefen Ernstes, seiner delikaten Zurückhaltung und seiner freilich oft dichterisch zum Thema hingebogenen Schicksale willen in viele Hände gehört. Manche Menschen kann und wird es mit Verantwortung erfüllen — eine bedeutsame Bestimmung und ein wahrhaft edler Zweck, die leider nicht vielen Büchern der Gegenwart nachgesagt werden können.

*Dr. H. Luhmann.*

*Ompteda, Georg, Freiherr von: „Ernst III."* Roman. 8°. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig u. Berlin 1925. 483 Seiten.

Dieser Roman ist weder die Geschichte irgendeines verflossenen Herrschers noch der Zukunftstraum eines verstiegenen Monarchisten. Ernst III. ist einfach der König, ein Mensch unter Menschen. Omptedas ausgezeichnete Satire trifft nur den byzantinischen Herrscherkult, der das Institut der Monarchie zur Kritik herabgewürdigt hat. Sein Königtum ist getragen von einem gesunden, arbeitsfreudigen Volke, dem zu dienen sowohl jedes Staatsbürgers als auch des Königs selbstverständliche Pflicht ist.

*Dr. Keulers*

*Enderlin, Fritz: „Hans im Weg".* Roman. Verlag Füßli, Zürich o. J. 8°. 368 S. Geheftet 7 Fr. (5,40 Mk.), in Leinen geb. 9 Fr. (7,20 Mk.).

Ein Ich-Roman, in dessen Mittelpunkt der Sohn einer Schweizer Kaufmannswitwe steht. Hoch über dem Alltäglichen, losgelöst vom rein Landschaftlichen, gestaltet sich die übergroße Liebe des kleinen Gottsuchers zur Mutter und des gottabgewandten Stiefvaters zur Gattin zu einem Eifersuchtsdrama, in dem sich Vater, Mutter und Sohn kläglich zerreiben. Die Form des Romans wirkt unvorteilhaft durch die Einteilung in neun Bücher mit je mehreren Abschnitten. Man könnte das Werk einen religiösen Roman nennen, wenn nicht ein gar so kalter Zug das Ganze durchwehte.

*Dr. Keulers.*

*Dill, Lisbet: „Der Grenzpfahl".* Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 386 Seiten.

Der Roman behandelt ein Problem, das durch den Weltkrieg für viele Tausende recht aktuell geworden ist, Heimat und Vaterland, d. h. hier die Frage: Ist es möglich, daß einer, der wie die Heldin des Romans in den ehemaligen Reichslanden, von altdeutschen Eltern stammend, großgeworden ist, diese seine Heimat bewahrt, ohne dabei seinem Vaterlande, dem er durch Geburt und Abstammung der Eltern angehört, untreu zu werden? Unter kundiger Führung bereisen wir das Saargebiet und Lothringen, besuchen die Schlachtfelder, verkehren in altdeutschen und altlothringischen Familien, lernen französische Verhältnisse (das letztere Wort ohne und mit „") kennen. Viel wichtiger aber und wertvoller ist die Schilderung des Seelenzustandes dieser politisch und innerlich hin und



Digitized by Google

hergerissenen Menschen, namentlich die psychologisch feine Zergliederung des Gedankens- und Gefühlslebens der Hauptperson, die für sich selbst und ihr Kind die schwere Entscheidung treffen muß, ob sie die Heimat oder das Vaterland aufgeben soll. Die vielen französischen Wörter und Sätze in der Unterhaltung sind für manche Leser recht störend. *Dr. A. Kahle.*

*Sjöberg Birger: „Das gesprengte Quartett".* Roman. Einzig berechtigte Übersetzung von Gustav Morgenstern. Grethlein & Co., Leipzig, Zürich. 542 Seiten.

Wenn dieses Buch, das seinem bis jüngst ziemlich unbekannten schwedischen Verfasser zum großen Erfolg geworden ist, ein Roman heißen darf, so ist es keiner, der um große Lebensprobleme herumgeschrieben ist oder von gewaltigen Leidenschaften, Kämpfen und Schicksalen erzählt und die genußreiche Folter der Spannung erzeugt; es wird vielmehr ein Stück Alltaglebens einer Provinzstadt mit jenem gemütlichen Humor ausgebreitet, der über menschliche Mängel und Torheiten wohl lächelt, aber nicht spottet, ja, wie es scheint, mit jener seltenen Liebe zu allem Menschlichen, die erst zur Satire berechtigt. Vier Leutchen haben sich zusammengetan, um zu ihrem Vergnügen Musik zu machen, sie spielen aber nicht nur auf ihren harmlosen vier Instrumenten, sondern nebenbei auch einem fünften, gefährlichen, der Börse, und erweisen sich da als noch größere Dilettanten. Die Katastrophe bringt sie zu neuen Erkenntnissen und Wandlungen, zuletzt auf ihr ruhiges Lebensplätzchen. Eine große Schachtel dem Leben fein nachgeschnitzter Episodenfiguren ist da ausgeschüttet, und es gibt prachtvolle Käuze darunter. Die Übersetzung hat sich offenbar nicht wenig Freiheit vorbehalten und läßt so den nordischen Humor auf den deutschen Leser vertrauter wirken.

*Heinrich Suso Waldeck.*

*Nexö, Martin Andersen: „Stine Menschenkind".* Übersetzt aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Albert Langen, München.

Dieser Roman bringt den Beweis, daß erzählende Dichtkunst, die ganz aus unserer Zeit erwächst, nicht objektiv ruhige Epik sein kann und, eben weil sie ganz am Baume der Zeit erblüht und gereift ist, es auch nicht zu sein braucht, um lebendig, groß und tief zu wirken. Andersen Nexö bringt diesen Beweis, weil er ganz aus der wesenhaft lyrisch gestimmten Seele unserer Zeit geschrieben hat und doch ihre ganze Alltagswirklichkeit scharf ins Auge faßt.

Stine Menschenkind ist ein uneheliches, von der Mutter verlassenes Proletarierkind, das von frühester Kindheit an nur die Not kennengelernt hat. Not lehrt sie in harter Schule, immer nur Liebe zu geben, nie solche zu empfangen. Sorgen für andere, nie für sich selber, das wird Stines Lebensgewohnheit. Alles gibt sie hin, die gebrechliche Kleine mit den schief geschleppten, schmalen Schultern, um zu helfen, zu trösten, aufzurichten, alles, auch sich selbst . . . Eben ist sie zum Weibe gereift, da nimmt sie ein Unglücklicher, aber Ungeliebter. Sie kann seinem Drängen nicht widerstehen, weil sie noch immer, solange sie atmet, mit ihrem ganzen Selbst Trostbedürftigen gedient und ihnen gehorcht hat. So wird sie, fast noch Mädchen, uneheliche Mutter. Das zwingt Stine als Dienstmädchen in die Hauptstadt. Hier sinkt sie nach anfänglich guten Tagen wirtschaftlich immer tiefer. Aber sie bleibt trotzdem das Wesen, welches von unermüdlich tätiger Nächstenliebe lebt, bis Auszehrung sie im 25. Jahre hinwegrafft.

Was den Roman Nexös auszeichnet und wirklich bedeutend macht, ist der Umstand, daß in ihm der ganze Jammer unserer Zeit lyrisch aufschluchzt und andererseits doch die reale Wirklichkeit unseres Proletariertums mit unbarmherziger Sachkenntnis gestaltet ist. So wächst die Illusion, wirklich Erlebtes zu sehen, zu hören, mitzufühlen, mitzuweinen, mitzulachen, zu ungewöhnlicher Stärke heran. „Stine Menschenkind" ist eines von den sehr seltenen Büchern, die wirken wie das Leben selber, das überaus mannigfaltig in seinen Äußerungen ist. Kaum hat das Schicksal Stines Tränen der Rührung ins Auge gedrängt, da guckt uns aus dem verdunkelten Auge unvermutet der Schalk Humor, der tief im Herzen sitzt und sich nie unterkriegen läßt. Nicht, als ob Andersen Nexö schönfärbte! Er schöpft die Unbarmherzigkeit proletarischer Tragik bis zur Neige aus. Aber eben weil er das Leben nimmt, mit seinen furchtbaren Schickungen und seinen kleinen neben den Fruchtbarkeiten doppelt rührenden Freuden, eben darum packt er so tief, daß wir erschüttert an der Bahre Stines stehen und unser Herz in unerbittlicher Gewissenserforschung aufrütteln, zur Lösung der sozialen Frage nicht den Preis unseres Geldes, unserer Gedanken und Arbeit bloß, sondern die Liebe unseres Herzens herzugeben, wie Stine Menschenkind es getan hat. *Dr. A. Kamp.*

*Nexö Andersen: „Kinder der Zukunft".* M. Dietz, Berlin 1925. 184 S. 4 Mk.

Andersen Nexö bietet in diesem Buche kleinere Erzählungen aus der ihm vertrauten Welt, aus der Welt der Proletarier. Seine durchaus nur naturhafte Art stößt sich immer wieder an der Enge triebhafter Dumpfheit. Jeder erlösende Durchstoß in die Sphäre frei erlösender Sittlichkeit fehlt. Nexö empfindet tief und echt, weiß darum auch den Leser zu ergreifen. Aber er vermag nicht, ihn zum Bewußtsein seiner Freiheit und Selbstbestimmungsmacht zu erheben. In Nexös großen Romanen täuscht die Ganzheit von Menschenschicksal und Weltbild darüber hinweg, während die kurzatmige Episodenhaftigkeit



Digitized by Google

jeden erfolgreichen Ansturm zur Größe und Weite abreißt. *Dr. A. Kamp.*

*Schmeljow, Iwan*: „*Die Sonne der Toten*". Roman. 8°. S. Fischer, Berlin 1925. 318 S. Geh. 4 Mk., Ganzleinen 6,50 Mk.

Man vermeint einen Todesschrei zu vernehmen, der über die Welt hinzittert, wenn man dieses Buch liest, mit dem einer der bedeutendsten russischen Gegenwartsdichter sich in Deutschland einführt. Den Todesschrei einer kleinen Schar von Lebewesen, die nach der Revolution in der Einsamkeit der Krim, weitab von aller Hilfe, dem Untergang durch Hunger und Gewalt preisgegeben, Menschen, einst Kulturträger, das wüste Tartarenufer besiedelnd, nun zu Helden emporwachsend, angesichts eines Schicksals, für dessen Härte sie keine Erklärung finden, dem sie sich aber doch nicht ergeben. Nach Verlust aller Begriffe, ja, des „Lebens" selbst, bleibt ihnen noch eines: Kampf um die Seele, um die Sonne der Wahrheit, die ihre Augen aufleuchten läßt wie ein Widerschein der auf den Bergen flammenden Himmelsonne. Umweht vom Hauch eines Unermeßlichen, Schrankenlosen, das sie nicht müde werden zu suchen, kennen sie keine Schrecken des Todes — nur Grauen vor dem fleischgewordenen Bösen, dem Raubtier im Menschen, in dessen Augen eine bleierne Sonne steht, die Sonne der Toten. Schicksalsgemeinschaft hat Menschen und Tiere zu einem Ganzen eng verbunden, sie alle mit dem Stempel des Dahingehens auf der Stirn. Dem qualvollen unentrinnbaren Hinsterben der Lebewesen steht die Natur gegenüber, die alte weise Lebensherrin, die in ihrer durch Revolutionen, Kriege und alles Weltgeschehen unerschütterten Majestät wie ein allumfassendes Orchester Berge, Meere, Winde, Steine, Regen zu einer erhabenen Sinfonie eint. Das winzige Städtchen am Meer, vor dessen Toren der Tod steht, starr, eigensinnig, harrend wie ein fahler Schatten, bis er das letzte Lebewesen fortgeholt, ist ein winziges Tüpfelchen nur in ihren unermeßlichen Weiten, ein Mohnkörnchen, ein Sandstäubchen; der Mensch ein Splitter. Wie Knut Hamsun läßt der russische Diehter in dieser Gegenüberstellung von Mensch und Kosmos die Überzeugung des Menschen von seiner Bedeutung als geistiger Mittelpunkt des Weltganzen als etwas Unrichtiges, ja fast lächerlich Anmaßendes offenbar werden. Ein ethisch und künstlerisch hoch zu bewertendes Zeitbild liegt in diesem Buch vor uns. In jenen Enterbten des Lebens, den Überflüssigen, finden wir etwas von den Tiefen des Lebens Dostojewskis. Aber es ist nur eine Klasse, die uns aus dem Dichter spricht, nicht das Volk. Eine Klasse, im Kampf und im Haß gegen eine andere Klasse. Trotz aller Naturgebundenheit fehlt das Gemeinschaftsbewußtsein, aus dem allein ein Weltbild werden kann. *Ch. Demmig.*

## Kleine Anzeigen

*Arndt, Ernst Moritz*: „*Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein*". Grethlein & Co., Leipzig und Zürich, o. J. Preis geb. 7 Mk.

Keine Zeit mehr als die unsrige sollte sich aus der Geschichte Persönlichkeiten zum Vorbild des Handelns nehmen. Arndt, der als 89jähriger seine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein aufzeichnete, läßt sie ausklingen in einen begeisterten Hymnus auf diesen Staatsmann des werdenden Großdeutschland, dessen Werk fortzusetzen die Gegenwart uns aufgibt. Ricarda Huch läßt den „Wanderungen" eine Einleitung vorausgehen, in der sie Arndt mit sicherer Feder charakterisiert. *W. G.*

„*Der Fahnenträger*". Auserlesene Gedichte des Grafen *Moritz Strachwitz*. Mit Bildern von Alfred Rethel. Herausgegeben von Bruno Golz. (Aus alten Bücherschranken. Eine Sammlung vergessenen und gefährdeten deutschen Volksgutes. Herausgegeben von Wilhelm Stapel.) — Hanseatische Verlagsanstalt, o. J. 171 S. Preis 6 Mk.

Es will scheinen, als ob diese Gedichtsammlung vom Herausgeber der deutschen Jugend gewidmet, eine Tendenz verfolgt, die gerade heute bedenklich erscheint. Die einzelnen Abschnitte sind betitelt: „Den Männern", „Den Frauen", „Dem Vaterlande", „Nordland", „Balladen und Mären" und „Ausklang". Wozu nun diese blutrünstigen Kampfesbilder, Zornausbrüche, Verhöhnung der „Weichen"? Ein jedes mannhafte Wort in Ehren; aber solche Blindwütigkeit, solche Rhetorik, solch maßlose Überspannung des Rachegedankens, diese ganze völlig unchristliche Weltanschauung ist kein nachahmenswertes Beispiel für unsere Jugend. Der Herausgeber mag richtig empfunden haben, als er „ruchlos" zahlreiche Änderungen bzw. Streichungen an den Gedichten vornahm. Dabei bleibt in Geltung, daß Strachwitz ein wirklicher Dichter war. Dessen sind manche prächtige Stücke beredtes Zeugnis.

„*Ein heiliger Krieg*". *Friedrich Hebbels* Briefe, Tagebücher und Gedichte. Mit Berichten seiner Zeitgenossen und lebensgeschichtlichen Verbindungen, herausgegeben von Hans Brandenburg. 8o. Tsd. 430 S. Preis in Ganzleinen 5 Mk., in biegsamem Pappband 3 Mk. Verlag Wilh. Langewiesche-Brandt, 1925. Ebenhausen b. München. (Sammlung: Die Bücher der Rose. Neue Friedensreihe.)

Diese ungemein fein und sorgfältig besorgte Neuausgabe läßt die markante Dichtergestalt Hebbels zum Teil in ganz neuem Lichte erstehen. Um ein volles Viertel ist der Inhalt vermehrt worden.



Digitized by Google

Besonders zahlreich haben Hebbels Gedichte Platz gefunden. Man braucht nicht widerspruchslos Hebbels ganze Art und Weltanschauung zu vertreten, wird aber dennoch in ihm eine der reizvollsten Dichterpersönlichkeiten sehen und anerkennen müssen. Die Ausstattung ist prächtig und trotzdem außerordentlich preiswert, wie wir es bei dem Verlag von Langewiesche gewohnt sind. Das Buch bildet eine Zierde für jede Bibliothek. *A. T.*

*Stifter, Adalbert*: „*Briefe, Schriften, Bilder*". Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen von Hans Amelungk. Mit sechs Tafeln in Kupfertiefdruck, davon fünf nach Ölgemälden Stifters. 300 S. 8°. Verlag Wilh. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen b. München o. J. (Bücher der Rose.)

Da hat einer mit feinem, verständigem Sinn aus allem, was von und an und über Adalbert Stifter geschrieben worden ist, das Köstlichste zusammengestellt, hat Proben von Stifters Malkunst dazugetan und das Ganze zu einem geschmackvollen Werke verflochten, aus dem uns die lieben, freundlichen Augen des Dichters so vertraut anschauen, als hätten wir als Buben vor ihm gesessen und seinen Erzählungen gelauscht. Im Gewande der Bücher der Rose ist „Adalbert Stifter" ein Geschenk für stille, besinnliche Menschen.
*Dr. Keulers.*

*Burckhardt, Jakob*: „*Gedichte*". Nach den Handschriften des Jakob-Burckhardt-Archivs in Basel. Benno Schwabe, Basel 1926. 165 S.

Der Basler *Jakob Burckhardt* (1818—1897) gilt neben Konrad Ferdinand Meyer und Nietzsche als Vertreter eines „Renaissancismus" und gehört zu den bedeutendsten Dichterpersönlichkeiten Basels im 19. Jahrhundert.

Im Verlage *Benno Schwabe & Co., Basel* 1926 sind vor kurzem von *K. E. Hoffmann* seine wichtigsten „*Gedichte*" aus den Jahren 1835—1882 in chronologischer Reihenfolge geordnet herausgegeben. Sie zeichnen sich aus durch strenge Formschönheit und erinnern in ihrem Weltanschauungsgehalt und ihrer Gedankenschwere an Hebbelsche Lyrik. Sein Dichterideal war „ausgeglichene und harmonische Rundung". (Vgl. das Gedicht auf S. 500 dieses Heftes.)

Es gehört zum Wesen der Burckhardtschen Persönlichkeit, daß er sich von Jugend auf dagegen wehrte, seine Gedichte unter seinem Namen zu veröffentlichen, wie er überhaupt der Drucklegung seiner Lyrik abhold war. Manches zornige Wort haben seine Freunde von ihm hören müssen, wenn sie seine Gedichte, die ihnen zufällig in die Hände gekommen waren, veröffentlichten. Später stand er der Drucklegung weniger schroff gegenüber, doch immer noch verwahrte er sich streng gegen die Zeichnung seines Namens: „... Man kann ja den Namen, der nichts zur Sache tut, füglich weglassen. Jetzt vor allem bedarf der Poet einer spartanischen Entsagung, einer totalen Vergessenheit der Person."

Ob es nicht für die Dichter unserer Zeit gut wäre, wenn sie sich diesen Grundsatz Burckhardts zu eigen machten? Vielleicht, daß dann weniger erlogene Geste und Phrase in ihren Versen wären als Wahrheit — tiefgeschaute, erlittene und erlebte Wahrheit. *H.*

*

*Dauthendey, Max*: „*Gesammelte Werke*". In sechs Bänden. Mit Einbandzeichnung von Prof. Walter Tiemann. Preis der sechs Bände 90 Mk. Verlag Albert Langen, München.

In feiner, geschmackvoller Ausstattung legt der Verlag Albert Langen in München die gesammelten Werke Max Dauthendeys vor. Mit diesem Werke setzt der Verlag dem allzu früh verstorbenen Dichter ein schönes Erinnerungsmal, das ihn vor gänzlicher Vergessenheit bewahren wird. Konnte der Dichter schon auf Grund der Eigenart seines Schaffens — seine Stärke liegt in erster Linie auf lyrischem Gebiete — nicht auf weitere Kreise Einfluß gewinnen, so ist ihm doch ein Wesenszug eigen, der ihn heute mehr denn je schätzenswert machen sollte. Wir meinen den Drang in die Ferne, verbunden mit einem tiefen Einfühlungsvermögen in fremde Kulturen und Lebensvorstellungen, wobei er aber stets sein inniges Liebesverhältnis zur heimatlichen Scholle, sein Anhänglichkeitsgefühl zum Vaterlande zu steigern weiß. Ein Wanderleben führte ihn nach Schweden, England, Mexiko, Griechenland und 1914 in die deutschen Kolonien in der Südsee. Hier wurde er vom Kriege überrascht und auf Sumatra und Java festgehalten. Die Unmöglichkeit, seinem Vaterlande in diesem Kampfe beistehen zu können, hat ihn verzehrt. Er starb an seiner Heimatliebe, der er in folgendem Ausspruche so beredten Ausdruck verliehen: „Ich würde Deutschland lieben, auch wenn es schwach wäre, und erst recht, wenn es besiegt werden sollte." Leider herrscht in manchen seiner Werke, namentlich in den exotischen Novellen und Romanen, eine schwüle Sinnlichkeit. Das Werk des Dichters, der erst am Ende seines Lebens den Glauben an einen persönlichen Gott wiederfand, verlangt sowohl für die ästhetische wie auch für die weltanschauliche und ethische Würdigung und Wertung reife und gebildete Leser.

Der erste Band der Sammlung bringt Autobiographisches, der zweite erzählt „Aus fernen Ländern" („Erlebnisse auf Java" „Letzte Reise", „Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande"), der dritte enthält Novellen und Romane, der vierte umfaßt sein lyrisches Schaffen, der fünfte seine größeren Versdichtungen, und schließlich der sechste 12 Dramen aus seiner Feder, von denen das Drama „Die Spielereien einer Kaiserin" vor einigen Jahren zur Aufführung kam.
*G.*



Digitized by Google

*Heynicke, Kurt*: „*Sturm im Blut*". Erzählung. Eugen Kuner Verlag. Geb. 3 Mk.

Kurt Heynicke, der Lyriker, überrascht uns in dieser Erzählung durch seine große epische Gestaltungskraft in der Prosa. Inhalt, Menschen und Sprache sind von gleicher hinreißender Wucht, gleicher dramatischer Schönheit.

Die beiden Kapitel „Sturm im Blut" und „Sturm im Meer" gehören zum Besten, was seit langem in dieser Art geschrieben ward. Die Erzählung selbst schildert den Kampf zweier Menschen, des geraden, ehrlichen Iven und des Abenteurers Brygge um Agna, des Fischers Bergsma Tochter. Brygges Tod durch Agnas Hand (die inzwischen Ivens Frau geworden und ihre Frauenehre verteidigen muß) löst die Wirrnis des Problems, ohne aber — leider — eigentlich zu erlösen.

Die Ausstattung ist einfach, aber schön und ansprechend. *Dr. Steppuhn.*

„*Sonnensucher*". Die Geschichte einer Jugend von *Martha Heins*. 509 S. geb. 7,50 Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Es ist ein gar feines Lied, das Martha Heins uns hier mit reifer Künstlerschaft spielt. Heiter, lächelnd beginnt es, doch bald klagt etwas Dunkles in seinen lichten Weisen — das Leid kommt, mit bleichen Händen zündet es in der Seele der Felizitas Lenz seine Opferkerze an. Und Felizitas trägt ihr Licht durch Lebensnot und Entsagung, durch die heißen Schmerzen verratener Liebe. Oft scheint die heilige Flamme dem Erlöschen nahe, doch immer wieder versucht Felizitas, sie zu hüten. In der schwersten Verlassenheit kommt Gerd Holm, der Schlichte, Fröhliche, Reine, der sie sieghaft zu neuem Brennen entfacht, auf daß sie still sich selbst verzehre. . . .

Das Finale — Gerds gesegnetes Sterben, Felizitas' Überwindung aller Lebensnot — fürwahr ein schöner, friedlicher Ausklang des Liedes einer feinen Dichterseele. *Betty Schneider.*

*Lhande, P.*: „*Wenn der Meister ruft*". Roman aus dem Französischen. Verlag Benziger.

„Ein Priesterroman" kündet der Einband, dabei fehlt vollkommen alles „Romanhafte", alle große Problematik. Eine schlichte und deshalb doppelt ergreifende Erzählung, bei der es sich nur um geistige und religiöse Werte handelt. Die Schilderung einer Mutter, die ihren Mutterberuf aufs tiefste erkannte, zu leiden um der Kinder willen. Man legt das Buch nicht ohne Ergriffensein aus der Hand. Allerdings, man sei sich bei der Lektüre bewußt, daß es sich um das Werk eines Franzosen handelt, sonst würde man an der Überschwenglichkeit Anstoß nehmen, die so oft uns entgegentritt. Aber man vergißt das allzuschnell über der Reinheit des katholischen, des seelischen Empfindens, über der Größe der „kleinen" Opfer, die Mutterliebe zu bringen vermag. Einer jungen Witwe fordert Gott zwei Kinder ab, eines als Priester, das andere als Nonne. In der Mutter Herz beginnt ein Kämpfen und Leiden um dieses kleinen Gottesstreiters willen. Ihrer irdischen Liebe entsagt sie, die nie reines Liebesglück genoß, um den Beruf des Sohnes nicht zu gefährden. Ihre Tochter muß sie ihm opfern und doch erleben, wie materielle Nöte und dann das Wankendwerden des Sohnes infolge des Modernismus den geliebten und ersehnten Priesterberuf zu untergraben drohen. Mit ihren Opfern gewinnt sie ihren Sohn dem Himmel und sich zurück. Das Buch klingt in leidvoller Mutterfreude aus. Die fesselnde Darstellung in guter Übersetzung ist deutschem Empfinden angepaßt. Das Wichtigste aber ist und bleibt — ein Buch, das uns katholischen Glauben und katholisches Empfinden packend und überzeugend vermittelt.

*Dr. Steppuhn.*

*Kümmel, Konrad*: „*Die Monstranz von Waldsee*". Geschichtliche Erzählung 8° 300 S. Herder, Freiburg 1926 Geb. in Leinewand 5,40 Mk.

Im Mittelpunkt der Erzählung steht der Raub einer kostbaren Monstranz durch den geldgierigen Stiftsküster, der durch einen fingierten Einbruch den Verdacht zunächst von sich ablenkt. Die Hauptperson aber ist des diebischen Stiftsmessners fromme Base, der die Entdeckung des wahren Täters körperlichen und geistigen Zusammenbruch verursacht und die dann durch ein Opferleben das entsetzliche Verbrechen zu sühnen sucht. Die spannende Erzählung wird beim katholischen Volke vielen Anklang finden, zumal auch die Zeitverhältnisse, die unter den Nachwirkungen der Aufklärung und des Josephinismus stehen, kräftig betont werden. *Dr. K*

*Tiaden, Heinrich*: „*Atlantis Trust Company*". Roman. Verlag von Franz Wagner, Leipzig 1925. In Halbleinen geb. 3,50 Mk.

Der Verfasser verläßt mit diesem Buche die Dichterpfade des „Burgenzauber an der Mosel" oder des „Dämon Asmon Luzi" und tritt in die Fußstapfen eines H. Dominik. Ein Roman um das Jahr 2025, in welchem das sagenhafte Land Atlantis plötzlich unter Begleiterscheinungen ungeheuren Ausmaßes wieder auftaucht. Dahinein der Kampf der Welt, besonders dreier kühner deutscher Pioniere. Anlaß genug, die Phantasie (vor allem, wenn man die Tiadens besitzt) allein walten zu lassen. Fesselnd ist das Buch jedenfalls, aber mit solchen Werken werden dichterisch niemals „Werte" geschaffen. *Dr. St.*

*Bret-Harte, Francis*: „*Goldgräbergeschichten*". Hausschatzbücherband 46. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G., München. Kl.-8. 199 S. Preis 1,50 Mk.

Bret-Harte versteht es, von dem wild zusammengewürfelten Volke der Goldgräber Geschichten zu erzählen, die erkennen lassen, daß auch unter der rauhesten Schale noch ein edler Kern sitzt. Seine Gestalten sind von wilder, urwüchsiger Kraft, just wie die Wälder, in denen sie hausen.



Digitized by Google

Bärenhaft rauh ist ihr Handeln und Wandeln. Naiv und nicht selten mit grimmigem Humor durchsetzt ihr Empfinden gegen alles Schwache und Zarte. Bret-Hartes Sprache ist knorrig und paßt sich den vielverschlungenen Gedankengängen seines Stoffes an. Zur „leichten" Lektüre gehören seine Geschichten jedenfalls nicht.

*Dr. Keulers.*

*Nord, F. R.*: *„König Pfau"*. Roman (Band 17 der Reihe „Der Abenteurer-Roman" In Leinen 7 Mk.). Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Der Verfasser ist ein durch seine Schriften bereits bekannter Forschungsreisender, der ohne Zweifel über eine große Kenntnis der bereisten Länder und ihrer Sitten verfügt. An die heutige Orientpolitik Englands anknüpfend, schildert er fesselnd die Mittel und Wege, die England in skrupelloser Weise einschlägt, um sich in den Besitz der reichen Ölquellen zwischen Euphrat und Tigris zu setzen. Im Mittelpunkt des phantastischen Buches steht die grausige Schilderung einer geheimen Kultstätte der Teufelsanbeter, die dem „Könige Pfau" dienen, dem Sinnbild alles Bösen. Das ganze Werk zeugt von einer Phantasie, die einem Karl May alle Ehre machen würde, die sich an einer Stelle sogar zu einer Parallele zwischen dem „Gehorsam" der Jesuiten (sicut cadaver!) und dem der Teufelsanbeter versteigt!

Das Buch gehört in die Kategorie der „Reiselektüre".

*Dr. Steppuhn.*

*Lafcadio, Hearn*: *„Bidasari"*. Erzählungen aus allen Welten Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.

Lafcadio Hearn kam mit 19 Jahren nach Amerika und ging als Vierzigjähriger nach Japan. Seine Japanbücher gehören der Weltliteratur an als erster, einigermaßen geglückter Versuch eines Westeuropäers, sich in die östliche Seele einzuleben. Während seiner Amerikazeit war Hearn rastloser Journalist. Eine Auswahl seiner Zeitungsaufsätze vereinigt vorliegender Band. Mehr noch als für Hearn ist er aufschlußreich für das Amerika der siebziger und achtziger Jahre, für dieses merkwürdige Chaos aus drei Erdteilen und hundert Rassen, aus Frostigkeit und Gefühl, aus Unglaube und Aberglaube, aus Kraft und Mache, das sich aber heute allmählich zum Kosmos entwickelt, mögen wir überheblichen Europäer es sehen wollen oder nicht.

*Dr. Johannes M. Fischer.*

*Roß, Colin*: *„Das Meer der Entscheidungen. Beiderseits des Pazifik"*. Mit 97 Abbild. u. 7 Kartenskizzen. 2. Aufl. 8° 334 S. Leipzig 1925. F. A. Brockhaus.

Das, was die Bücher von Colin Roß so anziehend macht, die Unmittelbarkeit der Anschauung und die lebendige Frische der Darstellung, unterstützt durch reichliche und gute Illustrationen, finden wir auch in diesem feinen neuesten Werke wieder. Die Länder und Völker zu beiden Seiten des Stillen Ozeans — Amerika, Japan, China — werden uns hier in neuer Beleuchtung gezeigt, wobei auf die durch den Weltkrieg herbeigeführten internationalen Veränderungen und all die dadurch bedingten neuen politischen und weltwirtschaftlichen Probleme scharfe Strahlen fallen.

*Radowitz, Joseph Maria von*: *„Briefe aus Ostasien"*. 8° VIII und 128 S. Preis in Leinen geb. 6 Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926.

Diese Reisebriefe des jungen Diplomaten stammen aus der Zeit, wo Deutschland seine Ostasienpolitik einzuleiten begann. Radowitz ging als Teilnehmer einer preußischen Delegation unter dem Generalkonsul von Refues im Jahre 1862 nach Ostasien, um die Ratifizierung der Handelsverträge Preußens und der dem Zollverein angeschlossenen Staaten mit Japan, China und Siam vorzunehmen. Aufgeschlossenen Sinnes und aufnahmewilligen Geistes sucht er sich in die Kultur Ostasiens einzuleben, die gerade damals der Kultur des Abendlandes in erste nähere Berührung trat. Bei der nach dem Weltkriege gesteigerten Bedeutung des fernen Ostens — tritt doch zum mindesten Japan als selbständig handelnde Weltmacht auf — sind die Briefe dazu angetan, unser Interesse an diesen Fragen wachzuhalten und stets von neuem lebendig werden zu lassen.

*W. G.*

*Wolf, Gustav*: *„Die Reise nach Tetuan"* (Das Erlebnis eines Malers.) Mit 16 Vierfarbendrucktafeln und 80 einfarbigen Bildern in Offsetdruck nach Originalen des Künstlers. Gr.-8°. 126 S. Preis Halbleinen 14 Mk. Ganzleinen 16 Mk., Halbleder 20 Mk. Walter Hädecke, Verlag, Stuttgart 1925.

Hier schildert uns ein Maler seine Erlebnisse auf der Fahrt nach dem uns immer wieder anziehenden Süden. Das „Heilige Jahr" bescherte uns mehrere solcher Reisebücher, bei denen natürlich Italien im Mittelpunkt stand. Gustav Wolf ging jedoch von Genua aus. Sein Weg führte ihn an der spanischen Mittelmeerküste entlang nach Ceuta und Tetuan, quer durch die iberische Halbinsel nach Paris, dem Endpunkte seiner Reise. Der Stil seiner Schilderungen ist aphoristisch, und der Verfasser hätte besser getan, seiner Neigung, recht derbe Ausdrücke literaturfähig zu machen, Schranken zu setzen. Das Wertvollste an dem Buche sind die 80 Zeichnungen, deren wohlbedachte Nuancierungen der Offsetdruck klar und deutlich hervortreten läßt.

*W. G.*

Daß auch in Abenteurergeschichten ein tieferer Sinn eingewoben werden kann, der sie über das Niveau bloßer Unterhaltungslektüre erhebt, beweisen zwei Neuerscheinungen dieser Art: das von Blaise Caudrars 1925 im Rheinverlag erschienene *„Gold"* (deutsch von Ivan Goll, Okt. 254 S.), das uns in der „fabelhaften" Geschichte des Generals Johann August Suter die grauenhaft verheerende Wirkung der Entdeckung der Goldminen von



Digitized by Google

Californien spannungsvoll und nicht ohne künstlerische und kulturgeschichtliche Werte vor Augen führt; und die Lebensgeschichte des *„Benedikt Patzenberger"* von Roland Betsch, in neuer, sehr geschmackvoller Auflage von Kösel & Pustet herausgegeben (8°, 430 S. Geh. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.), eine merkwürdige Entwicklung vom Lausbuben, Lügner und Träumer zum Dichter und Philosophen in köstlicher Mischung von Humor, Ironie und Lebensernst erzählend. Erfreulich ist es, festzustellen, daß in den *Jugendschriften* sich immer mehr das Bestreben geltend macht, das Interesse der Jugend von sentimentalen Backfisch- und abenteuerlichen Indianergeschichten unmerklich in die Tiefe und Weite des Lebens zu lenken. Aus der reichen Fülle von Neuerscheinungen, die alle, von warmer christlicher Überzeugung ausgehend, sowohl künstlerische, wie ethische und kulturgeschichtliche Werte bieten, seien folgende genannt:

*„Die 6 Töchter des Ratsherrn Abderhallen."* Von Adele Elkan, Stuttgart. K. Thienemanns Verlag, 1925. Kl.-8°, 220 S. Buchschmuck Karl Sigrist. Ganzl. 5,50 Mk. Die wechselvollen Schicksale der Familie Abderhallen in dem idyllischen Potsdam der Biedermeierzeit erzählend. *„Das Grafendorli"*. Von Hedwig Dransfeld. J. P. Bachem, Köln 1925, 9.—13. Aufl. mit 4 Bildern, geb. 4,50 Mk. Die Lebensgeschichte eines Waisenkindes, die Läuterung und Klärung seines Charakters durch herbes Leid. Im gleichen Verlag: *„Robert von Saverney"*. Von Friedrich Hollmut. Geb. 4,50 Mk. Eine Erzählung aus den Kreuzzügen. *„Versiegelte Lippen"*. Von Ad. Jos. Cüppers, 4.—8. Aufl. Eine fesselnde Episode aus dem schweren Berufsleben eines Priesters, im Hintergrunde das irische Volksleben, und *„Der Amazonenstrom"*. Von Hubert Flecker. Die Entdeckung dieses „Mittelmeer-Südamerikas" durch die Expedition des Spaniers Gonzala Pizarro. Geb. 4,50 Mk. Die Verlagsanstalt Tyrolia bringt eine Jugendbücherei heraus in geschmackvollen Halbleinenbänden mit farbigen Schutzumschlägen, reich illustriert. Geb. 3,50 Mk., durchschn. 150 S. *„Der Eisvogel und andere Märchen"*. Von Ada Kaufmann. *„Von Königen und Helden"*. Von Johanna Arntzen — sind die Titel einiger Bände dieser Bücherei, in der mit viel Liebe und Sorgfalt der Jugend mancherlei Werte geboten werden. Nicht nur auf das Interesse und die Herzen der Jugend beschränkt sich eine historische Erzählung *„Margarete von Stuttgart"*. Von Konrad Kümmel. Im Herder-Verlag, Freiburg 1925. 8°. 300 S. 1925. Geb. 6,80 Mk., die uns das Leben, die Leiden und Kämpfe dieser Auserwählten Gottes schildert. Das Wertvolle dieser dichterischen Gestaltung möchten wir vor allem darin suchen, daß sie uns fühlen und inne werden läßt das tiefste Wesen einer göttlichen Berufung, ihren Zauber, ihr Geheimnis, ihre Kraft. Dies ist auch die eigenste Bedeutung der in 3. Auflage erschienenen Biographie der Novizin Lucia *„Eine kleine Schwester"*, von Maurice Landrieux, übersetzt von Karl Doerr, Caritas-Verlag, Freiburg 1925. 280 S. Leinw. 5 Mk., die bereits in erster Auflage eine begeisterte Aufnahme gefunden hatte.

*Ch. D.*

*

*Bartels, Adolf: „Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft"* Verlag des Bartels-Bundes, Leipzig, Rosstr. 5, 1925.

Der Weimarer Professor Dr. Adolf Bartels gilt seit langem als der hervorragendste Vertreter des literarischen Antisemitismus in Deutschland. Die Reihe seiner Publikationen kann schon eine kleine literarische Bibliothek füllen, und es ist interessant, wenn er nunmehr gewissermaßen als Abschluß ein zusammenfassendes Kompendium unter dem Titel „Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft" vorlegt. Das Buch umfaßt drei Abschnitte: Die Notwendigkeit der Feststellung jüdischer Herkunft — Die Möglichkeit der Feststellung jüdischer Herkunft — Das Judentum in der deutschen Literatur. Hinzu kommt ein Anhang: Schwierige Fälle und ein Personenverzeichnis. Was unsere grundsätzliche Stellungnahme zu Bartels Buche angeht, so scheuen wir uns nicht, zu sagen, daß eine reinliche Scheidung nach den Rasseprinzipien unsere Zustimmung finden würde — es fragt sich nur, wie weit sie möglich ist und wie weit Bartels die genügende Objektivität besitzt, um eine solche durchführen zu können. Uns will es oftmals scheinen, als ob das Spezifisch-Jüdische, das Bartels aufzuzeigen sich bemüht, nicht nur Attribut des Judentums ist, sondern sich auch bei manchem christlichen und arischen Schriftsteller findet. Wir stimmen im wesentlichen Alois Stockmann S. J. bei, der in den „Stimmen der Zeit", 7. Heft, April 1926, S. 67 sein Urteil dahin zusammenfaßt: „... man darf füglich bezweifeln, ob der Nutzen, den das Deutschtum aus der erstaunlich regen Tätigkeit des Weimarer Gelehrten zieht, die Wunden zu heilen oder auszugleichen vermag, die der temperamentvolle Kämpfer durch unnötige Vertiefung der Rassengegensätze und Schürung nationalistischer Leidenschaften dem Volksganzen schlägt."

*W. G.*

*Heller, Hermann: „Die politischen Ideenkreise der Gegenwart"*. Jedermannsbücherei. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1926. 156 S. Preis geb. 3,50 Mk. Ein interessant und anregend geschriebenes Büchlein, das Werden und Gestaltung der politischen Ideen historisch aufzeigt und deren Entwicklungsformen bis zur Gegenwart verfolgt. Ein besonderer Vorzug scheint uns zu sein, daß es zu eigenem Nachdenken reizt.

*W. G.*

*Bartz, Romuald, Dr. P. O. S. B.: „Kurze Geschichte der römischen Literatur bis zum Mittelalter"*. Benziger, Einsiedeln o. J. 96 S.

Das gehaltvolle Büchlein unterrichtet gründlich



Digitized by Google

und gediegen über die Entwicklung der römischen Literatur, bei den Höhepunkten besonders verweilend. In erster Linie für die Schule bestimmt, kann es jedem Freund der klassischen Literatur wertvolle Dienste leisten.

*„Schaubuch berühmter deutscher Zeitgenossen in Werken bildender Kunst."* Ernst Heimeran, München 1925. 130 Tafeln. 5 Mk.

Hervorragende Zeitgenossen auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft, Industrie, Technik und Politik sieht hier der Leser im Bilde, nicht wie in der „Illustrierten", gestellt zur flüchtigen Unterhaltung, sondern in den Werken bedeutender Künstler erfaßt als „Köpfe", *wesentlich* gesehen und gestaltet. *K.*

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a. Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.

## *Zur Besprechung eingegangene Bücher*

*Hammerstein, Hans Freiherr v.*: *„Die Ungarn"*. Das Tor. Kösel & Pustet, München o. J. 72 S. Preis geb. 1,50 Mk., in Leder 2,50 Mk.

*Haringer, Jakob*: *„Das Räubermärchen"*. Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 1925. 8°. 101 S. Preis in Leinen geb. 3,50 Mk., in Pappe 2,50 Mk.

*Hartmann von Aue*: *„Der arme Heinrich"*. Übertragen von Wilh. Grimm. Verlag Wilh. Gerstung, Offenbach a. M. o. J. 54 S. Preis: Pappband 5 Mk., Ganzlederband handgebunden 45 Mk.

*Heege, L.*: *„Breslau und seine Umgebung"*. Sammlung „Unser schönes Schlesierland", Heft 1. Preis 2 Mk.

*Heinen, Anton*: *„Das Schwalbenbüchlein"*. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach 1926. Gr.-8°. 191 S. Preis in Pappband 3,20 Mk., in Ganzleinen 4 Mk.

*Heller, Hermann*: *„Die politischen Ideenkreise der Gegenwart"*. Ferdinand Hirt, Breslau 1926. Jedermanns Bücherei. 8°. 152 S. Geb. 3,50 M.

*Hensler, Ludwig*: *„Vom Heilandskinde"*. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1926. Gr.-8°. 80 S.

*Herwegen, Ildefons*: *„Der hl. Benedikt"*. L. Schwann, Düsseldorf 1926. Gr.-8°. 165 S.

*Herwegen, Ildefons Dr.*: *„Kirche und Seele"*. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1926. 8°. 31 S. Preis kart. 1 Mk.

*Hesse, Hermann*: *„Geschichten aus dem Mittelalter"*. Verlag Karl Hönn, Konstanz o. J. 8°. Preis geb. 4,50 Mk.

*Hildebrand, Rudolf*: *„Geist"*. Verlag Max Niemeyer, Halle a. S. 1926. Gr.-8°. 223 S. Preis geh. 8 Mk., geb. 9,50 Mk.

*Hingerl, Martin*: *„Der Staffelbergkranz"*. Verlag M. Hingerl, Au b. Freising o. J. 68 S.

*Jaspers, Karl*: *„Strindberg und van Gogh"*. Verlag Julius Springer, Berlin 1926. Gr.-8°. 151 S. Preis 6 Mk., geb. 7,80 Mk.

*Just, Leo*: *„Franz von Lassaulx"*. Ein Stück rheinischer Lebens- und Bildungsgeschichte im Zeitalter der großen Revolution und Napoleons. Verlag A. Marcus & E. Webers, Bonn 1926. 8°. 286 S. Geh. 11,40 Mk., geb. 13 Mk.

*Jünemann, Igna Maria*: *„Das große Glück"*. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1925. 8°. 128 S. Preis geh. 1,75 Mk., geb. 3 Mk.

*Katann, Oskar*: *„Grillparzer-Studien"*. Gerlach & Wiedling, Wien 1924. 8°. 326 S.

*Khan, Inayat*: *„Musik des Schweigens"*. Rotapfel-Verlag, Zürich u. Leipzig o. J. 118 S. Geh. 3,60 Mk.

*Kemmerich, Max*: *„Das Weltbild des Mystikers"*. Stein-Verlag, Leipzig 1926. 8°. 374 S. Preis geh. 5,50 Mk., geb. 6,50 Mk.

*Kesser, Hermann*: *„Schwester"*. Novelle. Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 73 S. Preis geb. 3 Mk.

*Kesser, Hermann*: *„Lukas Langkofler"*. Novelle. Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1926. 102 S. Geb. 4 Mk.

*Klages, Ludwig*: *„Vom Kosmogonischen Eros"*. Georg Müller, München 1926. 2. Aufl. 8°. 244 S.

*Kliche, Franz*: *„Trutz Rom"*. Roman. Aussaat-Verlag, Barmen 1925. 8°. 491 S. Preis geb. 8 Mk.

*Kosch, Wilhelm*: *„Geschichte der deutschen Literatur"*. 11. Lieferung (Uhland und der schwäbische Dichterkreis.) Verlag Parcus & Co., München.

*Kosch, Wilhelm*: *„Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813—1918"*. 11. Lieferung. Uhland und der schwäbische Dichterkreis. Verlag Parcus & Co., München.

*Kurz, Isolde*: *„Der Caliban"*. Roman. J. L. Schrag, Verlag, Nürnberg o. J. 8°. 196 S. Preis geb. 6 Mk.

*Leonhard, Rudolf*: *„Segel am Horizont"*. Schauspiel in 4 Akten. Verlag Die Schmiede, Berlin 1925. Gr.-8°. 103 S.

*von der Leyen, Friedrich*: *„Geschichte der deutschen Dichtung"*. F. Bruckmann, A.-G., München 1926. 8°. 131 S. Preis geh. 4 Mk., geb. 5 Mk., in Leinen 6 Mk.

*Lienert, Konrad Dr. O. S. B.*: *„Der moderne Redner"*. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln o. J. 8°. 405 S. Preis geb. 6 Mk.

*Lilienfein, Heinrich*: *„Aus Weimar und Schwaben"*. Dichternovellen. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn 1925. Preis geb. 1,80 Mk.

*Lübbe, Axel*: *„Die Heimkehr"*. Novelle. Deut-



Digitized by Google

sche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. In Leinen geb. 1,75 Mk., kart. 0,80 Mk.

*Lück, Otto, Dr.*: „*Römische Bilder*". Verlag der Paulinusdruckerei, Trier 1926. 8°. 225 S. Preis geb. 4 Mk.

*Mahrholz, Werner Dr.*: „*Wirtschaft und Christentum*". G. Braun, G. m. b. H., Karlsruhe 1925. Kl.-8°. 88 S. Preis 2 Mk.

*Massé, Grete*: „*Euphrosyne*". Eine Geschichte aus Goethes Tagen. Alexander Fischer, Tübingen 1925. 8°. 79 S. Preis geb. 2,40 Mk.

*Matthias, Leo*: „*Der Roman einer Reise*". Ausflug nach Mexiko. Verlag Die Schmiede, Berlin 1926. Gr.-8°. 171 S.

*Mayer, Maria*: „*Märchenseele*". Legenden und Geschichten. Hermann Rauch, Wiesbaden 1926. Kl.-8°. 147 S.

*Mayer, Julius Dr.*: „*Reinhold Baumstark und Alban Stolz*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1925. Preis 1 Mk.

*Meinertz, Max Dr.*: „*Wie Jesus die Mission wollte*". Vortrag. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1926. 8°. 27 S. Preis kart. 1 Mk.

*Merker, Paul* u. *Stammler, Wolfgang*: „*Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*". Erster Band, 5. Lieferung. Erlebnis. Frühneuhochdeutsche Literatur. Walter & de Gruyter & Co., Berlin 1925.

*Mett, Walter*: „*Sudima*". Ein Spiel am weißen Berg. Gralsburg-Verlag. Born auf dem Darss.

*Mohler, Dr. L.*: „*Aus der ältesten Zeit des Christentums und der Kirche*". Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J.

*Mohler, Prof. Dr. L.*: „*Christenverfolgung und Märtyrerakten*". Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J.

*Munding, Ildefons P.*: „*Mit Christus*". Taschenkalender 1926. Paulinusdruckerei, Trier 1926. Preis 0,80 Mk.

*Ompteda, Georg Freiherr v.*: „*Es ist Zeit*". Tiroler Aufstand 1809. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart o. J. 8°. 414 S.

*Oßwald, Cajetan*: „*Matthäus Schiestl*". Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., München 1925. 4. Aufl. 8°. 130 S.

*Pfeiffer, Maximilian Joseph*: „*Kyrie eleison!*" Ein Roman von Juden und von Christen aus dem alten Speyer. Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer, München o. J. 8°. 494 S. Preis geb. 10 Mk.

*Poschmann, Bernhard, Dr.*: „*Grundlage und Geisteshaltung der katholischen Frömmigkeit.*" Oratoriums-Verlag, Köln, München, Wien 1925. 150 S. Preis geb. 3,50 Mk.

*Proust, Marcel*: „*Der Weg zu Swann*". Auf den Spuren der verlorenen Zeit. 2 Bde. Verlag Die Schmiede, Berlin 1926. 8°. 669 S.

*Redlich, Oswald*: „*Grillparzer und die Wissenschaft*". Österreichische Bücherei. A. Hartlebens Verlag, Wien o. J. 67 S. Preis 2,50 Mk.

*Reuter, Fritz*: „*Aus der Franzosenzeit*". Ins Hochdeutsche umgeschrieben von Ernst Thrasolt. Kösel & Pustet, München 1925. Preis 1,50 Mk.

„*Romfahrt deutscher Jugend zum Heiligen Jahre*". Herausgegeben von Georg Wagner. Jugendführungs-Verlag, Düsseldorf 1925. 8°. 160 S.

*Salzer, Anselm, Dr. Prof.*: „*Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*". 1. Band, 2. Aufl. Von der ältesten Zeit bis zum Dreißigjährigen Kriege. Mit 95 Abbildungen im Texte und 82 Tafelbildern und Beilagen. Josef Habbel, Regensburg 1926. XIV, 456 S. Subskriptionspreis des ersten Bandes 25 Mk.

*Scharl, P. Severin M.*: „*Auf einsamen Wegen*". Lieder von Altar und Zelle. St.-Antonius-Druckerei, München 1926. 8°. 72 S. Kart. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

*Schaukal, Richard von*: „*Adalbert Stifter*". Beiträge zu seiner Würdigung. Johannes Stauda, Augsburg 1926. 8°. 67 S. Preis geb. 2 Mk.

*Schaukal, Richard v.*: „*Gezeiten der Seele*". Gedichte (Auswahl). Verlag A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz) 1926. 39 S. Preis geh. 0,80 Mk., geb. 1,50 Mk.

*Scheuber, Joseph, Dr.*: „*Der Kreuzweg unseres Herrn in der Kunst*". Mit 26 Bildern. Gesellschaft für christliche Kunst, München 1923.

*Schlaf, Johannes*: „*Die Nacht der Planeten*". Verlag Franz Peter Scholze, Leipzig o. J.

*Schlund, O. F. M., Erhard, Dr. P.* und *Schmoll, O. F. M., Polykarp, Dr. P.*: „*Erlösung*". Religiös-wissenschaftliche Vorträge. Kösel & Pustet, A.-G., München o. J. 8°. 64 S. Preis 1 Mk.

*Schmidtbonn, Wilhelm*: „*Die Geschichten von den unberührten Frauen*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin 1926. 8°. 253 S. Preis in Leinen geb. 5,50 Mk.

*Schmitz-Cardauns, L.*: „*Der kleine König*". Novelle. Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis o. J. Kl.-8°. 211 S.

*Schuck, Johannes, D. Dr.*: „*Sankt Franziskus, der seraphische Wandersmann*". Verlag Ars sacra Josef Müller, München o. J. 139 S. Preis geb. 3,60 Mk.

*Seidel, Ina*: „*Die Fürstin reitet*". Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. In Leinen geb. 2 Mk., kart. 1,30 Mk.

*Seitz, Anton*: „*Okkultismus, Wissenschaft und Religion*". Band I: Die Welt des Okkultismus. Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer, München 1926. Preis 6 Mk.

*Seppelt, Franz Xaver, Dr. theol.*: „*Der heilige Franziskus von Assisi*". Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J.

*Sieck, Rudolf*: „*Bilder aus Italien*". Mit Abbildungen von Alfred M. Balte. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn 1926. Kart. 6,80 Mk., geb. 8,20 Mk.

*Sophokles*: „*Antigone*". Deutsche Übertragung



Digitized by Google

und Ursprache nebeneinander. 10. Band der Tuskulum-Bücher. Ernst Heimeran, München 1926. Preis geb. 3 Mk.

*Süskind, W. E.*: „*Das Morgenlicht*". Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. In Leinen geb. 1,75 Mk., kart. 0,80 Mk.

*Stapper, R., Dr.*: „*Die Messe im Abendmahlssaale und in der urchristlichen Kirche*". Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J.

*Stehr, Hermann*: „*Wanderer zur Höhe*". Erzählungen. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1925. Kl.-8°. 174 S. Preis geb. 4 Mk.

*von den Steinen, Wolfram*: „*Bernhard von Clairvaux*: Ferdinand Hirt, *Leben und Briefe*". Breslau 1926. 8°. 118 S. Preis 5 Mk.

*von den Steinen, Wolfram*: „*Franziskus und Dominikus*". Leben und Schriften. Ferdinand Hirt, Breslau. 1926. 8°. 125 S. Preis geb. 5 Mk.

*von den Steinen, Wolfram*: „*Dante: Die Monarchie*". Ferdinand Hirt, Breslau 1926. 8°. 118 S. Preis geb. 5 Mk.

*Sternberg, Leo*: „*Teufelsgeschichten*". *Das Tor*". Kösel & Pustet, München o. J. 69 S. Preis 1,50 Mk., in Leder 2,50 Mk.

*Thomé, Marga*: „*Die Herbergsmagd*". Paulinus-Druckerei, Trier 1926. Kl.-8°. 147 S. Ganzleinen 3,50 Mk.

*Thrasolt, Ernst*: „*Die Witwe*". Das Tor. Kösel &Pustet, München o. J. 83 S. Preis geb. 1,50 Mk. In Leder geb. 2,50 Mk.

„*Tolstoi und der Orient.*" Briefe und Dokumente über Tolstois Beziehungen zu den Vertretern der östlichen Religionen. Von Paul Birukoff. Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig o. J. 270 S. Geb. 6,80 Mk.

*Tschertschenthaler, Paul*: „*Berg- und Waldwege*". Fahrten im deutschen Süden. Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis o. J., 8°. 200 S.

*Unger, Eckhard*: „*Sumerische und Akadische Kunst*". Ferdinand Hirt, Breslau 1926. 8°. 108 S. Preis geb. 3,50 Mk.

*Verlagskatalog der Missionsdruckerei* G. m. b. H., Kaldenkirchen. 8°. 120 S.

*Vernekohl, Franz Wilhelm*: „*Ton der Träumer und andere Erzählungen*". Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis o. J. 8°. 103 S.

*Vischer, Fr. Th.*: „*Gestalt, Humor und Charakter*". Sammlung Stimmen der Geister. Ernst Heinr. Moritz (Inh. Franz Mittelbach), Stuttgart o. J. 102 S. Preis 2,25 Mk.

*Vorländer, Karl*: „*Von Machiavelli bis Lenin*". Neuzeitliche Staats- und Gesellschaftstheorien. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Gr.-8°. 286 S. mit 8 Bildern. Preis geb. in Leinwand 10 Mk.

*Vortisch, Hermann*: „*Vom Peterli zum Prälaten*". J. P. Hebels Leben in 12 Geschichten und Gedichten. Mit Bildern von Fritz Quidenus. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn 1926. 181 S. Preis geb. 3,40 Mk.

*Waag, Albert, Dr.*: „*Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, ein Blick in das Seelenleben der Wörter*". Moritz Schauenburg, Lahr i. B. 1926. 5. Aufl. Gr.-8°. 213 S.

*Wagner, Richard*: „*Lohengrin*". Oper in drei Aufzügen. Herausgegeben von M. Scholastica S. Ş. U. Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis o. J. 12°. 127 S.

*Waldmann, Emil*: „*Französische Maler des XIX. Jahrhunderts*". Ferdinand Hirt, Breslau 1925. Jedermanns Bücherei. 8°. 144 S. Preis 3,50 Mk.

*Weismantel, Leo*: „*Die Kläuse von Niklashausen*". Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis o. J. Kl.-8°. 120 S.

*Willam, Franz Michel*: „*Die Maske*". Erzählungen. Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis o. J. Kl.-8°. 205 S.

*Wolf, Ludwig*: „*Joseph Wittig*". Sein Leben, Wesen und Wirken. Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt i. Schl. 1925. 8°. 293 S. Preis geb. 5 Mk.

*Wolfgang Amadeus Mozart*: „*Berichte der Zeitgenossen und Briefe*". Gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln. Insel-Verlag, Leipzig 1926. 518 S.

*Wunsch, Johannes*: „*Heimat*". Schwarzwalderzählungen. Buchdruckerei Unitas, Bühl i. B. 1925. 8°. 228 S.

*Zech, Paul*: „*Ich bin Du*". Roman. Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig 1926. 8°. 130 S. Preis kart. 3,50 Mk., geb. 5 Mk.

*Zuckermandel, L.*: „*Dantes Hölle*". 2. neubearbeitete Auflage. Verlag J. H. Ed. Heitz, Straßburg o. J. Gr.-8°. 206 S.



Digitized by Google

# Wertvolle Werke

aus dem Verlage

# Fredebeul & Koenen

## Essen (Ruhr)

**Rheinische Legenden.**
Mit Einbandzeichnungen und Buchschmuck von Hildegard Domizlaff. Herausgegeben von Adam Cüppers. Oktav. Auf völlig holzfreiem Papier gedruckt. Preis 8.— Mk.

**Wie's daheim war.**
Geschichten aus meinem Jugendland von Schrönghamer-Heimdal. 250 S. Oktav. Auf völlig holzfreiem Papier gedruckt. Ganzleinenband 5.50 Mk.

**Das heimliche Hochwetter.**
Eine Tiroler Erzählung von Hans Schrott-Fiechtl. Ganzleinenband. Auf weißem Büttenpapier gedruckt. Preis geb. 4.50 Mk.

**Das Abenteurerbuch.**
Von Will Kleinmann. 130 S. Oktav. Auf blütenweißem, völlig holzfreiem Papier, in Ganzleinen gebunden. Preis geb. 3.50 Mk.

**Die Gotteswiese.**
Von Peter Bauer. Legenden aus der Natur. In Ganzleinen geb. 1.50 Mk.

Bauers Erstlingsbuch „Die Gotteswiese" ist vielleicht das Schönste, was uns die katholische Literatur seit den glücklichen Tagen der Romantik geschenkt hat. Aus diesem innigen Legendenbuche spricht die Stimme eines echten Dichters von naivem Empfinden und sprachlicher Gewalt.
Dr. M. Fischer im Liter. Echo, Berlin.



# Abhandlungen aus Ethik und Moral

Herausgegeben von

Univ.-Prof. Dr. Fritz Tillmann

Soeben ist erschienen:

BAND V:

# Die Ethik Jesu in ihren Grundzügen

von

## Professor Dr. J. Herkenrath

Preis M. 8.—, in Halbleinen M. 10.—.

Zum ersten Male ist hier auf katholischer Seite ein Aufbau der Ethik Jesu versucht. Es zeigt sich, daß die gelegentlichen und scheinbar zusammenhanglosen Weisungen Jesu von einem großen Grundgedanken getragen sind.
Die Stellung der zeitgenössischen Ethik zur Ethik Jesu wird herausgearbeitet. Unserer Zeit, die an moralischer Kraftlosigkeit krankt, hat das Buch viel zu sagen; es lenkt den Blick auf Jesus, der die Worte gesprochen hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Von hier aus finden all die Zweifelsfragen ihre Lösung: Wodurch wird das Sittliche begründet, wie ist das Verhältnis des Menschen zum Nächsten, zu den irdischen Gütern, ferner zu Familie und Staat, zu Beruf und Eigentum? Jesus gibt die unverrückbare Norm, der sich der Mensch unterwerfen muß, die vom Menschen nicht umgemodelt und zerstückelt werden darf.

*

Bisher sind erschienen:

I. Band: *DDr. Th. Steinbüchel*, Der Sozialismus als sittliche Idee. (Zur Zeit vergriffen, 2., verbesserte Auflage in Vorbereitung.)

II. Band: *Dr. Th. Müncker*, Der psychische Zwang und seine Beziehungen zu Moral u. Pastoral. 4 M., geb. 7 M.

III. Band: *Prof. Dr. M. Wittmann*, Max Scheler als Ethiker. 3 M., geb. 6 M.

IV. Band: *Prof. Dr. W. Grosam*, Die Stillpflicht der Mutter in moral- und pastoraltheologischer Beleuchtung. 2,50 M., geb. 4,50 M.

L. Schwann, Druckerei u. Verlag
Düsseldorf


Digitized by Google

# Der Gral

## Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.


# Inhalt


Von den Sorgen des Theaters der Gegenwart. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Im Nachen / Frischer Trank. Gedichte von Ferd. Mayer-Eschenbacher / Das Sündenwasser. Roman von Heinrich Luhmann / Weg der Schöpfung. Gedicht von Franz Eichert / Ohne Gott. Drama von Josef Hachmann / Zwischen zwei Epochen. Von Dr. Otto Forst de Battaglia / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Abend auf dem Wasser. Gedicht von Hans E. Hengstenberg / Die absterbende Bühnenkunst. Von Dr. Karl Möhlig / Einiges über das Theaterproblem. Von Ch. Demmig / Neue Dramen. Von Heinrich Bachmann / Zu unserem Bilde. Von Hans Bücker / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kunstbeilage: St. Gertrudis von Paul Mersmann jr.



20. Jahrgang **Heft 9** Juni 1926

Fredebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen



Digitized by Google

# Wie
# urteilen Fachleute über F. H. Achermann und seine Bücher?

**P. Betz, O. S. B.,** der bekannte Kritiker, schreibt:

**Achermann-Romane — Etwas vom Besten!**

**So**

kann nur ein feiner Menschenkenner schreiben, der tief in die Menschenseele geschaut. So kann nur schildern und zeichnen, packen und fesseln, wer eine göttliche Gestaltungsgabe empfangen hat. Leicht und ungefesselt, ebenso wuchtig und markant folgen Gedanken und Schilderungen, entstehen Bilder und Taten. Die frisch und kräftig sprudelnde Sprache, die farbenvolle Lebendigkeit und die das ganze Interesse weckende Spannung, die feine Zeichnung der Charaktere, sichern Achermann einen Ehrenplatz unter den Schriftstellern der heutigen Zeit.

**Es ist nur zu wünschen, daß Achermann überall, wo deutsche Sprache klingt, gelesen werde.**

Von den Achermann-Romanen sind bis heute erschienen u. können bezogen werden:

## 1. Reihe. Prähistorische Kulturromane.

1. **„Die Jäger vom Thursee."** Prähistorischer Roman aus der Zeit ca. 1700 vor Christus. 3. Aufl. Brosch. Mk. 2.90, geb. Mk. 4.80.
2. **„Auf der Fährte des Höhlenlöwen."** Prähistorischer Roman aus der Eiszeit. 3. Aufl. Brosch. Mk. 2.90, geb. Mk. 3.85.
3. **„Der Schatz des Pfahlbauers."** Prähistorischer Kulturroman aus der Bronzezeit. 2. Aufl. Brosch. 2.90, geb. Mk. 3.85.
4. **„Kannibalen der Eiszeit."** Prähistorischer Kulturroman aus den Tagen der Sintflut. 2. Aufl. Brosch. Mk. 2.90, geb. Mk. 3.85.

## 2. Reihe. Romane aus der Gegenwart.

1. **„Im Banne der ewigen Gletscher."** Roman aus den hohen Alpen. 2. Aufl. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
2. **„Der Wildhüter von Beckenried."** Roman aus der Zeit der Befreiungskämpfe gegen die Franzosen. 3. Aufl. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
3. **„Die Kammerzofe Robespierres."** Historischer Roman aus der Schreckenszeit der Französischen Revolution. 2. Aufl. Geb. Mk. 3.20.
4. **„Aram Béla."** Ein Roman der Tatsachen. 2. Aufl. Geb. Mk. 3.20.

Die Achermann-Literatur darf in keiner Bibliothek fehlen!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder direkt vom

**Verlag Otto Walter A.-G., Konstanz (Baden)**

Digitized by Google

Digitized by Google

St. Gertrudis von Paul Mersmann Jr.

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang | Heft 9 | Essen, im Juni 1926

# Von den Sorgen des Theaters der Gegenwart

Von Friedrich Muckermann, S. J.

MIT der heutigen Nummer beginnen wir die Veröffentlichung einer Reihe von Artikeln, die sich auf die Frage der Lebensmöglichkeit unseres Theaters beziehen. Wie sehr diese Frage die Gemüter bereits beschäftigt, könnte uns eine am 4. April erschienene Beilage der „Vossischen Zeitung" beweisen, über der in großen Lettern geschrieben steht: „*Stirbt das Drama*?" Eine Reihe von Künstlern, Schauspielern und Ästheten, wie Leopold Jessner, Lucie Höflich, Viktor Barnowsky, Elisabeth Bergner, Bert Brecht, Fritz von Unruh, Max Dessoir, Fritz Kortner, Rudolf Forster, Arnolt Bronnen, Berthold Viertel u. a., kommen darin zu Worte. So verschieden ihre Meinungen auch sind, so optimistisch sich auch manche gebärden, durch das Ganze klingt doch der Unterton tiefer Besorgnis und wissender Problematik. Einige Äußerungen seien besonders hervorgehoben: „Das Drama", schreibt Jakob Wassermann, „wird so lange lebendig sein, als es Genien gibt, die sich in ihm verkünden, Talente, die sich in ihm ausdrücken und seiner Form bedürfen." Heinrich XXXXV., Erbprinz Reuß, nimmt eine vermittelnde Stelle ein: „Sterblich sind nur die Erscheinungsformen, also: Untergang des gegenwärtigen Theaters? Weil die Starrheit der Guckkastenbühne nicht den Bewegungsreichtum, die Unbegrenztheiten des Films technisch erfüllen kann? Weil es die Massensuggestion der Sportkämpfe ebensowenig räumlich erreichen kann? Weil es den blendenden Aufwand der Revuen wirtschaftlich nicht leisten kann? . . . . Diese Argumente treffen noch nicht den Kern des Problems, aber sie sind symptomatisch und haben ihre Ursache in einer Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Theater, in einer Unruhe darüber, was werden soll. Und das ist berechtigt. . . . Aber das Theater braucht sein Haus nicht zu verlassen, auch wenn die Phantasie der Technik ihm umstürzend Neues hereintragen sollte. Die Energien der Sportkämpfe können sich ihm mitteilen. Möglich, daß Tempo, Rhythmus und Humor die Revue, die Operette, den Schwank entscheidend befruchten und von der Schablone befreien werden. Jedenfalls: Theater und Drama können nur wachsen, aber nicht untergehen." Klabund meint: „Wir haben kein Publikum, sondern Publikümer, was dem einen recht ist, ist dem andern unbillig. Die Dramen, die heute geschrieben werden, treffen immer nur auf eine Schicht des Theaterpublikums, während sie die anderen Schichten gar nicht berühren. . . . Die jungen Dramatiker, die für ein neues Theater sind, müssen vor allem für eine

Digitized by Google

neue religiöse und soziale Gemeinschaftsform sein, denn nur aus ihr wird sich das neue Drama gebären." Hier trifft Klabund mit Leo Weismantel zusammen und ist außerdem der Sprecher der gesamten Jugend. Die Theaterfrage ist im Grunde nur ein Stück der Gemeinschaftsfrage. Wo hier der Mangel liegt, das entdeckt man leicht, wenn man einmal Gelegenheit hatte, jugendliche Spieler bei ihren dramatischen Versuchen zu beobachten. Man bemerkt nicht selten eine gute darstellerische Anlage. Verblüffend wirkt oft die Kunst, mit ein paar Ideen eine Reihe von Szenen zu formen. Aber es fehlt an einem Stoff, der wirklich lebendig wäre. Fridericus Rex, als Held betrachtet, liegt zu weit zurück. Lebendige Geschichte gibt es so gut wie überhaupt nicht. Das große gemeinsame Erlebnis des Weltkrieges stand nicht im Zeichen einer Idee und blieb darum geschichtlich formlos. Das Ergebnis war nicht ein in Leid geeintes Volk, sondern eine Reihe von Parteien, wie sie nach einem mißlungenen Geschäft zeternd und keifend auseinandergehen. Das war kein Troja, wie es der Poesie des Homer vorangeleuchtet hat. Wie soll denn da ein Drama entstehen? Was ist das größte Genie ohne die Gunst eines Jahrhunderts, das ihm Ereignisse beschert, die sich gestalten lassen? Es war nur natürlich, daß sich das Volksdrama wieder aufs Mysterium zurückzog, weil allein auf dem Gebiet der Religion, wenigstens für die gläubigen Teile des Volkes, noch die notwendige Gemeinsamkeit des Erlebnisses bestand. In dem Maße, als es gelingen wird, die moderne Kultur Stück um Stück wieder mit dem Geiste des Christentums zu durchdringen, wird die Möglichkeit des neuen Dramas sich verwirklichen. Unrichtig schiene es mir aber, zu glauben, es werde seelische Kunst unseelischen Mächten erliegen. Genau das Gegenteil wird der Fall sein. Das Volk wird auf die Dauer des Rasselns von Rädern und Platten, des Anknüpfens von Drähten und Apparaten und des gesamten mit diesem Kunstersatz verbundenen Spektakels so überdrüssig werden, daß eine wahre Sehnsucht nach dem stillen Reich der Geister sich urgewaltig erheben wird. Das ist die Stunde, von der Hans Roselieb mir einmal sagte, daß in ihr „die Sehnsucht nach dem Wort wieder über die Menschheit komme". Möchte diese Stunde unsere Dramatiker bereit finden. Schon jetzt bemerkt man, daß etwa die Sprechchöre der *Vilma Mönckeberg* eine geradezu zauberhafte Wirkung ausüben. Es ist dies, im tiefsten Kern gesehen, ein genialer Versuch, dem Wort seine Urkraft wiederzugeben, ähnlich wie das auch Richard Wagner gewollt hat. Das kann nur geschehen, wenn im Wort die in ihm verborgene Dinghaftigkeit wieder auftaucht, und wenn es sich beseelt mit dem Hauche des Lebens. Wenn Stefan George manchem so bedeutend ist, dann darum, weil er die große Ehrfurcht vor dem Worte besaß und ihm dienend seine Meisterschaft bewährte. Aber freilich, auch hier wird der seelische Wert von ausschlaggebender Entscheidung sein, denn das Wort ist ein Kind der Seele, so gläubig und so ungläubig wie diese, so reich und so arm, so bedeutend und so nichtig. Nicht umsonst hat der Führer der deutschen Romantik, Friedrich Schlegel, sein Lebenswerk beschlossen mit der Philosophie des Wortes, die nur eine andere Philosophie des Lebens war.

Noch einer Stimme wollen wir hier für einen Augenblick Gehör schenken, die zwar von moderner Kunst im allgemeinen spricht, die aber zugleich auch die Lage der Bühnenkunst mitbetrifft. Im ersten Heft der vom *Prinzen Karl Anton Rohan* herausgegebenen *„Europäischen Revue"* (im Verlag „Der Neue Geist", Leipzig) findet sich eine Arbeit von *José Ortega y Gasset*, Professor der Philosophie an der Universität Madrid, der den schon wieder verblassenden Stern Unamunos zu ersetzen beginnt. (Wir bringen im nächsten Heft einen Artikel über Unamuno, indem



Digitized by Google

wir uns einfach außerstande erklären, die Objekte unserer Aufmerksamkeit so schnell wechseln zu können. José Ortega soll folgen. Fragt man, warum es mit diesen lanzierten Größen so bald wieder vorbei ist, so muß die Antwort lauten, daß der moderne Mensch sich scheut, die Probleme zu Ende zu denken. Wir unsererseits haben keine Angst vor Freidenkern und Freimaurern, ist doch ihre Weisheit keineswegs so bahnbrechend, wie die Sensation uns glauben machen möchte. Stellt man sie uns aber vor, so erlauben wir uns, ihnen ein wenig in die inneren Schlupfwinkel nachzugehen. Sind sie nämlich ernst zu nehmende Männer, so wird sich bald zeigen, warum man sie im raschen Wechsel wieder abtun muß, nachdem man sie doch soeben noch als Wunder der Welt gepriesen.) José Ortega spricht in jenem Artikel über „Neue Symptome in unserer Zeit": „Der halbreligiöse, erhaben pathetische Charakter, den der ästhetische Genuß seit zwei Jahrhunderten angenommen hatte, ist völlig fallengelassen worden. Im Empfinden der Jungen wird die Kunst zum Philisterterium, zur Nicht-Kunst, sobald man sie ernst nimmt. Ernst sind jene Dinge, durch welche die Achse unserer Existenz hindurchgeht. Nun wohl, die Kunst ist nicht imstande, das Gewicht unseres Lebens zu tragen. . . . . Wenn wir die Kunst, statt sie ernst zu nehmen, als das nehmen, was sie ist, als Unterhaltung, Spiel, Zerstreuung, so wird das Kunstwerk all seinen bezaubernden Glanz wiedererlangen." Hier sind richtige Erkenntnisse, die uns allerdings nicht neu vorkommen und nur deshalb überraschen, weil sie das gleiche sagen, was seinerzeit Baumgartner bei uns verkündigt, und was der Katholizismus immer gesagt hat. Nur daß es vom katholischen Empfinden aus doch ein wenig anders lauten muß. Wir haben den alle Werte überragenden Grundwert des Lebens in der Heilsidee. Von ihr aus werden alle übrigen Gebiete in etwa relativiert und doch wieder, weil im einheitlichem Zusammenhange aufgefaßt, in ihrer Würde belassen. Jene Sätze, die José Ortega schreibt, haben nur ihr Recht in der Voraussetzung, daß man einen solchen Grundwert besitzt. Ortega fühlt das auch und spricht von dem Leben selbst, das als neuer Wert aller Werte dem modernen Menschen aufgegangen. Gewiß begrüßen wir in diesen Ausführungen die Rückkehr von den Zwecken zum Sein, müssen aber doch weiter fragen, wie denn dieser so überaus elastische Ausdruck „Leben" eigentlich zu verstehen sei. Wie die Sache liegt, kann es nur ein neues l'art pour l'art werden, was doch wiederum vollkommen unmodern wäre. Als der katholische Glaube noch in Europa herrschte, da waren die Rollen richtig verteilt. Man wußte, was Ernst ist und was heiteres Spiel. Man konnte fröhlich sein, weil man die geistigen Grundlagen besaß, auf denen Frohsinn nicht als Zynismus erscheint. Warum drückt sich José Ortega nicht deutlicher aus? Warum vermeidet er es, den tieferen Ursachen nachzugehen? Verwunderlich ist das, weil dieser Philosoph mit solcher Schärfe das Grundübel der jüngsten Epoche kennzeichnet: „Der abendländische Mensch leidet unter einer radikalen Desorientierung, weil er nicht weiß, nach welchen Gestirnen er leben soll." Ja, ihr neuen Europäer, da habt ihr schon recht, und wir freuen uns, daß es nun auch euch aufgegangen, wo wir das schon Jahrzehnte sagen. Wir freuen uns wenigstens der Gemeinsamkeit der Frage wegen, von der wir innerlich hoffen, daß sie aus einer andern Schicht der Seele stamme als aus der, wo die bekannte liberale, humanitäre Galanterie zu Hause ist. Und wir freuen uns der Gemeinsamkeit der Erkenntnis, daß von der Beantwortung dieser nun überall mit elementarer Wucht auftauchenden Wertfrage die Existenz Europas abhängig ist, der Kultur der weißen Rasse, seiner Kunst und auch seiner Theater.



Digitized by Google

## Im Nachen

Als wäre jeder Schwung mit Schnee bedeckt,
So schläft ein Lichtschein auf den stummen Wogen,
Und unser Nachen gleitet halb im Bogen
Bald spielend hin, bald hält er aufgeschreckt.

Und wie ein Weinlaub windet sich das Schweigen
Hell blühend um den blauen Binsenhang,
Und ruhig rudert auch der Träume Reigen
Mit dem verlornen, reinen Wellengang.

Und Kähne Glutgewölkes segeln auch
Noch im Gewölb und funken durch den Qualm
Der Dunkelheit auf Hag und Halm.

Wir richten Haupt und Hände himmelwärts,
Und heimlich holt der Halden Höhenhauch
Ein heilig Lied in unser Herz.

Ferd. Mayer-Eschenbacher

*

## Frischer Trank

Bleibt deine Brust an Frische denn so arm?
Ist niemand da, der deine Dürre kennt?
Nimmt dir kein Mensch den Durst, der dich so brennt?

Dir dünkt dein Herz ein Krüglein Qual zu sein,
Ein Krüglein, das anstatt mit goldnem Wein
Mit trocknem Staub gefüllt ist und mit Harm.

Doch jetzt durchrieselt wie so tausend Male
Ein süßes Wunder deines Durstes Pein:
Gott selber greift in deine Dürre ein

Und fegt das Krüglein bis zur Neige rein
Und schenkt aus seiner eignen Herzensschale
Gleich ganze Quellen frischen Tranks hinein!

Ferd. Mayer-Eschenbacher



Digitized by Google

# Das Sündenwasser

## Roman von Heinrich Luhmann

## Nacht

Es wurde schon im März Frühling, eher, als man es in der Flußniederung sonst gewöhnt war.

Die Wildgänse schlugen sich nach Norden. Kraniche zogen unter weißblauem Himmel hin. Wie das dunkle Läuten einer windbewegten Kette fielen ihre Rufe aus der Höhe nieder. Der Fluß trug noch die Fülle des Winters, aber er mäßigte sich in seinen Ufern.

Es ist die Ruhe eines satten Tieres, dachte Johannes, der nun allein krippte.

Er war wieder in der einsamsten Gegend, weitab von der Laake, das Wasser hinauf, beschäftigt. Hinter Büschen und Ackerfeldern, aber nicht zu sehen, lagen die Dörfer. Melkerinnen und Mäher hatten um diese Zeit noch nichts auf den Wiesen zu schaffen. Es war still von Menschen. Von Vogellauten trug sich hier und da ein scharfgeschnittener Kiebitzschrei über die Wiesen hin. Zur Flut waren die Stimmen dunkler und voller im Wind, der durch die Büsche strich, und im Rauschen des Wassers.

Johannes haßte jetzt den Fluß. Aber er haßte ihn aus Liebe und konnte nicht von ihm los.

Er versuchte es auch freilich nicht, ihm zu entfliehen. Er gab sich, wie alle an seinem Ufer, und mehr als sie, in sein Wesen wie in eine Schicksalsgewalt. War er ihm nur für Stunden fern, hatte auch er eine schmerzliche Sehnsucht nach ihm. Arbeitete er über ihm, daß seine Urgründe mit der Stimme des Elementes in sein Werk sprachen, dann erst war er stumm und ruhig. Mit einer freudlosen Ergebenheit, nicht mit wehrhaftem Haß, stand er zu ihm, hingeneigt in jener Traurigkeit, die sein Wesen war.

Der Tod des Vaters und das Geheimnis, das um ihn hing, ließ ihn noch abgewandter werden. Seine Augen sahen nun völlig nach innen, und sein Sinnen vergrub sich noch mehr in sich selbst.

Er war nie jung gewesen — nun wurde er alt.

Er hatte die kleine knelke Gestalt aller in seiner Familie behalten. Stand er über dem Wasser, der Arbeit hingegeben, hätte er leicht der alte Linnewever sein können. Nur wenn er den Kopf hob, sah aus dem weißen Gesicht die größere Jugend. Seine Augen, dunkel und eigen groß, waren immer voll von einem verdämmernden Licht, das aus Weiten herkam.

Manchmal, ohne daß er es wohl selbst wußte, waren seine Gedanken Worte, die er den Wellen gab.

„Zwei Holzschuhe standen am Ufer, Vater. Die im hellen Tag gehen, wissen nicht, was wir wissen. Du mußtest in die Dunkelheit, weil die Dunkelheit dich rief. Du warfst eine Last von den Schultern! Schatten ist über dir, aber keine Schuld."

Oftmals auch holte er die Worte der Möhne aus der Kindheit her:

„Der Teufel fährt über das Taufwasser und macht es böse, und es ist viel Grauen und Unholdes in Luft und Flut, auf Erden und in der Tiefe. Armer Vater, und du bist darin versunken!"

Er dachte auch oft an Dorte.



Digitized by Google

Seit jener Nacht, da sie ihr Geheimnis kundgetan, dachte er an sie in barmherziger Trauer.
Es war nicht immer so gewesen: er war mit hartem Schritt in die Dunkelheit gegangen jene Nacht. Es hatte in ihm gewütet gegen den Toten, der da stand, gegen Dorte, die vor seinem Sarge lag. Er war nicht heimgekehrt die ganze lange Nacht. Immer mit den Wellen und gegen sie an war er gelaufen, schreiend, betend, fluchend. Oft kam ihm der Gedanke und verwirrte heiß und süß sein Denken: Geh ins Wasser!
Gegen Morgen hatte er sich losgerissen.
Auf dem Hillweg trugen sie den Toten hin. Eine Eule flatterte schreiend den Lichtern nach.
Da war er heimgegangen und wieder zurück an das Wasser. Die Tage kamen und gingen; die Wochen, das Heute wurde Gestern und sank dann in fernere Vergangenheit. Nun hatte es auch den Vater in die Tiefe gerissen. Auch darüber war die Zeit hingegangen.
Sein Schmerz versickerte in den Gründen seines Wesens. In der Einsamkeit über dem Wasser wurde er mehr und mehr zu einem unterirdisch verborgenen See, der nicht mehr laut war, sondern in leiser und ungesprochener Trauer durch all sein Tun schimmerte.
Johannes war bei seinem Entgleiten in die Fernen kein schlechter Arbeiter.
Sie schätzten in den Dörfern seine stille, zuverlässige Art.
„Er ist mit dem Wasser verheiratet," scherzten sie, „aber es ist eine unglückliche Ehe. Die Kripper sind Kinder. Sie passen nicht in die Welt, erst recht nicht an unser Ufer. Eichen und Pappeln, zum mindesten aber Kopfweiden müssen es sein, keine schwachen Birken."
Über Dorte warf sich um diese Zeit das Gerede der Menschen wie ein häßlicher kotbespritzter Mantel.
Johannes hörte es auf dem Kirchwege eines Sonntags, und er litt große Schmerzen. Den Tag blieb er allein.
Er ging wieder dem Flusse nach wie jene Nacht, da ihm der letzte Stern gefallen war.
Über ihm zogen jetzt weiße Wolken wie siegreich getragene Fahnen des Frühlings. Das Grün sproßte bereits unter seinen Füßen. Lerchen schwammen in der Luft und warfen ihre Lieder nieder. Selbst der Fluß war milde wie ein Frühlingslied. Johannes aber kam nicht an gegen seine Traurigkeit. Es begann schon zu dämmern, in den Wiesen schwamm der Nebel, hob sich und stieg wie ein grauer Riesenvogel langsam in die Höhe, mit seinen Schwingen den Himmel verdeckend.
Unerlöst von seiner Traurigkeit ging Johannes heim. Die Möhne saß in der Stube am Tische. Ein flackerndes Licht beschien sie. Vor ihr lag ihr aufgeschlagenes Buch. Sie zeigte mit einem Finger auf eine Stelle und sagte:
„Johannes, siehe, was da steht!"
Es war eine wenig gekannte Seite. Johannes las:
„Und wird über sie brausen zu der Zeit wie das Meer. Wenn man das Land ansehen wird, siehe, so ist es finster vor Angst, und das Licht scheint nicht mehr oben über ihnen."
„Schließe das Buch", befahl sie, als er geendet.
Er tat es gleich. Sie saßen schweigend eine Zeit. Plötzlich sagte die Möhne:
„Du bist bei Christ und Dorte, ich weiß es."



Digitized by Google

Johannes fuhr nicht auf, obschon die Blinde seine Gedanken getroffen hatte wie die Wünschelrute ein verborgenes Wasser.
„Christ und Dorte", sagte er und zitterte.
Sie schwiegen wieder.
Das Licht war herabgebrannt, die Möhne löschte es aus. „Und wird über sie brausen wie das Meer," sagte sie, „und so ist es geschehen."
Johannes schwieg noch. Plötzlich sagte er, und nun war seine Stimme warm von Barmherzigkeit:
„Das Licht scheint nicht mehr von oben über ihnen. So ist es auch geschehen, Möhne."
Sie antwortete nicht. Sie saß mit gefalteten Händen über ihrem Buch. Dann stand sie auf und ging zur Kammer hinaus. In der Tür blieb sie stehen und sagte leise, aber mit der zwingenden Innigkeit ihres Wesens:
„Tue, was die Stimme spricht, Johannes!"
Dann ging sie in ihre Kammer, obschon noch nicht voller Abend war.
Johannes lag die Nacht zwischen Schlaf und Wachen. Es war ihm, die Luft sei voller dunkler Laute, und er hielte über dem Wasser. Er glaubte deutlich, brechende Flügel großer Vögel und niedergeworfene Schreie zu vernehmen. Einmal war es ihm, es fiele ein Vogel mit gebrochenen Schwingen nieder, gerade über ihn. Er schrie auf. Es war der Name Dorte. Als er gegen Morgen erwachte, glaubte er die Möhne in ihrer Kammer den dunklen Spruch aus dem Buche vom Abend beten zu hören.
Er stand auf und begab sich in die Einsamkeit des Ufers weit hinaus.
Der Tag ging hin, und keine Menschenstimme sprach zu Johannes.
Der Himmel zog hoch und blau hin. Vögel, die der Frühling täglich neu hertrug, maßen seine Tiefe aus, fielen aber stumm und müde zurück. Der Strom sank vor der Sonne, die über ihm war; er blieb still und milde.
Andern Tages, als Johannes zur Arbeitsstätte fuhr, hatte er das sichere Wissen in sich, daß etwas geschehen würde. Er war noch nicht lange über seinem Werk, da sah er einen Menschen, eine Frau, langsam das Ufer hinaufkommen.
Er konnte sie aus der Ferne, die noch grau und ohne Sonne lag, nicht kennen, und doch wußte er, daß es Dorte war.
Er sah nicht auf. Er beugte sich zum Wasser hin. Dabei war es ihm, Dorte müsse schon lange am Ufer stehen. Er fühlte ihre Augen auf sich. Endlich hörte er vor großer Unruhe auf zu flechten und wandte sich um.
Dorte stand da und sah ihm zu mit großen, geweiteten Augen.
Johannes erschrak. Er stieg sogleich an das Ufer. Sie fuhr zusammen. Dann lachte sie in ihrer alten Art, nur tiefer und ohne Klang.
„Was für ein Gesicht du machst! Nein, der Spuk bin ich; hab' keine Angst, Junge! Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Füßen haben, weißt du. Ich habe vergessen, was ich gestern ansagen wollte, wir müssen unseren Saathafer dreschen!"
Johannes sah sie nicht an. Er ergriff ihre Hand und sagte mit zitterndem Ernst:
„Dorte, nein, darum bist du nicht gekommen!"
Sie fuhr wieder zusammen. Eine Röte schoß ihr in das bleiche Gesicht. Sie suchte laut zu lachen. Es gelang ihr nicht.
„Du," sagte sie, „du bist spaßig!"
„Nein," entgegnete Johannes, und sein Ernst war tiefer geworden, „darum bist du nicht gekommen!"



Digitized by Google

„Nun ja," lachte sie jetzt überlaut, „es ist dummes Zeug, das mit dem Dreschen. Es ist alles dummes Zeug — dumm Tüg — dumm Tüg!"
So hatte sie als Kind oft gesagt, um seine Träume fortzuscheuchen. Nun kam es schreiend heraus, scharf und bitter, beinahe verzweifelt.
Johannes war ihr ganz nahe getreten, umfaßte ihre beiden Hände und sah sie mit schmerzlich brennenden Augen an.
„Dorte," sagte er langsam wie ein Gebet, „und wird über sie brausen wie das Meer — das Licht scheint nicht mehr oben über ihnen! Dorte, ich will deinem Kinde Vater sein!"
Sie riß sich los von ihm. Sie wich zurück. Sie wollte aufstampfen, unterließ es aber, kam ganz nahe zu ihm und sagte mit kleinen Augen:
„Du, liebst du mich noch?"
„Ja," sagte Johannes.
Es war wieder der zitternde Ernst in seiner Stimme.
Dorte schwieg eine Weile. Es war still zwischen ihnen.
Plötzlich kam eine Starre über Dortes Gesicht. Sie stampfte nun doch mit den Füßen und sagte hart und kalt, die Augen auf Johannes gerichtet:
„Du bist mir wie der Stein da," sie stieß ihn mit dem Fuße, „ich liebe nur einen, Johannes. Und mein Kind? Ich will ihm Mutter sein; was braucht es da den Vater?"
„Du bist stolz," sagte er, „und du mußt es doch büßen. Ich aber will ihm Vater sein!"
Sie wandte sich plötzlich und ging langsam, ohne Worte, mit dem Wasser hinab. Es war noch keine Sonne um sie.
Als Johannes wieder in das Boot stieg, goß sie sich plötzlich über ihn aus und machte den Fluß zu Gold, das rollend hinglitt.
Den Tag störte nichts mehr seine Einsamkeit.
Als er abends heimkehrte, saß die Möhne abermals über ihrem Buch, und das Licht umflackerte sie.
Sie tastete mit der Hand, zeigte ihm eine Stelle:
„Lies, was da steht!"
„Viele Wasser vermögen die Liebe nicht zu löschen," las er, „und die Ströme reißen sie nicht weg. Gäbe auch ein Mensch alle Habe seines Hauses für die Liebe, für nichts würde man es achten!"
Das Licht erlosch. Johannes schlug das Buch zu und weinte.
Die Nacht sah er den Grenzstein, den Dortes Fuß im Zorn getreten hatte, riesig vor sich aufragen. Wie ein Grabstein war er. In großen schwarzen Lettern stand dort, was er am Abend aus Möhnes Buch gelesen hatte. Am Morgen, als er zur Arbeitsstätte fuhr, war ein heftiger Wind gegen ihn; er überwand ihn aber, denn er fühlte große Kraft in sich.
Viele Tage arbeitete er wieder allein in seiner Einsamkeit.
Es war noch immer März. Aber er hatte den süßen drängenden Atem des Mai.
Am siebten Tage, abends, als Johannes schon zur Heimfahrt das Boot lösen wollte, sah er Dorte wiederum langsam das Ufer hinaufkommen.
Er setzte sich auf die Bank, senkte die Ruder ins Wasser, hob sie spielend, daß die Fülle abfloß und zuletzt in Perlen tropfte. Dabei dachte er, sie ist stolz und muß demütig werden.
Plötzlich lachte es vom Ufer. Es sollte froh sein, war aber wie eine Kette, die ein Gefangener hebt.



Digitized by Google

„Du machst wieder Kalender," lachte sie, „nein, ich bin auch diesmal kein Spuk."
Johannes blieb stumm.
„Du willst schon Feierabend machen?"
Sie war die Böschung hinuntergekommen und stieg nun zu ihm in den Kahn, ohne von ihm aufgefordert zu sein.
Er legte ihr seinen Rock auf den Sitz. Dann sah er sie an, beinahe fröhlich, und sagte:
„Ich wußte, daß du kommen würdest! Soll ich abstoßen?"
Er löste schon die Kette. Dorte wurde wieder unwillig über seine Worte. Dann brannte ihr Gesicht in Röte.
„Ich wollte eigentlich nicht", sagte sie und senkte die Augen.
„Du mußtest es," sagte er einfach, „so ist es bestimmt."
Sie erschrak und sah nicht auf. Seine Augen gingen über sie hin.
Indes glitt der Kahn über die Tiefen fort.
Es war längst keine Sonne mehr. Aber die Luft war noch milde von ihr, trotzdem der Abend einen herben Atem ausstieß. Über ihnen einsam trieb ein Vogel in der sinkenden Dämmernis hin. Es schien, er sei schwarz von Farbe, und seine Flügel ständen unbeweglich still über ihnen ausgebreitet.
„Wie du mich ansiehst", sagte sie nach einer Weile.
Sie glitten unter Buschwerk hin.
Dorte machte ihre Augen klein; aber es gelang ihr nicht recht.
„Ich will deinem Kinde Vater sein", sagte Johannes wieder, ohne vor ihren Augen zu fliehen.
Sie lachte erst. Dann griff sie ins Wasser, nahm eine Handvoll, schüttete sie über den Rand des Bootes und stieß heraus:
„So bist du mir, Johannes, so kalt und wenig."
Dabei schossen ihr die Tränen aus den Augen.
Er ließ die Ruder nicht aus den Händen. Alle Kraft gab er in sie. Dabei war es ihm, als hörte er die Stimme der Möhne dunkel, aber dringlich sagen: Gäbe auch ein Mensch alle Habe seines Hauses für die Liebe, für nichts würde man es achten .... Da schlug er gleich die Augen auf und war voll Güte zu ihr.
Der große Vogel, der ihnen eine Zeit fern gewesen war, schwamm plötzlich wieder über ihnen
„Du mußt büßen", sagte Johannes mit warmer, guter Stimme.
„Die Liebe?" fragte Dorte.
Sie war ganz in eine Zornwelle getaucht.
„Die Sünde", sagte er leise.
Er gab die Ruder den Wellen, und das Boot glitt ohne Führung hin.
Es wurde still über dem Wasser. Ihrer beider Atem war nur zu hören. Der große Vogel rief wie eine Glocke. Sie sahen ihn nicht mehr, so dämmerig war es geworden.
Dorte hielt den Kopf in den Händen vergraben.
Plötzlich lachte sie schneidend auf.
„Johannes, wir sind ein schönes glückliches Paar, du und ich. Sie werden uns Kränze auf den Weg werfen — von Dornen und Disteln! Und sie werden lachen — lachen! Am meisten über dich, Johannes, daß du es so klug anfängst, auf den Hof zu kommen!"
Es war, als sei dies Wort ins Wasser gefallen und ein schmutziger Strahl schlüge Johannes in das reine Gesicht.



Digitized by Google

„Glaubst du das?" fragte er.
Es war ein Tasten wie nach einer Hand, die ihn zurückstieß.
Sie saß lange unbeweglich still. Dann beugte sie sich nah zu ihm und sagte, um vieles ruhiger, mit ganz anderer Stimme:
„Ich glaube, daß du einen guten Willen hast. Aber ich liebe dich nicht mehr."
Er zuckte nicht zusammen.
Er saß unbeweglich; dann sagte er:
„Und wenn du mich hassest, dein Kind soll einen Vater haben."
Jetzt war der große Vogel so nahe über ihnen, daß sie die Luft fühlten, die unter seinen Flügeln stand.
Dorte weinte nun heftig und erlösend.
Als sie nach einer Weile, die voll gewesen war von ihren Tränen, endlich an das Ufer traten, war ihre Stimme leicht und wie befreit von einer Last.
„Es wird alles sein müssen, wie du sagst, denn du bist gut."
Sie gab Johannes die Hand. Er nahm sie. Dann gingen sie durch die dunklen Wiesen, schnitten einen Weg durch den Nebel, ließen das Kripperhaus und wandten sich dem Hofe zu.
Auf der Tenne hörten sie Kamp mit den Eimern klirren. Johaunes trat mit Dorte ein. Er hielt sie immer noch an der Hand, und sein Gesicht war fest von einem Willen, wie es keiner an ihm gekannt hatte bis zu dieser Stunde.

*

Nicht lange nach diesen Geschehnissen gab es ein großes Wundern und viel Gespräch das ganze Ufer auf und ab.
Johannes heiratete Dorte.
Der Hall der Osterglocken schwamm noch in der Luft. Da fuhr einen Morgen der Wagen von Kamps Hofe in das Kirchdoıf. Der Bauer selbst lenkte. Er saß stur und steif, ein wenig hagerer und verlorener im Gesichte, auf dem Bock. Er blieb wie ein Pfahl hart und abweisend gegen die Blicke, die sie hinter den Geranienstöcken her und dann aus den Kirchenbänken nach ihnen warfen.
Es war eine stille Trauung. Zu Prunk war kein Anlaß, und schneller, als sonst üblich, fuhren sie durch das Dorf zurück. Sie nahmen von dort einen einzigen Hochzeitsgast mit — den lahmen Schuster Mertens.
Über dessen Freundschaft zu Kamp hatte man keine gute Meinung.
Wenn der Pastor auf der Kanzel vom achten Gebote sprach, schielten sie zu ihm hinüber. Kam daheim die Rede auf ihn, da geschah es wohl, daß einer drei Finger hob und — plötzlich fallen ließ. Sie verstanden es alle, auch die Kinder, denen man es verbergen wollte. Durch Linnewewers Tod war freilich eine gewisse Verwirrung in diesen Ansichten entstanden. Aber sie schwiegen nie völlig, sondern gingen heimlich weiter um, die Dunkelheit nur noch tiefer zu machen.
Kamp hattesich nicht nehmen lassen, dieLaake zurHochzeit auf seine Deele zu laden. Hier ging es ganz nach der Gewohnheit der Gegend zu. Es wurde reichlich gegessen und getrunken, und es fehlte nichts. Am Abend wurde die Deele ausgeräumt. Der lahme Schuster saß auf der Hille, ließ die Beine baumeln und spielte die Ziehharmonika. Dazwischen griff er immer wieder zur Schnapsflasche, die neben ihm im Häcksel stand. Sie tanzten zu seinem Gedudel am häufigsten den Müllergang. Dabei schritten die Paare eine Strecke, blieben dann stehen, schlugen in die Hände und stampften mit den Füßen mächtig auf, das Klappern der Räder nachzumachen. Dann wirbelten sie sich plötzlich, unbeschadet des immer



Digitized by Google

gleichmäßig langsamen Gedudels der Ziehharmonika, in einem wilden Schwung, wobei die Füße nicht selten bis an die Krippen und Tröge der Kühe schlugen, die von der Deele zu öffnen waren.
Gegen Mitternacht, als Johannes und Dorte schon ihren Teil von den Neckereien abbekommen hatten, die sie, ohne die Sitte zu verletzen, nicht abwehren konnten, hatte Kamp als Brautvater „das Kindlein zu wiegen". Er bekam dazu eine mit Flachs ausgestopfte buntlappige Puppe in die Arme gedrückt. Die Gäste umringten ihn, die Ziehharmonika oben quiekte auf, und Kamp sprang mit der Puppe, eia, bueia wiegend und singend, durch den Kreis. In der Mitte lag ein Kissen, darauf hatte er nach einer Weile das „Schlafende" zu betten. Der Schlaf aber währte meistens nicht lange, denn plötzlich erscholl aus einer Ecke des Kreises, wohlweislich im Rücken des Brautvaters, ein jämmerliches Schreien. Dann war das Kind „gestohlen". Er hatte das Verborgene in allen Ecken der Tenne zu suchen, abermals zu wiegen, um es von neuem entwendet zu sehen.
Man war meist nicht mehr recht nüchtern bei diesem Spaß und ließ ihn am Ende in allerlei Derbheiten auslaufen. Als Kamp wieder einmal von der Suche heimkehrte, um seine bereits schlafende Last auf das Kissen zu betten, fand er dort — ein Paar halb mit Wasser gefüllte Mannsholzschuhe stehen.
Die Puppe fiel ihm zur Erde. Er stand und zitterte wie eine Espe. Das grölende Lachen brach mit einem Schlage ab. Es wurde still wie in der Kirche. Plötzlich war es, als fiele etwas von der Wand nieder, ein Brett, das dort gelehnt, ein Gerät, das am Nagel gehangen.
Kamp sprang aus dem Kreise. Er schlotterte nicht mehr. Nur sein Gesicht war weiß wie ein Laken. Er lief in jene Ecke, aus der das Geräusch gekommen war. Ein Dreschflegel war niedergefallen. Er hing ihn hastig auf und wurde unruhig, als es ihm nicht schnell genug gelang.
Dann kehrte er zurück. Er wollte lachen, aber sein Gesicht war fahl und ganz entstellt.
Es kam keine Stimmung mehr auf.
Der Kreis war gestört. In Gruppen standen die Gäste eine Weile flüsternd zusammen. Dann verabschiedeten sie sich mit einer hastigen Bestürzung von Braut, Bräutigam und Brautvater. Bald war die Tenne wie leergefegt. Nur der Schuster Mertens lag oben auf der Hille im Kaff, die Ziehharmonika unter dem Kopf, die Schnapsflasche im Arm, schnarchend und schlafend. Er schien der einzige Glückliche auf dieser Hochzeit zu sein.
Johannes und Dorte waren es nicht.
Die Gegend und die Zeit waren noch voll Aberglauben.
Die heimkehrenden Gäste wollten Unholdes gesehen haben und sagten der Ehe nichts Gutes voraus.
Schon die plötzlich erschienenen Holzschuhe beim Tanz — wer hatte sie eigentlich hingestellt? Keiner wollte es wissen. War es Brinker gewesen? Hatte es der alte Mundt getan? Wahrhaftig, es wußte keiner mit Sicherheit zu sagen! Waren sie alle schon betrunken gewesen, daß sie es nicht bemerkt hatten? Aber die Frauensleute, die hätten es wissen müssen ... Nein, wer sagte, daß es nicht der Tote selber gewesen sei? Vielleicht mußte seine arme Seele umgehen. Sicher mußte sie umgehen und konnte keine Ruhe finden, weil der Mord nicht gesühnt war.!
Nun erinnerten sich plötzlich mehrere Nachbarn, die bei einem Tier eine Nacht gewacht hatten, wie es einmal an die Stalltür geklopft hatte in jener Nacht. So,



Digitized by Google

als begehre ein Mensch Einlaß. Der alte Mundt pflichtete dem bei und sagte, er habe es bis jetzt verschwiegen: als er in einer Nacht, es müsse dieselbe gewesen sein, spät über den Hillweg heimgekommen sei, da habe er einen Menschen an Kamps Hecke stehen sehen, groß, hager und — in bloßen Füßen, der unverwandt und traurig zum Hofe hinübergeschaut habe. Und noch etwas habe er bemerkt, obschon er hastig und mit klopfendem Herzen vorübergelaufen sei: aus dem Rock des Mannes sei das Wasser niedergetropft, wie wenn man ein Netz gerade aus dem Flusse zieht.
Und dann der fallende Flegel! Keiner hatte ihn angerührt. In jener Ecke war überhaupt kein Lärm gewesen. Brinker wollte zudem deutlich gesehen haben, wie weder der Nagel in der Wand sich gelöst habe, noch auch der lederne Aufhänger an dem Gerät gerissen sei!
Wie sie heimgegangen in der Hochzeitsnacht endlich, da sind die Totenvögel geflogen, immer vom Krippershaus zu Kamps Hofe hin, schwarz und schreiend, nahe über ihren Häuptern.
So sagten sie, und wieder erhob sich in diesen Tagen, wo ihrer zwei zusammenstanden, die dunkle, ungelöste Frage: Wer hat es getan, Kamp oder Linnewewer? Und zwischen beiden Namen schwankte die Antwort wie ein geisterndes Irrlicht, das die Nacht nicht hellt.
Johannes wohnte nun auf dem Hofe.
Die Möhne allein war am Wasser verblieben.
Sie war nicht zu bewegen gewesen, die Kammer oben zu verlassen.
„Ich muß dem Flusse nahe bleiben," hatte sie gesagt und beschwörend die Hände gehoben, „ich würde sterben, wenn ich ihn nicht alle Tage und Nächte hörte. Wir haben es von der Ahne, Johannes, daß wir ihm ergeben sein müssen, wie das Saatfeld dem Winde. Er geht über uns hin und macht uns fruchtbar oder taub wie Ähren, und wir können es nicht wenden. Auch du, Kind Johannes, wirst deine Stunde haben, du mußt zurück!"
Sie saß nun die ganzen Tage oben am leeren Spinnrad und horchte hingehaltenen Ohres auf seine hergetragene Flut.
Sie war Kind und Weise.
Ganz gekrümmt war sie schon von dem Alter. Ihr schmales Gesicht war wie aus weißem Holz geschnitten. Ihre blinden Augen standen groß, ruhevoll und abgestorben darin. Abgestorben, weggewandt war sie selbst dem Leben, immer an ein Geheimnis gegeben. Sie fühlte verborgene Dinge. Die Luft, die ins offene Fenster sich zu ihr trug, griff sie mit den Händen, als wolle sie ein Fadennetz entwirren. So tat sie auch mit den Lauten des Wassers, sie hob die Hände, trug sie zu sich hinaus aus der Tiefe und löste ihr Geheimnis. Den fernsten Vogelflug über sich in der Luft schien sie zu vernehmen und deuten zu können.
Alle Morgen, wenn sich die Nacht kaum hob, stand sie über den Fluß gebeugt und betete.
„Du bist voll Sünde und mit den Unholden im Bunde", sagte sie, und ihre Worte tropften in die Flut. „Was willst du heut töten? Tausend Mücklein spielen in der Sonne über deinem Glitzern. Hundert Vögel treiben über deine Tiefen hin, und viele Menschenfüße gehen an deinem Ufer: Der Herr behüte alle Kreatur vor einem jähen und unvorhergesehenen Tode!"
Abends, wenn die Dunkelheit fiel, ging sie abermals an das Wasser und betete für ihre Toten:



Digitized by Google

„Jetzt kommt die Nacht, da ihr schlafen müßt; Gott ist der Herr, und alles Leben muß in den Tod."
So lebte sie zwischen Morgen und Abend. Der Tag ward ihr wie die Nacht dunkel und von Sternen licht. Die Nacht ward ihr wie der Tag hell und schattendämmerig. So wunderlich spielten Licht und Dunkel in ihrer Seele.
Vom Hofe brachten sie ihr das Wenige, was sie zum Leben gebrauchte.
Meist kam Dorte. Johannes hielt etwas wie Heimweh vom Wasser fort. Er arbeitete nun auf den Feldern. Es war hohe Frühlingszeit und volle Arbeit. Er tat das Werk wie ein Knecht, ohne Freude und wie um Lohn.
Auf dem Hofe hatte Kamp eine neue Magd angenommen. Es war die Tochter von dem Schuster Mertens, ein älteres Mädchen, kaum in bäuerlichen Arbeiten erfahren. Sie schien immer hungrig, und ihre Hände standen stets nach Nehmen. Mertens selbst war häufig in der Laake Gast. Seine Freundschaft zu Kamp mußte sich lohnen, denn eines Abends führte er die beste Milchkuh fort in seinen Stall, der schon zehn Jahre leergestanden hatte.
Dorte sah, wie der Bauer das Tier loskoppelte.
Sie traute ihren Augen nicht und sagte:
„Was soll mit der Bleß geschehen? Du hast sie doch nicht verkauft?"
„Es ist der Lohn für die Thres", antwortete Kamp und gab sie dem Schuster, der sein höhnisches Lächeln nur schwer verbarg.
„Den Lohn im Voraus? Das lügst du!"
Dorte zitterte am ganzen Leibe. Plötzlich wurde sie aschfahl.
Sie sah ihn mit Augen an, denen mit einem Male Kraft gegeben schien, in verborgene Tiefen zu sehen.
„Wer ist der Herr," sagte Kamps, „du — oder etwa Johannes?"
Er lachte überlaut, aber unsicher. Es sollte etwas verdecken.
Dorte zitterte immer noch; aber sie war zusammengesunken, als sei eine schwere Last auf sie gefallen.
„Also doch", sagte sie tonlos, verloren, aus tiefstem Schmerze.
Fern über den Hillweg zog fluchend der Schuster mit seiner Beute hin. Sie hörte den Prügel niederfallen auf des Tieres Weichen, das ihm nicht zu folgen schien.
Sie lief fort vom Hofe, auf das Feld; trotzdem es Abend war, gab sie sich der Arbeit hin, aber sie fand keine Ruhe in ihr. Einmal, wie sie sich zum Unkraut bückte, sah sie vor ihren schwindelnden Augen drei riesengroße Finger, Schwurfinger, gehoben. Gleichzeitig hörte sie das falsche Lachen des Schusters und darauf die fallenden Schläge. Sie begab sich langsam nach Hause zurück, schwer gebeugt von der Erkenntnis, die über sie gekommen war . . .
Seit der Hochzeit warf sie sich wieder in einen Strom von Arbeit.
Es lag darin etwas von dem Willen eines Verzweifelnden, der Vergessen sucht.
Sie war nicht glücklich. Darin traf die Voraussage der Leute zu.
Ihr Gesicht, immer schon eher herbe als mädchenweich, begann jetzt hart zu werden. Sie bekam um diese Zeit, viel zu früh, die Falte der alternden Frauen jener Gegend, die sich um den Mund legt wie eine Narbe. Nur in ihren Augen schwamm oftmals noch verhaltene Glut und kündete von einem Feuer, das innen brannte.
In der Bauerschaft erfuhren sie nicht viel von ihrer Ehe. Sie sahen sie kaum jemals zusammen.
Eigentlich unglückliche Ehen gibt es unter den Menschen dort nicht, auch keine



Digitized by Google

besonders glücklichen. Sie werden sich der tiefen Gemeinschaft oder des Fernbleibens der Seele kaum bewußt, sondern leben neben- und miteinander, nicht viel anders wie ein Gespann, das an dieselbe Deichsel geschirrt ist und zusammen ziehen muß, soll nicht der Karren steckenbleiben.
Dorte und Johannes waren zu sehr von anderer Art als der dumm hinlebende Menschenschlag ihrer Umgebung. Sie wußten, daß sie Ketten trugen.
Johannes liebte Dorte immer noch. Er schleppte die Last seiner Liebe, die keine Gegenliebe fand, mit der schmerzvoll stummen Ergebenheit seines Wesens allein fort. Dorte half ihm nicht; sie beschwerte sie geradezu oftmals durch die Heftigkeit ihrer aufbrausenden Natur, die unter der Mutterschaft noch mehr entflammt schien. Sie konnte plötzlich gegen sein stilles Duldertum anfahren wie ein aus dem Himmel gefallener Sturm.
Eines Abends, es war schon tiefer Mai, saßen sie unter dem Vorschöpsel.
Die Stunde war wundersam weich und milde wie ein Gebet.
Gleich großen weißen Blütensträußen standen die Bäume im Garten und auf dem Hillwege. Über die Wiesen wehte dünner silbriger Nebel wie gehauchtes Schleiergewebe. In fernen Teichen läutete es wie von untergegangenen Glocken. So milde verklärt war jeder Laut. Über allem schwebte die schluchzende Seligkeit des Nachtigalliedes.
Dorte war den ganzen Tag hart und ablehnend kalt gewesen. Etwas Feindliches schien in ihr wie eine Schlange zu wachen, des Augenblicks gewärtig, wo es aufspringen und treffen konnte.
Johannes griff ihre Hand und sagte bittend:
„Dorte, es soll nicht mehr so sein zwischen uns. Wir sind Mann und Weib."
Sie riß sich heftig von ihm los, sie zitterte vor Erregung.
„Mann und Weib?" höhnte sie, „weißt du, was du mir bist?"
Sie war aufgesprungen. In ihren halben Augen glomm es tückisch auf.
Sie stand wie eine Katze vor ihm.
„Du bist mir — ich hab's dir schon gesagt — du bist mir —"
Sie brach plötzlich ab. Ihre Stimme war leise geworden und starr vor Kälte.
Johannes war langsam aufgestanden.
Ohne ein Wort drängte er sie in sachter, aber sicherer Gewalt auf ihren Sitz nieder. Dann sagte er, ohne sie anzusehen, aus einer tiefen Traurigkeit heraus:
„Ich muß nun gehen."
Aus seiner Stimme klang Verzweiflung.
Er wartete keine Antwort ab. Er sah sich nicht um. Er ging langsam, in sich zusammengesunken, über den Hof, auf die Wiesen, dem Flusse zu.
Im Kripperhaus stand die Möhne in der offenen Tür mit in die Ferne gewandtem, fühlendem Gesicht.
Sie kannte seinen Schritt, ging ihm entgegen und sagte:
„Nun bist du da, Kind Johannes, deine Kammer ist bereit."
Dann geleitete sie ihn ins Haus. Aber sie sprachen nicht mehr.
Es war immer noch wundersam milde, nur der Nebel wallte höher. Die Nachtigall schwieg. Die fernen versunkenen Glocken aber läuteten immer noch aus den Tiefen auf und waren auch nicht still, als sich schon tiefe Nacht breitete.
Anderen Morgens, vor Tag, fuhr Johannes den Fluß hinauf.
Er arbeitete nun wieder an seinen Ufern. Er tat es mit seiner stummen Traurigkeit, hingebend und ohne Rast. Aber er war doch wie einer, der aus der Fremde



Digitized by Google

in die Heimat zurückgekommen ist, im tiefsten Herzen erlöst. Die Vögel, die durch seine Einsamkeit brachen, der Wind, der sich hertrug, Himmel, Wald und Wiesen, der Duft des Wassers und der Erde, alles war ihm brüderlich vertraut und schwesterlich verbunden.

Er ging nicht mehr auf den Hof zurück.

Am dritten Abend kam er später als gewöhnlich heim. Es war schon dunkel, als er in die Stube trat.

Er fand Dorte bei der Möhne am Tisch sitzen. Sie stand gleich auf und ging auf ihn zu.

„Hier bin ich", sagte sie.

„Ich will nun bei euch bleiben im Kripperhause."

Johannes erschrak und ließ ihre Hand fahren. Sie griff sie aber und führte ihn zu der Blinden an den Tisch.

„Wir sind Mann und Weib", sagte sie dann.

Es klang anders als an jenem Abend unter dem Vorschöpsel.

„Möhne," bat sie darauf, als Johannes immer noch stumm blieb, „lies aus deinem Buche!"

Die Alte schlug auf, zündete den Lichtstummel an und zeigte mit zitternder Hand.

Dorte las, was hier stand. Es war aber dies:

„Viele Wasser vermögen die Liebe nicht zu löschen, und die Ströme reißen sie nicht weg —"

Da brach sie mitten ab, schlug das Buch zu und saß wieder mit finsterem und hartem Gesicht da. Es war, als sei ein Sturm aufgestanden, der über Blumen und Gras fuhr, die, kaum aus hartem Grund ersproßt, in der ersten Hoffnung wieder hinsanken.

(Fortsetzung folgt)

*

# Weg der Schöpfung

Alles breitet sich weit vor mir,
Ein bunter, farbiger Teppich aus:
Stern und Blume und Mensch und Tier
Bild und Farbe, Tempel und Haus.

Alles nimmt mich warm bei der Hand
Füllt mir die Seele mit süßem Wein,
Alles umschlingt mich mit weichem Band
Im bunten Spiele: Schein oder Sein?

Alles webt sich zum Bild und winkt
Und klingt in ewiger Sphären Chor.
Die Seele tritt ein, der Schein versinkt,
Und Gottes Liebe siegelt das Tor.

Und alle Vielheit webt sich in eins,
Der siebenfarbige Strahl wird klar,
Das Rätsel der Schöpfung, im Grund des Seins
Versinkend, wird wissend und offenbar.

Und die ganze Schöpfung ein Hochaltar.

Franz Eichert



Digitized by Google

# Ohne Gott

## Drama von Josef Hachmann

*An Gott:*
Weil ich mit dir rang,
deshalb liebe ich dich.

*Personen:*

Dr. Heinrich Joos, Privatgelehrter.
Berta, seine Frau.
Fritz Böhm, Jugendfreund des Dr. Joos.
Ein Pfarrer.
Ein Arzt.
Eine Krankenschwester.
Minna, Dienstmädchen im Hause des Dr. Joos.
Wilhelm, ein Bekannter des Dienstmädchens.

### *I. Akt.*

(Wohnzimmer des Dr. Joos. Vorn rechts führt eine Tür ins Studierzimmer, hinten links eine andere ins Schlafzimmer, im Hintergrunde eine dritte Tür auf den Flur. An der Wand ein Kruzifix. Der Tisch ist für drei Personen gedeckt. Es ist Abend. Frau Berta, siebenundzwanzig Jahre alt, ist mit einer Handarbeit beschäftigt.)

*Dienstmädchen* (vorlesend): Und so lebt er einsam auf seiner Insel, in seiner Brust die Sehnsucht nach Unsterblichkeit. Und sein Suchen nach dem Ewigen nimmt kein Ende. Doch sein Verstand, groß genug zur Frage, scheint zu klein zu einer Antwort.

Das aber ist sein großes Leid . . .

*Frau Berta*: Wir müssen aufhören, Minna, Herr Böhm kann jeden Augenblick kommen.

*Dienstmädchen*: Jawohl, Frau Doktor. — Wann darf ich das Essen auftragen?

*Frau Berta*: Ich werde Sie rufen.

*Dienstmädchen*: Jawohl, Frau Doktor. (Ab durch die Flurtüre.)

*Dr. Joos* (zweiunddreißig Jahre alt, tritt aus dem Studierzimmer, in der Hand mehrere Blätter eines Manuskriptes; nervös): Sag' einmal, wann hat Herr Böhm angesagt?

*Frau Berta*: Guten Abend, Heinrich. (Nicht vorwurfsvoll): Hast du nicht mehr so viel Zeit, um deiner Frau einen „guten Abend" zu wünschen, wenn du sie den ganzen Tag nicht gesehen?

*Dr. Joos*: Verzeih, aber ich war noch halb mit meinen Gedanken — da (deutet auf das Manuskript). Doch hol' ich's nach (geht auf Frau Berta zu, küßt sie und gibt ihr die Hand): Guten Abend, mein liebes Weib!

*Frau Berta*: Ja, es ist wahr, du könntest mir manchmal auch ein klein wenig Zeit opfern, ein klein wenig nur, aber deine dumme Arbeit . . .

*Dr. Joos*: Opfere ich dir denn nicht diesen ganzen Abend mit Böhm, du Närrchen? — Aber sag', wann wollte Herr Böhm hier sein?

*Frau Berta*: Um acht.

*Dr. Joos*: Um acht? Es ist aber doch schon gleich halb neun, und er ist immer noch nicht hier.

*Frau Berta* (lächelnd): Wundert dich das?

*Dr. Joos*: Nein, wundern tut's mich nicht, aber diese Liederlichkeit ist das, was ich an ihm hasse, so wert er mir sonst ist.



Digitized by Google

*Frau Berta*: Und das, was ich am meisten an ihm liebe.
*Dr. Joos*: Das verstehe ich nicht.
*Frau Berta*: Es ist mir widerlich, wenn die Menschen ihr Tun und Lassen auf einem Sekundenblatt festlegen. Ich liebe es, wenn sie sich treiben lassen von den Geschehnissen — ich kann es nicht so ausdrücken, aber du weißt, was ich meine —, und so einer ist Herr Böhm.
*Dr. Joos*: Ja, Kind, das ist ja gut und schön, aber es gibt auch Pflichten, und (fast schroff) vor allen Dingen muß man Wort halten.
*Frau Berta*: Das ist nun einmal seine Sache nicht. — Aber warum bist du immer gleich so heftig, wenn wir von Herrn Böhm reden? Überhaupt in Abwesenheit eines Menschen spricht man nicht schlecht von ihm.
*Dr. Joos*: Aber Närrchen, gewiß nicht, selbstverständlich nicht. Wenn ich da von Pflichten und Worthalten sprach, so meinte ich das allgemein und dachte gar nicht mehr an Herrn Böhm.
*Frau Berta*: Und dabei ist er noch dein Jugendfreund.
*Dr. Joos*: Wie deiner, und ich habe ihn auch wirklich gern, das weißt du ja zu gut. Wie oft habe ich ihm schon ausgeholfen, wenn er in der Patsche saß — glaubst du, ich würde das tun, wenn ich ihn nicht leiden könnte? Dafür kennst du mich doch.
*Frau Berta*: Ja, dafür kenne ich dich, das glaube ich dir aufs Wort. Aber — wie *deiner* —, nicht wahr, so sagtest du doch? Herr Böhm mein Jugenfreund? — Spielst du etwa auf die harmlose Liebelei an, die ich mal als Mädchen mit ihm hatte?
*Dr. Joos*: Aber Kind, wer könnte denn so taktlos sein? Ich meine, auch du hast ihn schon als Knabe gekannt.
*Frau Berta*: Ja, gewiß, ich habe ihn gekannt, das heißt vom Ansehen, aber gesprochen oder verkehrt habe ich weiter nicht mit ihm, mit Ausnahme der Zeit — du weißt ja —, wo er mich mal heiraten wollte.
*Dr. Joos* (lachend): Ja, Kinder, das muß lustig gewesen sein; (scherzend) hattet ihr euch denn lieb?
*Frau Berta* (ernst): Er liebte mich, und man sprach davon, daß er sich das Leben nehmen wollte, als mein Vater der Heirat entgegen war — wegen unserer Jugend und auch, weil er arm war.
*Dr. Joos*: Ja, die Eltern tun vielleicht ganz recht, wenn sie in solchen Fällen manchmal ein kräftiges Wort mitsprechen.
*Frau Berta*: Gewiß! — Aber in manchen Fällen — meine ich — dürften die Wünsche der Kinder auch nicht ganz unberücksichtigt bleiben.
*Dr. Joos*: Da magst du recht haben. Ich sage ja auch nur, vielleicht tun die Eltern recht, vielleicht; bestimmt kann ich es nicht sagen, ich habe es noch nicht untersucht.
*Frau Berta* (lächelnd): Daß bei dir erst alles untersucht sein muß.
*Dr. Joos*: Nicht alles, aber alles Wichtige, dessen Wahrheit man nicht auf den ersten Blick einsieht. Wie sollte man denn ein sicheres Urteil fällen können, wenn man es vorher nicht untersucht hat? Man täuscht sich auch manchmal selbst und hält das für selbstverständlich, was im Grunde gar nicht so selbstverständlich ist. — Sieh einmal, wie felsenfest war ich überzeugt, daß es einen Gott gibt, damals, als ich im Konvikt war und Theologie studierte. Wie mitleidig, ja, fast verächtlich sah ich auf die Menschen, die keinen Gott anerkannten. Jetzt seh ich's



Digitized by Google

# Ohne Gott

## Drama von Josef Hachmann

*An Gott*:
Weil ich mit dir rang,
deshalb liebe ich dich.

*Personen*:

Dr. Heinrich Joos, Privatgelehrter.
Berta, seine Frau.
Fritz Böhm, Jugendfreund des Dr. Joos.
Ein Pfarrer.
Ein Arzt.
Eine Krankenschwester.
Minna, Dienstmädchen im Hause des Dr. Joos.
Wilhelm, ein Bekannter des Dienstmädchens.

### *I. Akt.*

(Wohnzimmer des Dr. Joos. Vorn rechts führt eine Tür ins Studierzimmer, hinten links eine andere ins Schlafzimmer, im Hintergrunde eine dritte Tür auf den Flur. An der Wand ein Kruzifix. Der Tisch ist für drei Personen gedeckt. Es ist Abend. Frau Berta, siebenundzwanzig Jahre alt, ist mit einer Handarbeit beschäftigt.)

*Dienstmädchen* (vorlesend): Und so lebt er einsam auf seiner Insel, in seiner Brust die Sehnsucht nach Unsterblichkeit. Und sein Suchen nach dem Ewigen nimmt kein Ende. Doch sein Verstand, groß genug zur Frage, scheint zu klein zu einer Antwort.

Das aber ist sein großes Leid . . .

*Frau Berta*: Wir müssen aufhören, Minna, Herr Böhm kann jeden Augenblick kommen.

*Dienstmädchen*: Jawohl, Frau Doktor. — Wann darf ich das Essen auftragen?

*Frau Berta*: Ich werde Sie rufen.

*Dienstmädchen*: Jawohl, Frau Doktor. (Ab durch die Flurtüre.)

*Dr. Joos* (zweiunddreißig Jahre alt, tritt aus dem Studierzimmer, in der Hand mehrere Blätter eines Manuskriptes; nervös): Sag' einmal, wann hat Herr Böhm angesagt?

*Frau Berta*: Guten Abend, Heinrich. (Nicht vorwurfsvoll): Hast du nicht mehr so viel Zeit, um deiner Frau einen „guten Abend" zu wünschen, wenn du sie den ganzen Tag nicht gesehen?

*Dr.* Joos: Verzeih, aber ich war noch halb mit meinen Gedanken — da (deutet auf das Manuskript). Doch hol' ich's nach (geht auf Frau Berta zu, küßt sie und gibt ihr die Hand): Guten Abend, mein liebes Weib!

*Frau Berta*: Ja, es ist wahr, du könntest mir manchmal auch ein klein wenig Zeit opfern, ein klein wenig nur, aber deine dumme Arbeit . . .

*Dr. Joos*: Opfere ich dir denn nicht diesen ganzen Abend mit Böhm, du Närrchen? — Aber sag', wann wollte Herr Böhm hier sein?

*Frau Berta*: Um acht.

*Dr. Joos*: Um acht? Es ist aber doch schon gleich halb neun, und er ist immer noch nicht hier.

*Frau Berta* (lächelnd): Wundert dich das?

*Dr. Joos*: Nein, wundern tut's mich nicht, aber diese Liederlichkeit ist das, was ich an ihm hasse, so wert er mir sonst ist.



Digitized by Google

*Frau Berta*: Und das, was ich am meisten an ihm liebe.
*Dr. Joos*: Das verstehe ich nicht.
*Frau Berta*: Es ist mir widerlich, wenn die Menschen ihr Tun und Lassen auf einem Sekundenblatt festlegen. Ich liebe es, wenn sie sich treiben lassen von den Geschehnissen — ich kann es nicht so ausdrücken, aber du weißt, was ich meine —, und so einer ist Herr Böhm.
*Dr. Joos*: Ja, Kind, das ist ja gut und schön, aber es gibt auch Pflichten, und (fast schroff) vor allen Dingen muß man Wort halten.
*Frau Berta*: Das ist nun einmal seine Sache nicht. — Aber warum bist du immer gleich so heftig, wenn wir von Herrn Böhm reden? Überhaupt in Abwesenheit eines Menschen spricht man nicht schlecht von ihm.
*Dr. Joos*: Aber Närrchen, gewiß nicht, selbstverständlich nicht. Wenn ich da von Pflichten und Worthalten sprach, so meinte ich das allgemein und dachte gar nicht mehr an Herrn Böhm.
*Frau Berta*: Und dabei ist er noch dein Jugendfreund.
*Dr. Joos*: Wie deiner, und ich habe ihn auch wirklich gern, das weißt du ja zu gut. Wie oft habe ich ihm schon ausgeholfen, wenn er in der Patsche saß — glaubst du, ich würde das tun, wenn ich ihn nicht leiden könnte? Dafür kennst du mich doch.
*Frau Berta*: Ja, dafür kenne ich dich, das glaube ich dir aufs Wort. Aber — wie *deiner* —, nicht wahr, so sagtest du doch? Herr Böhm mein Jugenfreund? — Spielst du etwa auf die harmlose Liebelei an, die ich mal als Mädchen mit ihm hatte?
*Dr. Joos*: Aber Kind, wer könnte denn so taktlos sein? Ich meine, auch du hast ihn schon als Knabe gekannt.
*Frau Berta*: Ja, gewiß, ich habe ihn gekannt, das heißt vom Ansehen, aber gesprochen oder verkehrt habe ich weiter nicht mit ihm, mit Ausnahme der Zeit — du weißt ja —, wo er mich mal heiraten wollte.
*Dr. Joos* (lachend): Ja, Kinder, das muß lustig gewesen sein; (scherzend) hattet ihr euch denn lieb?
*Frau Berta* (ernst): Er liebte mich, und man sprach davon, daß er sich das Leben nehmen wollte, als mein Vater der Heirat entgegen war — wegen unserer Jugend und auch, weil er arm war.
*Dr. Joos*: Ja, die Eltern tun vielleicht ganz recht, wenn sie in solchen Fällen manchmal ein kräftiges Wort mitsprechen.
*Frau Berta*: Gewiß! — Aber in manchen Fällen — meine ich — dürften die Wünsche der Kinder auch nicht ganz unberücksichtigt bleiben.
*Dr. Joos*: Da magst du recht haben. Ich sage ja auch nur, vielleicht tun die Eltern recht, vielleicht; bestimmt kann ich es nicht sagen, ich habe es noch nicht untersucht.
*Frau Berta* (lächelnd): Daß bei dir erst alles untersucht sein muß.
*Dr. Joos*: Nicht alles, aber alles Wichtige, dessen Wahrheit man nicht auf den ersten Blick einsieht. Wie sollte man denn ein sicheres Urteil fällen können, wenn man es vorher nicht untersucht hat? Man täuscht sich auch manchmal selbst und hält das für selbstverständlich, was im Grunde gar nicht so selbstverständlich ist. — Sieh einmal, wie felsenfest war ich überzeugt, daß es einen Gott gibt, damals, als ich im Konvikt war und Theologie studierte. Wie mitleidig, ja, fast verächtlich sah ich auf die Menschen, die keinen Gott anerkannten. Jetzt seh ich's



Digitized by Google

ja. Wenn mich heute jemand fragen würde: „Gibt es einen Gott?", ich müßte ihm antworten, ich weiß es nicht. Beweisen kann ich dir nicht, daß er existiert, ebensowenig: wie ich dir beweisen kann, daß er nicht existiert. Seitdem bin ich vorsichtiger geworden mit meinen Urteilen. — Ich bin bekehrt.

*Frau Berta*: Ja, aber ich wollte ja auch nur sagen, daß das vollkommene Unberücksichtigtlassen der Wünsche der Kinder bei ihrer Verheiratung den Kindern zum Unglück gereichen könne.

*Dr. Joos*: Gewiß, solche Fälle können vorkommen. — Aber Herrn Böhm hat es ja das Leben nicht gekostet, es wird ja wohl auch nur so ein Geschwätz der Leute gewesen sein.

*Frau Berta*: Ich glaube nicht, denn er hatte mir damals auch häufig selbst versichert, daß er ohne mich nicht leben könne.

*Dr. Joos*: Aber er lebt noch, und das recht sorgenlos und glücklich. — Aber sag' mal, wenn er damals seinen Vorsatz ausgeführt hätte, wie hättest du dich dazu gestellt?

*Frau Berta*: Es wäre mir sehr unangenehm gewesen — zum mindesten.

*Dr. Joos*: Unangenehm wäre dir das gewesen? — ich will dir sagen, ich hätte eine gewaltige Achtung vor einem solchen Menschen.

*Frau Berta*: Wie meinst du das?

*Dr. Joos*: Ich meine, wenn jemand schon der Ansicht ist, ohne einen Menschen nicht leben zu können, und dazu noch diese Ansicht äußert, so würde ich ihm meine Achtung nicht versagen können, wenn er sich auch dann das Leben nähme — vorausgestzt allerdings, daß er glaubt, er könne unter keinen Umständen mehr in den Besitz dieses Menschen gelangen. — Er handelte dann doch wenigstens . . .

*Frau Berta*: . . . konsequent. Dir ist die Hauptsache, wenn etwas konsequent ist. Ob da ein Menschenleben zugrunde geht, das kümmert dich wenig, die Hauptsache, es ist konsequent. — (Empfindlich): Weißt du, Heinrich, manchmal kommt es mir wirklich vor, als ob du kein Herz im Leibe hättest. Ich glaube, es könnte jemand kommen, deine Frau und dein Kind beschimpfen, schlagen, mißhandeln, du würdest dabeistehen können und es ruhig geschehen lassen, wenn es nur konsequent wäre. (Sie ist dem Weinen nahe.)

*Dr. Joos*: Aber, liebe, liebe Frau, was hast du denn jetzt? Habe ich dir weh getan, dann hast du mich nicht verstanden. Glaubst du denn wirklich, ich würde dich mißhandeln lassen, glaubst du das wirklich? Du bist ja mein Alles in der Welt, du und mein Kind. Wenn ich euch nicht hätte, ich weiß nicht, ob ich dieses qualvolle Fragen nach dem Jenseits noch länger ertrüge. Dann wäre es ja besser, sich durch einen Fingerdruck Gewißheit zu verschaffen, ob es Gott und Unsterblichkeit gibt. Das Leben wird mir ja mit jedem Tage unerträglicher, wenn ich mich immer vergebens abmartere — Tag für Tag —, um den exakten wissenschaftlichen Beweis für das Dasein Gottes zu finden . . .

*Frau Berta*: Beweis, Beweis! Es gibt einen Gott, das ist doch klar, das fühle ich. Beweis, Beweis! Meine Eltern haben es mir gesagt, schon von frühester Kindheit an hat die Mutter mich beten gelehrt, und später in der Schule haben es die Lehrer gesagt, und der Pfarrer hat es gesagt. So was ist einem heilig, das glaubt man einfach.

*Dr. Joos*: Aber, liebe Frau. . . .

*Frau Berta*: Und du hast auch so gute, fromme Eltern gehabt, und deine Mutter, oh, wie hat die immer für dich gebetet, und wie freute sie sich, die alte Frau, als



Digitized by Google

du Pfarrer werden wolltest — damals — —. Beweis, Beweis — du solltest lieber das Bild deiner armen, toten Mutter ansehn, als die dummen, ungläubigen Bücher, dann hättest du Beweis genug.
*Dr. Joos*: Das genügt mir nicht, liebe Frau, das genügt mir nicht, oh, ich bin ja so unglücklich, daß es mir nicht genügt. Ich muß es einsehen, daß er existiert, genau einsehen, und ich will es ja einsehen, deshalb forsche ich ja Tag und Nacht.
*Frau Berta*: Und wenn dir tatsächlich der Beweis für das Dasein Gottes gelänge, glaubst du, du würdest den Menschen einen besonderen Dienst damit erweisen?
*Dr. Joos* (feierlich und bestimmt): Ja, das glaube ich.
*Frau Berta*: So, das glaubst du? — Ich wüßte viel, was den Menschen mehr nützen könnte als ein Beweis für das Dasein Gottes.
*Dr. Joos*: So sprichst du, und du glaubst an Gott?
*Frau Berta*: Ja, ich glaube an Gott, weil ich an ihn glauben will, weil ich unterginge an Leib und Seele. Ich muß ihn haben, und wer nicht an Gott glauben will, für den wird auch dein Beweis nichts nützen.
*Dr. Joos*: Nein, nein, das kann nicht sein.
*Frau Berta* (nach kurzer Pause): Ja, erlaube mal, und wenn du's nicht einsiehst, was dann?
*Dr. Joos*: Dann bleibe ich mir konsequent und sage: ich weiß nicht, ob er existiert.
*Frau Berta*: Konsequent. Du wirst dich und mich noch zugrunde richten mit deiner Konsequenz. (Nach der Uhr sehend): Ich glaube, Herr Böhm kommt nicht mehr. Es wird das beste sein, wir warten nicht länger.
*Dr. Joos*: Es ist unglaublich, und er hat doch sein Kommen so fest zugesagt.
*Frau Berta*: Ja, es ist wirklich ein interessanter Mensch. Da ist ihm irgend etwas in den Weg gelaufen, von dem er sich mehr versprach als von einem Abend bei uns, und schon läßt er uns sitzen (lacht).
*Dr. Joos*: Nun, es ist ja gut, daß du die Sache von der guten Seite aufnimmst. Andere Hausfrauen würden sich bedanken, wenn sie so an der Nase herumgeführt würden.
*Frau Berta*: Ich kenne Herrn Böhm und kenne seine Art, das Leben am Zopf zu fassen, wo er es gerade findet. Ich würde es ebenso machen, wenn ich Böhm wäre. Wie könnte ich ihm denn böse sein — wegen des bißchen mehr Arbeit? Das fände ich lächerlich. Doch wir wollen essen, nicht?
*Dr. Joos*: Ja, sofort, entschuldige mich nur noch einen Augenblick. Ich will mir eben noch einen Gedanken notieren, eh ich ihn vergesse (ab ins Studierzimmer).
*Frau Berta*: Minna!
(Das Dienstmädchen erscheint). Bringen Sie das Essen 'rein.
*Dienstmädchen*: Jawohl, Frau Doktor. (Tut es, dann wieder ab.)
*Dr. Joos* (der nach kurzer Zeit ohne Manuskript wieder eingetreten, indem er sich zu Tisch setzt): Ist Walter schon zu Bett?
*Frau Berta*: Ja.
*Dr. Joos*: Wie geht es ihm?
*Frau Berta*: Er hat einen recht unangenehmen Husten.
*Dr. Joos* (erschrocken): Um Himmels willen, es ist doch nicht schlimm?
*Frau Berta*: O nein, das glaube ich nicht, er wird etwas erkältet sein.
*Dr. Joos*: Hat er ihn schon länger?
*Frau Berta*: Ja, er hat ihn wohl schon einige Tage, aber so schlimm wie heute abend ist es mir noch nicht vorgekommen.



Digitized by Google

*Dr. Joos*: Mag sein, wie's will, wir wollen die Sache nicht leicht nehmen und morgen sofort den Arzt zu Rate ziehen. — Um Himmels willen, wenn das Kind stürbe.
*Frau Berta*: So schlimm wird es nicht sein, aber den Arzt können wir ja mal rufen lassen.

(Kleine Pause.)

*Dr. Joos*: Was macht er sonst?
*Frau Berta* (nach kurzem Innehalten): Er fragte mich heute abend, warum du nicht mehr mit uns betetest, ob du den lieben Gott nicht mehr lieb hättest?
*Dr. Joos* (legt die Eßbestecke hin und sieht eine Weile vor sich hin, als wenn jemand an etwas Unangenehmes denkt; dann wie für sich): Es ist furchtbar, daß du und mein Kind so in meine Qualen hineingezogen werdet. (Den Kopf hebend und seiner Frau voll ins Gesicht sehend, lauter.) Wenn es überhaupt möglich wäre, das Forschen nach dem Beweis für das Dasein Gottes aufzugeben und einfach einen Gott anzunehmen und mit euch fromm zu werden, ich sage, wenn dies überhaupt möglich wäre, ich glaube, nur meine Liebe zu euch könnte . . . Aber es ist ja unmöglich, innerlich, aus der Sache heraus.

(Es schellt.)

*Frau Berta*: Sollte es Herr Böhm noch sein?
*Dr. Joos*: Nicht ausgeschlossen.

(Kurze Pause).

(Es klopft.)

*Dr. Joos*: Herein!

(Böhm tritt ein.)

*Böhm* (etwa dreißig Jahre alt, trägt einen Gummimantel, Anzug lässig und abgetragen, die halbe Zigarette brennend im Munde): Tag! Bin euch wohl etwas lange geblieben heute?

(Begrüßung.)

Während der Begrüßung
*Frau Berta*: Sie kommen gerade noch zur rechten Zeit, Herr Böhm.
*Böhm*: Na, Hauptsache, zur rechten Zeit, zu früh oder zu spät ist keine Kunst. (Zu Dr. Joos, ohne diesen anzusehen, wie nebenbei.) Was macht dein Gott, hast ne endlich?
*Dr. Joos* (will reden).

*Frau Berta* (die es bemerkt, rasch einfallend): Bitte nehmen Sie Platz, Herr Böhm. (Böhm tut es.) Wir dachten, Sie wären nicht mehr gekommen, da sind wir schon angefangen.
*Böhm* (etwas kleinlaut): Ja, bin doch wohl etwas lange geblieben, was?

Fast zu gleicher Zeit
*Dr. Joos* (lächelnd): Etwas schon.
*Frau Berta*: O nein.

*Böhm*: Ja, Kinder, diesmal war es meine Schuld wirklich nicht. Im Gegenteil, heute wollte ich tatsächlich pünktlich sein — nichts zu lachen, Heinz, es ist Tatsache.
*Dr. Joos* (nicht ohne Ironie): Ja, ja, ich glaube es ja.
*Böhm*: Ja! — — Und als ich auf dem Wege hierher bin, treffe ich ein paar Bekannte von früher — Herrgott, waren die im Zug —, der eine hatte gerade Geburtstag — sie luden mich ein —, ich dachte: Nach Heinz ist immer noch Zeit, man muß die Feste feiern, wie sie fallen — ging mit. Was will man da machen — Schicksal!
*Frau Berta*: Wir freuen uns, daß Sie jetzt hier sind.



Digitized by Google

*Böhm*: Im Ernst, Heinz, was macht deine Arbeit?
*Dr. Joos*: Komme nicht weiter.
*Böhm*: Kommst nicht weiter? Du arbeitest ja Tag und Nacht — sozusagen.
*Dr. Joos*: Was hilft mir das? Ich komme zu keinem Resultat — oder vielmehr, das Resultat, zu dem ich bis jetzt gekommen bin, heißt: ich weiß es nicht. — — Es ist furchtbar . . .
*Böhm* (lachend): Das versteh nun ein anderer. Plagt sich so ein Mensch jahrelang rum — — Resultat: ich weiß nichts. (Nicht ohne Ironie.) Ich will dir mal einen Vorschlag machen, mein Lieber, du nimmst an, es gibt einen Gott, ich nehme an, es gibt keinen, so sind wir beide zufrieden und glücklich, und einer von uns hat obendrein die Wahrheit.
*Dr. Joos*: Da hast du recht, einer von uns hätte dann die Wahrheit, aber glücklich wären wir beide nicht.
*Böhm* (lachend): Ich fühle mich glücklich ohne Gott, das kannst du mir glauben.
*Dr. Joos*: Das glaube ich dir nicht, mein Lieber.
*Frau Berta*: Nein, das glaube ich auch nicht.
*Böhm*: Glaubt ihr nicht? Denkt ihr, ich wollte immer so ein — Vaterauge bei mir haben, das ständig wacht, ob ich auch seine Gesetze halte, diese Gesetze, von denen er auch nicht ein I-Pünktchen abweichen darf, euer Bürokrat Gott. Und dann: Hölle — Teufel! (Schüttelt sich.) Hu! — Ich könnte ja keinen Augenblick mehr froh werden . . . (Nach kurzem Innehalten.) Das will ich euch sagen: Grauenhaft ungerecht ist manchmal eure göttliche Gerechtigkeit, wenn sie das Abweichen von ihren starren Gesetzen bestraft.
*Frau Berta* (die Gläser nachfüllend): Ich denke, wir wollen heute unser ewiges Thema mal fallen lassen.
*Böhm*: Recht so, Frau Doktor, gießen Sie mal ein.
*Dr. Joos* (hebt das Glas): Also: Zum Wohl!
*Frau Berta* (ebenso): Zum Wohl!
*Böhm*: Prost! (Nachdem er getrunken.) Kinder, es ist doch gut, daß der Alkohol noch da ist. Er hilft einem wenigstens für Augenblicke alle Schmerzen vergessen.
*Dr. Joos* (belustigt): Hast du auch Schmerzen — du?! — Das hätte ich bis jetzt für unmöglich gehalten.
*Böhm*: Du redest — du meinst, es könnte kein anders Leid geben, als nicht wissen, ob ein Gott ist oder nicht. — — Es gibt aber noch anderes, wovon du keine Ahnung hast.
*Dr. Joos*: Selbstverständlich, Fritz, meinst du, ich wüßte nicht, daß die Erde ein Jammertal ist und das ganze Leben ein Leidensweg. Aber das Fragen nach Gott ist ein übernatürlicher Schmerz, mit dem sich diese Erdenleiden doch wohl kaum messen lassen.
*Böhm*: Bei dir gibt es eben nur ein Übernatürliches: Gott!, und deshalb auch nur *einen* übernatürlichen Schmerz, den Schmerz um Gott bzw. um sein Dasein oder Nichtdasein. (Lauter und nicht ohne Erregung.) Aber ich kenne noch etwas, was nicht so in der Luft schwebt wie dein Gott, was aus der Erde herauswächst, aber in so riesenhafter Größe und mit solcher Gewalt, daß es alles Erdenhafte weit unter sich läßt. . . . Davon weißt du nichts — natürlich.
*Dr. Joos* (belustigt): Nein, davon weiß ich in der Tat nichts, da bin ich wirklich neugierig, was das sein könnte.
*Frau Berta* (die während der letzten Worte vor sich niedergesehen hat, mit leiser, zitternder Stimme): Die Liebe.



Digitized by Google

*Dr. Joos*: Die Liebe? (Nach kurzem Besinnen.) Ja, da hast du recht, Fritz. — Aber trotzdem: Es ist nicht zu vergleichen mit dem vergeblichen Kampfe um den Beweis für das Dasein Gottes. Bei der Liebe sieht man das Ziel doch wenigstens klar vor Augen, und es fragt sich nur, wie erreiche ich dieses Ziel.
*Böhm* (will reden).
*Dr. Joos*: Ich weiß, was du sagen willst: Auch bei der Liebe gibt es manchmal Hindernisse.
*Böhm* (nickt): Ja! — ungeheure, unüberwindliche — manchmal. Und der arme Unglückliche, der vor einem solchen Hindernis steht, welches ihm den Weg versperrt zu seinem Alles — (mit Nachdruck) zu — seinem — Alles — — und er sieht, es ist nicht wegzuräumen, es ist unüberwindlich — glaubst du, er litte weniger — aber davon weißt du nichts.
*Dr. Joos* (lachend): Ebensowenig wie du, Fritz, oder vielleicht noch ein klein wenig mehr als du. — Aber unüberwindlich ist kein Hindernis für zwei Menschen, die sich wirklich lieben. Dann wird jedes Hindernis überwunden — jedes! (Zu Frau Berta gewendet, die noch immer in der vorigen Stellung sitzt): Nicht wahr, Frau, wir möchten das Hindernis kennenlernen, was sich trennend zwischen uns hätte stellen können.
*Frau Berta* (sich erhebend): Muß doch mal nach dem Kinde sehen, 's hat eben wieder gehustet. (Ab ins Schlafzimmer.)
*Dr. Joos* (sich wiederum zu Böhm wendend): Nein, weißt du, da gäbe es nichts: Armut, Enterbung, Verstoßen von seiten der Eltern, das alles ist kein Hindernis für Menschen, die sich lieben.
*Böhm:* Du kennst das Leben nicht.
*Frau Berta* (tritt wieder ein).
*Dr. Joos:* Was macht Walter?
*Frau Berta:* Er schläft so unruhig.
*Dr. Joos:* Und der Husten?
*Frau Berta:* Ist ziemlich heftig.
*Böhm:* Ist der Kleine krank?
*Frau Berta:* Ja; erkältet — wahrscheinlich.
*Böhm* (aufrichtig bedauernd): Ach!
*Frau Berta:* Es wird hoffentlich nicht schlimmer werden.
*Dr. Joos* (besorgt): Aber morgen sofort den Arzt holen lassen.
*Frau Berta:* Ja, es wird das beste sein.
*Dr. Joos* (nach kurzer Zeit, sich erhebend): Verzeihung, einen Augenblick, ich will doch mal eben nachsehen (ab in das Schlafzimmer).

(Kleine Pause.)

*Böhm* (tief atmend): Ach ja, ist das ein elendes Leben.

(Kleine Pause.)

*Böhm* (sieht nach der Uhr): Schon so spät (sich erhebend), da muß ich aufbrechen.
*Frau Berta:* So plötzlich? Bleiben Sie doch noch ein Weilchen.
*Böhm* (mühsam seine innere Erregung verbergend): Nein, nein, ich kann nicht — —, es wird ja auch Zeit.
*Frau Berta* (mit zitternder Stimme und mühsam unterdrückten Tränen): Nein, nein, Herr Böhm, *so* laß ich Sie nicht gehen — jetzt —. Bleiben Sie doch wenigstens eine Viertelstunde noch.



Digitized by Google

*Böhm* (sieht vor sich nieder und schweigt).
*Frau Berta* (eindringlich bittend): Sagen Sie ja, Herr Böhm — —, nicht, Sie bleiben noch, ein Viertelstündchen wenigstens, nicht?
*Böhm* (gedrückt): Ich kann nicht mehr, Frau Doktor — lassen Sie mich gehen —, ich kann nicht mehr — —, heute nicht.
*Dr. Joos* (tritt wieder ein): Es ist wirklich ein recht dummer Husten. (Als er bemerkt, daß Böhm schon den Mantel angezogen hat.) Du willst fort, Fritz — so zeitig und so plötzlich?
*Böhm:* Ja, es wird Zeit.
*Dr. Joos:* Und läßt dich nicht mehr halten?
*Böhm:* Nein — ich muß noch einen Brief schreiben heute abend.
*Dr. Joos:* Pflicht ist Pflicht, dann ist allerdings nichts zu machen.
*Böhm* (nach kurzer Pause): Also, danke für alles, und gute Nacht!
*Dr. Joos:* Wiedersehen, Fritz!
*Frau Berta:* Gute Nacht, Herr Böhm.

(Böhm ab.)

(Kleine Pause.)

*Dr. Joos:* Ich glaube, in dem Böhm steckt noch ein ganz guter Grund — wenn er nur das viele Trinken ließe.
*Frau Berta* (gedrückt): Das kommt davon, wenn der Mensch keinen Halt mehr hat.
*Dr. Joos:* Meinst du, weil er an keinen Gott glaubt?
*Frau Berta:* Das auch.
*Dr. Joos:* Nein! — Ich glaube, daß der Mensch sich auch ohne Gott halten kann — aus eigener Kraft, aus Selbstachtung . . .
*Frau Berta:* Ich will dir sagen, wenn ich nicht an einen Gott glaubte, ich würde schlecht.
*Dr. Joos:* Wie meinst du?
*Frau Berta:* Ich meine, es gibt im Leben gewisse Umstände, wo in der Tat die eigene Kraft nicht mehr ausreicht, wo der Mensch über alles hinwegschreitet, wenn ihn nicht Gesetze zurückhielten, die er aus Liebe zu Gott hält oder meinetwegen auch aus Furcht vor ihm.
*Dr. Joos:* Das glaube ich nicht, (mit großer Gebärde) dafür steht der Mensch zu hoch.
*Frau Berta* (sieht schweigend vor sich nieder).
*Dr. Joos:* Doch entschuldige, ich möchte mich heute abend noch mit Hume auseinandersetzen: „Untersuchungen über den menschlichen Verstand."
*Frau Berta:* Wer ist das, Hume?
*Dr. Joos:* Es ist der Philosoph, welcher das Kausalitätsprinzip angreift.
*Frau Berta:* Kausalitätsprinzip?
*Dr. Joos:* „Nichts ist ohne hinreichenden Grund."
*Frau Berta:* Aber wie kann man denn daran zweifeln?
*Dr. Joos:* Da kann man sehr wohl dran zweifeln, Liebe, und hat er recht, so fallen die allermeisten Gottesbeweise zusammen wie ein Kartenhaus, denn darauf bauen sie sich auf — —. Also: Gute Nacht, ich komme bald.
*Frau Berta:* Arbeite nicht zu lange. Gute Nacht!

(Dr. Joos ab.)

(Kleine Pause, in der man der Frau Berta anmerkt, daß die angeführten Gespräche noch schmerzlich in ihr nachklingen.)



Digitized by Google

*Frau Berta* (nachdem sie sich zu fassen versucht hat): Minna!
(Das Dienstmädchen tritt ein): Räumen Sie den Tisch ab.
*Dienstmädchen* (nach einigen Sekunden Schweigen, während es den Tisch abräumt): Wie schön die Sterne funkeln heute abend — so tröstlich, man wird ganz ruhig.
*Frau Berta* (halb zuhörend, wie abwesend): . . . Ach, sie sind so stumm und weit — so weit.
*Dienstmädchen:* Oh, das ist schön und gut, (wichtig) wären sie nah, sie würden uns erdrücken.
*Frau Berta* (mit verhaltenem Ärger): Ach, Minna, sehen wir nicht in rätselhafte Räume — es ist besser für uns Frauen, wenn wir der Erde nahebleiben.
*Dienstmädchen:* Ach ja — wie schön die Blumen blühen, in allen Farben locken sie.
*Frau Berta* (aufmerksam): Sie suchen Liebe.
*Dienstmädchen:* Und die Vögel — wie sie singen dort oben in den Wäldern.
*Frau Berta:* Sie suchen Liebe.
*Dienstmädchen* (im Abgehen): Ach, Frau Doktor, wie schade doch, daß diese herrlichen Geschöpfe keinen Verstand haben wie wir . . .
*Frau Berta* (heftig unterbrechend): Das ist ihr Glück — hätten sie Verstand, sie würden sich alle Liebe verderben.
*Dienstmädchen:* Sie sprechen schön, Frau Doktor, doch wer begreift's? — Haben Sie noch etwas zu tun?
*Frau Berta:* Nein, Minna, Sie können sich schlafen legen.
*Dienstmädchen:* Gute Nacht, Frau Doktor!
*Frau Berta:* Gute Nacht, Minna!
(Während das Dienstmädchen durch die Flurtür abgeht und Frau Berta die Handarbeit wegpackt, fällt der Vorhang.)

## *II. Akt.*

(Zimmer des ersten Aktes; der Pfarrer, sechzig Jahre alt, weißes Haar, mit Dr. Joos am Tisch, auf dem nebst einigen Büchern die neueste Zeitung liegt.)

*Pfarrer:* Denken Sie an das Glück der Jahre, wo Sie noch dem heiligen Glauben treu waren, denken Sie an den Tag ihrer ersten heiligen Kommunion, denken Sie an die ersten Semester, die Sie im Konvikt zubrachten. Denken Sie an all das, Herr Doktor, und dann frage ich Sie: Waren Sie denn damals nicht glücklicher als jetzt? Sagen Sie es mir ehrlich.
*Dr. Joos:* Viel tausendmal glücklicher, Herr Pfarrer, viel tausendmal glücklicher. — — Und ob ich daran denke? — — Meine grübelnde Arbeit von früher Morgenstunde bis in die tiefe Nacht ist ständig begleitet von dem zitternden Bangen vor dem Anerkennen*müssen* eines Gedankens, der mich wieder einen Schritt weiter von dem Gott meiner Jugend entfernt. Und lege ich ermüdet die Feder nieder, so habe ich nur den einen Wunsch, zu träumen, ich wäre wieder ein Kind, ein gläubiges Kind . . . Aber auch die Nacht bringt mir die ersehnte Ruhe nicht . . , (leiser mit gesenktem Haupte wie für sich) und manche Träne hat sie gesehen, die um ein verlorenes Kindheitsparadies in die Kissen geweint wurde.
(Kleine Pause.)
*Pfarrer:* Armer, lieber Herr Doktor, verzweifeln Sie nicht. Der Weg zu dem verlorenen Kindheitsparadies ist Ihnen ja nicht versperrt, Sie können ihn jeden Augenblick wieder zurückgehen, das hängt ja nur von Ihrem Willen ab.
*Dr. Joos:* Nein, nein, Herr Pfarrer, das hängt nicht nur von meinem Willen ab,



Digitized by Google

das hängt von dem Resultat meines Forschens ab. Ich kann keine Komödie spielen mit meinem eigenen Ich und zu einem Gott beten, dessen Dasein ich noch bezweifle. Der Gedanke, es könnte vielleicht ein Nichts sein, zu dem ich meine Hände erhebe, ein Nichts, vor dem ich das Knie beuge, ein Nichts, zu dem ich um Hilfe schreie in den Leiden meines Lebens, dieser Gedanke würde mir die Kehle zuschnüren, und das erste Gebet bliebe mir im Halse stecken.

*Pfarrer:* Sie müssen glauben, mein Freund, demütig glauben . . .

*Dr. Joos:* Meinen Sie vielleicht, ich wäre zu stolz, um zu glauben? — O nein. (Frau Berta kommt mit Böhm aus dem Schlafzimmer, Frau Berta mit verweinten Augen.)

*Böhm:* Und nicht immer gleich zu schwarz sehen, Frau Doktor. Man soll sich nicht unnötig sorgen. — Warten wir ab.

*Frau Berta:* Ja, hoffen wir erstmal das Beste. — Wollen Sie jetzt gehen, Herr Böhm?

*Böhm:* Nein, ich habe noch etwas Zeit, möchte gern den Arzt abwarten.

*Frau Berta:* Lange kann er nicht mehr bleiben, er kommt gewöhnlich zu dieser Zeit. (Wieder ab in das Schlafzimmer.)

*Böhm* (nimmt die Zeitung vom Tisch, stellt sich ans Fenster und liest. Von dem sich sofort fortsetzenden Gespräch zwischen dem Pfarrer und Dr. Joos nimmt er nicht die geringste Notiz).

*Dr. Joos:* . . . Zu stolz, um zu glauben? — — Sie sagen, Jesus Christus hat die Kirche gestiftet, und deshalb ist alles wahr, was sie lehrt. Frage ich nach dem Warum, so antworten Sie mir, weil Jesus Christus der Sohn Gottes war. Frage ich nach den Beweisen seiner Gottessohnschaft, so verweisen Sie mich auf die Erfüllung der Weissagungen und auf seine Wunder. Alles dieses zu untersuchen hat keinen Sinn, wenn nicht zuvor die Frage nach dem Dasein Gottes mit einem sichern Ja beantwortet ist. Fängt man den Bau eines Hauses mit dem Dache an? Nicht wahr, es ist doch zunächst der Grundstein zu legen. (Nach einiger Zeit.) Hätte ich allerdings eingesehen, daß Jesus Christus als Sohn Gottes die Kirche gestiftet hat, dann freilich müßte ich ein Tor sein, wollte ich nicht alles annehmen, was diese Kirche lehrt. Dann würde ich glauben können, glauben wie ein Kind . . .

(Pause.)

*Pfarrer:* Herr Doktor, wie konnten Sie so weit kommen?

*Dr. Joos:* Ich weiß es nicht. — Es fing an mit dem Staunen über das Zurerdefallen des Steines, den ich in die Höhe werfe, und von hier bis zu der Frage nach dem Dasein Gottes war ein nicht zu langer Weg.

*Pfarrer:* Das Vatikanische Konzil hat ja auch verkündet, daß das Dasein Gottes klar und sicher mit dem Verstande erkannt werden könnte . . .

*Dr. Joos:* Und das mit Recht.

*Pfarrer:* . . . aber dann müssen Sie auch beten, daß Gott Ihnen helfe und Ihren Verstand erleuchte.

*Dr. Joos:* Ich sagte Ihnen schon, Herr Pfarrer, daß ich nicht zu Gott beten kann, wenn ich noch zweifle, ob er existiert. Das eben ist der Fluch, das Grauenhafte, das auf dem Stellen dieser Frage lastet. Beim Ringen nach jeder anderen Antwort kann man beten um Gottes Beistand, hat man aber einmal gefragt: Gibt es einen Gott? — dann ist es vorbei. — Es ist der furchtbare Augenblick, der die Fäden, die das Erdenkind mit der Ewigkeit verbinden, zerreißt und den Menschen zurückschleudert auf die Erde, wo sich der Verbannte erschrocken nach einer anderen



Digitized by Google

Hilfe umsieht als nach der verlorenen göttlichen. Kraftlos stehen alle Offenbarungen ... Was bleibt ihm denn noch übrig, als sich mit allen Fasern an seinen Verstand zu klammern; nur er kann ihm den verlorenen Gott wiedergeben.
*Böhm* (die Zeitung umblätternd, ohne aufzusehen): Es verspricht eine gute Ernte zu werden — in diesem Jahr (liest weiter).
(Kleine Pause.)
*Pfarrer:* Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber es wäre doch immerhin möglich, daß Gott Ihnen nicht Verstand genug gegeben hätte, um sein Dasein einzusehen.
*Dr. Joos:* Er hat mir genug Verstand gegeben, um die Frage nach ihm zu stellen, dann fordere ich von ihm, daß er mir auch Verstand genug gibt zur Beantwortung dieser Frage. (Immer leidenschaftlicher.) Dieses fordere ich von ihm, Herr Pfarrer, da bitte ich nicht — — oder hat er die Menschen erschaffen, um sie zum Narren zu halten? (Scheinbar ruhiger, indem er sich erhebt.) Nicht wahr, einen solchen grausamen Gott werden Sie gewiß auch nicht gelten lassen?
(Kleine Pause, während der Pfarrer und Dr. Joos erregt auf und ab gehen.)
*Pfarrer:* Herr Doktor, würden Sie Ihrem alten Pfarrer und Jugenderzieher wohl eine Bitte gewähren?
*Dr. Joos:* Mit Freuden, Herr Pfarrer, wenn es in meiner Kraft steht.
*Pfarrer:* Wenn Ihre Arbeit Sie zu dem Resultat führen sollte, es gibt keinen Gott —
*Dr. Joos* (rasch einfallend, fast ängstlich): Aber noch ist es ja nicht soweit, noch nicht, Herr Pfarrer, noch ist es ja nicht völlig entschieden.
*Pfarrer* (die Hand des Dr. Joos ergreifend): Ja, lieber Freund, hoffen wir, daß auch Sie noch einmal in Gott Ihre Ruhe finden.
*Dr. Joos:* Ja, hoffen wir es, Herr Pfarrer, noch ist ja Hoffnung da, denn noch hat mein Verstand das letzte Urteil nicht gefällt. Und wenn es wäre, daß er zu dem Resultat käme: es gibt einen Gott — — großer Himmel, mein ganzes Leben sollte ein einziges Dankgebet sein. Ich wollte mich abrackern — Tag für Tag —, um den Menschen das Dasein Gottes zu beweisen, wie ein Wanderprediger würde ich ziehen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, ich würde ...
*Böhm:* Himmeldonnerwetter!
*Dr. Joos:* Was gibt's?
*Böhm:* Da werden wir wohl bald in einen Krieg ziehen müssen.
*Dr. Joos:* Krieg, Krieg ... Wie kann es denn noch Krieg geben unter kultivierten Völkern?! — Ausgeschlossen!
*Böhm:* Die Völker, mein Lieber, sind so lange kultiviert, wie sie Angst voreinander haben.
*Dr. Joos:* Merkwürdige Definition der Kultur.
*Böhm:* Nun, wenn der eine glaubt, stark genug zu sein, um dem anderen etwas wegnehmen zu können, nimmt er's. Verlaß dich drauf.
*Pfarrer:* Halten Sie denn gar nichts von der Kraft der Moral?
*Böhm:* Moralische Politik gleich viereckiger Kreis, einverstanden, Philosoph?
*Frau Berta* (erscheint durch die Tür des Schlafzimmers, zurücksprechend): Wenn irgend etwas Besonderes vorfallen sollte, Schwester, rufen Sie mich sofort wieder.
*Krankenschwester* (aus dem Schlafzimmer): Jawohl, Frau Doktor.
*Dr. Joos:* Moral bei der Politik? Ich weiß nicht, was ihr unter Moral versteht. — — Ich glaube nur, daß das, was wir Kultur nennen, ein Menschenmorden um ein Stück Land unmöglich macht.
*Frau Berta:* Menschenmorden?



Digitized by Google

*Böhm* (aufklärend): Die Kriegsgefahr ist wieder einmal nahegerückt.
*Frau Berta:* Ach, man hat schon so oft einen Krieg prophezeit, es ist noch jedesmal glücklich vorübergegangen.
*Pfarrer:* Es wäre vielleicht an der Zeit, daß der liebe Gott durch eine Heimsuchung den Menschen mal wieder zeigte, daß sie ohne ihn nicht fertigwerden können.
*Böhm:* Das verstehe ich nicht.
*Pfarrer:* Nun, lieber Freund, dann heißt es beten — beten um den Sieg.
*Dr. Joos* (mit leicht-ironischem Lächeln): Unsere Gegner werden aber auch beten, Herr Pfarrer.
*Pfarrer:* Selbstverständlich! — Es würde eine religiöse Erneuerung der ganzen Welt werden.
*Dr. Joos:* Gewiß! — Aber wegen des Sieges könnte unser Herrgott vielleicht in eine kleine Verlegenheit kommen.
*Böhm:* Ich habe die Erfahrung gemacht, daß unser Herrgott immer zu dem hält, der die meisten Kanonen hat — sagt der Alte Fritz.
*Frau Berta* (nicht vorwurfsvoll): Ja, der alte Heide.
*Pfarrer* (ihr Beifall nickend): . . . der alte Heide.
*Dr. Joos* (lachend): Sind wir nicht köstlich? Streiten wir uns, wer in einem Kriege, der noch gar nicht ausgebrochen, Sieger bleibt. — Warten wir doch ab.
*Böhm:* Ja — warten wir ab, das einzig richtige Wort: warten wir ab. Das Schicksal wird sich weder um unsere Theorien kümmern noch die Vaterunser der Völker zählen. Es geht seinen Weg.
*Dr. Joos:* So hab' ich es nicht gemeint.
*Böhm:* Das weiß ich.
*Pfarrer:* Sie haben da ein frivoles Wort des Unglaubens ausgesprochen, Herr Böhm.
*Böhm:* Ganz recht, Herr Pfarrer, nach Ihrem Standpunkt war es ebenso frivol wie ungläubig.

(Kleine peinliche Pause.)

*Dr. Joos* (abbrechend): Ach, lassen wir die Politik den Politikern — ich wenigstens bin keiner.
*Böhm* (lächelnd): Das glaube ich dir ohne einen exakten wissenschaftlichen Beweis.
*Dr. Joos* (gutmütig lachend): Alter Lästerer. — — Aber der Arzt bleibt heute lange; ich kann nicht mehr warten, wenn ich die Bibliothek nicht verschlossen finden will.
*Pfarrer:* Gehen Sie nur ruhig, Herr Doktor, ich habe wohl noch etwas Zeit und werde den Arzt abwarten.
*Dr. Joos* (mit fragendem Blick auf Frau Berta): Ja?
*Frau Berta:* Wenn der Herr Pfarrer die Güte hat — — bleib' aber nicht zu lange.
*Dr. Joos:* Nein, nein — will mir nur einige notwendige Bücher holen. (Ab ins Studierzimmer.)
*Böhm* (nach kurzer Pause): Mir dauert es auch zu lange, Frau Doktor. Komme am besten später nochmal vorbei (nimmt Stock und Hut).

(Kleine Pause.)

*Dr. Joos* (tritt wieder ein, Hut in der Hand und Ledermappe unter dem Arm): Du willst auch fort, Fritz?
*Böhm:* Ja, spreche später nochmal vor.



Digitized by Google

*Dr. Joos*: Gut, dann gehen wir zusammen.
*Böhm:* Ja.
*Dr. Joos:* Also: Wiedersehen! Bin bald zurück.
*Böhm:* Wiedersehen!

(Dr. Joos und Böhm ab.)

(Pause.)

*Pfarrer* (läßt sich am Tische nieder und blättert in einem Buche).
*Frau Berta* (zögernd): Verzeihen Sie, Herr Pfarrer . . .
*Pfarrer:* Bitte?
*Frau Berta:* Dürfte ich noch einmal auf die Angelegenheit zurückkommen, die ich vor einiger Zeit mit Ihnen besprach?
*Pfarrer* (nach einer Weile): Ist es denn noch nicht besser geworden, Frau Doktor?
*Frau Berta:* Besser geworden? — Mit jedem Tage werde ich unglücklicher.
*Pfarrer:* Unglücklicher? — Das soll doch nicht heißen . . .
*Frau Berta:* Ja! Das soll es heißen: Ich kann ihn nicht lieben — meinen Mann —, und die Liebe zu — dem anderen wächst mit jeder Stunde.
*Pfarrer:* Aber, Frau Doktor . . .
*Frau Berta:* Ich weiß es, Herr Pfarrer: Es klingt so furchtbar, aber ich kann nicht dafür: Es ist so. — Helfen Sie mir — was kann ich tun . . .? Gibt es denn gar keinen Ausweg?
*Pfarrer:* Ausweg? — — An den Vorschriften der Kirche ist unter keinen Umständen zu rütteln, und wie sie heißen, wissen Sie: . . . bis der Tod sie scheidet!
*Frau Berta:* Um Himmels willen, Herr Pfarrer, das wollte ich nicht sagen, nein, nicht das, Herr Pfarrer.
*Pfarrer:* Haben Sie mir nicht gesagt, Frau Doktor, daß Sie Ihren Mann nicht lieben, daß Ihr Herz von Anfang an einem anderen gehörte?
*Frau Berta:* Ja, das habe ich gesagt, und wenn ich es anders darstellte, so wäre es eine Lüge, und das ist doch eine Sünde.
*Pfarrer:* Auch Ihre Liebe zu dem anderen ist eine Sünde, Frau Doktor.
*Frau Berta:* Liebe eine Sünde? — Nein, Herr Pfarrer, das kann nicht sein. Liebe ist etwas Heiliges, etwas Überirdisches, und das sollte eine Sünde sein?
*Pfarrer:* Ich sage ja auch nicht, Frau Doktor, daß Liebe eine Sünde ist, aber Ihre Liebe zu diesem anderen ist eine Sünde, die Liebe, die einzig Ihrem Manne gehört, mit dem Sie vor Gott verbunden sind.
*Frau Berta:* Kann ich denn dafür, daß ich diesen anderen liebe und nicht meinen Mann? Kann man denn einen Menschen zur Liebe zwingen? — Mein Wille ist machtlos — — und zur Sünde gehört doch der Wille des Menschen. — — Auch diese Ehe habe ich nie gewollt: Sie wissen, ich war noch jung — und ich habe meinen Mann geheiratet, weil ich von meinen Eltern gezwungen wurde.
*Pfarrer:* Selbstverständlich, Frau Doktor, gehört der Wille des Menschen zur Sünde, ohne freien Willen gibt es keine Schuld, aber ich fürchte, Sie kämpfen nicht genug gegen Ihre böse Neigung.
*Frau Berta:* Ich kämpfe, Herr Pfarrer, Tag für Tag, mit meiner ganzen Kraft, aber — es wäre besser, ich kämpfte nicht.
*Pfarrer:* Wie meinen Sie das?
*Frau Berta:* Ach, es klingt ja so unglaublich, aber es ist wahr: je mehr ich gegen die Neigung zu dem anderen kämpfe, desto größer wird sie.

(Kleine Pause.)



Digitized by Google

*Pfarrer* (sich erhebend): Frau Doktor, Sie befinden sich auf einem schlüpfrigen Wege, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen das Gotteswort nochmals nachdrücklichst zu wiederholen: (jedes Wort betonend) „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen."
*Frau Berta:* Aber, Herr Pfarrer, davon kann ja keine Rede sein — von einer Scheidung. Nur lebt in mir in den letzten Tagen eine so furchtbare Sorge um das Kind... (Händeringend.) Wenn es stürbe, Herr Pfarrer, wenn es stürbe, was dann?
*Pfarrer:* Dann müßten Sie sich in Gottes heiligen Willen ergeben.
*Frau Berta:* Sie verstehen mich nicht, Sie verstehen mich nicht...
*Pfarrer:* Ich kann den Schmerz einer Mutter beim Tode des einzigen Kindes wohl ermessen, Frau Doktor, obschon ich weiß, daß man selbst Mutter sein muß, um ihn ganz würdigen zu können.
*Frau Berta:* Oh, wenn es stürbe, ich hielte es nicht aus...
*Pfarrer:* Sie würden es aushalten, Frau Doktor. — Tausende vor Ihnen haben schon denselben Schmerz durchkostet und haben es auch aushalten müssen.
*Frau Berta:* Gewiß — *die* waren aber nicht nur Mutter, sie konnten auch Gattin sein. *Ich* bin nur Mutter, nur Mutter, um so mehr, als es mir unmöglich ist, meinem Manne eine Gattin zu sein, da ich ihn nicht liebe.
*Pfarrer:* Können Sie das wirklich nicht, Ihrem Manne eine Gattin sein?
*Frau Berta* (bestimmt): Nein! — oder soll ich die Liebe zur Lüge machen? — — Das einzige Band, welches mich an meinen Gatten fesselt, ist unser gemeinsames Kind. — Liebe ich ihn nicht als meinen Mann, so schätze ich ihn doch wenigstens als Vater meines Kindes. Wenn es stürbe, dieses Kind — Herr Pfarrer, dann wäre ja alles zerrissen, was mich noch an ihn bindet, ich weiß nicht, ob mir dann noch die Kraft bliebe...
*Pfarrer:* Gott versucht niemanden über seine Kraft.
*Frau Berta:* Nicht wahr,... niemanden über seine Kraft, dann wird ja das Kind nicht sterben.
*Pfarrer:* Das ist damit nicht gesagt.
*Frau Berta:* Doch, Herr Pfarrer, das ist damit gesagt, denn wenn es stürbe, das ginge über meine Kraft.
*Pfarrer:* Noch lebt es ja, Frau Doktor.
*Frau Berta:* Ja, noch lebt es, aber wenn, Herr Pfarrer, ich habe so Angst vor mir selbst, wenn...?
*Pfarrer:* Die Unauflösbarkeit der Ehe ist ein göttliches Gebot, und der Ehebruch eine schwere Sünde. Eine Sünde aber meidet man letzten Endes aus Liebe zu Gott, weil sie dem innersten Wesen Gottes widerspricht.
*Frau Berta:* Aus Liebe zu Gott — —? Ja, ja, ich weiß es, daß der Glaube an Gott und die Liebe zu ihm das einzige war, welches mich nicht verzweifeln ließ und mir immer wieder die Kraft gab, auszuhalten — vielleicht mich hätte aushalten lassen über den Tod des Kindes hinaus — — früher...
*Pfarrer:* Früher?
*Frau Berta:* Jetzt — nicht — mehr.., glaube ich. — — Herr Pfarrer, ich weiß nicht, aber ich kann nicht mehr so kindlich beten, so mit ganzer Hingabe, so mit vollem Vertrauen. Immer wieder steigt mir die Frage in den Kopf, die über dem Manuskript meines Mannes steht: Gibt es einen Gott?
*Pfarrer* (nach einer Weile ernst): Sprechen Sie viel mit Ihrem Manne über religiöse Fragen?



Digitized by Google

*Frau Berta:* Er läßt mir ja keine Ruhe. Kein vernünftiges Wort kann man mehr zusammen reden. Immer und immer von seiner Arbeit.
*Pfarrer:* Das sollten Sie nicht tun, Frau Doktor. (Nach kurzer Pause.) Ihr Mann ist zweifellos ein ernster Forscher, und Gott wird ihn nicht vergebens forschen lassen; er wird ihn schon zu sich hinziehen, das ist meine feste Überzeugung.
*Frau Berta:* Meine nicht, Herr Pfarrer, täglich entfernt er sich ja weiter von seinem Gott, und erst gestern sagte er mir, daß er an der Schwelle des Atheismus stände.
*Pfarrer:* Gottes Wege sind wunderbar.
*Frau Berta:* Und mir reißt er langsam und sicher auch meinen Gott aus dem Herzen, ich fühle es, wie ich kalt werde und auch schon anfange, mit meinem Herrgott zu philosophieren. — (Überstürzt.) Oh, ich hasse ihn — — fast . . .
*Pfarrer:* Frau Doktor!
*Frau Berta:* Nun, wenn ich ihn nicht hasse, aber fremder wird er mir mit jedem Tage, das fühle ich.

(Kurze Pause.)

*Pfarrer* (mit drohend-warnender Stimme): Frau Doktor, halten Sie sich an Gott. Sie stehen vor einem moralischen Abgrund, in dem Sie ohne Gott versinken — rettungslos . . .

(Es schellt.)

*Frau Berta:* Wer ist das?
*Pfarrer:* Es wird der Arzt sein — denke ich.
*Frau Berta* (sich mit der Hand vor der Stirn herfahrend): So, ja, der Arzt . . .
*Pfarrer:* Wenn Sie noch Zeit zur Fassung brauchen, Frau Doktor, werde ich den Arzt empfangen.
*Frau Berta:* Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer — aber ich glaube, es wird gehen.

(Es klopft.)

*Frau Berta:* Herein!
*Arzt* (tritt ein). (Begrüßung.)
*Arzt* (etwa sechzig Jahre alt): Nun, wie geht's dem Kleinen?
*Frau Berta:* Nicht gut, Herr Sanitätsrat.
*Arzt:* Nicht gut? — So, so! — Sehen wir mal nach . . .
(Arzt, Frau Berta, hinterher Pfarrer, ab in das Schlafzimmer.)
(Nach kurzer Zeit tritt das Dienstmädchen durch die Flurtüre ein und klopft an die Tür des Schlafzimmers.)
*Frau Berta* (öffnet die Tür): Was ist?
*Dienstmädchen:* Der Herr Pfarrer wird gewünscht.
*Frau Berta:* Es ist gut. (Wieder ab ins Schlafzimmer.)

(Nach kurzer Zeit der Pfarrer.)

*Dienstmädchen:* Verzeihung, Herr Pfarrer, Herr Fabrikant Schoner hat einen Schlaganfall bekommen und wünscht einen Priester.
*Pfarrer:* . . . einen Schlaganfall? Ist es denn schlimm?
*Dienstmädchen*: Ja. — Er geht ganz gesund aus dem Hause und ist kaum zehn Minuten fort, da haben sie ihn schon gebracht.
*Frau Berta* (kommt mit dem Arzt aus dem Schlafzimmer; der Pfarrer spricht mit dem Dienstmädchen noch kurze Zeit leise, dann Dienstmädchen ab).
*Arzt*: Also besorgen Sie alles aufs genaueste, und wenn es heute noch schlimmer werden sollte, lassen Sie mich sofort rufen.
*Frau Berta*: Sie glauben an Lebensgefahr, Herr Sanitätsrat?



Digitized by Google

*Arzt*: Die Krankheit ist ernst. . . .
*Frau Berta*: Ernst?
*Arzt*: Ja, aber nicht hoffnungslos.
*Pfarrer* (der sich inzwischen zum Gehen fertiggemacht hat): Verzeihung, Frau Doktor, meine Pflicht ruft mich. Herr Schoner hat einen Schlaganfall bekommen und verlangt nach mir.
*Frau Berta*: Was? Herr Schoner einen Schlaganfall?
*Pfarrer*: Ja.
*Arzt*: Und verlangt nach Ihnen, Herr Pfarrer? Dieser alte Gotteslästerer verlangt nach einem Priester?
*Pfarrer*: Ja, im Angesichte des Todes sieht der Mensch vieles anders an.
*Arzt*: Da haben Sie recht.
*Pfarrer*: Dürfte ich Sie bitten, Herr Sanitätsrat, gleich mit mir zu gehen; vielleicht, daß es . . .
*Arzt*: Ja, gewiß, selbstverständlich. (Frau Berta die Hand reichend.) Also dann bis morgen, Frau Doktor. Wir wollen die Hoffnung nicht sinken lassen.
*Frau Berta*: Nein, das wollen wir nicht. Auf Wiedersehen, Herr Sanitätsrat.
*Pfarrer* (ebenfalls der Frau Berta die Hand reichend): Auf Wiedersehen, Frau Doktor. Ich komme recht bald wieder vorbei.
*Frau Berta*: Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer.

(Arzt und Pfarrer ab.)

(Frau Berta steht eine Weile nachdenklich, holt dann aus dem Studierzimmer das Manuskript ihres Mannes und vertieft sich darin. Nach einer Weile kommt Dr. Joos, unter dem Arm die mit Büchern gefüllte Ledermappe.)
*Dr. Joos*: Guten Tag, Frau! Was macht Walter?
*Frau Berta* (springt auf und läuft ihm entgegen): Sage mir, gibt es einen Gott?
*Dr. Joos*: Aber was ist denn mit dir los? — — (Indem er die Mappe auf den Tisch legt, erblickt er sein Manuskript, etwas ärgerlich.) Du liest in meiner Arbeit?
*Frau Berta*: Ja — ich will das Resultat deines Forschens wissen. Sag' mir jetzt, glaubst du an einen Gott?
*Dr. Joos* (ausweichend): Glauben an einen Gott kann ich nicht — — aber du kannst ja glauben — bewahre deinen Glauben.
*Frau Berta*: Du kannst nicht glauben, warum denn du nicht?
*Dr. Joos*: Kind, das verstehst du nicht. Ich — — ich muß es — wissen.
*Frau Berta*: Ich muß es auch wissen, ich auch! (Ihre Erregung niederzwingend, fast schmeichelnd.) Lieber Mann, sag' es mir, gibt es einen Gott?
*Dr. Joos* (nicht vorwurfsvoll): Warum interessierst du dich denn so plötzlich für meine Arbeit, liebes Kind? Noch vor einigen Tagen sagtest du mir doch, ich sollte nicht immer von meiner Arbeit reden.
*Frau Berta*: Ja, hättest du mir nie davon gesprochen, dann hätte ich die Frage nach dem Dasein Gottes nicht über meine Lippen gebracht.
*Dr. Joos* (schmerzlich bewegt, wie für sich, leiser): Oh, hätte ich das geahnt.
*Frau Berta*: Aber jetzt will ich wissen, wohin dich dein Forschen geführt hat, jetzt muß ich es wissen.
*Dr. Joos*: Liebe Frau, weil du es denn so eindringlich forderst, so will ich es dir sagen. — Ich habe . . . (stockt).
*Frau Berta* (in erregter Spannung): Was hast du, was?



Digitized by Google

*Dr. Joos*: Nun — ich habe bis jetzt noch keinen logisch-zwingenden Beweis für das Dasein Gottes gefunden.
*Frau Berta* (nicht ohne Schärfe): Und deshalb meinst du, es gibt keinen Gott?
*Dr. Joos*: Das behaupte ich nicht, aber . . .
*Frau Berta* (heftig): Aber?!
*Dr. Joos*: Ich meine, man kann doch nicht alles annehmen, für dessen Dasein es keinen Beweis gibt.
*Frau Berta*: Was soll das heißen?
*Dr. Joos*: Das soll heißen: Für mich gibt es — solange mir ein Beweis nicht das Gegenteil zeigt — keinen Gott.
(Größere Pause. — Frau Berta wendet sich von Dr. Joos ab, dem Vordergrunde zu; ihr Wesen ist vollkommen verändert: verstört, fremd . . . , ihre Stimme bekommt einen anderen Klang.)
*Frau Berta* (wie abwesend): . . . keinen Gott.
*Dr. Joos*: Wie geht's Walter?
*Frau Berta*: . . . keinen Gott.
*Dr. Joos*: War der Arzt da?
*Frau Berta*: Ja.
*Dr. Joos*: Was sagte er?
*Frau Berta*: Heinrich, wenn das Kind stürbe, was dann?
*Dr. Joos*: Ist es schlimmer geworden? (Geht besorgt ins Schlafzimmer.)
*Frau Berta* (halb zum Publikum und halb ihrem Manne nachrufend): Wenn es stirbt, was dann?
(Während Frau Berta langsam der Schlafzimmertür zuschreitet, fällt der Vorhang.)

(Schluß folgt)

*

# Zwischen zwei Epochen

## (Von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der polnischen Literatur)

Von Dr. Otto Forst de Battaglia

GEBIETEND, beherrschend, einzigartig war die Jahrhunderte des nationalen Niederganges und der Fremdherrschaft hindurch die Stellung, welche in Polen die Literatur im Leben des Volkes und seiner Besten einnahm. War, was des Geistes ist, und, dem Hirn und dem Herzen entquellend, in Wort und Muttersprache Gestalt gewann, in glücklicheren Gemeinschaften nur ein Teil des nationalen Gesamtlebens: in Polen mußte Dichtung und Wissenschaft alle anderen Manifestationen des Willens zum Sein und zur Macht ersetzen. Die Staatlosigkeit, die Unfreiheit prägten den fünf Generationen polnischen Leides tief den literarischen Stempel ein und der Literatur jener Epoche den des Leides wie des wider Unfreiheit und Staatentbehren nie verstummenden Protestes. „Zu fallen vermag auch eine große Nation, unterzugehen nur eine nichtswürdige", rief mahnend *Staszic*, Polens tiefster und reinster Geist, der Verfallzeit entgegen. Um nicht sich selbst und die vom eigenen Sein unzertrennliche polnische Art preiszugeben, flüchtete, wer in Polen dachte und fühlte, nicht bloß stumpf, knirschend oder gar frohlockend den Wandel ertrug, in eine Weltanschauung, die, mochte sie in ihren Bekenntnissen noch so vielgestaltig ans Tageslicht treten, doch diese Grundzüge aufwies: daß sie sich von außen zu innerer



Digitized by Google

Betrachtung kehrte; die Macht, die dem eigenen Volke abhanden gekommen war, verdammte; aus einem Jenseits christlicher oder konfessionsloser Hoffnung Trost für ungute Wirklichkeit schöpfte.

Tief begründet im nationalen, schon durch unvordenkliche Vorzeit geformten, durch geographische Momente bestärkten Charakter, wurde die fessellose, die berauschende und befeuernde Romantik Führerin durch finstere Nacht, Gesetzgeberin des literarischen Schaffens. Es war ein frommer Betrug, wenn die eines Vaterlandes äußerlich sichtbarer Staatsgrenzen Beraubten sich und anderen vorzutäuschen suchten, Polen habe, als der Christus unter den Nationen, sich geopfert, die Freiheit aller zu retten — wie der Messianismus lehrte, den die großen polnischen Dichter *Mickiewicz, Krasinski* bekannten. Wenn immer aufs neue gepredigt wurde, Humanität sei der Polen und auch ihrer Literatur letztes Wort: die von den anderen Völkern Hilfe und befreite nationale Lebensfähigkeit ersehnten, verloren sich in den Wolken, weil die Erde nicht zum Verweilen einlud. Ein Volk, das, außer um den Preis des nationalen Verrats, Amt und Armee verschlossen fand, dem Handel als einem in Verruf stehenden Wandel den Rücken kehrte, schickte, da es seine besten Söhne nicht in die Hörsäle, Lehrern seiner Sprache zu Füßen, senden konnte, seine Jugend in die Gefilde des Helikon. Die Literatur als Verdrängungskomplex der sonst dem Verdorren geweihten nationalen Regungen und als Zuflucht für alle, deren Verstand und Gefühl nach Betätigung strebte: das war das Ergebnis und der um schmerzlichen Preis erkaufte Lohn für ein sonst jedes frohe Sein verwehrende Schicksal.

Von der höheren, weite Gebiete überschauenden Warte des vergleichenden Beobachters aus ist die gesamte polnische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts — zwischen dem Wiener Kongreß, der dem Rudiment polnischer Staatlichkeit, dem Herzogtum Warschau ein Ende bereitete, und dem Weltkrieg, der erst die Möglichkeit, dann die Gewißheit eines neuen Polenreiches brachte — romantisch, vom Sentiment beherrscht, zweckstrebig; ein einziger Traum mit der Sehnsucht nationaler Erfüllung als Inhalt, dem das Icherlebnis nur Episode bedeutet.

Erst war es die Romantik des elfenbeinernen Turmes; die Romantik der wirklichkeitsfremden Scheinwelt; des titanischen Ringens; der großen Individualitäten. Den Byron, Lamartine, Vigny; den Musset, Heine, Puschkin; den Victor Hugo, Manzoni, Tieck entsprechen in Polen *Mickiewicz, Slowacki, Krasinski*, entspricht die Epoche phantastischen Hochflugs und kühnen Aufblicks zu den Sternen.

Der Aufstand von 1863 scheitert und zeugt, sich antiromantisch wähnend, eine zweite Form polnischer Romantik, den sogenannten Positivismus, der mit dem klassischen Intellektprodukt Auguste Comtes nicht viel Wesenhaftes gemein hat. An die Stelle des poetisch verklärten Kultes der genialen Einzelpersönlichkeit, die der Nation Prophet und Seher, zum frischen, fröhlichen, ritterlichen Kampf oder in ein Traumland, entrückt häßlichem Alltag, voranschreitet, rückt die Romantik der Arbeit, des materiellen Erfolges, die doch wieder nur im Gefühl wurzelt und als Ziel nationale Erneuerung kennt, keinen Augenblick des patriotischen, an die Vergangenheit anklingenden Grundtones vergißt. *Sienkiewicz, Prus*, die Frauen *Orzeszkowa* und *Konopnicka, Asnyk* verkörpern diese Epoche und ihre Ideale. *Swietochowski* und andere färben die Milch ihrer polenfrommen Denkungsart mit rötlich schimmernden Tropfen aus der Garküche der westlichen Aufklärung; spätere, wie *Reymont*, wie die *Zapolska*, aus der des Naturalismus.

Dann eine dritte Metamorphose: das *„junge Polen"*, dem Symbolismus gleichzeitig, in seinen Anfängen scheinbar über die Persönlichkeit und den aufwühlenden Weltschmerz das Nationale vergessend, doch rasch zurückgekehrt auf die Gefilde der nationalen Romantik: *Wyspianski, Przybyszewski Kasprowicz, Berent, Zeromski, Staff, Tetmajer, Micinski.*

Da kam, was so viele Jahre alles Denken und Fühlen beherrscht hatte, was jeder hoffte, doch im Innersten kaum einer als eine nahe Gabe der Wirklichkeit vermeinte: die Erneuerung des polnischen Staats. Mit einem Male sah man die Literatur in veränderter Stellung. Vom ersten Platz verdrängt, der jetzt der praktischen Politik und dem Aufbau des nationalen, materiellen Lebens gebührte, mußte



Digitized by Google

sie zu einer Revision auch ihres Grundcharakters schreiten. Die normalen Bedingungen anderer Länder in denen das Schrifttum und die Nation nicht ineinander aufgingen, mußten in Polen eine Krise hervorrufen, die zu beklagen nur die ein Menschenalter lang unter anderen Verhältnissen schaffenden Meister der Vorkriegsliteratur vermochten.

Es war vorauszusehen, daß die Ansicht, die staatliche Wiedergeburt werde der reicherblühten polnischen Literatur noch weiteren Aufstieg gewährleisten und ihr den rein nationalen, romantischen Charakter belassen, rasch von den Tatsachen widerlegt sein würde. Was Illusion, Wunsch, poetisch verklärte Vergangenheit und unsichere Zukunft gewesen war, ist nun reale, wirkliche Gegenwart, mit all den Schlacken behaftet, die das unschöne Sein vom schönen Schein trennen. Die Romantik hat ihre Existenzberechtigung, ihre Naturnotwendigkeit, ihre sie fördernde Atmosphäre verloren. Klagend, nicht mehr die Welt verstehend, sehen die geistigen Väter der jungen Generation auf deren Tun.

*Zeromski*, der solange zu Unrecht als Revolutionär betrachtet worden war und im Grunde nichts anderes ist als die der Jahrhundertwende adäquate Inkarnation des ewigen, unveränderten Typus des polnischen Szlachcic-Demokraten; Zeromski, der — nach Pienkowskis treffendem Wort — Christ-Demokrat, Sozialist ist (weil er all diese Qualitäten kraft seiner Wesensart als polnischer Szlachcic besitzt), klagt, seit die Konturen der neuen Gestalt polnischen Schrifttums sichtbar werden, wie sehr diese von der alten, lieben, nationalen Tradition abweiche. Und gibt dem Snobismus, dem minderwertigen Ethos der vordrängenden Neuerer, schuld, daß dem so und nicht anders sei. Weit schärfer blickte *Brückner*, neben dem größten Schriftsteller der bedeutendste Kritiker und Historiker der polnischen Literatur. Er sah voraus, was werden mußte, und sah, nicht daß es gut oder schlecht, aber daß es notwendig war.

Will man letzte Wahrheit, so liegt die nur in der Erkenntnis, daß die polnische Literatur eine Krise durchlebt, die einen — auch wohl Jahrzehnte währenden — Augenblick lang den romantischen und nationalen Charakter der polnischen Literatur erschüttert, und Strömungen an die Oberfläche bringt, die bald — nicht ohne politische Zusammenhänge mit der frankophilen Richtung in der Außenpolitik — sich neoklassisch gebärden, bald — wieder politisch gefärbt — bolschewisierend, jenseits aller Tradition stehen, oder, in der Gewißheit, der Staat sei geborgen, sich im Kult des Ich erschöpfen: nach einer Frist, die gar nicht lange sein kann, wenn man sie am Maße der Geschichte mißt, wird die polnische Literatur wieder in ihre Bahn nationaler Romantik zurückkehren, deren Ideale inzwischen, weithin sichtbar und auch von den andersstrebenden Jungen geachtet und geliebt, die Meister der Vorkriegsgeneration pflegen.

Innerhalb dieses, nur zeitweilig gelockerten, doch unverrückbaren Rahmens werden freilich die Veränderungen, die der Krieg und die staatliche Wiedergeburt hervorriefen, große sein und bleiben. Der humanitäre und ideale Schwung des polnischen Schrifttums ist für lange dahin. Die Generation von heute, die den Bolschewismus, den Faschismus, den Triumph der Waffen und die Erneuerung polnischer Staatsgewalt mitansah, berauscht sich am Hohenliede eines sich schrankenlos breitmachenden nationalen Egoismus, dem es nicht an der ethischen Rechtfertigung durch seine allein nationales Dasein verbürgende Zauberkraft fehlt. Oder sie macht sich zur Wortführerin nicht der Nation, vielmehr einer Klasse dienender Machtinstinkte.

Beides findet auch in persönlichen Momenten seine Erklärung. Darin, daß die meisten der Jungen Jahre hindurch, erst knirschend dem Zwang gehorchend die fremden, dann in froher Begeisterung die nationalen Waffen getragen haben. Dann, daß im Chaos dieser letzten Jahre die einen die Hegemonie der Herrenschicht wahren, andere und zahlreichere jenen der nun an der Macht sitzenden



Digitized by Google

Bauernschaft, der nach ihr verlangenden Arbeiterschaft begründen wollen, welcher sie durch Geburt, seltener kraft freier Neigung angehören.

Neben dem, was in der Grundrichtung verändert erscheint, zeichnet sich deutlich ein Wandel in den fremden, in Polen stets so weithin wirksamen Einflüssen, in der literarischen Machtstellung der Genres, in der Wahl der Stoffe, in der literarischen Geographie. Wenn eines, so zeigt die Tatsache, daß bei all dem stets die Politik und im Unterbewußtsein die Beziehung aufs nationale Sein das Entscheidende war, wie sehr, allem trügenden Schein zum Trotz, Polens Literatur auch in der Krisenzeit dieselbe blieb.

Bis zum Weltkrieg übten Deutschland, Skandinavien, in zweiter Linie die humanitär internationalen Strömungen Frankreichs und Rußlands von außen her am meisten Einfluß.

Die „Młoda Polska", das „Junge Polen", nahm von den Literatenkaffeehäusern Berlins und Wiens ihren Ausgang. Ihre Koryphäen haben in der internationalen Bohême, auch unter den russischen Emigranten die entscheidenden Eindrücke ihrer Jünglingsjahre gesammelt. *Przybyszewski* kam von Strindberg und Nietzsche, von Bang und Ewers. *Wyspianski* von Wagner und Hauptmann, nicht ohne seines Pariser Aufenthaltes und der klassischen Schulerfahrungen zu gedenken. *Zeromski* aber hat nie der Lehren des russischen Meisters vergessen. In der Lyrik war weniger der belgisch-französische Symbolismus als seine Wiener Umprägung, war das Vorbild von Hofmannsthal, Schaukal richtunggebend. Auf dem Theater sprechen von der poetischen Dramatik Wyspianskis, Staffs, Tetmajers, dann Przybyszewskis ganz zu schweigen, wiederum Berliner und Wiener Meister durch den nur lässig sich dem polnischen genius loci anbequemenden Dolmetsch.

Nun aber ist deutsches Muster verpönt. Die letzte Schule, die es, während des Weltkriegs, in Posen nachahmte, *Hulewicz* und der Expressionismus, verleugnet den Wegweiser, der aus politischen Beweggründen unwillkommen wurde. Es herrschen — ganz wie im Parteiengetriebe — hier Rußland und der Proletenkult, dort das immer zur Klassik neigende verbündete Frankreich. Das erstere, mit seinen Vorkriegsmethoden und Vorkriegsmeistern, bei einigen der Führer von gestern und noch von heute (Zeromski, Sieroszewski, Strug, Kaden-Bandrowski). Doch über der äußersten Linken, den Futuristen, Formisten schwebt der Geist Majakovskijs und der Sovêtpoesie.

Frankreich inspiriert mit seiner traditionalistischen und jungkatholischen Renaissance die aus der Gruppe des „Museion" hervorgegangene polnische Neoklassik von *Morstin* und der Seinen, wie *Rostworowski*, den größten der polnischen Dramatiker. Der Unanimismus von Jules Romains spiegelt sich in der an großen Begabungen überreichen und augenblicklich herrschenden Schule des *Skamander* wider, in *Lechon*, *Tuwim*, *Iwaszkiewicz*, *Slonimski*, *Wierzynski*. Und auch die von Gautier, Baudelaire, den Goncourt herrührende, zwischen adeliger Formkunst und romantischem Inhalt herpendelnde geniale Meisterschaft von *Staff* und *Berent*, die hohe Begabung der *Rygier-Nalkowska*, *Powalski*, *Wasylewski* steht im Banne Frankreichs.

Gründlich hat sich die Machtverteilung zwischen den Genres geändert. Bis um 1890 dominierten Geschichtsschreibung, Kritik und historischer Roman (Szujski, Kalinka, Kubala, Chmielowski, Tarnowski, Spasowicz, Sienkiewicz, Prus, Kaczkowski, in gewissem Sinne auch die Orzeszkowa, die Konopnicka). Zwischen 1890 und 1910 teilen sich das mehr lyrisch als episch gehaltene Drama und die aufwühlende, satanische Lyrik des Zweifels in die Herrschaft. Wyspianski, Przybyszewski, Micinski, Kasprowicz, Staff, Rydel, Tetmajer, Zulawski, Szandlerowski verkörpern das Jahrzehnt dieser einer Lawine gleich dahinbrausenden Plejade von Dichtern, die dramatisches und lyrisches Schaffen in ihrer Person vereinen — der Naturalismus von Reymont, der Zapolska, Kisielewskis steht, mit seinem stark dramatischen und epischen Gestaltungsvermögen inmitten realster Wirklichkeit, doch außerhalb der Bewegung, die jener Epoche wesenhafter Inhalt war. Nun ist die dramatische Kraft erlahmt. Seit dem Kriege ist auch nicht *ein* Drama, das den Zeiten trotzende Werte birgt, über die polnischen Theater gegangen.



Digitized by Google

(Das Wertvollste, *Zeromskis* politische Tendenzstücke, überragt nicht weltliterarisches Mittelmaß und ist nichts anderes als dialogisierte Lyrik plus dialogisierte Leitartikel.) Doch ein mächtiger epischer Zug geht durch die Zeit, erneuert den geschichtlichen und erzeugt einen zeitgeschichtlichen Roman großen Stils, der die Krone polnischer Erzählungskunst heißen darf; auch neben anderen, neben den großen Literaturen, seinen ehrenvollen, ja einen hervorragenden Platz behauptet. Wir nennen da nur die Namen *Zeromski, Malaczewski, Wasylewski, Kaden-Bandrowski, Ossendowski, Goetel, Iwaszkiewicz, Choynowski, Kossak-Szczucka.* Daneben meldet sich eine, wenn wir so sagen wollen, epische Lyrik zum machtvollen Wort, ganz anders als jene des weltabgekehrten Jungen Polens: *Lechon, Tuwim, Slonimski, Liebert.* die *Illakowicz, Zegadlowicz.* Um die Geschichtsschreibung aber steht es übel. Ihr wie der Kritik strömen wenige Talente aus der Jugend zu. Die besten Namen sind, nun zur Reife gediehen oder schon jenseits des Zenits ihres Lebens, als Historiker (wir lassen den wissenschaftlichen Wert unerörtert und behalten nur die literarische Kunstform im Auge) *Askenazy, Sobieski, Konopczynski;* unter den Literaturhistorikern *Brückner, Chrzanowski, Kleiner. Lempicki;* als Kritiker *Grzymala-Siedlecki, Lorentowicz, Boy, Irzykowski.*

Verrät sich der Einfluß der Zeitgeschichte nur mittelbar, wenn Änderungen in der Machtsphäre fremder Literaturen, im Gleichgewicht zwischen den Genres geschahen, so spricht er zu uns unmittelbar aus den Stoffen, die, mit zwei Ausnahmen — *Berents* „Zywe kamienie" und *Wasylewskis* „Ducissa Cunegundis" —, alle bedeutsamen Werke der letzten Jahre erfüllen. Der Krieg, der Krieg, immer wieder der Krieg redet, schreit aus ihnen. Aus den Romanen und, von der Szene herab, aus den Dramen. Überall die Erfahrungen jüngsten polnischen Geschehens als Anklage, Erinnerung, Warnung, Programm, seltener als leidenschaftslos beabsichtigte Schilderung.

Der Weltkrieg schlechtweg: *Malaczewskis* „Kon na wzgorzu" (Das Pferd auf dem Hügel), *Ligockis* „Sambra i Moza" (Sambre et Meuse) und „Plonace Reims" (Reims in Flammen), *Reymonts* „Pekniety dzwon" (Die geborstene Glocke). Der Krieg und seine sozialen Umwälzungen, seine chaotischen Verheerungen in der Erotik: *Kaden-Bandrowskis* „Luk" (Der Bogen) und „General Barcz", *Strugs* „Mogila nieznanego zolnierza" (Das Grab des unbekannten Soldaten), auch *Zeromskis* „Przedwiosnie" (Vorfrühling) — diese alle Romane von Kraft und Einsicht. Die Bolschewikennot zeitigte die Dramen Zeromskis „Ponad snieg bielszym sie stane" (Weißer als Schnee . . .) und „Turon" (nur scheinbar historisch, im Jahre 1846 des Bauernaufstandes spielend), *Sieroszewskis* „Bolszewicy" (kein Meisterwerk, nur als Symptom und des Autors halber hier genannt). Dann — von den früher schon hervorgehobenen sind Malaczewski, Ligocki, Kaden-Bandrowski, Strug, Zeromski da aufs neue zu erwähnen — die zwischen erlebter Wirklichkeit und romanhafter Einkleidung schwankenden Erinnerungsbücher aus blutigen, in russischem Machtbereich verbangten Tagen. Unendlichen Reichtums, doch leider zu sehr in historisierende Form gedrängt, *Ossendowskis* „Tiere, Götter, Menschen" und, sie hoch überragend, seine Aufzeichnungen aus der vorletzten russischen Revolution „Vom Gipfel zum Abgrund"; Ossendowski in nichts nachstehend, doch kaum jenseits der polnischen Grenzen bekannt, *Goetels* „Kar-Chat", *Bandrowskis* „Lin-Tang" und eine stattlich anwachsende Frauenliteratur, die nirgends an ihr Vorbild, der *Kossak-Szczucka* „Pozoga" (Brandstiftung) heranreicht.

Polen nach dem Krieg, zwischen den Kriegen, die Politik, besonders die brennende Frage der Bodenreform, durchzieht andere Romane und meldet sich, anders als der nach Pathos und Ernst verlangende Völkerkampf, zu satirischem Wort, auch von der Bühne her vernehmbar.

Gewissermaßen ein belletristischer Motivenbericht zu Polens Forderung nach dem Korridor sammelt *Zeromskis* „Wiatr od morza" (Der Wind vom Meer) alle Zeugen polnischer Vergangenheit am Baltikum. Er schuf so das mächtigste Prosawerk der Nachkriegszeit seines Vaterlandes, das man fast zögert, bei seiner wuchtigen Kraft, als das zu bezeichnen, was es nach literarischen Gesichtspunkten darstellt, eine Reihe historischer Novellen. Die Bodenreform beseelt *Grzymala Siedleckis* Roman „Samoseki" und *Weyssenhoffs* „Noc i swit"; das mit ihr aufs engste verknüpfte Problem „Stadt und Land" war Anlaß zu Zeromskis feiner Komödie „Uciekla mi przepioreczka" (Mein Wachtelchen ist mir entflohen), zu Grzymala-Siedleckis „Spadkobierca" (Der Erbe), es geistert auch durch *Iwaszkiewiczs* poetischen Roman „Ksiezyc wschodzi" (Der Mond geht auf).

Diese aber treiben mit dem Entsetzen Scherz, das ihnen die Politik der Parteien, und nicht immer bloß der gegnerischen, erregt: Perzynski in der brillanten Komödie „Polityka", Witkiewicz im skurrilen „Wscieklica", dem einen war die Ära Paderewski, dem anderen die Witos' erbitternder Ansporn und



Digitized by Google

seines Hohnes Opfer. Auch in Versen ergießt sich die Lauge grausamen Spottes über das souveräne Volk und seine Vertreter, sei es, daß die älteren, *Lemanski*, *Hertz*, oder die jüngeren, *Slonimski* voran, ihren Grimm entladen.

Bis in die Historie übt die Zeit tyrannischen Einfluß. *Sobieskis* knappe, glanzvolle polnische Geschichte ist, wenn irgendeinem, so nur Bainvilles genialer „Histoire de France" zu vergleichen, ein brillantes Plaidoyer für seine, für die nationale, polnische Sache. *Askenazys* „Napoleon a Polska" soll historisch den polnisch-französischen Bundesgedanken stützen. Neben diesen Büchern sind dann, literarisch hoch zu werten, nur mehr lose der Geschichte verwandte zu nennen, wie die populären und wunderschönen Biographien *Sliwinskis*, am besten die von Johann Sobieski; ebenso die interessanten Memoiren *Dmowskis*, *Bilinskis* (die des Sozialistenführers Daszynski haben literarisch enttäuscht). Nur die Literaturgeschichte und die Kritik hat sich vom Bann des Augenblicks emanzipiert, mit *Kleiners* ragender Slowackibiographie ein bedeutendes, mit *Lempickis* „Renesans, Oswiecenie, Romantyzm" (Renaissance, Aufklärung, Romantik) ein europäisches und säkulares Buch hervorgebracht.

Wir halten inne. Hat nicht einmal, am Beginn dieser Betrachtungen, etwas von einer Krise gestanden, die Polens Literatur durchlebt, seine traditionstreuen Führer Alarmrufe ausstoßen läßt? Und jetzt ein langer, kaum unterbrochener Katalog von nationale Sorge, aktuelle Politik atmenden Schriften? Was eingangs behauptet wurde, bleibt bestehen. Nicht so sehr für die großen und repräsentativen Werke, als für die literarische Bewegung überhaupt, wie sie in Zeitschriften und Zeitungen, ex ore infantium, aus dem Munde der Jüngsten erkundet werden mag. Und in zahlreichen, noch nicht gereiften Büchern sich manifestiert, doch auch oft mit Gehör heischender Stimme an unser Ohr tönt. Praktisch kann sich Polen nicht von der Tradition befreien, dessen Gefangene es ist. Theoretisch stürmt man an vielen Orten wider diese an. Der Romantik, dem Nationalismus — und manchmal auch der Nation — sagt die literarische Linke ab, die sich um das neualte Schlagwort der Universalismus schart. *Miller* ist ihr ein ungemein kluger und temperamentvoller Wortführer. Die Fehde um den neuen Inhalt, teilweise auch um die neue Form, wird hüben und drüben mit etwas allzu großer Leidenschaft durchgefochten. Nicht ohne persönliche Gehässigkeit, die leider die anregenden Kämpfe des Geistes in Polen allzu oft vergiftet. Am lautesten erschallt der Streitruf, wenn es sich um die Bedeutung der großen nationalen Klassiker handelt, wie unlängst, als Miller über Mickiewiczs „Pan Tadeusz" Bemerkungen wagte, die in ihrem Kern sicher falsch waren, doch nicht deshalb, bloß weil überhaupt an dem Heiligtum des Dichterpropheten gerüttelt wurde, Entrüstung weckten. Leben, reges, fruchtbringendes Leben allenthalben, auch im Hader der Parteien: diesem Eindruck wird sich niemand verschließen, der polnischer Gegenwart literarisch prüfende Aufmerksamkeit zuwendet. Wir dürfen von ihr nicht Abschied nehmen, ehe wir, das Sein und Werden restlos zu deuten, nicht nur den Werken und Ideen, aber auch den Männern eine flüchtige Beachtung geschenkt haben, aus deren Fühlen und Denken das geschriebene Wort entquillt. Diese Überschau verquickt sich mit ein wenig literarischer Geographie, um von der Krise zwischen zwei Epochen, die doch wieder einander die Hand reichen werden, erschöpfende Vorstellung zu gewinnen.

Daß ein Wechsel in der polnischen Literatur geschah: dabei haben neben der Zeit und ihrer gewaltigen Lehre auch deren Sklaven, die neuen Schichten, ein Wort mitgesprochen, die jetzt schaffen und das Denken regieren. Die polnische Romantik war ein Werk des grundbesitzenden Adels aus den östlichen Grenzmarken und einiger kunstliebender Magnaten. Der Posivitismus wurde von verarmter Szlachta und national fühlender Großbürgerschaft (meist adeliger Herkunft) inspiriert. Die Emigration im Westen war der ersteren, Warschau und Krakau



Digitized by Google

waren dem letzteren geographischer Rahmen. Mit dem „Jungen Polen" drang zum ersten Male das Bauerntum und der Kleinbürgerstand in die große Literatur — Kasprowicz, Przybyszewski, Reymont entstammen diesen Schichten. Die Tatra und die ragende Pracht ihrer schaurig-grandiosen Landschaft war die aufs stärkste einwirkende Umwelt dieses polnischen Symbolismus. Jetzt, nach dem Krieg, ist Warschau, nicht das der Magnatenpaläste, aber das moderne, industrialisierte Warschau, zum erstenmal seit langem alleiniges Zentrum der polnischen Literatur geworden. Und immer klarer zeigt sich, daß, französischem Muster folgend, die Hauptstadt des Reichs auch die der Literatur bleiben wird. Ein anderes Moment ist der fremdrassige Einschlag unter den Vertretern der jüngsten Richtungen, dem es zuzuschreiben ist, daß die traditionsunbeschwerte restlose Überprüfung der bisherigen Werte in so gründlicher Weise geschieht.

Polnischer Edelmann und polnischer Bauer, durch soziale Institutionen getrennt, doch dem Blute nach nahe verwandt, gleichen einander wie zwei, mag es auch manchmal heißen feindliche, Brüder. Sie sind Romantiker und Nationalisten, Gefühlsmenschen und zähe am Boden hängende Statiker. Die Landfremden bringen den nüchternen Verstand, die internationalen Neigungen, die schollenfremde Beweglichkeit als Morgengabe mit. Nun gärt es. Und vom Chaos der Zeit begünstigt, will das Fremde, Neue nicht dem Alten angeglichen werden. Allein jahrhundertelange Erfahrung erhärtet die ungeheure Assimilationskraft der polnischen Kultur, die sich an den der slawischen Rasse grundfremden Elementen, wie an Juden, Armeniern, Tartaren bewährt hat — von Deutschen, Ruthenen, Litauern ganz zu schweigen. Sie erhärtet auch die Überzeugung, daß polnisches Denken und Fühlen in der Literatur nur jenen Ausdruck als kongenial empfindet, den man gemeinhin als romantischen bezeichnet; daß eine formstrenge Kunst esoterischer Volksfremdheit in Polen nicht Wurzeln haben und nicht Wurzel fassen kann; daß nicht die Erotik in ihrer von anderen Problemen ungetrübten Reinkultur, nicht der religiöse, philosophische abstrakte Gedanke, sondern nur das Erlebnis irgendwie aktueller Bedeutung, das Abenteuer des Einzel-Ichs, aber auch und noch mehr das der Nation, dem literarischen Werk Anlaß und Inhalt zu geben vermag.

So erscheint uns die Gegenwart: Übergangszeit zwischen zwei Epochen, die, wir wiederholen es, einander doch wesensverwandt sein müssen, wie es Asnyk, der große Poet, vom alten und vom neuen Polen, damit auch von beider Schrifttum weissagend, in jene Verse bannte:

So, wie du warst, entsteigst du nicht dem Grabe.
Zum Leben mußt du rückkehrn durch des Lebens Tor.
Anders, und doch dir gleich, schwebst du empor.

*



Digitized by Google

# Dichtung und Leben

## Auf der Gralwarte. Von Friedrich Markmann

WENN der Herausgeber dieser Zeitschrift nach *Wien* geht, dann ist das ein Gang zur Wiege des „Gral", zu seiner Heimat, also auch zu den Quellen seiner Kraft. Schon seit einem Jahr haben wir die Verbindung, die unter dem Druck der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse zeitweise fast gelöste, wieder eifriger aufgenommen, und mir will scheinen, daß sie sich mit jedem Besuch enger schlingt. Wien ist eine musik- und kunstfreudige Stadt. Im Lächeln der Schönheit finden wir einander am Ende eher, als auf den Dornenwegen der Diplomatie. Wien lächelt auch heute noch, es lächelt trotz der marxistischen Farce im großen Rathause. Es leidet, hungert, wird ausgeräubert, aber es lächelt noch. Die strahlende Aprilsonne mag heuer mehr hinzutun als sonst, aber der Jungborn des Lächelns bleibt doch das Wiener Herz und der Wiener Humor. So sicher geht die Kultur in den alten herrschaftlichen Wohnungen ihren Weg, so siegreich wirken dort die Zeichen der Vergangenheit, so gewaltig jubelt noch die gigantische Pracht des Barock, daß man schon ahnt, diese alte Kaiserstadt werde unter denen sein, die zuletzt lachen. Was ist denn unsere Geistigkeit, unser Problemgegrübel, unsere den Kopf sorgenschwer senkende Metaphysik diesem Lächeln gegenüber! Wir hier im Norden können schier alles. Es wird einfach kommandiert. Es wird gemacht. Wir machen auch einen Wiederaufbau. Die Eisenbahnen laufen schon pünktlich, die Elektrischen sind überfüllt, die Industrie wird sich langsam wieder heben, der Bankzins fällt, und was braucht es denn mehr? Wir können alles, aber lächeln, das können wir nicht mehr. Dergleichen läßt sich eben nicht kommandieren. Das muß frei und schön und lieb aus reichen und erfüllten Tiefen heraufschimmern. Nur von dort wird Deutschland wieder lächeln lernen, selbst der Rhein, der auch in neueren Zeiten die greise Stirn faltiger zeigt, als eigentlich ihm recht und natürlich ist. Ich hatte in Wien zu sprechen von *Thomas Mann*. Er ist der Individualist. Er ist der Erbe einer Religion, die mehr und mehr an objektivem Ideengehalt verloren hat. Er ist das Kind von Gemeinden, denen die gemeinschaftbildenden Kräfte abhanden gekommen. So war er genötigt, in sich selber einzukehren und die verlorene Welt der Dinge und Menschen in der Reflexion wiederaufzubauen, religiösen Sinn in dunkle Mystik verhüllend. Die Kräfte des Individuums sind bei ihm aufs höchste gespannt und die Energien so gehäuft, daß bei dem Mangel an natürlicher Entfaltung in einer Gemeinschaft notwendig das Krankhafte wuchern muß. Vielleicht ist neben dem Tropfen kreolischen Blutes dies der viel tiefere Grund der in ihm durchschlagenden Dekadenz, daß nämlich das Genie bei uns im Norden ohne die Gemeinschaft lebt. Um einen ganz platten Vergleich zu brauchen, ich denke ein wenig an die Frau, die hysterisch wird, weil ihr der Mann fehlt. Es gibt auch Krankheit aus unbefriedigter Überfülle heraus. Je öfter ich Thomas Mann lese, um so mehr glaube ich zu entdecken, daß es hier tatsächlich nicht um Dekadenz aus Müdigkeit geht, sondern um Dekadenz aus Unmöglichkeit, sein Übermaß an eine Gemeinde abzugeben. In Wien haben wir noch organisches Leben, so langsam und matt es auch heute pulst. Die Zellen und die Adern sind noch da. Es muß nur wieder mehr Blut hinein und mehr Vitalität. Das kann



Digitized by Google

der Norden geben, dem die Form fehlt und die Gemeinschaft. Man versetze Dichter wie Thomas Mann in diese Atmosphäre, und auch sie werden wieder lächeln lernen. Thomas Mann hat noch ein gut Stück Humor. Die starke Natur des Nordens hat sich diesen Humor durch alle Stufen kultureller Entleerung bewahrt. Aber seinem Lächeln ist die Satire beigemischt, die Scham, die Zersetzung. In Wien könnte er Tränen weinen, ohne im Nachsatz an die chemische Mischung zu denken, aus denen die menschliche Träne besteht. Die ganze Haltung dort ist eine positive. Der Wiener Katholizismus hat wohl mit Aufklärung zu kämpfen gehabt, aber nicht mit einem christlichen Bruder. Ihm gegenüber steht heute, wie Dr. Eberle einmal sagte, nur die Negation. Im Kampfe gegen Negationen aber gewinnt man eigentlich nur an Fülle und verliert jedenfalls nicht die Einheitlichkeit der seelischen Struktur. Im Norden stand der Katholizismus immer zugleich auch im Kampfe mit dem Protestantismus. Man mußte, soweit es sich um gläubige Protestanten handelte, unterscheiden, was gut bei ihnen sei und was nicht gut. Man versuchte, mit dem, was noch echt und wahr beim Gegner war, zusammenzuwirken. So mischte sich der Intellekt überall ein. Es mußte Neigung zu Kompromiß entstehen, jedenfalls ständige Wachsamkeit der logischen Unterscheidungskraft. Bis heute noch findet der Katholizismus selten Gelegenheit, sich außerhalb der Kirche ungebrochen und einheitlich zu offenbaren. Man denke nur an die Jahrtausendfeier der Rheinlande. Und so sind wir Menschen geworden, die gewiß meisterlich auf verschiedenen Ebenen handeln können, die genau wissen, was der Natur geschuldet wird und was der Übernatur, die aber selten zu dem jubelnden Bekenntnis kommen: Credo, ergo sum. Kulturformen aber werden nie geschaffen durch Geist und Kompromiß, sondern nur durch die volle Kraft einer ungebrochenen Seele. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt das alte Wien eine für Deutschland ungeheuere Bedeutung. Es fällt ihm nicht nur von Tradition, sondern auch von wesensgemäßer Haltung her eine kulturelle Führerrolle zu. Diese Rolle bliebe auch dann, wenn hervorragende Führer einmal weniger sichtbar würden. Sie liegt eben in der Natur der dortigen Art, im noch erhaltenen Erbe, in dem, was überall untergegangen und was man nur dort noch finden kann. Die vitalen Kräfte für das neue große Deutschland mögen von hier und von dort kommen, jeder deutsche Stamm wird das Seine dazu hergeben müssen. Die Struktur aber und die Idee, wie sie Hölderlin geschaut, die ist nirgends mehr als dort und wird einmal uns alle erlösen, wenn es überhaupt ein Deutschland, des alten würdig, in der Geschichte geben soll. Das sage ich als Norddeutscher und als einer, der immer und heute noch sogar eine gewisse Begeisterung gehegt für die Kraft und den Schneid der preußischen Zucht. Ach, wie fände sich wohl eines zum anderen, wenn in unserem an Individualität so reichen Vaterlande endlich der Egoismus weichen wollte vor der überragenden Größe der deutschen Idee. Wir werden im „Gral", unbeirrt durch alle noch so wirbelnden Zeitstrudel, soweit es unsere mit den österreichischen Mitarbeitern vereinten Kräfte vermögen, zu wirken suchen für die neue Gestalt des großen Deutschland, das so weit reicht wie der deutsche Kulturboden und so weit, wie die deutsche Zunge klingt. Ein Volk muß Sterne haben, und gerade in dunkler Nacht müssen diese Sterne ihre funkelnde Leuchtkraft bewähren. An diese Sterne glauben wir. Es sind die Schicksalssterne deutscher Nation.

*

*Prag* ... Die meisten, denen man diesen Namen nennt, denken in Deutschland



Digitized by Google

heute an die Hauptstadt eines Staates, in denen unsere Landsleute viel zu leiden haben. Es darf dieses aber nicht der einzige Gesichtspunkt bleiben, unter dem man gerade diese Stadt betrachtet. Dies um so weniger, als doch Zeichen der Besserung des gegenseitigen Verhältnisses sichtbar werden. Ich traf dort Tschechen, die das nationalistische Treiben gewisser Überpatrioten durchaus verurteilen. Es werden auch die wirtschaftlichen Verhältnisse dahin drängen, mehr den Segen des Ganzen im Auge zu behalten als die despotische Vorherrschaft eines Volksteils, der doch für sich allein niemals diesen Staat repräsentieren kann. Andere denken bei Prag eher an die wundersame Schönheit dieser dunklen Königin, in deren Adern sich germanisches Blut mit dem slawischen verbunden, und in deren Antlitz die tätige Kraft des einen im sanften Traum des anderen verschwimmt. Wenn jener feine Nebel, der dem Tal der Moldau eigentümlich ist, über den Wassern, den Palästen und den Kirchen liegt, ein matter Dunst, der gegen Abend alles in eine blaue Finsternis zurückdämmern läßt, dann heben sich in magischer Pracht strahlende Kuppeln alter Dome empor, so daß sie zwischen Himmel und Erde zu schweben scheinen wie eine mystische Vision. Schaut man dann von den Zinnen des Hradschin hinab, dann sind versunken in schwarze Finsternisse die blühenden Gärten, die sich einst erlesener Künste voll die Hänge herabsenkten. Dann schlummern die burgartigen Riesenhäuser, und es raunt und träumt von seltsamen Geschichten und fürchterlichen Abenteuern. Im Geiste schaust du die Herrlichkeit Karls IV. und die seltsame Gestalt Rudolphs, des Alchymisten. Noch dunkeln die Mauern, die Wallensteins Feldherrnsitz umschlossen, jeden Laut von ihm wehrend und Herrschergelüste hegend, verschlungen in Kaisergröße, Tragik und Tod. Nur wenige ahnen, welch eine Rolle Böhmen durch seine ganze Lage in Mitteleuropa zu spielen berufen war und ist. Neuere Geschichtler, Nadler auch vor allem, haben uns das wieder nahegebracht. Diese Stadt beherbergt heute eine deutsche, eine tschechische, eine russische und eine ukrainische Universität. Es gibt keinen Platz in Europa, der in gleicher Weise wichtigste Interessen der geistigen Welt miteinander verknüpfte. Selbstverständlich haben die Deutschen dort eine große europäische Aufgabe. Sie geht nicht auf Unterdrückung anderer, wohl aber auf kulturellen Austausch und rege Auseinandersetzung mit der slawischen Welt. Wir haben ihnen zu danken, daß sie sich bemühen um Erforschung der geschichtlichen Zusammenhänge in einem Lande, das in so hervorragender Weise das Geheimnis Europas hütet. Gruß euch allen, ihr treuen Freunde von der „Gral"-Gemeinde. Wir wissen uns eins in dem, was wir fühlen von des deutschen Volkes Sendung, und wir sehnen uns gemeinsam mit euch nach der Überwindung letzter Kämpfe der Nachkriegszeit, auf daß in einer neuen Ära des Verstehens und der friedlichen Zusammenarbeit jedes Volk sein Bestes dem kommenden Reiche schenke.

*

## Abend auf dem Wasser

Es geht ein träumeschwang'res Schweigen,
wenn der Abend blinkt,
wenn das große sinn'ge Neigen,
des Scheugedachten inn'ger Reigen
niedersinkt.

Es geht ein ahnungsschwang'res Schwingen
über stille Flut,
wenn mit weit entdehnten Dingen
beginnt ein heimlich reges Ringen,
was sonst ruht.

Hans E. Hengstenberg



Digitized by Google

# Die absterbende Bühnenkunst

## Von Dr. Karl Möhlig

Es ist eine offenkundige Tatsache, daß sich das Theater, zumal das Schauspiel, heute in einer ernsten Krisis befindet. Der Krankheitssymptome sind eine Menge vorhanden. Schlecht besuchte Vorstellungen belasten den Stadtsäckel oder die Theatergesellschaften mit riesigen Defizits. Die Folgen sind rascher Wechsel der Theaterleitung, finanzielle Zusammenbrüche und eine Sucht nach sensationeller Aufmachung, bei der Reklame nicht gespart wird.

Der Erfolg dieser Heilmittel ist meist jedoch nur vorübergehend. Nur ein Aufflackern des Interesses, keine dauernde Belebung, wird hervorgerufen. Große prunkende Kunsttempel stehen einladend in den Zentren der Städte. Aber es bleibt doch Tatsache, daß weite Volksschichten, Gebildete wie Ungebildete, dem Theater den Rücken kehren.

Was soll man spielen, um die Massen zu fesseln? Darob Ratlosigkeit bei den Intendanten und Kunstbeiräten. Man setzt die besten Dramen aus einem halben Jahrtausend abendländischer Kultur, ja, aus allen Kulturperioden des Erdkreises auf den Spielplan. Es geht aber wie bei einem Kranken, welchem man die auserlesensten Speisen anbietet. Ein sattes Lächeln, eine tiefgründige Kritik belehrt, daß man nicht gepackt wurde. Es schmeckt nicht. Man hört die Dramen mit derselben Gleichgültigkeit an, wie man eine Zeitung liest. Sie liefern Stoff zur Unterhaltung, nicht zur Erbauung.

Das alles sind Symptome einer Krankheit. Aber welcher? Haben wir es hier mit einem vorübergehenden Übel zu tun, das etwa durch Krisen in der Volkswirtschaft hervorgerufen wurde, oder ist es ein Absterben, der Niedergang vor dem Erlöschen?

Zunächst ist es Tatsache, daß die Aufführung der großen dramatischen Kunstwerke weite Kreise, vielleicht gar alle, nicht mehr befriedigen kann. Selbst die großen klassischen Dramen packen uns auf der Bühne nicht mehr. Sie vermögen nicht zu erschüttern und lösen keine derartige Spannung in uns aus, die zum Erlebnis werden kann.

Auch *Shakespeare* läßt uns heute *auf der Bühne* kalt. Seine Sprache ist uns zu barock, seine Wortspiele sind zu gesucht. Die Tiefe der Gedanken, die uns beim Lesen immer noch fesselt, ja, erschüttert, geht beim Sprechen des Schauspielers zum guten Teil verloren. Aber auch die Handlung an sich kann uns nicht befriedigen. Deshalb sucht jeder Regisseur dieselbe nach eigenen Rezepten zurechtzumachen. Man ändert das Milieu, läßt manches aus, steckt Hamlet in den Frack usw., alles Anzeichen dafür, daß man mit dem echten Shakespeare ohne derartige „Verbesserungen" nicht auf Erfolg rechnen zu können glaubt. Vor allem aber kommt man dem Dichter durch Aufmachung in Licht, Farbe und Ton derartig zu Hilfe, daß er bestimmt sein eigenes Werk heute nicht wiedererkennen würde.

Es sei zugegeben, daß derartige Tricks, an denen unsere Regisseure so reich sind, uns ein Interesse abnötigen. Aber wir müssen wohl unterscheiden zwischen Dramenwirkung und Regiewirkung und dürfen Bluff nicht für Erlebnis halten. Gewiß gibt es noch eine große Anzahl von Zuschauern, in welche der Erlebnisgedanke hineinhypnotisiert werden kann, sei es durch nachwirkende Schulerinnerungen oder durch Zeitungskritiken. Aber mancher wird ganz ehrlich bekennen müssen, daß ihm nie eine Shakespeare-Vorstellung, mochte sie nun in Berlin oder München gegeben werden, seelisch gepackt hat. Es geht vielfach so, wie bei einem Gottesdienste in St. Peter in Rom. Auch hier ist man leicht enttäuscht. Denn um jene gewaltigen Hallen mit gleich großem Erlebnis ausfüllen zu können, müßten dort nicht Menschen unserer Zeit, sondern ekstatische Heilige vor uns treten.

*Shakespeare* stellt nicht das Alltägliche, sondern das Gigantisch-Große dar. Er offenbart eine Leiden-



Digitized by Google

schaft, in der noch der Urtrieb schrankenlos waltet. Und diesem gegenüber erhebt sich ebenso groß das ethische Gesetz, das jenen niederringt.

Vielleicht war in Shakespeares Zeitgenossen noch ein Schimmer jener dämonischen Größe, der Hauch eines Titanentums vorhanden, so daß entweder die Schauspieler seiner Zeit noch die Gewandung des Titanen ganz ausfüllten, oder aber, daß die Zuhörer noch genügend gestaltende Einbildungskraft besaßen, um das Drama ins Übermenschliche zu heben und es so als wahr und packend zu empfinden. Uns fehlt jedenfalls beides. Der moderne Schauspieler ist bloßer Alltagsmensch, der die Größe nicht *fühlt*, sondern durch konventionelle Ausdrücke, durch formelhafte Gebärden, durch Toben, Schreien und Gestikulieren mimt.

Und das Publikum ist gleicher Mentalität. Es empfängt nur äußere Eindrücke, die es nicht mehr in inneres Erleben umzusetzen vermag, trotz der unverkennbar gewaltigen Tiefe des Gedankens, des Höchstmaßes an dramatischer Kraft.

In stillen, einsamen Stunden, da mag uns aus der Lektüre eines Shakespeareschen Dramas noch ein Hauch seiner Größe entgegenwehen und uns zu innerem Erleben aufrütteln, nicht dagegen oder wenigstens nur in beschränkterem Maße aus einer Darstellung auf der Bühne.

Unter den Tausenden und aber Tausenden von Eindrücken, die im Alltagsleben auf uns einstürmen, ist nämlich der Born unseres inneren Erlebens zum Versiegen gebracht worden. Wir sind seelisch zu ausgetrocknet, als daß uns noch ein Dichter, und sei es auch der größten einer, in seinen Bann zwingen und uns seine Gestalten wahrhaft machen kann. Was *Shakespeare* nicht gelingt, vermag auch kein *Hebbel*, kein *Shaw* und kein *Hauptmann* uns zu bringen, von den Expressionisten ganz zu schweigen, welche ja überhaupt keine Menschen, sondern nur Schatten von Menschen vorführen.

Am wirksamsten sind vielleicht heute noch auf der Bühne die Dramen *Schillers*. Sie greifen auch heute noch in unsere Seele und versetzen sie in Schwingung. Auch das eine oder andere moderne Drama — z. B. *Claudels „Verkündigung"* oder *Mells „Apostelspiel"* — hat Szenen, welche uns, trotz unserer Kritiklust, zu packen vermögen. Doch im allgemeinen sind derartige Dramen spärlich, und es muß zudem gerade eine Stimmung der Andacht, die uns moderne Menschen leider nicht allzu häufig heimsucht, den Seelenboden gelockert haben.

Aber was packt denn noch? Was rüttelt den gefühlsarmen, seelisch ausgemergelten Großstadtmenschen noch auf? Die Antwort fand man leider zu gut: Das Erotische. Der Urtrieb des Lebens kann den Menschen noch erregen. Auf dieser Tatsache baut das moderne Drama vielfach auf, und der Dichter sucht den Ideengehalt aus dem Gebiete des Sexuellen.

Gewiß verschmähte keine Kunst, nicht einmal die hehre sakrale Kunst, gänzlich, die Spannungen zu benutzen, welche der Eros uns vermitteln kann. Aber das Erotische war gebändigt, floß nur dezent in die Motive und Ideen hinein, wurde von Künstlern gehandhabt, die es wie der Arzt das Gift verabreichten: verdünnt, unschädlich gemacht. Der moderne Dichter dagegen gibt es in Dosen, wie Kokain, Opium und Morphium. Er sucht uns in einen Haschischrausch zu versetzen, um zu packen. Zumal das Lustspiel ist zu einem Gifttrank geworden.

Wie weit scheint jene Zeit zurückzuliegen, als man in Berlin sich noch an harmlosen Possen ergötzte. Jenes Berlin, das heute *Zuckmeyers* schamlosem Lustspiel *„Der fröhliche Weinberg"* zujubelt, welches nicht nur von Most, sondern auch von Schmutz trieft. Und diese Rauferei, Sauferei und Sauerei wurde sogar mit dem Kleistpreise bedacht, ein Zeichen dafür, was im modernen Theater Trumpf ist. Geht dieser Abstieg, wie er sich innerhalb einer Generation bis zum „Fröhlichen Weinberg" vollzog, weiter, so wird die nächste Generation nicht davor zurückschrecken, „A mostrar cio che in camera si puote", wie *Dante* es schon für die Dekadenz prophezeite. (Par. XV, 108.) Nur eine katastrophale Änderung des Geschmackes — und die ist nicht wahrscheinlich — könnte vor der letzten Tiefe zurückschrecken. *Berthold Brecht* kommt ihr in seinem *„Baal"* schon beträchtlich nahe.

War der Dichter der „Divina Comedia" der Künder tiefer religiöser Erlebnisse, war der Faust-Dichter der titanenhafte Kämpe mit den Problemen des Lebens, und war noch Peer Gynt, die Dichtergestalt Ibsens, der Märchenerzähler, so ist für Brecht der Dichter nur mehr das Menschentier voll niedriger Triebe, welcher auch im Mitmenschen die gleichen Triebe zu entzünden sich vermißt.

Einer solchen Darstellung ist der moderne Schauspieler gewachsen, denn die Darstellung des Instinktes ist nicht schwer. Jeder braucht nur in die dunklen Tiefen der eignen Seele hinabzusteigen, um das heraufzuholen, was durch Zucht und Gewohnheit in uns eingedämmt ist.

Fürwahr, das moderne Lustspiel kann nicht als Wahlspruch die Inschrift über dem



Digitized by Google

Koblenzer Stadttheater, „Ridendo corrigo mores", in Anspruch nehmen. Es will nicht mehr durch Lachen die Schwächen bessern, sondern lediglich durch Darstellung eine vernünftige Tierheit erregen.

Zweifelsohne ist dies nicht die einzige Richtung, in welcher die Ideenwelt des modernen Dramas aufgeht. Aber sicher ist es die erfolgreichste. Daneben gibt es noch manches andere Motiv, das, aus dem Zeitgeiste geboren, uns ein Interesse abnötigt. Die Sehnsucht unserer Zeit nach großen Männern, nach glücklicheren Verhältnissen macht die Heroen der Vergangenheit für uns wieder lebendig. Friedrich II., Bismarck, Gneisenau finden ihre Verkörperung, und es ist nicht zu leugnen, daß gewisse Kreise, in denen ein warmer Patriotismus lebt, hierdurch gepackt werden.

Aber es sind doch immer beschränkte Schichten, welche unkritisch eine Glorifikation hinnehmen, während andere recht skeptisch einer solchen Kunst gegenüberstehen und *das* scharf *ablehnen*, was jene preisen.

Der Kritizismus unserer Zeit ist der Tod des Erlebens. Und gerade er gibt dem modernen Menschen seine prägnante Note. Dieser sieht die verschiedensten Kunstperioden der Vergangenheit mit kritischem Auge an, sieht, wie Ideale kamen und gingen, jedes mit der Behauptung, das Absolute zu sein. Er sieht alles von Antinomien durchzogen, und Weltanschauung wandelt sich in Weltanschauungslehre, wie es *Dilthey* schon vor einem Menschenalter verkündete. Und von diesem Standpunkte aus sucht der moderne Mensch die Probleme zu erörtern (vgl. Shaw) oder ihnen philosophische Seiten abzugewinnen (vgl. Pirandello) oder mit Skeptizismus alles zu verspotten (vgl. Wilde).

Gewiß, alle diese Dichter bringen im modernen Menschen verwandte Saiten zum Klingen. Sie erwecken Interesse — aber keine Begeisterung. Sie fordern unsere Bestätigung ihrer Problemstellung heraus, nicht aber unser Wollen zur Tat. Sie feuern nicht zum Gestalten an.

Zwar fehlt es auch nicht an Dichtern, welche, wie *Fritz von Unruh*, als Stimme des Rufenden in der Wüste zu neuer Lebensgestaltung wecken möchten. Aber es ist nur ein Ruf, der achtlos verhallt, zumal der Dichter selbst keinen Weg uns zeigen kann. Und wenn *Dilthey* recht hat, daß man jene Kunst als klassisch bezeichnen kann, die allgemeine Lebenssteigerung bei den verschiedensten Menschen auszulösen vermag, so sind wir von großer, klassischer Kunst so weit als möglich entfernt. *Es ist unbestreitbare Tatsache, daß das Wortdrama uns nicht mehr zu packen vermag.*

Bedeutend besser ist es hier mit dem Musikdrama, der Oper und der Operette bestellt. Zumal in der klassischen Oper können uns auch heute noch echte Werte vermittelt werden, nach denen das Schauspiel vergebens sucht. Die Musik vermag also unseren Seelenboden für Gefühle besser zu lockern als das Wort. Der musikalische Ausdruck ist unserer Seele weniger fremd als der Wortausdruck. Der Ton täuscht uns über Leerheiten, Banalitäten und Unwahrscheinlichkeiten hinweg, die der kritische Geist im Wortdrama beanstanden würde.

Trotz schlechterem Stil kann uns deshalb das Musikdrama eine größere Verinnerlichung bringen als jenes. Daher auch der bessere Besuch des Musikdramas, und wenn man auch hier über schlechten Geschäftsgang klagt, so liegt dies an erster Stelle an übertriebener Entfaltung des Prunkes, welcher allzu große Kosten verursacht. Die Lebenskraft des Musikdramas steht jedoch außer aller Frage.

Freilich, noch besser hat sich der Film unserer Zeit angepaßt. Ja, er ist geradezu



Digitized by Google

der Kunstausdruck unserer Kulturperiode, vielleicht der Erbe des Wortdramas. Der Film hat das Interesse des Gegenwartmenschen in höchstem Maße gewonnen. Das beweisen die zahlreichen Besucher des Kinos, jene Scharen, die dichtgedrängt in überfülltem Raume sitzen und stehen und mit größter Spannung der Handlung folgen. Das bezeugt auch die Filmindustrie, welche sich rasch aufwärts bewegt. Aus den schmierigen Spelunken, der ersten Heimat des Films, sind schöne, komfortable Häuser, ja, Paläste geworden, welche schon äußerlich mit den Theatern in Konkurrenz treten können.

Und dieser Aufschwung vollzieht sich trotz allen Erdrosselungsversuchen der Städte, die mit teilweise unerhörten Steuern dem Kino zu Leibe gehen. Es ist doch eine merkwürdige Tatsache, daß z. B. in einer großen Stadt Rheinlands das Theater einen Zuschuß von vierhunderttausend Mark pro Jahr beansprucht, während in der gleichen Zeit das Kino dem Stadtsäckel fast die gleiche Summe als Steuer einbringt.

Die Frage nach der künstlerischen Bedeutung des Lichtspieldramas wird heute noch von vielen energisch verneint. Man sieht in ihm immer noch eine Banalität, die fernab von jeder Kunst steht. Mit Unrecht! Wenn auch zugegeben werden muß, daß den meisten Filmen noch ästhetische Mängel ankleben, und daß keiner, rein künstlerisch genommen, die Höhe eines der großen Bühnendramen mit seiner Gedankentiefe erreicht, so muß doch andererseits zugegeben werden, daß das Filmdrama Ausdrucksmöglichkeiten besitzt, welche der Bühne versagt sind. Es kann Massen in Bewegung setzen, blitzschnell die Situation wechseln, mit Gedankenschnelle uns über die verschiedensten Standpunkte einer Handlung aufklären. Und dieses Bombardement, das keine Zeit zu behaglicher Reflexion über das Geschaute zuläßt, packt uns — auch gegen unseren Willen.

Darin liegt das Geheimnis des Filmerfolges. Seinen Gewaltmitteln gelingt es, uns aufzurütteln, unsere Phantasie zu beleben und in Erregung zu versetzen. Der moderne Mensch will Rausch, und den erhält er auf der einen Seite durch die Dschungelsinfonie eines Jazzbandtanzes, durch den die Urlaute der Natur hindurchdringen, andererseits aber auch durch den Wirbeltanz der Filmbilder. Auch dieser berauscht.

Aber es ist nicht notwendigerweise ein *erotischer* Rausch. Auch ohne Schlüpfrigkeiten weiß er die Masse zu packen, wie das die besten Filme beweisen. Der Film bringt das populäre moderne Drama. Wie im Mittelalter das Volk sich in den Inhalt seiner Mysterienspiele vertiefte, ganz in deren Inhalt aufging, so die modernen Menschen in die Darstellungen des Films. In dem geheimnisvollen Dunkel, unter den Klängen der Musik vermag die Filmleinwand, die ohne diese beiden Begleiterinnen vielleicht tot bliebe, Leben zu gewinnen. Der Film bekommt Macht über uns, im Guten wie im Bösen. Dem gefühlsarmen, vertrockneten Gegenwartsmenschen hämmert die Hast der flimmernden Bilder sich tief in die Seele. Selbst die grotesken Gestalten eines *Charley Chaplin*, jene psychologischen Unmöglichkeiten der Filmhumoristen, werden wahr. Vor ihnen wagt sich die Kritik nicht heraus, sie wird im Rausch ertränkt.

Gewiß finden wir auch hier Versager, Stücke, die nicht ansprechen. Aber das darf bei der geradezu tropischen Produktivität der Filme nicht wundern. Das meiste packt jedenfalls die Menge. Manches ist sogar hervorragend, wie z. B., *Der müde Tod*", „*Das Kabinett des Doktors Caligari*", „*Der fünfte Stand*" usw. Auf der Schaubühne hätten jene Stücke sicherlich keine solche Wirkung, selbst wenn sie von dem geschicktesten Regisseur geboten würden.

Wieweit der Film sich das Interesse der Öffentlichkeit erobert hat, wird durch ein Beispiel illustriert, das jüngst durch die Zeitungen ging. Als *König Haakon VII. von Norwegen* vor einigen Wochen den Besuch des schwedischen Könighauses hatte, führte er seine Gäste drei Abende ins Kino und keinen ins Theater.



Digitized by Google

Welche Wandlung der Zeit! Und auch ein anderes Beispiel illustriert die Einstellung der Gegenwart. *Richard Strauß* hat soeben den „*Rosenkavalier*" für den Film zurechtgemacht und die Musik dazu umgearbeitet. Strauß rühmte an der Verfilmung seiner Oper die reichen äußeren Mittel, die Pracht der Kostüme, das glänzende Spiel der Filmdarsteller, die Regie, die Vollkommenheit aller Bewegung und die Harmonie der Dichtung selbst. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß wir die besten Dramen im Film zu ihrer Wirkung gelangen lassen. Ja, nicht nur das Drama ersetzt der Film, sondern zum großen Teil auch den modernen Roman. Die Doppelnatur des Films, eine epische Handlung in dramatischen Bildern zu geben, ermöglicht ihm beides.

Wir mögen es bedauern oder begrüßen, das Kino geht seinen Weg zur Höhe, weil es vom Volkswillen getragen wird, weil es Ausdruck unserer Zeit ist. Hier schafft, wie einst im Volkstheater, der Anonymus, der unbekannte Dichter; denn wer hätte je nach dem Namen eines Filmverfassers gefragt?

Ihn beseelt kein literarischer Ehrgeiz, sondern nur der Wunsch, die Massen zu packen. Und das gelingt ihm, dank unserer vorgeschrittenen Technik. Siegreich wird hier der Kritizismus des Einzelindividuums, der jedes dramatische Erleben erdrosselt hat, niedergerungen.

Diese Tatsachen gilt es in unserer modernen Kultur zu berücksichtigen. Vermögen wir den Siegeszug des Films auch nicht zu hemmen, da er zu mächtige Kräfte in sich birgt, so ist es uns doch anheimgegeben, ihm seinen Weg zu weisen zum Aufbau oder zum weiteren Verfalle der Kultur.

Wäre es da nicht an der Zeit, daß die Städte, anstatt schamlos aus ihm herauszupressen, was herauszupressen ist, und ihn damit geradezu der Prostitution zu weihen, endlich einmal dazu übergingen, eine vernünftige Kinopolitik zu betreiben? Man stelle ihn ebenbürtig neben das Theater und suche ihn zu veredeln, soweit man es vermag.

Und was soll aus dem Schauspiel werden? Es wird sicherlich nicht von heute auf morgen verschwinden. Es wird noch Menschenalter hindurch als hohles Schaugerüst sein Dasein fristen. In pietätvoller Erinnerung an seine einstige Größe wird man noch lange zu Opfern bereit sein. Das Orakel von Delphi orakelte ja auch noch jahrhundertelang, nachdem seine große Zeit vorüber war.

Auch wir dürfen uns dieser Erkenntnis, auch wenn sie noch so schmerzlich ist, nicht entziehen und müssen uns eingestehen, daß die großen Tage des Schauspiels vorüber sind. Vom Heiligtume ging es einst aus, gab dann den größten Dichtern der Menschheit Ausdruck ihrer Gedanken und fristet heute in geistiger Armut und Entartung sein Dasein. Dem einen oder anderen mag es als Stätte der Wissenschaft manches geben, der Gesamtheit aber ist es abgestorben, weil es deren Gefühle nicht mehr zu packen vermag.

Dieser Kulturprospekt mutet recht pessimistisch an. Aber die düsteren Farben lichten sich, wenn man den Ausblick über den engen Gesichtswinkel der nächsten Zeiten hinaus in das weite Gefilde des Werdens richtet. Mag auch die heutige Kultur dekadent, dem Tode verfallen sein, so wird sie doch wieder auferstehen, genau so, wie auf dunkle Nacht immer wieder der Glanz neuen Tageslichtes folgt, wie neuer Lenz und neue Wärme der eisigen Winterkälte Platz machen.

Aber vom *Menschen* als dem Schöpfer der Kultur muß und wird die Erneuerung ausgehen. Aus starrer Gefühllosigkeit muß der göttliche Funke zu neuer Wärme entfacht werden. Ein neues Mittelalter der Glaubensinnigkeit, ein neuer Frühling des Christentums muß den Menschengeist wieder veredeln, dann erst wird der Boden für neue Kulturschöpfungen eines zweiten Dante, Calderon und Shakespeare frei sein, und neue Menschen werden dann die Kunst als Ausdruck heiligen inneren Erlebens empfinden.

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!"



Digitized by Google

# Einiges über das Theaterproblem

Von Ch. Demmig

Es läßt sich nicht mehr abstreiten, daß das heutige Theater ein Problem geworden ist. Ja, hier und da lassen sich vereinzelte Stimmen hören, die nicht mehr von einer Krisis sprechen, sondern die in der Krisis bereits das Ende sehen. Das Theaterproblem ist eine in allen führenden Kulturstaaten Europas auftretende Erscheinung; die pessimistische Auffassung aber beschränkt sich vornehmlich auf Deutschland. Man scheut sich hier nicht, vom heutigen Theater als von einer „Blödsinnigenanstalt" zu sprechen, wenn es versucht, „sich eine Imitation von ‚So ist das Leben', abzuschwitzen"; scheut sich nicht, das Bestreben, „theatralisch durch den Schauspieler etwas Bedeutungsvolles, Tiefsinniges mitzuteilen, das den heutigen Menschen ins Herz trifft", als „Idee von Pedanten und Gymnasiasten" verächtlich abzuurteilen und ihm im voraus unausbleiblichen Mißerfolg zu prophezeien, da derartige Versuche gegenüber von Menschen, „die Scheler, Einstein, Bergson lesen", von „vorvorgestern" sind.

Eine derartige absolute Verneinung des heutigen Theaters steht in auffallendem Gegensatz zu den Bestrebungen, die sowohl in England als auch in Amerika und Frankreich zu bemerken sind, und die, in voller Erkenntnis des Problematischen des heutigen Theaters, sich darauf richten, sein Niveau zu heben, es wieder zu einer Kulturstätte zu machen und es damit seiner ureigentlichen Bestimmung wieder zuzuführen. Der Kampf, der hier geführt wird, richtet sich gegen ein Theater, das ausschließlich der Unterhaltung und Belustigung dient; seine künstlerischen und ethischen Werte sind es, die wieder zur Geltung gebracht werden sollen. So ist in der „*American Review*" zu lesen: „Es *muß* leben, denn keine andere Institution kann so heilbringend wirken wie das Theater. Der Kampf, den es führt, richtet sich nicht gegen Gott noch gegen die Menschen, sondern gegen Geschmacklosigkeit, Unfähigkeit und Perversität, und die größten Feinde der Priester dieses Tempels sind die Börsenmakler . . . Wenn das Theater nicht Kunst ist, ist es schlimmer als nichts. Der Dienst, den es außerhalb des Kunstgebietes der Menschheit leistet, könnte auf einem anderen Gebiet viel besser erreicht werden." In England sehen wir gerade in unseren Tagen das Theater zu einer Bedeutung emporwachsen, die ihm jahrhundertelang verlorengegangen war. „Vitalität, Geist, Ehrgeiz und Fleiß arbeiten sich allmählich zum Theater durch", schreibt die *Contemporary Review*. Beste Kräfte sind das, die sich um höchste Werte bemühen, alles Schlackenhafte abzustoßen suchen — mit der gleichen Achtung und Wertschätzung des Traditionellen, Klassischen, die auch der ganzen französischen Gegenwartsliteratur ihr Gepräge gibt und bei allem Problemhaften im englischen und französischen Theater einen festen Kern bildet. Dieser Kern, dieser feste Grund fehlt dem deutschen Theater. Das mag wohl der Kritiker *Joseph Papesch* fühlen, wenn er in seiner Abhandlung über „die deutsche Bühne" „die tragische Unfertigkeit des deutschen Theaters ein Spiegelbild der tragischen Unfertigkeit des deutschen Wesens" nennt, eine Ansicht, der — traurig genug für uns — französische Kritiker beistimmen, mit dem Zusatz, daß „die Deutschen ihr Theater — zusammen mit ihrem Volk — nur dann retten werden, wenn sie sich ihrer Aufgabe als Volk der Mitte im Kampf zwischen Okzident und Orient



Digitized by Google

bewußt werden". Dahingegen ist in der deutschen Presse zu lesen: „Nur einige Mittelschullehrer zehren noch von dem Bildungsvorrat, der zur Zeit von Lessing begann . . ., Nathan der Weise —, 30 Jahre habe ich keinen Menschen mehr getroffen, der Lust gehabt hätte, sich das anzusehen, oder es für wert hielt, drei Stunden eines kurzen, aber so interessanten Lebens dafür zu opfern." In Paris aber unternimmt eine erste Schauspielerin das kühne Wagnis, zwei Akte des „Tartüffe" im Variété zur Aufführung zu bringen, mit dem Ergebnis, daß die Masse des Publikums, „diese machtvollen Galeriegötter", tobend Beifall klatscht und den Erfolg entscheidet — ungeachtet dessen, daß im Parkett die Kritiker und einige geladene Gäste mißbilligend den Kopf schütteln. Mißbilligend ob dieser „Entweihung" — aber sicher weit entfernt, sich „unglücklich oder bedauernswert" zu fühlen, daß man ihnen eine „längst gleichgültige Komödie" vorsetzt. Gewiß, genau wie in Deutschland ist man sich in andern Kulturstaaten darüber klar, daß die größte Zahl der klassischen Stücke der heutigen Menschheit fremd ist, weil ihre Probleme nicht mehr die unsrigen sind. In seinen Untersuchungen über das Theaterproblem in der „Nouvelle Revue Française" aber bekennt *Benjamin Crémieux*, daß ihn eine Erscheinung bedeutend mehr frappiert als das Versiegen der wichtigsten dramatischen Quellen, des Autoritäts- und Klassenbegriffs, als Folge der Entwicklung des Individuums, des Abnehmens der autoritativen Macht, der Lockerung der religiösen, sozialen und gesellschaftlichen Gesetze, nämlich das allmähliche Verschwinden des gebräuchlichsten, traditionellen dramatischen Mittels: „der Lüge", die, soweit man das klassische Theater verfolgt, in den verschiedensten Formen, sei es als Lüge gegen die Welt, gegen die Umgebung, gegen sich selbst, eine Rolle spielt. Die heutige Welt aber, die „weder Gott noch Teufel fürchtet, hat keinen Grund mehr, zu lügen, und zeigt statt dessen eine sowohl schamlose wie zynische Vorliebe zum Bekenntnis". Der französische Kritiker legt den Schwerpunkt auf die Frage, was geschehen wird, wenn die Lüge ganz verschwindet. Durch ihren „Verfall" sieht er der Welt des „Unbewußten, des Irrealen, der Phantasie", die bereits in der Literatur Eingang gefunden, auch die Tür zum Theater geöffnet, und neben dem „Gewinn" fühlt er die Gefahr voraus.

Nur von russischer Seite kann man — wohl als Reaktion gegen die Neuerstehung des bolschewistischen Theaters — in Behandlung und Auffassung des Theaterproblems den gleichen Pessimismus finden wie in Deutschland. *Dr. Eichenwald*, ehemals Professor in Moskau, brachte kürzlich in Berlin in einem interessanten Vortrag seine ohne Zweifel tiefgründigen und beachtenswerten Ideen zum Ausdruck. Er fordert vollständige Befreiung der Literatur vom Theater, mit der Begründung, daß dem heutigen Stande unserer Intelligenz eine Einrichtung unangemessen ist, deren wesentliche Aufgabe darin liegt, „zu illustrieren", uns die Literatur „sehen" zu lassen. Diese szenische Verkörperung, diese „Erbsünde des Theaters", ist allem Seelischen zuwider, denn sie macht es uns in ihrer „oft unerträglichen Grobheit und Greifbarkeit" unmöglich, „mit dem Dichter in seelische Gemeinschaft" zu treten. Eichenwald streitet dem Theater an sich nicht nur jeden Kunstwert ab, sondern in seinem „Übermaß an Menschlichem, Körperlichem, Fleischlichem" sieht er eine Gefährdung der Kunst selbst und in der Verwendung des Menschen als Zweck, als Material, die Schändung eines göttlichen Kunstwerkes. Man kann dem russischen Gelehrten nicht ganz in allem folgen; teilweise aber sind die gleichen Ideen schon lebendig geworden, indem man mit



Digitized by Google

der Vereinfachung des Sichtbaren begonnen. Am radikalsten sind hier vor kurzem die Engländer vorgegangen. Das Bestreben *Gordon Craigs*, einen Zusammenklang von Formen, Farben, Tönen und Gestalten in einem einzigen lebendigen Kunstwerk zu erzielen, haben sie zu verwirklichen gesucht, indem sie die Gestalten, „diesen Menschenwirrwarr", der Craig zur Verzweiflung brachte, weil er „mit seinen unbekannten Eigenschaften den Erfolg ständig gefährdete", ausschalteten und durch wechselnde Farben, Lichter, Gegenstände Stimmungen zu erzeugen suchten, Musik als Nothelfer benutzten und Dialoge durch das Megaphon wiedergaben. Einem solchen Unternehmen kann man sich nur skeptisch gegenüberstellen. Bedenkt man, daß das Theater, zu welcher Zeit immer, seine stärksten Wirkungen ausübte, wenn es ein Zusammenklingen von Wort, Gestalt, Gebärde, Musik, Bild war, so müßte man meinen, daß das Theater auch heute noch lebensfähig wäre, könnte man diese Harmonie wieder schaffen. Ganz gewiß werden wir es nicht erreichen, wenn wir in den Ruf „Los vom Theater" einstimmen, die „Literatur" unter den Arm klemmen und uns in die „stille Studierstube" zur „stillen Lampe" zurückziehen. Denn ebenso wie „die unglücklichen Kritiker, die Frauen, die nachher beim Souper ein neues Abendkleid zu zeigen haben, und deren schlafende Männer", ja nur ein verschwindend kleiner Teil eines Volkes sind, so auch die Menschen, die „einen Einstein, Scheler, Bergson lesen". Nicht: „eine Kunst, die der Masse gefällt, ist immer verdächtig", sondern „Volkesstimme ist Gottesstimme". Vielleicht ist es auch hier das Volk, das uns mit seinem oft unfehlbaren Instinkt den Weg weist, wenn es zu Tausenden ins Variété, zum Film, zum Ringkampf strömt. Neben der Lust am Schauen ist's noch etwas anderes, wodurch es sich dort angezogen fühlt: die Spannung, die Bühne und Publikum bindet, durch die allein das Gebotene auf den Empfangenden wirken kann, und die nur dort erzeugt wird, wo ganze Kraft restlos eingesetzt wird. Das fehlt dem heutigen Theater. Und das kann es nur dann wieder erreichen, wenn das Wort, dessen Aufgabe es ist, den Rhythmus des Ganzen anzugeben, in dem Allzualltäglichen, Allzurealistischen, allzupersönlichen wieder einen Ton aus dem Überpersönlichen, Jenseitigen, Überalltäglichen zum Klingen bringt, einen Ton, in dem der Schauende und Hörende etwas über dem Geschauten und Gehörten, über dem Leben Stehendes erfühlt und auf sich wirken läßt.

*

# Neue Dramen

## Von Heinrich Bachmann

DIE fünf Dramen, die mir vorliegen, könnten gar nicht besser zusammengestellt sein, um die Situation unserer heutigen dramatischen Dichtkunst darzutun. Jedes ist vom anderen so von Grund auf verschieden, daß es wie aus völlig anderer Welt spricht. Und dem ist auch so. Und wenn man nach dem Grund der heutigen Theatermisere sucht, man suche sie nicht beim verarmten oder theatermüden Publikum, nicht bei der Unfähigkeit oder Überspanntheit der Regisseure, nicht bei dem Überhandnehmen von Kino und Revue oder sonst irgendwo, sondern einzig und allein bei unserem Mangel am wirklichen Welt und Zeit umarmenden Dramatiker.

Die Tatsache, daß einige unserer Jüngsten — man vergleiche nur den Siegeszug von *Zuckmayers „Der fröhliche Weinberg"* über sämtliche deutschen Bühnen —



Digitized by Google

viel, sogar sehr viel gespielt werden, beweist nicht das Gegenteil. Was den meisten von ihnen eigen ist, ist eine unglaubliche Theatersicherheit. Sie sehen alles, was sie schreiben, durch die Augen des auf Augenblickswirkung eingestellten Inszenators, was dasselbe ist als durch die Augen eines sensationshungrigen Publikums. Man suche nicht lange nach der Ursache, wie es kommt, daß beispielsweise im Berliner Großen Schauspielhaus fast die ganze Spielzeit hindurch die Revue „Für dich" vor mehr als jedesmal tausend Menschen und vor fast immer ausverkauftem Hause gespielt wurde. Es gehen heute eben keine zehn Prozent, und wenn sie ehrlich sind, auch von diesen zehn Prozent nur drei Prozent (denn es gibt auch einen literarischen Sensationalismus), aus der Haltung ins Theater, für die ein Goethe, ein Hebbel, ein Ibsen seine Stücke schrieb. Es genügt für einen Autor, einen obskuren Einfall zu haben, den schon die Überschrift dokumentiert, um das Haus vor seinem Stück vollzukriegen. Und es genügt, während der Aufführung einige Regieungewöhnlichkeiten loszulassen, um eine Unterhaltung — sagen wir ehrlich — ein Amüsement seiner Zuhörer sicherzustellen.

Der Urtyp dieser Dichter ist *Arnolt Bronnen*. Versprach er früher in seinen Stücken Brünstigkeit und Aufgewühltheit des untersten Schmutzes, so hat sich jetzt eine Wandlung vollzogen. In seinem neuesten Drama, dem *„Ostpolzug"*[1], gönnt er der Hauptgestalt, Alexander, kaum noch einen Seitenblick auf die früher von ihm einzig verwaltete Domäne der Sexualleidenschaften. Aber deshalb ist das Drama in neun Bildern nicht weniger auf Mache eingestellt.

Das Schlimme ist, daß Bronnen dabei selbstherrlich und unökonomisch, wie er ist, Ideen, die in ihrer Originalität und Fruchtbarkeit einen ganz neuen Typus von Dramen heraufführen könnten, verspielt an seine Sensationslust. So die vom Spiel mit einem Schauspieler! Der „Ostpolzug" ist ein riesiger Monolog, der nur zuweilen sich ausweitet zum Dialog mit dem Unsichtbaren: Schatten schleichen heran, werden gefürchtet, werden angesprochen, werden angegriffen. Sessel stehen mit dem Rücken zur Rampe. Davor auf dem Tisch schwelen die Zigarren derer, die man nicht sehen kann, die auch nicht da sind. — Das zweite ist der Einfall, Alexander den Großen seiner Ideenstruktur nach denselben sein zu lassen wie den neuen Alexander, den aus unseren Tagen, der die Fortsetzung des ersten darstellt. „Manche Wünsche werden Jahrtausende alt." Und jedesmal setzt sich der Vorgang, in den der moderne Alexander verwickelt ist, an das Ereignis um Alexander den Großen an. Kommt dieser nicht zum Ziel und muß mitten auf dem Wege verenden, Alexander 1926 ersteigt den Mount Everest und glaubt den „Gewinn der Unsterblichkeit" nahe. — Auch die Übergänge von Szene zu Szene sind geschickt gemacht: jedesmal greift das neue Bild den Letztsatz des alten auf und biegt ihn in einen antithetischen Sinn ab.

Die Antithese — oft bis zur sinnlosen Spielerei — ist Bronnens Element. Ein Beispiel: „Soldaten Alexanders! Licht fällt auf uns!!" schließt das dritte Bild. — Das vierte — im Konferenzzimmer eines Hotels in Kabul — beginnt:

(Alexander:) „Licht fällt, wenn schon, auf uns, und vieles andere überdies,
da es der Himmel inzwischen billiger gibt.
Manchmal wünschen Überdrüssige, es fiele weniger auf uns und mehr von uns.
Man nennt das Pessimismus. Dagegen half, sich totstellen.
Aber haben Sie das nötig? Angesichts einer Differenz,
von der ein Floh nicht lebt, und die gerade noch das methaphysische Organ der Nase spürt?
Kurz, da also Licht auf uns fiel, und unsere Ziele heller sind als unsere Wege,

[1] „Ostpolzug." Schauspiel. Berlin 1926. Ernst Rowohlt, Verlag.



Digitized by Google

geben Sie Geld, verehrte Versammlung!
Ihr Erstaunen erstaunt mich. Ich kaufte Konserven, Ausrüstungen, Autos, Benzin,
und Sie denken, ich kaufte umsonst? Haben Sie nie gehört, daß der Mount Everest 9000 Meter hoch ist? Da muß man erst oben gewesen sein. Es ist ein einfacher Wechsel. Ein guter Wechsel, gedeckt mit meinem Mute."

Man erlebt eine Autofahrt durch das von Gefahren strotzende Nepaltal; man erlebt oder soll erleben einen Absturz durch einen Gletscherspalt; man erlebt endlich die Spitze des Mount Everest, „perspektivisch etwas von oben gesehen". Im übrigen aber ist Alexander ein kühner Dauerredner, der sich durch alle Gefahren — man bekommt ja nie eine zu sehen — bis auf den Ostpol schwätzt und sich darüber hinaus noch zu dem Pathos versteigt:

„Hier, wo ich stehe, Religionen unter meinen Füßen,
zwar im Sturm, zwar unsicher selbst der nächsten Minute,
aber doch etwas höher, als es mir bestimmt war,
doch etwas weiter, doch etwas stärker, doch etwas ewiger,
als das Schicksal es in meine Hand schrieb, in Eläus.
Denn in diesem Ring hier fürchte ich mich vor keinem, sei er noch so unsichtbar (!),
wenig Sinn wird es haben, meinen Abstieg zu stören, nach den Signalen,
und wenig verändert werde ich bald die ersten Menschen wiedersehen,
die nicht tot sind."

Trotz dieser offenbaren Überheblichkeiten ist dem Stück und Bronnen ein beachtlicher Fortschritt nicht abzusprechen. Hat er sich doch aus der Vergangenheit einer notvollen, kranken Welt gerettet in die Auseinandersetzung mit einigermaßen größeren Menschheitsfragen; im „Ostpolzug' ist der Moderne echt und treffend, mit Stärken und Schwächen, festgehalten, und das Heldische in ihm an den Tatsachenrest eines unserer Geschichtsunterrichtshelden angeknüpft.

*

Viel ausgebreiteter und viel tiefer geschichtet ist der Problemkomplex, aus dem heraus *Rudolf Leonhard* seine *„Segel am Horizont"*[1] schrieb. Aus einer Zeitungsnotiz vom 7. November 1924, in der von einer Frau berichtet wurde, die das Kommando über 60 Männer auf einem russischen Schiff übernahm, einmütig von der Mannschaft anerkannt, nachdem beim letzten Aufenthalt im Hafen ihr Mann, der Kapitän, spurlos verschwunden war.

Leonhard hält sich straff an diese Begebenheit, und sie genügt auch, ein ganzes Heer von inneren und äußeren Konflikten zu entfesseln. Die Hauptfrage ist die — heute so überaus akut —: Wie muß sich eine Gemeinschaft konstituieren, die sich erhalten will. Dazu kommt die Erschwerung: Unter 60 Männern ist eine Frau. Wird sie die Dichterin oder die Herrin aller? —

Leonhard, der ganz richtig in seinem Beispiel das Gleichnis einer der zeitbewegendsten Fragen erkannte, macht es sich nicht einfach dadurch leicht, daß er mit sozialistischen Lehrsätzen und Tendenzen sein Drama ideologisch zurechtbiegt. Er läßt den Kampf um die Gemeinschaft und um die Frau in all seiner Heftigkeit los. Jeder macht seine Fehler, jeder seine Entwicklung durch. Diese Menschen machen sich zu Herren über sich selbst, zu Selbständigen, indem sie von sich und von anderen Abstand nehmen lernen. Dabei fallen ein paar Schwache. Aber:

Telegraphist: „Wenn wir jetzt alle zusammenstehen, wenn jetzt alle zusammenstehen, die noch übrig sind.
Angela: Wir — ohne die Dumpfen —
Morten: — und ohne die Schwachen —
Oleg: — und ohne die Mißtrauischen —
Telegraphist: Jetzt, mit bekannter und getragener Schuld, wir alle Genossen —"

[1] „Segel am Horizont." Schauspiel in vier Akten. Berlin 1925. Verlag Die Schmiede.



Digitized by Google

Und, wie sie sich so gefunden, in innerer Freiheit der Frau gegenüber, der Genossin, wenden sie um und fahren, erneut unter ihrer Führung, aufs „große offene Meer".

Leonhard will keine These vertreten, aber das Leben, wie es ist; und seinen jungen Glauben an eine soziale Weltordnung. Dieser Glaube ist es auch, der ihn am Schluß doch noch in den ideologischen Trugschluß hineinreißt: Denn wer gibt die Sicherung, daß diese zweite Fahrt aufs Meer unter Führung der Genossin nicht wieder in nüchternen Stunden die Dumpfheiten des Trieblebens und der Selbstsucht aufsteigen und über den Köpfen der Mannschaft zusammenschlagen läßt?

Nicht weit entfernt von den Fragen, die Rudolf Leonhard in seinem Drama beschäftigen, liegen die Elemente von *Waldemar Bonsels'* „*Die Flamme von Arzla*"[1]. Auch hier sucht einer mit den Fragen der Revolution auf der Basis des Menschlich-Tatsächlichen fertigzuwerden. Seine Gestaltung bleibt aber im Chaotischen und in Unsicherheit stecken. Hier ist offenbar noch kein Abstand, wenigstens kein genügend großer, zu den gestalteten Ereignissen gewonnen. Äußeres, Merkmal davon ist schon die uneinheitliche Sprachgestaltung, jetzt derbste Prosa, jetzt Shakespeare-Iamben, jetzt pathetische Paarreimer. Auch hier steht eine Frau inmitten, das Freifräulein von Arzla, aber exzentrisch um sie schwingt der Kreis der Begebenheiten. In ihr gipfelt nicht — wie es so glücklich in „Segel am Horizont" gestaltet ist — zugleich das politische (wenn wir es einmal so nennen wollen) und das persönliche Geschehen. Auch fehlt ihr die absolute Struktur, die bei allem menschlichsten Schwanken Leonhards Frau Angela eigen ist. Bonsels Drama ist, wie gesagt, nicht ausgetragen, eine Frühgeburt, die wohl bald an sich selbst sterben wird.

*

Ganz im Gegensatz zu der so sonderbaren Grundidee, auf die *Albrecht Schaeffer* seine Komödie in drei Aufzügen zurückführen zu müssen glaubt, ist das Stück selbst, „*Der verlorene Sohn*"[2], mit einem glücklichen Lächeln und mit beschwingter Hand geschrieben. Der Dichter sieht dieses Werk als eine dritte Gestaltung der rätselhaften „Bruderverbundenheit" an, ein erneutes Aufgreifen des Themas, das er im „Helianth" und im „Parzival" schon einmal abgewandelt hat: Sein Bruder Werner ist vierjährig gestorben. Und nun quält sich der Dichter mit dem Geheimnis ab, was geworden wäre, wenn der Knabe weitergelebt hätte. Mit einer wahren Astrologen-Bänglichkeit fragt er sich das.

Und er meint: „. . . Und also wären wir Feinde geworden. Liebevoll, du Guter, rührt mich, ob noch so leicht, die Empfindung an, daß du frühe gestorben bist, um mich nicht spät ermorden zu müssen.

Aber das Ewige will, wo es gutes Bemühen erkennt, keine unendliche Zwietracht, keine Unlösbarkeit; und als ich in diesen Tagen zum drittenmal auszog, als verlorener Sohn das Fürchten zu lernen, da lernte ich es und gewann dir und mir das endliche Heil der Versöhnung.

Das Herz des Geheimnisses schlägt laut an mein heiter lebendiges Herz, und so kehre ich um. Du hörst es nicht, du hast niemals eigenwillige Wege gewußt, du bliebest klein und gefahrlos, und mein verworrenes Wort von heut gewinnt dir kein Lächeln ab. Aber mir, wie ich nun dies letzte an dich richte, an deine Unschuld, an deine Unwissenheit: mir bebt das Herz, als sagte ich es meinem Sohn.

Und hier beginnt ein neues Kapitel des Lebens."

Aber wenn auch diese Seite der Komödie etwas zu ernst genommen wird vom Dichter, vielleicht ist eben dieser Ernst nötig gewesen, um solche Tiefen zu erschüttern, wie sie in dem Stück ausgemessen werden. Der Vorgang der Rückkehr des verlorenen Sohnes ins Vaterhaus — er ist, und gerade in letzter Zeit, schon des öfteren von großen Sprachmeistern ausgedeutet worden — wird hier in seiner

[1] „Die Flamme von Arzla." Ein Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin 1925. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

[2] „Der verlorene Sohn." Komödie in drei Aufzügen. Leipzig 1925. Verlegt bei Köller & Amelang (Amelangs Taschenbücherei. Band 5; Doppelband).



Digitized by Google

Wirkung auf die gesamte davon erregte Menschengruppe dramatisch widergespiegelt. Schaeffer hat nicht eher Ruhe, bis er all den Erregungen und Bewegungen nachgegangen ist, die er in den einzelnen, jedesmal anders veranlagten Menschen geschehen sieht: Der Vater, die Mutter, der Bruder, dessen Frau, eine im geheimen Wartende und das ganze Gesinde.

Der Pfarrer sagt einmal die Grundidee aus: „Im Himmel ist große Freude über einen Sünder, der Buße tut, aber die Erde hat sich noch selten gefreut." Und des Bruders Frau antwortet: „Das ist eine Wahrheit, Herr Pfarrer, aber was ich viel tröstlicher finde als eine Wahrheit, das ist, genau zu wissen, wie all das so kommen mußte."

Und Albrecht Schaeffer sieht eben seine Dichtertat darin, gerade dem „Wie alles kommen mußte" auf den Grund zu gehen.

Auch der Seele des verlorenen Sohnes, von dem jedermann nach dem Gleichnis meint, daß er nun der große Glückliche geworden ist, da ihn alle verstehen, geht er in ihre Tiefen nach. Ihm legt der Dichter die Worte in den Mund:

„Hüte dich, mich zu verstehn! Mit eurem Verstehen macht ihr mich unsinnig! Was wißt ihr denn von mir? Was versteht ihr denn? Habt ihr zwischen dem Vieh gelegen, in Haustoren, unter Brückenbogen, im Gestank von Asylen? Habt ihr die nackten Sterne gezählt, um schlafen zu können, die ganze Pracht Gottes im Freien? Habt ihr in Seide geschlafen, zwischen Dirnenleibern, unter umgestürzten Tafeln und Weinflaschen? Kennt ihr die Hafenstädte, speiende Matrosen, Zuhälter, Diebe und Trunkenbolde? Ich bin es, der euch versteht, aber nicht ihr! Wenn ich nachts wach lag im Lärm einer Waffenschmiede, das Feuer mir ewig ward in den Augen, dann zählte ich mir mein Elend in blutigen Hellern vor, dann brannte mir das Herz aus nach dem nie Erreichbaren, dann verstand ich euch und all dies hier, wie die gestürzten Engel den Himmel verstehn in der Hölle, und wenn ich mir vorstelle, ich könnte nur einmal ein Wäschestück sehn, das blau und naß überm Zaun hängt, so brach mir der Schweiß aus vor Ängsten. Neun Tage und Nächte bin ich hierhergelaufen, wimmernd vor Reue und Sterbensangst, es könnte weg von der Erde sein, was ich nie mehr zu sehen verdiente, aber das habe ich nicht verdient, o mein Gott, daß man mich mit Knütteln der Liebe erschlägt. Hätte man mich auf den Mist kriechen lassen und mich herumsielen, nackt unter dem nackten Tier, und nach einem Jahr mir erlaubt, einmal am Tische zu sitzen wie ein Mensch und die Hände vor einer Speise zu falten: das ist's, was ich verdient habe. Wo soll ich jetzt Hände hernehmen und Schoß und Lippen für eure Unschuld, da ich unrein bin wie ein Aussätziger, und ihr nicht zulassen wollt, daß ich mich entsühne! Verstehst du mich immer noch?"

Und Schaeffer verfolgt und steigert die Auseinandersetzung von einem zum anderen, bis endlich zum Schluß die beiden Brüder einander gegenüberstehen. Und da kommt sie denn heraus, die große Selbstverteidigung:

Verlorensein, Bruder, weißt du auch, wie man das macht? Kannst du dich verlieren, Erasmus? An die Nacht und an den Tag, an das Abendrot und die Frühwinde, an den Rauch der Dörfer und die Sterne der Wanderung? Dich verlieren an den Zufall, an rasche Eroberung, an Knechtschaft und Armut, an alles, was fern und nicht dein ist? Mit Liebe verlieren, Erasmus, an die Fremde, an das Nichtsein und Möglichwerden, Spiel und Gewinn, an das unendliche Verlieren selbst — bis auf den letzten Tropfen Blutes, der Umkehr schreit, sich auszuspritzen auf die Schwelle, wo du geboren bist? Kannst du dich abwenden von hier wie von einem Aschenhaufen und mit der ganzen Seele hinein in das Himmelsgold und die weibliche Süße des Fernseins? Kannst du dich abwenden von dir selbst? In dich geschnallt, Erasmus, in einem Panzer von Unerfüllbarkeit wirst du gehn und rückgewendeten Hauptes, ein Blinder, daß dir das Weichste, an das du stoßen wirst, zum Stein und zum Ärgernis wird. Deine Nächte wirst du alle verbrennen, um ein Bildnis von hier zu erleuchten und die Leiche deiner Sehnsucht zu wärmen, und wie der Dulder der Sage wirst du, wo du auch seist, am Meerufer hocken, brünstig, nur noch einmal den Rauch zu sehen, der aus diesem Dache steigt."

Und die gleiche Liebe, unter der hier Schaeffers „Verlorener Sohn" zu zerbrechen scheint — er ruft einmal aus: „Seinem Feind gegenüberzusitzen, das ist das Leben, Auge um Auge, und seinen Haß einzuschlürfen mit jedem Schluck aus dem Wein und zu wissen: Mensch, dich zermalme ich noch! Ich ducke den Teufel in dir und reiße den Engel heraus, daß dir die Augen vergehen, wenn er über den Himmeln flutet" —, die gleiche Liebe predigt *Leo Weismantel* auf seine Art in



Digitized by Google

seinem Spiel vom Vaterland, *„Der Kurfürst"*[1]. Er hat es jetzt aus dem Rheinischen Jahrtausend-Spiel umgearbeitet für die Bühne. Und die Änderungen sind nicht unwesentlich, wenn auch seine dichterische Absicht in keiner Hinsicht abgebogen ist. Aber formal ist vieles geändert und vieles zugunsten des Stückes. Weismantel hat das Ganze zusammengezogen zu einer Folge von neunzehn sich aneinandergliedernden Spielbildern. Er geht dabei konzentrisch von außen nach innen, durchschreitet zuerst das Milieu, zeichnet die Fernwirkung des Hauptgeschehnisses, bis er schrittweise auf den Mittelpunkt trifft: die Entscheidung eines großen Menschen, des Kurfürsten Balduin von Trier, für den Frieden um jeden Preis. Auf diesem Wege zeichnet der Dichter skizzenhaft sein Lieblingsobjekt, das Volk, in den verschiedensten Gruppen, in den seltsamsten Gelegenheiten. Wieder ist sein Spiel legendär und wird deshalb auch von der Bühne herunter nur in die sprechen können, die noch gläubigen Herzens sind. Im Kernpunkt der Handlung steht des Kurfürsten innerer Sieg über Frau Lauretta. Erst nachdem er den erfochten, kann er nach Rennse ziehen, den neuen König zu wählen.
Weismantels Spiel vom Kurfürst gibt ein lebendiges Gemälde ab, jener Zeit, in der Papst wider Papst und Kaiser wider Kaiser stand. In der alle die zu wanken begannen, deren Herz steht und fällt mit der äußeren Ordnung. Aber gerade an den Erschütterungen der anderen, der innerlich Felsenfesten, zeigt Weismantel, was wahrer Christenglaube ist, und von da aus spricht dieses geschichtliche Spiel auch in unsere Zeit hinein.

*

# Zu unserem Bilde: St. Gertrudis von Paul Mersmann jr.

## Von Hans Bücker

Zu den jungen westfälischen Künstlern eigener Art gehört Paul Mersmann jun. Seine *St. Gertrudis*, ein Bronzerelief streng frommer Herbheit, gibt die heilige Mystikerin mit ihren Symbolen, dem Schiff und dem Äbtissinnenstab, feierlich wieder. Paul Mersmann, ablehnend die süßliche, hohle Nazarenerart, die, übersteigert in unserer Zeit, mit Recht als „frommer Kitsch" gebrandmarkt wird, geht den Weg neuer Kunst, und die heilige Kirche, die die „Totalität des Genies hat" (Friedrich Muckermann, S. J.), wird auch dieser Kunst ihren Platz geben in geweihten Hallen. Im Oberlichtsaal des Museums zu Neuß waren andere Arbeiten des jungen Künstlers zu sehen. So fiel vor allem ein *Bronzehausaltar* ins Auge, dreiteilig: Das Altarblatt zeigt eine Kreuzigung von mittelalterlicher Kraft. In aller Bitterkeit der Schmerzen ist der Heiland dennoch vom Lichte der Erlösung umstrahlt, die er, er allein, den Völkern der Erde bringt. Ergreifend die klagende Gebärde des Johannes, jenes Jüngers, den der „Herr lieb hatte". Mit einem geradezu intuitiv erfassenden Blick hat der Künstler hier die hohe Keuschheit reinster Schmerzverhüllung plastisch gestaltet. Johannes verbirgt sein Angesicht in des Mantels Falten. Maria steht aufrecht mit klagender Gebärde. Wer dächte hier nicht an die Worte des heiligen Alfons von Ligouri: „Ihr Herz war gebeugt in Schmerzensweh, aber der starke Glaube an die göttliche Sendung des Sohnes gab ihr Stärke der Ausharrung. Maria *stand* unter dem Kreuze." — Maria Magdalena — von der die gottselige Anna Katharina von Emmeriek in ihren Visionen sagt: „Ihre Liebe war vom Fleische umfangen" — liegt erdenschwer, vom Schmerz zerwühlt, zu Füßen des Kreuzbaumes. Dieser hat nicht die allgemein bekannte wagerechte Kreuzform, sondern teilt sich gabelförmig, wie es die alten Überlieferungen berichten. Die Flügeltüren tragen die Figuren der beiden Schächer. Rechts hängt, dämonisch grün beleuchtet, der Verdammte, während links der verklärt bestrahlte Schächer schon alle Süßigkeit der Verheißung: „Heute noch wirst du bei mir im

[1] „Der Kurfürst." Verliehen 1925. Verlag des Bühnenvolksbundes.



Digitized by Google

Paradiese sein" (erste authentische Heiligsprechung durch Jesus Christus selbst) kostet. Und mir erscheint es wichtig, einmal an dieser Stelle zu sagen, daß nur ein katholischer Künstler, aus katholischem Glaubenserleben heraus, ein solches Werk religiöser Inbrunst in schlechthin vollendeter Kunstform zu schaffen vermochte.

Ein „St. Sebastian" (ältere Arbeit), von Pfeilen durchbohrt, in zuckenden Seilen hängend, wirkt neben dem Altarblatt schauervoll brutal. Wohl versöhnen die lobsingenden Engel des Hintergrundes, aber der wilde Schmerzensausdruck stimmt eher zu schaudervollem Erwägen des Leidproblems als zur Andacht. Der „St. Sebastian" des Mersmann gibt nicht die friedvolle Verklärung des um Christi willen leidenden Soldaten wieder, sondern mehr die triebhafte Schmerzensqual. In dieses Künstlers Seele berühren sich die Extreme: Brutalität und duftigste Feinheit. Beweis: — als Gegenüberstellung des St. Sebastian — eine *Betende Madonna*.

Madonnenhaft lieblich das Gesicht der Mutter des Herrn, voll gotisch frommer Reinheit die betenden Hände, die das holdselige Jesuskind in liebender Innigkeit umfassen. Hier deutet der junge Künstler sein Ziel: klare Einfachheit, an.

Diese Einfachheit, die letzten Endes große Kunst heißt, tritt noch deutlicher in die Erscheinung bei dem *Denkmal für eine Kriegerehrung*, darstellend: „Die Auferstehung des Jünglings von Naim". Von der armhebenden Gebärde des Heilands strömt die Zwingkraft neuen Lebens. *Er* ist es, der die Toten zum Leben erweckt. Die Schwingung der Lebenserweckung teilt sich überzeugend dem Betrachtenden mit. Hier wurde Erlebnis und Form geschlossene, freudige Einheit.

Die Firma *W. A. Falger*, Päpstlicher Hofkunstgießer, Münster i. W. — bekannt durch die Herstellung kirchlicher Geräte —, brachte in ihren Werkstätten die Kunstgebilde des Paul Mersmann jun. in musterhaft schöner Ausführung heraus. Als letztes Werk sei noch die *Denktafel* für den ehrwürdigen Friedrich Bergmanns genannt. Wir dürfen froh bekennen: es gibt Aufstieg junger, katholischer Kunst!

# Neue Bücher

## *Literaturwissenschaft*

*Cysarz, Herbert: „Deutsche Barockdichtung"* Renaissance — Barock — Rokoko. H. Haessel, Verlag, Leipzig. 311 S. 10 Mk.

Zum erstenmal ein Werk, das ausdrücklich einem lange vernachlässigten, heute viel umstrittenen Gebiet der deutschen Literatur gewidmet ist. Sein Hauptverdienst liegt wohl darin, daß es die verzettelte Fülle der bisherigen Einzelarbeiten zu einer groß gesehenen Überschau zusammenfaßt und so einstweilen das maßgebende Buch über die „barock" genannte deutsche Dichtung ist. Die ältere und zum Teil auch noch die jüngere Literaturgeschichtschreibung vermochte diesem Zeitraum zwischen Luther und Goethe kaum künstlerische Werte abzugewinnen, ja, sah ihn als den recht eigentlichen Verfall deutscher Dichtung an. Cysarz zeigt die bleibenden Eigenwerte dieses Zeitalters, dessen geniale Offenbarungen in den bildenden und bauenden Künsten ja schon seit einigen Jahrzehnten als Schöpfungen wiedererkannt wurden, die mit zu dem Herrlichsten gehören, was deutscher Boden trägt. Cysarz hätte noch schärfer herausarbeiten können, daß für diese Menschen einer ausgesprochenen Augenkultur das noch so tönende und noch so inhaltschwere Wort zu blaß war, um ihre Seele auszudrücken; daß ferner infolge des Kollektivcharakters, der dem künstlerischen Empfinden dieser Zeit eigen war, die Dichtung kein eigenes Leben haben, nur Organ, nie Organismus sein konnte; und wie hier wenig beachtete Gründe dafür liegen, daß das Literatur-Barock nicht genug Kräfte und Säfte an sich ziehen konnte zu jenem sprühenden und warmen Leben, was wir heute noch im Bild-Barock spüren. Auch die seelisch-weltanschaulichen Voraussetzungen der barocken Dichtung werden nicht so erkannt und gewertet, daß man den Namen „barock", wie er hier gebraucht wird, ohne weiteres und so allgemein gelten lassen könnte. Cysarz nennt auch noch, ja, eigentlich „barock" das, was mit dem barocken Lebensgefühl weniger zu tun hat, sondern, aus ganz anderen seelischen Bereichen sprießend, auf die deutsche Klassik der Goethezeit zustrebte, also eher „deutsche Proto-Renaissance" genannt werden müßte. Ein besseres Verständnis katholischen Lebens würde dem Forscher diese Dinge leichter aufgeschlossen haben; solche Mißverständnisse wie auf S. 223 schaden bedauerlicherweise einem Werk, das ein offenbar höchst begabter, beachtenswert feinsinniger Mann geschrieben hat.

*Dr. W. Schulte-Ahlen.*

*Bab, Julius: „Das Drama der Liebe"*. 3. Aufl. 8°. 198 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Julius Bab schlägt die 10 großen Seiten der dramatischen Weltliteratur auf und untersucht die Liebe in ihrer Beziehung zur Welt, zu den Geschlechtern, zum Selbstbewußtsein, zum Unbewußten und schließlich zu den Grenzen der Menschheit. Er stellt jedesmal zwei stoff- und



Digitized by Google

ideenverwandte Tragödien als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen einander gegenüber und zeigt, wie das alte und ewig neue Problem der Menschheit die edelsten Geister beschäftigt hat. Bab hält sich ziemlich abseits von flachen erotischen Betrachtungen und kommt in seiner besten und tiefsten Untersuchung, in der über Kleists Penthesilea, zu dem Schlusse, daß sich die eines Liebesgefühls letzten Endes jenseits alles Sinnlichen verwurzelt. *Dr. Keulers.*

*Forst-Battaglia, Dr. Otto: „Die französische Literatur der Gegenwart 1870—1924".* 1925. Dioskuren-Verlag, Wiesbaden. 443 Seiten. Oktav.

Neben den vielen Einzeldarstellungen deutscher Gelehrter aus dem französischen Geistesleben der Gegenwart haben wir nun die erste, lang benötigte Gesamtdarstellung der französischen Gegenwartsliteratur erhalten. Wenn ihr Wert auch nicht bemessen werden darf an der kürzlich von René Lalou verfaßten „Histoire de la Litérature Française Contemporaine", so ist sie doch ganz besonders geeignet — und auch wohl vornehmlich dafür bestimmt —, uns Deutschen das zu geben, woran es uns stets mangelte: eine Übersicht über die Gesamtheit des literarischen Schaffens und einen von falschen Urteilen und Wertschätzungen befreiten Einblick in das wahre Wesen französischer Geistigkeit. Zu der großen, lobenswerten Übersichtlichkeit, die dem Werke Forst-Battaglias eignet, trägt eine im ersten Abschnitt vorausgeschickte Darlegung der Rassenmischung des französischen Volkes bei, in der das immer sich wiederholende Durchdringen und Triumphieren der urfranzösischen traditionalistischen Kräfte betont wird gegenüber allen fremden, germanistischen sowie exotischen — jüdischen — Einflüssen. In diesem Kampf sieht der Verfasser Inhalt und Ergebnis der französischen Literatur. Die Zeit von 1870 bis 1924 legt er dar als endgültigen Sieg des französischen traditionellen Klassizismus über den durch zwei Jahrzehnte sieghaften germanischen Gegner. Bei Nennung der Faktoren, denen dieser Sieg zu danken ist: die Herkunft der Autoren aus dem guten Bürgerstande, die beschränkte und untergeordnete Rolle des jüdischen Elementes, das hohe Niveau des Publikums, die soziale Lage und Organisation des Schrifttums, die Erlebnisse der Weltgeschichte, das literarische Erbe der Vergangenheit — kann es Forst-Battaglia nicht unterlassen, einige recht scharfe, zum Teil nicht unverdiente Bemerkungen gegen nichtfranzösische Nationen zu machen. So z. B. „Aus allen diesen Ereignissen zog Frankreichs Schrifttum die Lehre des immer innigeren Bekenntnisses zu seinem Lande und zu seiner Tradition... Kein Franzose, auch nicht Barbusse, hat sein eigenes Nest mit Schmutz bedeckt wie der Deutsche Stilgebauer ... Oder ... unter Ablehnung des Extremen, Himmelstürmenden, Unnationalen, das etwa in der deutschen oder in der halbproletarischen, halb von deklassierten Aristokraten gemachten russischen Literatur den Ton angibt..."

Die Literaturgeschichte, der er noch einen Abschnitt über Geschichte, Philosophie, Kritik, wissenschaftliche Kunstprosa, Publizistik und ihre enge Verknüpfung mit der Literatur Frankreichs voranschickt, gliedert er in Drama, Roman, Lyrik. Dem Roman, der für das Ausland von größerer Bedeutung als alle andern Literaturzweige, mißt er den weitesten Raum zu, aber auch der hohen Blüte der gegenwärtigen Lyrik sucht er durch möglichst eingehende Behandlung gerecht zu werden. Die reiche Auswahl der Autoren auf allen Gebieten, die Aufzählung und Analyse ihrer Werke können als vorwiegend gelungen angesehen werden, so daß das Werk, abgesehen von einem gelegentlich zu starken Betonen der persönlichen Meinung und einigen Mängeln des Stils, dessen sorgfältige Durchsicht bei Neuauflage wohl angezeigt wäre, als brauchbares Nachschlagebuch warm zu empfehlen ist. *Ch. Demmig.*

*Fitzmaurice-Kelly, James: „Geschichte der spanischen Literatur".* Übersetzt von Elisabeth Vischer. Herausgegeben von Adalbert Hämel, Professor an der Universität Würzburg. Heidelberg 1925. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Preis geh. 17,50 Mk., geb. 20 Mk.

Der Wert dieser Darstellung der spanischen Literatur (die Entstehungsgeschichte der deutschen Ausgabe mag man in den Vorworten nachlesen) liegt in der umfassenden Bibliographie. Wir haben ihr in dieser Hinsicht in Deutschland nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Das Buch ist also für den Forscher unentbehrlich. Im übrigen haben wir manche Einwendungen zu machen. Den Wertungen und Abschätzungen spanischer Dichtung gegenüber kann man den deutschen Benutzern nur kritische Zurückhaltung und Bildung eines eigenen Urteils an den Quellen selbst empfehlen. Man darf da nicht aus dem Auge verlieren, daß der Verfasser ein Engländer ist und von spanischer Eigenart durch zwei außerordentliche Gegensätze getrennt ist: Rasse und Religion. Auseinanderstrebende weltanschauliche Wertmaßstäbe und Denkunterschiede scheinen an manchen Stellen ein unüberbrückbares Hindernis für objektive Literaturbetrachtung gebildet zu haben. Sympathisch berührt jedoch die Offenheit des Urteils, die uns ebenso wie die Achtung vor dem Sammlerfleiß des Verfassers mit manchen von unserem Standpunkt aus schiefen Ansichten recht wohl zu versöhnen vermag. Der Preis ist, gemessen an der spanischen Ausgabe desselben Werkes, die etwa den dritten Teil kostet, ungebührlich hoch. *H. Hinrichs.*

*



Digitized by Google

*Shakespeare*: „*Die Komödie der Irrungen. Der Widerspenstigen Zähmung.*" Englisch und Deutsch. Tempelverlag, Leipzig. Geb. 6 Mk. Die Ausstattung der Tempelklassiker ist mustergültig, besonders gepflegt die Schriftart. Die deutsche Übersetzung von Ludwig Tieck ist auf den Stand neuester Forschungen berichtigt worden. Wer Shakespeare in der Ursprache lesen will, der findet hier ein ausgezeichnetes, besonders preiswürdiges Hilfsmittel. *H. Hinrichs.* „*Amerikanische Lyrik.*" Übersetzt von Toni Harten-Hoenke. Eingeleitet von Friedrich Schönemann. Kunstwartverlag, G. D. Callwey, München 1925.

Vor einigen Jahren ließ Claire Holl eine „Anthologie jüngster amerikanischer Lyrik" unter dem etwas anspruchsvollen Titel „Die neue Welt" erscheinen. Das in der Presse über Gebühr gelobte Buch war ein Fehlschlag in zweifacher Hinsicht: es ist voller Übersetzungsfehler und Ungenauigkeiten und gibt durch seine einseitige Bevorzugung angeblich primitivster Wildwestlyrik ein ganz falsches Bild vom modernen Amerikanertum. Das vorliegende Büchlein mit dem schlichteren Titel ist die einzig richtige Antwort darauf. Die Einleitung von dem bekannten Amerikanisten ist frei von den Übertreibungen und Schiefheiten, wie Claire Holl sie sich in ihrem Vorwort leistet; sie gründet sich auf umfassende Sachkenntnis, sie ist nicht oberflächlich ästhetisierend und ebensowenig wissenschaftlich ermüdend. Die Auswahl der Gedichte gibt trotz des vorgeschriebenen engen Raumes ein wirkliches Bild der amerikanischen Lyrik, ein Bild von ihr im *Ganzen*; hier ist kein charakteristischer Ton fortgelassen; auch das, was die Amerikaner für das Schönste und Beste ihrer Lyrik halten, wie z. B. Whitmans bekanntes Gedicht „O Captain! My Captain!", ist mit Recht aufgenommen. Der Kenner begrüßt von den Älteren Emerson, Longfellow, Whittier, Poe, von den Jüngeren besonders L. Untermeyer, C. Aiken, E. A. Robinson, R. Frost, E. Pound, I. G. Fletcher. Die Übersetzerin verfügt über das sprachliche und sprachkünstlerische Können, um ihre schwierige Aufgabe zu meistern. Dichterische Nachempfindung und Sprachgewalt verbinden sich mit der Aufspürung und Festhaltung des Originalsinnes. Das Bestreben nach möglichster philologischer Treue und der Zwang des Reimes und Rhythmus zeitigten freilich einige wenige Härten, seltsame Wendungen, prosaische Ausdrücke, die ich hier nur vermerke, damit sie bei einer hoffentlich baldigen Neuauflage des Büchleins eventuell revidiert werden: „Und sagt, der Regen ging uns just vorbei" (S. 26), „Fluchen, er flucht selbst mir vorbei" (S. 36), „Und tanz' als ein Sklave öder Manier" (S. 37), „Jeder viereckige Platz auf der Erdoberfläche ist voll von demselben" (S. 41), „Solch jung Blut war auch ich" (S. 73), „Erinnerte ich zu spät den Schrei" ( S. 87), „Es alles zu lesen" (S. 88).

*Dr. Karl Arns.*

*Alfred Tennyson: „Enoch Arden und andere Dichtungen".* Übersetzt von Max Mendheim. Eulen-Verlag, Leipzig. 111 S.

Der große Viktorianer ist es wegen der bezaubernden Melodie seiner Sprache, seiner hohen Formvollendung, seines feinen Naturgefühls und seiner konzentrierten Stimmung wahrlich wert, daß er auch einem größeren deutschen Leserkreise bekannt wird. Darum begrüßen wir diese geschmackvolle und umsichtige Auswahl aus seinen Schöpfungen, welche Mendheim sinn- und fast wortgetreu zu übersetzen unternommen hat. Eine wirklich nicht leichte Aufgabe, die er in den meisten Fällen einwandfrei, in manchen sogar glänzend gelöst hat. So leuchtet aus der ersten Königsidylle die Farbenpracht des Originals unverfälscht empor, liest sich die bekannte Verserzählung von Enoch Arden wie eine deutsche Dichtung, sind die nicht einfache Rhythmik und das schwierige Reimthema des „Angriffs der leichten Brigade" meisterhaft wiedergegeben.

*Dr. Karl Arns.*

## *Kunst*

*Karlinger, Hans: „Über romanische Kirchenbauten".* (Hirth's Bilderhefte zu Kunst und Kunstgewerbe, Heft 3.) Mit 24 Tafeln. G. Hirths Verlag, München 1925. Gr.-8°.

Eine Auswahl aus dem reichhaltigen Bildplattenmaterial, das der Hirthsche Verlag für seine frühere Serienpublikation „Der Formenschatz" angesammelt und schon wiederholt für solche Einzelwerke ausgeschöpft hat. Die also etwas zufällige Auswahl ergibt doch ein annähernd umfassendes Gesamtbild des darzustellenden Gebiets, dem der Herausgeber eine knappgefaßte, aber gedanklich vertiefte ästhetische Einleitung vorausschickt.

*Prof. Wackernagel,* Münster i. W.

*Knackfuß, H.: „Rembrandt".* (Künstlermonographien, Bd. 3.) Verlag Velhagen & Klasing Bielefeld, Leipzig 1924. 15. Aufl.

Unveränderter Neudruck einer vor 25 Jahren erstmals erschienenen, seitdem wiederholt neu aufgearbeiteten Darstellung, die, wie die übrigen Bände der sattsam bekannten „Knackfüße", durch soliden, allgemein verständlichen Text und reichhaltige, neuerdings noch mit Farbentafeln bereicherte Ausstattung eine große Verbreitung gefunden hat.

*Prof. Wackernagel,* Münster i. W.

*Muchal-Viebrook, Th.: „Deutsche Barockzeichnungen".* („Die Zeichnung", I. Reihe, IV. Band.) Mit 32 Lichtdrucktafeln und 20 Lichtdrucken im Text. Delphin-Verlag, München 1925. Kart. 24 Mk., Ganzl. 30 Mk., Halbl. 50 Mk.



Digitized by Google

Das ganze Gebiet der europäischen Zeichnung in seiner geschichtlichen Entwicklung innerhalb der einzelnen Länder soll in der Sammlung „Die Zeichnung" durch eine Anzahl guter und billiger Bücher dargestellt werden. Das ist eine zu begrüßende Aufgabe, da die Zeichnung in der allgemeinen Kunstgeschichte bislang sehr stiefmütterlich behandelt wurde. Mit dem soeben erschienenen Bande „Deutsche Barockzeichnungen" gibt ein vorzüglicher Kenner des Barocks, Th. Muchall-Viebrook, die besten Werke aus den Gebieten der Malerei und der Graphik wieder, die der Barock in Deutschland hervorgebracht hat. Zwar sind sie nicht von dem Wert und der Bedeutung der Barockwerke anderer europäischer Länder. Aber sie weisen doch viel Größe und Schönheit auf. Die 32 Tafeln und die 20 Lichtdrucke fesseln durch die Wucht, den Lebensdrang und durch die tragische Bewegung, durch die Feinheit der Empfindung und durch den Themenreichtum. Neben den Zeichnungen von Elsheimer und Sandrart gefallen die von Werner besonders, der bislang kaum über die Zunft hinaus bekannt war. Nur hinsichtlich der Wahl der einzelnen Bilder könnte man Wünsche äußern. Manches wäre sicher besser fortgeblieben. Der Text bietet nicht nur eine zuverlässige Einführung in die deutsche Zeichenkunst der Barockzeit einschließlich des Manierismus, sondern auch die Beziehungen der deutschen Barockzeichnungen mit der Kunst in anderen Ländern werden reichlich nachgewiesen. Der Druck und die Ausstattung sind hervorragend.

*Hubert de Reuter.*

## *Drama*

*Clemens Brentano: „Ponce de Leon".* Ein Lustspiel. In der Dramenreihe „Das romantische Drama", bearbeitet herausgegeben von Gustav Grund. Verlag des Bühnenvolksbundes. Berlin 1925. 186 S.

Man ist heute allenthalben dabei, literarische Nachlese zu halten und auch Dinge, die zu ihrer Zeit und später kein Glück auf den Brettern hatten, erneut auf ihre Spielmöglichkeit nachzuprüfen. Ein Intriguenstück, dessen Hauptwert im Wortspiel liegt, dessen Form unter Brentanos romantischer Hand in 120 Auftritten sich verlor, ist hier von einem Theaterkenner, der zugleich die nötige Ehrfurcht vor dem Dichterwort mitbringt, auf das Notwendige und Beachtenswerte zusammengestrichen. Sicher verdient es seine Auferstehung neben so manchen Grabbe-, Büchner- und sonstigen Wiederentdeckungen.

*H. Bachmann.*

*Achim von Arnim: „Die Gleichen".* Ein Schauspiel. In der Dramenreihe „Das romantische Drama", bearbeitet herausgegeben von Gustav Grund. Verlag des Bühnenvolksbundes. Berlin 1925. 156 S.

Auch dieses „Buchungeheuer" ist hier bühnenfähig gemacht und damit eines der typischsten Werke der Romantikerzeit unseren Tagen neu erschlossen. Shakespeares Schule ist durchzuspüren und das tiefe Verständnis dieser dem Mittelalter so nahen Dichtergeneration für deutsches Sagengut. Wenn wirklich der Schritt auf das Theater noch nicht allgemein gelingen sollte, so sind wenigstens durch Grunds Ausgaben gute Lesedramen herausgekommen. Die Ausstattung ist schlicht, sauber und handlich. *H. Bachmann.*

*Friedrich Donauer: „Das Münster".* Ein Drama. In der Dramenreihe „Die Wegbereiter". Verlag des Bühnenvolksbundes. Berlin 1925. 164 S.

Seit Claudels „Verkündigung" liegt das Thema der Lebensgestaltung eines Münsterbaues und der um es gescharten und mit seinem Schicksal verquickten Menschen näher. Es hängt das mit an unserem offeneren Verhältnis zur Gotik. Hier ist die Tragik des Lebens eines zum großen Werke Berufenen an dem Baumeister selbst dargestellt. Wie er steht und fällt mit seiner Arbeit. Wie aus dem geplanten Gotteshause ein Götzentempel der eigenen Ehrsucht für ihn wird. Und wie deshalb von innen her der Zusammenbruch kommt. Der Vergleich mit Claudels Meisterwerk soll weder eine Gegenüberstellung noch eine Unterordnung sein. Donauers Drama ist sprachlich und auch im Aufriß einfacher und völlig anders, aber wahrscheinlich bühnenwirksamer. *H. Bachmann.*

## *Romane und Erzählungen*

*Neue Dichtungen von Wilhelm Matthießen.* Zu meinem in 4/XX. dieser Monatsschrift erschienenen Aufsatz über Wilhelm Matthießen ist nachzutragen, daß in letzter Zeit von diesem Dichter *„Regilindenbrunn"* (eine überaus romantische Geschichte) im Eugen Kuner-Verlag in Leipzig und das *„Totenbuch"* (geheimnisvolle Geschichten) im Verlag J. P. Bachem, G. m. b. H., Köln, erschienen ist.

Die beiden Bücher fügen kaum einen neuen Zug in das Bild des Dichters, wie ich es entworfen habe, aber sie zeigen ihn zu voller Reife der Persönlichkeit, Stärke und Tiefe des Erlebens und Beherrschtheit der Ausdrucksmittel gelangt. Sie sind wieder ganz „Sprache des Unaussprechlichen". Ihr Inhalt ist beinahe ganz unwirklich im herkömmlichen Sinn des Wortes, aber intensivste Wirklichkeit des Erlebens. Ihr bestrickender dichterischer Zauber läßt sich im engen Rahmen dieses Hinweises nicht einmal andeuten. „Regilindenbrunn", eine Geschichte von zartester Anmut und Seelenhaftigkeit, ganz süßer, träumerischer Wohllaut, schließt sich einigermaßen an die „Kabeuschendichtungen" Matthießens an



Digitized by Google

und spinnt auch deren einzigartigen Humor fort. Ganz ernst im Erlebnisgehalt und daher auch im Ton dunkler, dröhnender ist das „Totenbuch". Alle Geschichten, die es enthält, sind tiefsinnige Meisterstücke nordisch-romantischer Poesie. Die tiefsinnigste von allen ist vielleicht „Mein Tod", die schon in Rockenbachs bekannter Sammlung neuer Dichtung „Jung-Mannschaft" eine Höchstleistung bildete. „Die Uhr", die bereits in der Monatsschrift „Orplid" viele Bewunderer fand, drückt tiefe Ahnungen und Erkenntnisse über das Zeitproblem vermittels eines unvergeßlichen Einfalls höchst einprägsam aus. Von stärkstem, reinstem Zauber Matthießenscher Poesie sind die „Wunderlampe" und die beiden ergreifenden Weihnachtsdichtungen „Totentanz" und „Letzte Märchen". Wer etwa an dieses Buch zuerst von allen Werken des Dichters gerät, für den mag folgende Stelle aus der zuletzt genannten Geschichte als Schlüssel zu seinem Verständnis dienen: „Ich finde es für die vernünftigste Sache von der Welt, wenn ein Mensch so klug ist, seine Seele irgendhin zu verrücken, wo sie der Welt und ihrer abscheulichen Hinterlist unerreichbar bleibt. Diese erdenfernen und sternennahen Abgründe sind durchaus keine Unwirklichkeit. Alles, was sich ein Herz schafft, ist Wirklichkeit und lebendige Kraft, wie Gedanke und Traum."

*Hermann Preindl, München.*

*Betsch, Roland: „Benedikt Patzenberger. Aus der Komödie seines Lebens".* Roman in 3 Büchern. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G., München 1925. 12.—15. Tausend.

Roland Betschs Roman „Benedikt Patzenberger" gehört zu den Kuriositäten in der neueren Romanliteratur. Ein solch phantastisches Leben, in welchem herbe Tragik und oft bis zur Verrücktheit gesteigerte Komik im grellen Wechsel miteinander stehen, ist ein dankbarer Stoff für einen Romandichter, der in der Darstellung der Schicksale seines Helden den Schwierigkeiten der tieferen psychischen Probleme und deren Lösung nicht aus dem Wege zu gehen gewillt ist. Betsch unternimmt dieses Wagnis und kommt damit zu einem glücklichen Ende, ohne der Gefahr, unklar zu werden, zu erliegen. Zwar geht es oft hart auf hart, besonders bei der Schilderung des Jugendlebens Benedikt Patzenbergers, und manchmal will es dem Leser so scheinen, als ob der Dichter der psychischen Verworrenheit im Wesen seines Helden und ihrer Glaubhaftmachung nicht mehr Herr zu werden vermöchte. Aber ein starker Dichterinstinkt und die Fähigkeit des Aufspürens feinster Seelenregungen in ihren letzten Ausstrahlungen überwinden siegreich alle Schwierigkeiten und bringen den Leser zu dem Glauben, daß Benedikt Patzenberger nur so hat sein können und nicht anders, daß sein inneres wie äußeres Lebensschicksal nur diesen einen vom Dichter vorgezeichneten Weg nehmen konnte. Nichts Ungesundes steckt in dem Menschen Patzenberger, trotz allem Absonderlichen und Überspannten. Eine starke Naturhaftigkeit läßt ihn dorthin zurückkehren, woher er den Ausgang zu seiner Lehr- und Irrfahrt durchs Leben nahm. Die Kraft der heimatlichen Scholle überwindet alle Reizungen fremder Länder, und über Irrungen und Wirrungen triumphiert siegreich die erste starke und bei aller anfänglichen Verneinung einzig lebensfähige Liebe zur Jugendgefährtin aus der Bruchmühle. Mit ihr findet Benedikt Patzenberger den Weg in die Jugend zurück, in ein neues Leben voll Arbeit und Streben, aber auch voll Sehnsucht.

*Dr. Heising.*

*Betsch, Roland: „Land Irgendwo".* Novellen, Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G., München 1925.

Man wird beim Lesen dieser Novellen aus dem Lande Irgendwo, voll von Abenteuerlichkeit und dunklen Rätseln, unwillkürlich an E. T. A. Hoffmann und dessen Spukgeschichten erinnert. Land Irgendwo ist das Reich des Unbewußten, das, wie der Dichter sagt, „hart an der Seite unseres Lebens schreitet, und das wir doch nie begreifen werden". Alle Begebenheiten, die Roland Betsch aus diesem Lande erzählt, tragen den Stempel des Phantastischen an sich, bewegen sich auf der Grenze zwischen realer Wirklichkeit und irrationalem Schein. Wer die Gabe hat, zu sehen, kann hier einen Blick tun in die unergründliche Tiefe des menschlichen Seelenlebens. Die letzte psychologische Deutung enthält der Dichter seinem Leser vor; es soll sich jeder selbst aus dem Erzählten den Kern des greifbar Realen herausschälen. Ob dem Leser das gelingt, bleibt allerdings eine Frage. Aber es ist kein Schaden, wenn es ihm nicht gelingt; die Freude an den Geschichten wird dadurch nicht getrübt. Bieten sie doch so viel an geheimnisvoller Spannung, und ist ihr Einfluß auf die Seele des Lesers doch so stark, daß niemand von diesen Erzählungen loskommt, im Gegenteil jeder ihrem Zauber und ihrer poetischen Schönheit restlos verfällt. — Von unserer Zeit geht das Wort, sie gäbe Käuzen und absonderlichen Charakteren keine Daseinsmöglichkeiten mehr. Allerdings, was früher als Kauz galt, ist heute ausgestorben, ist von den Rädern des modernen Lebens zermalmt; und außerdem tritt diese Spezies Mensch heute nicht mehr so auffallend in die Erscheinung, weniger aus einem subjektiven Nichtwollen heraus, als vielmehr deshalb, weil der Umwelt die beschaulich-ruhige Zeit fehlt, sich darüber klarzuwerden, ob dieses oder jenes Individuum zur Gruppe „Kauz" zu zählen sei oder nicht. Aber es gibt trotz und alledem auch im Zeitalter der Moderne noch Käuze, und von solchen erzählt Roland Betsch im zweiten Teil seines Buches „Land Irgendwo" allerlei krauses und komisches Zeug. Mit feinem Spürsinn



Digitized by Google

dringt der Dichter bis in die dunkelsten Gänge des unergründlichen Labyrinths des Narrenhirns und in die verstecktesten Winkel der Seele vor und zeigt, wie alle diese Narren und Käuze auf der großen Bühne der Welt gleich wunderlichen Spekulationen einer übermütigen Schöpferlaune mit zwingender innerer Notwendigkeit auftreten, gerade als müßten sie das Weltbild vor einem ewigen Einerlei bewahren. Mögen diese Käuze nun sein wie Peter Dürrschnabel oder wie der Professor Schwarzloos oder wie die übrigen von Betsch gezeichneten Typen, sie sind immer mit prachtvoller Lebendigkeit und natürlicher Wahrheit geschildert, sie sind in ihrer Art dem wirklichen Leben abgeguckt und darum auch künstlerisch im besten Sinne lebensfähig.

*Dr. Heising.*

*Lawrence, D. H.: „Söhne und Liebhaber".* Roman. Ins Deutsche übertragen von F. Franzius. Insel-Verlag, Leipzig. 1925. Gr.-8°. 633 Seiten.

In der jüngeren englischen Generation ist unter den Schriftstellern, deren Kunst die in weiten Kreisen der Gebildeten herrschende Meinung über den Unwert der englischen Gegenwartsliteratur widerlegt, vor allem D. H. Lawrence zu nennen. Schon in den Romanen „Women in Love" und „Der Regenbogen", der als erster ins Deutsche übertragen wurde, hatte seine junge schöpferische Kraft mit aller Konvention gebrochen und, ungeachtet scharfer Angriffe und Feindseligkeiten, die sich gegen ihre Freimütigkeit richteten, sich in die Reihe derer gestellt, die im englischen Roman durch Vertiefung ins Seelische und Geistige eine Wende zum Besseren, Künstlerischen erstrebten, in krassem Gegensatz zu dem althergebrachten Sensationsroman mit seiner stofflichen Roheit und Geschmacklosigkeit und jener anderen nicht weniger unkünstlerischen Art, die eine Verquickung von dichterischer Erzählung mit Philosophie darstellte, wobei das Künstlerische meist unterging.

Der Insel-Verlag bringt nun das neueste Werk von Lawrence: „Söhne und Liebhaber". Aus einer Bemerkung Fritz von Unruhs in seinem Buch: „Flügel der Nike" über den Dichter: Sein Vater ein Säufer, seine Mutter das Licht, schwer war sein Kampf ... können wir schließen, daß der Dichter in diesem Roman, einer Verherrlichung der Sohnes- und Mutterliebe, Selbsterlebtes zu dichterischer Gestaltung gebracht. Jede einzelne der wenigen Gestalten scheint aus dem Leben gegriffen: der Bergmann Morel, der ein Säufer ist, die Mutter, die feine, stille, duldende Seele, die im Leben des Sohnes wurzelt, und an der trotz aller Enttäuschungen und Bitternisse einer zermürbenden Ehe nicht das kleinste bißchen Gefühl der Unfruchtbarkeit ist, weil sie einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, alles besessen, was für ihr Leben und ihre Entwicklung nötig war, jene wirkliche echte Flamme des Empfindens durch den anderen; — und die beiden jungen Frauen: Miriam, die Verkörperung der rein geistigen Liebe, Clara, die Verkörperung der sinnlichen Leidenschaft, beide erbitterte und verhaßte Gegner der Mutterliebe, die über den Tod hinaus über sie triumphiert. Im Mittelpunkt steht Paul, den wir vom versonnenen, sensiblen Kind mit der ewig hungernden Seele heranreifen sehen zum sehnenden, mit tiefsten Problemen ringenden Mann. Seine Liebe zu seiner Mutter, die ihm Lebenswärme und Schaffenskraft ist, kann wohl eine der schönsten Perlen moderner Dichtkunst genannt werden! Arm an Handlung, aber um so reicher an Gehalt ist dieser Charakterroman, der ein volles Seelenleben gibt, es bis in seine letzten, qualvollsten Tiefen enthüllend, und in dem sich ein Schicksal vollendet, nicht, wie in englischen Romanen üblich, durch süße Zufälligkeiten, sondern unter dem Zwang des Charakters. Allgemeine menschliche Probleme sind es, um deren Lösung auch hier die Menschen ringen; schmerzhaft leiden auch sie unter dem Zwiespalt zwischen der alten und jungen Generation und unter der Unfähigkeit, ihre Sehnsüchte in erlebte Wirklichkeit zu wandeln. Nur ein Problem wird nicht berührt: das religiöse. Ohne daß es besonders betont oder hervorgehoben wird, sehen wir hinter all diesen Menschen unerschüttert fest den Bibelglauben stehen.

Die Übersetzung kann als vollkommen bewertet werden, die äußerst gelungene Wiedergabe des Dialekts mit dem Plattdeutschen muß besonders hervorgehoben werden.

*Ch. Demmig.*

# Kleine Anzeigen

*„Sudetendeutsches Jahrbuch."* Erster Band. Herausgegeben für die Adalbert-Stifter-Gesellschaft und im Auftrage und mit Unterstützung der Hauptstelle für deutsche Schutzarbeit von Otto Kletzl. Johannes Stauda, Verlag, Augsburg 1925. Geh. 4,80 Mk., geb. 6 Mk.

Etwas eigentümlich geformt sind die Eingangsworte Josef Nadlers, die das Schaffensziel sudetendeutscher Eigenart zur Darstellung bringen wollen. Dann folgen eine Anzahl Aufsätze, die sich mit Geographie, Geschichte, Kunst und Literatur, d. h. mit sämtlichen Zweigen sudetendeutschen Geisteslebens, befassen. Eingehende Berichte zeugen von der reichen Arbeit, die auf den verschiedensten Gebieten sozialer und kultureller Betätigung geleistet wurde. Ein mutiges Schlußwort eröffnet einen trotz aller Gegenwartsnot doch hoffnungsvollen Blick in die Zukunft.

*v. Hassel, Georg: „Die Auslandsdeutschen.*



Digitized by Google

*Ihr Schaffen und ihre Verbreitung über die Erde*". Historisch-wirtschaftliche Studie von den Kreuzzügen bis zur Gegenwart. Verlag von Otto Salle, Berlin W 57 1926. Geh. 3 Mk.

Im Überblick wird hier vorzüglich dargelegt, was deutsche Kaufleute und Forscher zur Erschließung der Welt beigetragen haben. Besonders dankenswert sind die ausführlichen chronologischen Tabellen, die diese Tatsachen in anschaulicher Weise vor Augen führen.

*„Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslandsdeutschtum und zur Auslandskultur."* Herausgegeben von *Georg Schreiber*. 1. Heft. Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland. Herausgegeben von Dr. Eduard Winter. Münster i. W. 1926, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Die neue Schriftenreihe will eine Sammlung von Einzeldarstellungen bieten, die der Vertiefung der Auslandskunde, vor allem der Kunde vom Auslandsdeutschtum, dienen soll. Dieser erste Band macht uns mit den Sprachinseln in der Slowakei und in Karpathorußland bekannt, über die es bisher überhaupt noch keine eingehende Darstellung in deutscher Sprache gab; wurden doch manche dieser Volkssplitter erst während des Weltkrieges und später wieder recht „entdeckt". Die einzelnen Aufsätze, die von verschiedenen Verfassern herrühren, sind zumeist entstanden auf Grund einer Studienreise, die Studenten und Dozenten der deutschen Hochschule in Prag im Sommer 1925 zu diesen deutschen Siedlungen führte. Geographisches, Geschichte, Wirtschaftsfragen, Schul- und kirchliche Verhältnisse, Geistesleben und Volkskundliches kommen eingehend zur Sprache. Bilder und Karten geben dem frisch geschriebenen, sehr empfehlenswerten Werkchen noch größere Anschaulichkeit. *H. H.*

*Schlesische Bücher.*

Den Bestrebungen unserer Brüder in der östlichen und westlichen Grenzmark, ihr Deutschtum zu wahren und zu stärken, muß man besten Erfolg wünschen. Ob die Mittel immer recht geeignet sind, steht dahin. So auch bei diesen sicher gutgemeinten Büchern aus dem Verlage von L. Heege, Schweidnitz. *Theodor Artopé* gibt uns in seinen *„Geschichten aus dem Riesengebirge"* (8°. 112 S. 1,25 Mk.) drei Bände, von denen eins überhaupt keine Geschichte, sondern eine allerdings recht hübsch geschriebene Landschaftsschilderung ist, die beiden andern in der Hauptsache Liebesgeschichten sind. Das zweite Buch (der 8. Band der „Schlesischen Bücher") *„Hinter den Bergen, Stimmen der Sudetendeutschen"*, herausgegeben von Willibald Köhler (8°. 180 S. 2 Mk.), bietet nach einer etwas verschwommenen Einleitung eine Sammlung sehr verschiedenwertiger Beiträge von einem Dutzend Sudetendeutscher, besonders Ginzkey, Walter von Molo, Ernst Leibl, Watzlick, Wittek. — Die dritte und beste Gabe ist das 1. Heft der Sammlung „Unser schönes Schlesierland", die zunächst den Schlesiern, dann aber auch den Deutschen im allgemeinen vor Augen führen will, was Schlesien an Werten der Baukunst und an landschaftlichen Schönheiten aufzuweisen hat. Es heißt *„Breslau und seine Umgebung"* (Gr.-8°. XXII Textseiten und 40 photogr. Tafeln. 2 Mk.). Das Buch mit seinen schönen Abbildungen ist wohl geeignet, den von der slawischen Flut umbrandeten deutschen Osten in den anderen deutschen Gauen besser bekannt und gewürdigt zu machen und so das Interesse für die deutsche Ostmark zu wecken und zu heben.

*Schöler, Hermann: „Helden der Arbeit"*. Lebensbilder großer Männer des deutschen Wirtschaftslebens. Quelle & Meyer, Leipzig 1926, 4., durchgesehene und erweiterte Aufl. Gr.-8°. XVI und 318 S. Mit 54 Abbild. auf 42 Tafeln. Geb. in Leinwand 12 Mk.

Helene Stökls schönes Buch *„Ich will"*, Lebensbilder hervorragender Männer unserer Tage, ist vergriffen und wird anscheinend nicht wieder neu aufgelegt werden. Für den Bereich des Wirtschaftslebens wird es völlig ersetzt und überboten durch Schölers vorliegendes Werk, das nicht nur für den mitten im Berufsleben stehenden reifen Mann eine äußerst anregende und wertvolle Lektüre bildet, sondern auch, nach des Verfassers eigener Versicherung, für die in das Leben erst eintretende Jugend geschrieben ist. Siebzehn Männer der verschiedenen Zweige des deutschen Wirtschaftslebens werden uns hier in ihrem unermüdlichen Schaffen, das alle Widerstände und Mißgeschicke siegreich überwand, in außerordentlich lebensvoller Weise vorgeführt, in einer Form, die auch technische Einzelheiten in gewandter, niemals ermüdender Darstellung dem Nichtfachmann anziehend macht. Vermißt haben wir einen der hervorragendsten Industriekapitäne, August Thyssen, der wohl nur deshalb keine Aufnahme gefunden hat, weil er bei Abfassung dieser 4. Auflage noch am Leben war, und der in der hoffentlich bald erscheinenden 5. Auflage als achtzehnter zu den siebzehn bisher behandelten Helden der Arbeit hinzutritt. Denn sowohl seiner Bedeutung im deutschen Wirtschaftsleben als der sozialen Auffassung und Betätigung wegen, auf die von Schöler besonderes Gewicht gelegt wird, verdient er es, und das schöne, auch sehr gut ausgestattete Buch wird dadurch um ein wertvolles Kapitel vermehrt. *Dr. A. Kahle.*

*

*„Deutschkundliche Bücherei"*. *Germanisch-Deutsche Sprachgeschichte bis zum Ausgang des Mittelalters*, von *Dr. Gustav Wenz*. Quelle & Meyer, Leipzig 1924. Geh. 60 Pf.

*„Die Kunstform des Dramas"*, von *Dr. Emil Ermatinger*. Ebenda 1925. Geh. 60 Mk.



Digitized by Google

Die „Germanisch-Deutsche Sprachgeschichte" schreitet vom Indogermanischen über das Urgermanische und Gemeingermanische bis zum Alt- und Mittelhochdeutschen vor. Die Darstellung ist sehr übersichtlich und trotz der allergrößten Knappheit auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut.

„Die Kunstform des Dramas" umfaßt die Kapitel: Der Standpunkt; Drama und Zeit; Der dramatische Dichter; Idee, Stoff, innere Motivierung; Tragödie und Komödie; Probleme der Wirkungsform. Zu begrüßen ist vor allem die Unbedingtheit, mit der das Drama in unsere Zeit hineingestellt wird, und alles, was rein wissenschaftlichen Zwecken dient, beiseite bleibt. Besonders dankenswert ist diese Auffassung bei der Klarlegung des Ineinanderwirkens von Idee und Stoff. Widersprechen könnte man der einseitigen Verdammung gewisser Kunstrichtungen, so, wenn der Verfasser dem Naturalisten und überhaupt jedem „—isten" von vornherein die dramatische Bedeutung abspricht.

*

*Kurz, Isolde*: *„Der Caliban"*. Roman. J. L. Schrag, Nürnberg 1925. Geb. 6 Mk.

Die Geschichte eines körperlich und geistig — nicht sittlich — verwahrlosten Jungen, der hauptsächlich aus Mangel an elterlicher Liebe so geworden ist. Seine guten Seiten zeigen und entwickeln sich erst, als er von der Schwester seiner Stiefmutter mit Liebe und Vertrauen behandelt wird. Die ihm entgegengebrachte Liebe vergilt er mit einer sich selbst opfernden Treue. Das Übrige — die Darstellung des Verhältnisses zwischen dem eitlen und selbstsüchtigen Dichter Ivo von Geier und der Sängerin Marianne Sebald und die Schilderung des gesellschaftlichen Lebens der Konsulsfamilie — ist nur Brimborium, zeigt uns aber die Meisterschaft der Dichterin in der Charakterzeichnung. *Dr. K.*

*Müller, Bertold Friedrich: „Der Kerkermeister von Gerolseck"*. Erzählung aus Tirols Vergangenheit. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. 8°. 443 S.

Durch diese Erzählung vom Kampf um die Feste Kufstein und ihrer Einnahme durch die Bayern zu Beginn des 18. Jahrhunderts geht ein reiner herzerfrischender Zug gesunder Lebensauffassung. Die Handlung ist getragen von scharf herausgemeißelten Gestalten, von aufrechten, leiderprobten Männern, still duldenden, starken Frauen, von jungen, liebedurchglühten Menschen, die mit den dramatisch sich steigernden äußern Ereignissen wachsen an innerer Größe oder an der Gewalt ihrer Leidenschaften zugrunde gehen. Zu einer Zeit allgemeiner Verwirrung der fundamentalsten Begriffe unserer Alltagsmoral wirkt dieses Buch mit seinen klaren eindeutigen Forderungen geradezu wohltuend. *Dr. Keulers.*

*Koelsch, Adolf: „Longin und Dore"*. Erzählung. Verlag von Grethlein & Co., Zürich und Leipzig 1925. 8°. 116 S.

Koelsch erweist sich in diesem Büchlein als Meister der Seelenanalyse: er läßt zwei Menschenkinder wie Bruder und Schwester nebeneinander aufwachsen, bis daß „er" von „ihr" erfährt, daß er nur ein angenommenes, erkauftes Kind seiner „Eltern" ist. Das sprunghafte Geschehen in der Seele des Mädchens sowohl als auch die trostlose Verwirrung in der Brust des Jünglings gestaltet Koelsch zu einem Drama, das zwar in der sittlichen Bewertung der Charaktere manches vermissen läßt und nicht mit einer befriedigenden Lösung des erschütternden Problems endet, das aber ein überaus feines Einfühlungsvermögen des Dichters und ein zartes Verständnis für Witterungen andrer Seelen voraussetzt.

*Dr. Keulers.*

*Lübbe, Axel: „Die Heimkehr"*. Novelle. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin 1925.

Das alte, oft wiederholte Motiv von dem heimkehrenden Sohne, den die Eltern ermorden, findet in dieser Novelle eine modern gewandte Formung. Der im ganzen allzu triebhaft aufgebauten und vorwärts geführten Erzählung fehlt trotz mannigfacher poetischer Schönheiten die innerlich geschlossene Wucht sinnvoller Tragik. Alles endet, wie eben Triebe nur enden können, in einem blinden Unsinn unabänderlichen Müssens.

*Dr. A. Kamp.*

*Ulitz, Arnold: „Barbaren"*. Roman. Albert Langen, München.

Auf allen Gebieten menschlicher Geistesbetätigung herrscht ein Überangebot, nicht zuletzt auf dem des modernen Romanes. Alles schon dagewesen! So kam Arnold Ulitz auf den Gedanken, einmal zur pikanten Reizung verwöhntester Romanleser einen deutschen Gelehrten von Ruf mitten in die primitivste Welt von Renntierhirtenvölkern zu stellen und seine inneren und äußeren Erlebnisse zu erzählen. Ulitz löst seine Aufgabe nicht ohne Geschick, besser gesagt mit raffinierter Ausnutzung des aufs feinste ausgebauten Sprachapparates modernster Romantechnik: Blasiertheit, Ironie, Blasphemie, ungezügelte Tierheit, alles das meistert er. Er kennt nur nicht den tiefen, ehrfurchtsvollen Ernst echter Kunst, der sich um die Gestaltung der Menschen und Dinge bemüht, nicht aber Spott mit ihnen treibt. Der Roman mag übersättigte Gaumen kitzeln, unverdorbenen Gemütern hat er so gut wie nichts zu sagen. *Dr. A. Kamp.*

*Seidel, Ina: „Die Fürstin reitet"*. Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ina Seidel, die Meisterin lyrischer Romanmusik, hat sich in der vorliegenden Erzählung an einer großen Staatsaktion versucht. Trägerin der Aktion soll eine russische Fürstin sein. Wunderbare Tiefen weiblichen Wesens zucken auf, traumhaft



Digitized by Google

weich und leidenschaftlich wild, inmitten des ungeheuren Raumes Rußland. Das ergibt eine ganz gefüllte Stimmungsatmosphäre ... aber nicht mehr. Ina Seidel besitzt nicht die geballte epische Kraft, den Blitz gewaltigen Geschehens in dieser Atmosphäre zu entzünden und in den Raum zu schleudern, daß Himmel und Erde davon bewegt würden. *Dr. A. Kamp.*

*Kliche, Franz: „Trutz Rom!"* Der Deutschen Kampf um Gott. Aussaat-Verlag, Barmen 1925. 4. Bd. 8°. 491 S. 8 Mk.

Die Erzählung behandelt die Vertreibung der Lutheraner aus dem Fürstbistum Salzburg. Was da geschehen, soll nicht beschönigt und nicht entschuldigt werden, es entsprach dem durch den Augsburger Religionsfrieden sanktionierten Grundsatz: cuius regio, eius est religio (der Landesherr bestimmt die Religion der Untertanen), ein Grundsatz, der von den Protestanten sicher mit nicht geringerer Energie bzw. Rücksichtslosigkeit angewandt und durchgeführt wurde als von den Katholiken. — Jeder Roman verfolgt, wie überhaupt jedes Kunstwerk, mehr oder weniger irgendeine Tendenz. Wo aber wie hier Licht und Schatten so ungleich verteilt werden, daß alle Protestanten im hellsten Glanze, alle Katholiken im tiefsten Dunkel stehen, daß jeder Protestant als Heiliger, jeder Katholik als Ausbund aller Schlechtigkeit erscheint, da entsteht ein Tendenzroman übelster Art, den man aus Gründen der Wahrheit und Gerechtigkeit ebenso wie aus allgemein künstlerischen Rücksichten entschieden ablehnen muß. *Dr. K.*

*Steinmüller, Paul: „Der goldene Ring".* Das Buch von der Ehe. Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Broschiert 2 Mk, Geb. 3,80 Mk.

Das lebenswichtigste Problem eines Volkes ist das der Ehe, der Keimzelle des Staates. Was Steinmüller uns in diesem „Buch von der Ehe" schenkt, ist ein neues, prachtvolles „Hohelied". In tiefer Reinheit, voll großer Ehrfurcht vor dem hohen Mysterium geschrieben — aber auch mit wuchtigster Anklage spricht der Dichter eine Sprache, die packt, die mitreißt —, beweist die Möglichkeit epischer Gestaltung der Prosa, wie wir sie an ihm noch nicht erleben durften. Erinnernd an Nietzsches Zarathustra: Von Kind und Ehe! — und zum dankbaren Vergleich herausfordernd.

„Alleinsein heißt am Leben kranken" ... damit beginnt dieses Lied der Braut- und der Hochzeit. Wunderschön dann im Kapitel: Der Früchtekranz, Das Recht auf das Kind: ... denn Kinder sind nicht unser Eigentum, sondern kleine Fremdlinge, die bei uns einkehren und nach dem Wege fragen!" „... Mutter werden heißt Tor der Unendlichkeit sein. . ." Das Kapitel von der kranken Ehe schließt er mit der bitteren Wahrheit: „... und wo die Ehe krankt, siecht das Volk!" Endlich „Die Scheidung": „... Nur eine Trennung gibt es: bis der Tod uns scheidet — so war es feierlich beschworen. An diesem Wort schleicht keine Ausflucht feig vorüber. Meineid heißt nicht falscher Eid — Meineid heißt frevelhafter Eid ... Wir stehen am Riß, der durch die Menschheit geht, wer es fassen kann, der fasse es."

Möge das Buch in viele Hände kommen — es bringt Segen dem — der es mit offenem Herzen liest und in sich ausreifen läßt. *Dr. Steppuhn.*

*Lill, Elisabeth: „Es öffnen sich heimlich die Kelche".* Verse. Verlag Natur und Kultur A.-G., München. (Sonnenland-Bücherei). 8. Band.

E. Lill ist eine romantisch-idyllische, tieffromme Natur mit einem warmfühlenden Herzen für ihre Mitgeschöpfe, besonders für ihre Lieblinge, die Kinder. Begabung für zartlyrische Stimmungen ist, wenn auch ohne starke Eigenart, zweifellos vorhanden. Die Gedichte enthalten hübsche Bilder und wertvolle Ideen, sind aber nicht immer zwingend gestaltet und zuweilen sprachlich und rhythmisch noch unvollkommen. Auch ist die Gedankenführung nicht ohne unmotivierte Kurven und Sprünge. *Anton Aulke.*

*Wenger, Lisa: „Der Garten".* Erzählungen aus dem Tessin. Seldwyla-Bücherei, Zürich u. Leipzig o. J. Band 10. 8°. 126 Seiten.

Lisa Wengers Erzählungen aus dem Tessin sind letzten Endes Bekenntnisse und Erlebnisse einer zarten, gotterfüllten Seele. „Die Idee und das Bild der Schöpfung wirkt so stark, wird so deutlich sichtbar und überzeugend, daß man Göttliches seltsam nahe und greifbar fühlt". (S. 61.) Der Wunsch, Gott zu fassen, zu halten, sich ihn zu eigen zu machen, feuchtet die Augen. (S. 62.) Ihre Menschen sind vielfach sonderbare Gestalten: Hellseher, Halluzinanten, Trinker, Zornmütige, Leidtragende. Man glaubt der Dichterin gerne, daß sie bei Dostojewski in die Schule gegangen ist, wenngleich der zarte Hauch inniger Menschen- und Naturliebe eher an Tagore erinnert als an den russischen Meister. Als Geschenk wird „Der Garten" manchem Leser Stunden heiliger Stille bereiten. *Dr. Keulers.*

*Keller, Paul: „Dorfjunge".* Mit Bildern von Max Odoy. Bergstadt-Verlag, Breslau 1925. Klein-Oktav. 175 S. Brosch. 3,20 Mk. Ganzl. 4,80 Mk.

Zum erstenmal gesammelt legt uns Paul Keller seine im Laufe vieler Jahre verstreut erschienenen Dorfjungengeschichten vor, durch einige neue bereichert. Mit ihrer feinen Poesie und ihrem köstlichen Humor entzücken uns diese zehn kleinen Geschichten, die von einer Lebendigkeit und Ursprünglichkeit in Darstellung und Empfindung sind, wie sie nur bei einem Dichter möglich, der selbst „durch und durch Dorfjunge" war. Neben ein bißchen Frechheit und spitzbübischer Schelmerei klingt auch zuweilen ein ernster, tiefer Ton an, wie z. B. in „Gedeon" und „Das Niklasschiff". *Ch. D.*

*Wunsch, Johannes: „Heimat".* Schwarzwald-Erzählungen. Bühl (Baden), Unitatsverlag. 8°. 228 S.



Digitized by Google

Diese Schwarzwalderzählungen sind ein echtes Heimatbuch. Zum Teil sind es Skizzen, die allerdings nicht alle von derselben Geschlossenheit und Abrundung sind wie der Krätzenmann. Ein Bild aus dem Leben ist die Novelle Schwarzwald-Bärbel. Den Rest bilden Spinnstubengeschichten, von denen manches Stücklein echt Münchhausenisch uns anmutet. Plaudern und dabei künstlerisch gestalten wie Hansjakob kann nicht jeder — auch nicht, wenn er die Stoffe aus dem Schwarzwald nimmt, aber Wunsch könnte bedeutend mehr leisten, wenn er seine Sachen mehr ausreifen ließ und straffer zusammenfaßte.

*Euringer, Richard*: Das herzhaft „*Sprüchl-Büchl*" will sagen Neue An-, Auf- und Überschriften für Häuser, Mauern, Bänke, Tische, Wände und allerhand Gerät demnach das deutsche Epigramm oder kreuzfideles Inventarium. Walter Seifert, Stuttgart 1926. 8°. 78 S.

Das Büchlein bietet, wie der Titel schon sagt, Inschriften so ziemlich auf alles und jedes (namentlich zahlreiche Grabinschriften), passende und unpassende, vielfach recht derbe, die dem Geschmack unserer Zeit nicht immer zusagen.

„*Sophokles Antigone*." Übertragen von Ludw. Friedrich Barthel. Griechisch und Deutsch nebeneinander. 10. Bd. der Tuskulum-Bücher. Ernst Heimeran, München 1926. 8°. 114 S. Geb. 3 Mk.

Ein in jeder Weise gut ausgestattetes, schmuckes Bändchen, an dem man seine Freude hat, abgesehen von der Übersetzung, die fast nirgends den Ton und sehr oft nicht einmal den Gedanken trifft. Der griechische Text ist sehr sorgfältig; ich habe nur einen einzigen Fehler bemerkt. Dem Verlage möchte ich raten, bei den folgenden Bändchen statt einer neuen zweifelhaften Übersetzung lieber eine gute alte zu wählen und sie evtl. von einem tüchtigen Kenner überarbeiten zu lassen. Das ist für ihn wahrscheinlich billiger und für den Leser ganz sicher angenehmer.

* *Dr. A. Kahle.*

*Kempf, Konstantin S. J.*: „*Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert*". Ein Beitrag zur Apologie der Kirche. 7. vermehrte und verbesserte Auflage. Benziger & Co., Einsiedeln. 400 S.

In diesem jetzt in 7. Auflage vorliegenden Sammelbande bietet Pater K. Kempf S. J. als Beitrag zur Apologie der Kirche eine stattliche Reihe von kurzen Lebensbildern solcher Menschen, die, gewiß nicht als Heilige geboren, sich zu glänzenden Leuchten der Heiligkeit emporgerungen haben. Solche Idealgestalten, zu denen Ungezählte in gläubigem Vertrauen aufgeschaut, die durch ihr Beispiel Tausende mit edler Begeisterung erfüllt haben, sind auch uns Kindern des 20. Jahrhunderts zuverlässige Führer durch das Dunkel und Elend unserer Tage.

*Kempf, Konstantin, S. J.*: „*Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu*". 2. Band: In den Missionen. Benziger & Co., Einsiedeln 1925.

Wie das von Kempf herausgegebene Werk: „Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert" einen glänzenden Beitrag zur Apologie der Kirche bietet, so liegt in diesem neuen Buche eine überaus wirksame Verteidigung der heute wieder schwer angefeindeten Gesellschaft Jesu. Gleichzeitig kommt es der nach der Zerstörung blühender Missionen durch den Weltkrieg wieder mächtig auflebenden Missionsbegeisterung entgegen. Seit Entstehen ihres Ordens haben die Jesuiten stets in erster Reihe der tapferen, heldenmütigen Glaubensstreiter in den Heidenländern gestanden. Wenn nicht alles aktenmäßig belegt werden könnte, würde man zweifeln an der Tatsächlichkeit des Berichteten, so unglaublich fast klingen viele der Leistungen, Mühen und Kämpfe dieser unvergleichlich tapferen, nur für Christus und sein Reich lebenden und sterbenden Heldenschar.

* *A. T.*

## *Ein Nachwort zur Buchausgabe des „Schwarzen Nikolaus"*

Auf dem Einband meines neuen Romanes „Der schwarze Nikolaus" (Leipzig, Kuner) ragt als einzige Zier ein abgebrochenes Kreuz empor! Dieses Kreuz ist für viele Christen ein Zeichen des Ärgernisses, und ich fühle mich verpflichtet, zu sagen, was es bedeuten soll. Als der hl. Franz von Assisi seinen Orden nicht gründen durfte, schickte ihm Gott einen schrecklichen Traum: der Heilige sah die St.-Peters-Kirche wanken, die Türme stürzten übereinander! (Vgl. die Fresken Giottos.) — Mit diesem Traum eilte er in den Vatikan zum Heiligen Vater und stand wie Joseph vor Pharao und verkündete, daß die Kirche Christi unfehlbar einstürzen werde, wenn der Papst den braunen Brüdern nicht erlaube, in Armut gemeinsam dem Heiland nachzufolgen! Bekanntlich erlaubte der Papst daraufhin den Orden, und die Kirche blühte neu auf!

Nun steckt in meinem schwarzen Nikolaus gewißlich ein Stück von einem Heiligen — das bestätigen mir Christen, Juden und Heiden gemeinsam. Das, was er heute von seiner Mutter, der Kirche, fordert (er fordert zuvörderst eine Enzyklika antialkoholika!), das erscheint ihm nicht minder wichtig als das, was der Große von Assisi forderte, und er zieht im gleichen Zeichen einher: das Kreuz wird abbrechen, die Kirche wird untergehen, wenn sie nicht auf ihn hört!

Ich kann die Zuschriften nicht alle beantworten und wähle diesen Weg, den Stein des Anstoßes wegzuräumen! Das Buch, das Stephan Zweig neben Rollands „Meister Breugnon" und neben Timmermanns „Pallieter" stellt, möge als heiteres, als fröhliches Buch nicht mit mißverstandener Stirn einhergehen! *Nikolaus Schwarzkopf.*

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 166.
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestatte



Digitized by Google

## *Zur Besprechung eingegangene Bücher*

*Albani, Johannes D.* „*Katholisches Deutschland*". Ferdinand Schöningh, Paderborn 1926. Preis 75 Pf.

*Albani, Johannes D.*: „*Die Stockholmer Weltkonferenz und die katholische Kirche*". Ferdinand Schöningh, Paderborn 1926. Preis 75 Pf.

*Alexis, Willibald*: „*Victoire Charpentier*". Roman. Kösel & Pustet, München 1925. 171 S. Preis 1,50 Mk.

*Alphons Maria Ratisbonne*: „*Ein neuer Bruder im Herrn*". Von Theodor de Bussières. Einleitung von Pater Aloys Mager, O. S. B. Theatiner-Verlag, München 1926. Kl.-8°. 109 S. Preis geh. 2 Mk.

*Augustinus*: „*Das religiöse Leben. Gemeinschaft*". Eingeleitet von Otto Karrer. Verlag Ars sacra, München o. J. 235 S. Text und 10 Bilder. Preis 4,80 Mk.

*Baberadt, Karlfriedrich*: „*Das Haus zum Lanzknecht*". Eine Novelle aus dem alten Frankfurt. Englert & Schlosser, Frankfurt a. Main 1926. 8°. 87 S. Preis geb. 2,50 Mk.

*Bahr, Hermann*: „*Notizen zur neueren spanischen Literatur*". Georg Stilke, Berlin 1926. 57 S. Preis kart. 3 Mk.

*Betsch, Roland*: „*Der Chinese*". Aus Sammlung „Das Tor". Kösel & Pustet, München 1926. Kl.-8°. 43 S. Preis geb. 1,50 Mk., in Leder 2,50Mk.

*Catull*: „*Gedichte*". Philipp Reclam jun., Leipzig. Preis geb. 80 Pf.

*Colerus, Egmont*: „*Zwei Welten*". Ein Marco-Polo-Roman. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin 1926. 707 S.

*Cremer, E., Dr.*: „*Die wirtschaftlichen Grundursachen der Weltnot und die natürliche Art ihrer Heilung*". Jungfermannsche Buchhandlung, Paderborn 1925. Preis 1,70 Mk.

*Dante, Alighieri*: „*Die göttliche Komödie*". Übersetzt und erläutert von August Vezin. Kösel & Pustet, München 1926. 1123 S. Preis brosch. 25 Mk., geb. 28 Mk.

*Dederichs, Wilhelm*: „*Predigt-Gedanken*". Herder & Co., Freiburg 1926, 8°. XII uund 104 S. Brosch. 1,80 Mk., kart. 2,30 Mk.

„*Der Heilige Petrus.*" Sein Leben in Bildern alter Meister mit Text aus der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern. Theatiner-Verlag, München-Rom 1925. Preis geb. 1,80 Mk.

„*Deutsche Denkreden.*" Besorgt von Rudolf Borchardt. Verlag der Bremer Presse, München 1926.

„*Die Kreuzzüge in den Bildern von Gustav Doré.*" Mit einer geschichtlichen Einführung und Bilderklärungen von Andreas Busch. Verlag Josef Müller, München o. J. 4°. 100 Vollbilder in Kupfertiefdruck. Preis geb. 12,5 oMk.

*Dierkes, Johannes*: „*Kultur und Religion*". Ein Beitrag zur Kulturkrisis der Gegenwart. Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn 1925. Preis 2,30 Mk.

*Dobschütz, Ernst v.*: „*Der Apostel Paulus*". Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. d. Saale, 1926. Preis kart. 5 Mk.

*Dolezich, Gabriele, Dr.*: „*Die Mystik Jean van Ruysbroecks des Wunderbaren*". Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt i. Schles. 1926. Preis 7,50 Mk.

*Eichenwald, Prof. J. J.*: „*Zwei Frauen. Die Gräfin Tolstoi und Frau Dostojewskij*". Concordia. Verlagsanstalt Engel & Toeche, Berlin 1926. 8°. 256 S. Geh. 4 Mk., Ganzleinen 6 Mk.

*Emerson, R. W.*: „*Lebensführung*". J. C. C. Bruns, Verlag, Minden i. W. o. J.

*Erbse, Walter*: „*Nachtschatten*". Greifenverlag, Rudolstadt 1926. 8°. 346 S. Preis kart. 4,50 Mark, geb. 6,50 Mk.

„*Erinnerung an Georg Trakl.*" Brenner-Verlag, Innsbruck o. J. Preis brosch. 3,50 Mk., geb. 5 Mk.

*Eschweiler, Karl, D. Dr.*: „*Die zwei Wege der neueren Theologie*". Eine kritische Untersuchung des Problems der theologischen Erkenntnis. Benno Filser, Verlag, Augsburg 1926. Gr.-8°. 337 S. Preis brosch. 8 Mk., geb. 10 Mk.

*Fabri de Fabris, R.*: „*Gradje*". Novellen. Bergland-Verlag, Elberfeld o. J. 8°. 123 S. Preis geb. 2,50 Mk.

*Falke, Konrad*: „*Marienlegenden*". Rascher & Cie., Zürich 1926. Preis geb. 11,50 Mk.

*Feldmann, Franz, Dr.*: „*Das Buch der Weisheit*". Peter Hanstein, Verlag, Bonn 1926. Preis geh. 4,20 Mk., geb. 5,80 Mk.

*Flaubert, Gustave*: „*Herodias*". Philipp Reclam jun., Leipzig. Preis geb. 80 Pf.

*Frässle, Joseph*: „*Negerpsyche im Urwald am Lohali*". Herder & Co., Freiburg 1926. 8°. 189 S. Preis geb. 4,80 Mk.

*Geiger, Simon Dr.*: „*Der Intuitionsbegriff in der kath. Religionsphilosophie der Gegenwart*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. Preis 6 Mk.

*Goethe*: „*Faust.*" Eine Tragödie. Verlag der Bremer Presse, München 1926.

*Goldschmidt, Kurt Walter*: „*Buddha und Dionysos*". Ein Zeit- und Weltbekenntnis. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin 1926. 8°. 105 S. Preis geh. 2 Mk.

*Gotthelf, Jeremias*: „*Der Bauern-Spiegel.* Eugen Rentsch, Verlag, München-Leipzig o. J. 8°. 384 S.

*Gros, Erwin*: „*Wer mich bekennet*". Aus der Geschichte einer dörflichen Gegenreformation. Oranien-Verlag, Herborn 1926. Ganzleinen 3 Mk.

*Gros, Erwin*: „*Das Opfer der Maria Bach*". Eine Erzählung. Oranien-Verlag, Herborn 1926. Ganzleinen 3 Mk.



Digitized by Google

*Harten-Hoencke, Toni*: „*Amerikanische Lyrik*". Kunstwart-Bücherei. Eingeleitet von Dr. phil. Friedr. Schönemann, Münster. Kunstwart-Verlag, Georg Callwey, München 1925. Kl.-8°. 108 S. Preis geh. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.

*Herm, Heinrich*: „*Dome im Feuer*". Werdegang eines Europäers. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1926. Geh. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk. 487 S.

*Janssen, A., und Schräpel, J.*: „*Niederdeutsches Balladenbuch*". Georg D. W. Callwey, München 1925. 8°. 317 S. Preis geb. 8 Mk.

*Jatsch, Josef, Dr.*: „*Das Evangelium der Wahrheit und die Zweifel der Zeit*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. 8°. VIII. und 480 S. Leinwand geb. 9 Mk.

„*Jubiläumsbüchlein*" für das Jubiläum des Heiligen Jahres. Von Msgr. P. Weber. Paulinusdruckerei, Trier 1926. 27 S. Preis 30 Pf.

*Kardinal Gasquet*: „*Zweck und Ziel des Ordenslebens*". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. Preis geb. 2,50 Mk.

*Kolbenheyer, E. G.*: „*Das Gestirn des Paracelsus*". Georg Müller, A.-G., München 1923. 8°. 477 S.

*Kühnel, Joseph*: „*Von der Enkelin Gottes*". Gedanken über religiöse Kunst. Herder & Co., Freiburg 1926. Gr.-8°. 128 S. Preis in Leinwand 4,60 Mk.

*Ledorit, Dr., Johannes*: „*Frühschein der Kultur*". Herder & Co., Freiberg i. Br. 1926. 257 S. Preis geb. 4,80 Mk.

*Lenz, Georg, Dr.*: „*Die Bedeutung des Protestantismus für den Aufbau einer allgemeinen Staatslehre*". J. C. B. Mohr, Tübingen 1924. Preis geh. 1,20 Mk. Subskr. 1 Mk.

*Lerch, Eugen*: „*Romain Rolland und die Erneuerung der Gesinnung*". Hochschulbuchhandlung Max Hueber, München 1926. 8°. 331 S. Preis geh. 7,50 Mk., geb. 9,50 Mk.

*Löwenstein, Graf*: „*Das Schwalbenfräulein*". Ein Minneroman. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. 8°. 286 S. Preis Ganzleinen 4 Mk.

*Mann, Heinrich*: „*Liliane und Paul*". Paul Zsolnay, Berlin 1926.

*Meffert, Franz, Dr.*: „*Caritas und Volksepedemien*". Caritas-Verlag, Freiburg 1925. Schriften zur Caritaswissenschaft. Preis brosch. 5,75 Mk., geb. 6,90 Mk.

„*Meister Eckehart spricht*". Gesammelte Texte mit Einleitung von Otto Karrer. Verlag Ars sacra, Josef Müller, München o. J. 159 S. u. 11 Bilder. Halbleinen 3,60 Mk.

„*Musik im Leben*". Herausgegeben von Studienrat E. Jos. Müller, Köln. Führer-Verlag, M.-Gladbach 1925. Preis geb. 9 Mk. Mit Beilage „Der Notenschrank".

*Newman, John Henry*: „*Der Traum des Gerontius*". Deutsch von Emilie Schleußner. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1925. 5 S.

*Ochs, Siegfried*: „*Überdie Art, Musik zu hören*" Werk-Verlag, Berlin 1926. Preis geh. 1,60 Mk.

*Offenbach, Jacques*: „*Orpheus in der Unterwelt*". Philipp Reclam jun., Leipzig, Preis 40 Pf.

*Otto, Rudolf*: „*Das Heilige*". *Leopold Klotz*, Verlag, Gotha 1926. 8°. 258 S. Preis geb. 5 Mk.

„*Pfeffer und Salz*". Bruder Bernhard. Herder & Co., Freiburg i. Br. o. J. 2. u. 3. Aufl. 8°. VIII und 150 S. Preis geb. 3,50 Mk.

*Pius XI.* „*Rundschreiben über die Einsetzung des Festes unseres Herrn Jesu Christi des Königs*". Harder & Co., Freiburg i. Br. 1926. 8°. 68 S. Preis 2 Mk.

*Pius XI.* „*Rundschreiben über die Förderung der Missionen*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926.

*Prager, Hans*: „*Wladimir Solovjeffs universalistische Lebensphilosophie*". J. C. B. Mohr, Tübingen 1925. Preis geh. 1.20 Mk., Subs. 1 Mk.

*Püttmann, Eduard Oskar*: „*Anna Carolina*". Der Roman einer Schauspielerin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Engel & Toeche, Berlin 1926. 2. Aufl. 8°. 129 S. Preis geh. 3 Mk., geb. 4,50 Mk.

*Reimmichl*: „*Die Geschichte eines bösen Buben*". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. Kl.-8°. 162 S.

*Reimmichl*: „*Der Nant*". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. Kl.-8°. 144 S.

*Reimmichl*: „*Esau und Jakob*". Roman, Verlagsanstalt Tyrolia o. J., Innsbruck. Kl.-8°. 420 S.

*Reimmichl*: „*Der Kreuzkaspar*". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. K.-8°. 278 S.

*Reimmichl*: „*Der Fexpeter und andere Schwänke*". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck o. J. Kl.-8°. 202 S.

*Rohr, Erich*: „*Franziskus und Ignatius*". Eine vergleichende Studie. Dr. Franz A. Pfeiffer, München 1926. Preis 1,80 Mk.

*Röhl, Hans, Dr.*: „*Abriß der deutschen Dichtung*". B. G. Teubner, Leipzig 1925. Preis geb. 3 Mk.

*Rumpf, A., Dr.*: „*Kind und Buch*". Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin u. Bonn 1926. Gr.-8°. 106 S. Preis geb. 4 Mk.

*Rust, Otto Albert*: „*Kunst*". Aus Sammlung „Das Tor". Kösel & Pustet, München 1926. Kl.-8°. 67 S. Preis geb. 1,50 Mk., in Leder geb. 2,50 Mk.

*Sailer, Johann Michael*: „*Priester des Herrn*". Verlag Ars sacra, Josef Müller, München o. J. 221 S. Ganzleinen 6 Mk.

*Sauer, Joseph*: „*Wesen und Wollen der christlichen Kunst*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926. Preis 1,20 Mk.

*Seemann, Margarete*: „*Hörende Herzen*". Ein Buch von Gott. Bergland-Verlag, Elberfeld o. J. 8°. 112 S. Preis Ganzleinen 2,50 Mk.

*Seidenfaden, Theodor*: „*Das Glockenspiel*".



Digitized by Google

Rheinische Geschichten. Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis 1925. 199 S. Preis geb. 4 Mk.

*Schäfer, Wilhelm*: „*Huldreich Zwingli*". Verlag Georg Müller, München 1926. Preis geb. Leinen 10 Mk.

*Schaeffer, Albrecht*: „*Der Gefällige*". Lustspiel in vier Akten. Gustav Kiepenheuer, Potsdam 1925. 91 S.

*Schaeffer, Albrecht*: „*Die tanzenden Füße*". Philipp Reclam jun., Leipzig. Preis geb. 80 Pf.

*Schlund, Erhard*: „*Exerzitien und Exerzitienbewegung*". Dr. Franz A. Pfeiffer, München 1926. Preis geb. 2,70 Mk.

*Schmidt, Expeditus, Dr. P.*: „*Magnalia Dei*". Ein Aufriß der christlichen Gedankenwelt. Kösel & Pustet, München o. J. 8°. 170 S. Brosch. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mk.

*Schott, Anselm, O.S.B.*: „*Das Meßbuch der heiligen Kirche*". Neu herausgegeben von Pius Biehlmeyer, OSB. Herder & Co., Freiburg i. Br. o. J. Geb. 6 Mk.

*Sonnenschein, Carl, Dr.* „*Notizen*". Weltstadtbetrachtungen. Heft 1. Verlag der Germania A.-G., Berlin 1926.

*Sonnenschein, Carl, Dr.*: „*Notizen*". Weltstadtbetrachtungen. Heft 2. Verlag der Germania A.-G., Berlin 1926.

*Specht, Richard*: „*Franz Werfel*". Versuch einer Zeitspiegelung. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin 1926. 8°. 326 S.

*Spranger, Eduard*: „*Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule*". B. G. Teubner, Leipzig 1925. 2. Aufl. Geh. 2,60 Mark, geb. 3,20 Mk.

*Storr, Rupert*: „*Die Heilige Schrift des Neuen Bundes*". Evangelien. Apostelgeschichte. Apostelbriefe, Geheime Offenbarung. Matthias Grünewald, Verlag, Mainz 1926. 744 S.

*Stuckert, Franz*: „*Das Drama. Zacharias Werners Entwicklung und literaturgeschichtliche Stellung*". Moritz Diesterweg, Frankfurt a. Main 1926. 193 S. Preis geh. 6 Mk.

*Terhütte, Herm. Jos., P. S. C. J.*: „*Religiös-literarische Porträts aus dem zeitgenössischen Frankreich, Lotte, Péguy, Psichari*". Verlag Missionshaus Sittard 1926.

*Tillich, Paul*: „*Kirche und Kultur*". J. C. B. Mohr, Tübingen 1924. Preis geh. 1,20 Mk., Subskr. 1 Mk.

*Tschechow, A. P.*: „*Komisches und Tragikomisches*". Quelle & Meyer, Verlag, Leipzig o. J. Kl.-8°. 132 S. Preis 2 Mk.

*Wagner, Ludwig*: „*Der Szeniker Ludwig Sievert*". Bühnenvolksbundverlag, Berlin 1926. 167 S. und 90 Bühnenbilder. Preis geb. 6 Mk.

*Wagner, Max Leopold*: „*Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen*". B. G. Teubner, Leipzig 1924. Preis geh. 2,60 Mk., geb. 3,40 Mk.


# DIE MOSAIKEN AUF DER „GESOLEI"

**Die Gesolei in Düsseldorf, deren Außenbild Professor Kreis gestaltete, birgt wohl als eindrucksvollstes Kunstwerk die drei großen Mosaiken Professor Heinrich Nauens. Sie erregen allgemeines Aufsehen und bestätigen den Ruf Nauens als eines unserer stärksten deutschen Künstler. Daher wird das neueste Bändchen der „Auswahl" jedem Besucher der Gesolei, jedem Freunde der Kunst Nauens willkommen sein.**

## HEINRICH NAUEN

**Von Dr. Max Creutz, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Museums in Krefeld. Mit 34 Abbildungen, darunter einem Selbstbildnis Nauens. Band 8 der „Auswahl aus neuerer Dichtung und Kunst", herausgegeben von Dr. Heinrich Saedler.**

**Satzanordnung und Ausstattung von Karl Köster.**

**In Halbleinen schön gebunden RM. 4.00 / Durch alle guten Buchhandlungen.**

**FÜHRER-VERLAG * M. GLADBACH**


Digitized by Google

Soeben erschien

**die dritte Auflage:**

# Das Wesen des Katholizismus

von

## KARL ADAM

8°, 260 Seiten / In Ganzleinen geb. M. 10.–, brosch. M. 8.–

*

„Im Geiste der Möhlerschen Darstellung entwirft neuestens das Bild der Kirche, ihres Seins und Wesens, ihrer Lebensfülle und ihrer lebendigen Wirksamkeit ein geistiger Jünger Möhlers, ein begeisterter Sohn der Kirche, Karl Adam, der Gelehrte und beredte Dogmatiker an der Universität Tübingen. Was er in vielbesuchten Vorlesungen an Forschungsergebnissen und lebendigen Erfahrungen und Einsichten vorgetragen hat, davon legt er nun in einem herrlichen Buche vor weiteren Kreisen Zeugnis ab mit dem Nachdruck und der Herzlichkeit des Mannes, der gleich ergriffen ist von der Leidenschaft für die Wahrheit wie von glühender Liebe für die Kirche."

Literarische Beilage zur Augsburger Postzeitung

*

**Verlag L. Schwann, Düsseldorf**

Digitized by Google

# Der Gral

## Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Busse, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.

# Inhalt

Ein ganz feines Lächeln .... Von Friedrich Muckermann, S. J. / Sommerlied des heiligen Franziskus. Gedicht von Sturm-Gunda. / Das Sündenwasser. Roman von Heinrich Luhmann Mach auf die Türe ... Gedicht von Fjodor Ssologub / Zwei Gedichte. Von Alexander Kuhr Ohne Gott. Drama von Josef Hachmann / Ivan Oljelund. Von Dr. Ernst Alker / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Miguel de Unamuno. Von H. Hinrichs Theodor Mintrop. Von Heinz Steguweit / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kunstbeilagen: Des Ölmüllers Sohn erzählt Märchen; Putten und Pflug. Von Theodor Mintrop

20. Jahrgang Heft 10 Juli 1926

Friedebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen

Digitized by Google

## In unserem Verlage sind stets vorrätig

### Das Goldene Anstandsbuch

Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Von J. von Eltz. 12. Auflage 548 Seiten 8°. In Leinen gebunden 8.— Mk.

Soeben erschien in II. verbesserter Auflage Eltz:

### Lebens- und Anstandsfragen

434 Seiten. Auf holzfreiem Papier in Leinen gebunden 8.— Mk.

### Das Kleine Anstandsbuch

Ein Leitfaden des guten Tones für jedermann. Von J. von Eltz. 12. u. 13. Auflage. Gebunden in Ganzleinwand mit Rotschnitt 3.— Mk.

### Die praktische Tante

4000 Rezepte und Ratschläge für alle Gebiete des Haushalts. Von M. Lorenz. 1034 Seiten. Gebunden in 2 Bänden. Pro Band 4.— Mk.

### Die Hausbäckerei

Von M. Lorenz. Preis in $^1/_1$ Leinen gebunden 4.50 Mk.

### Davidis Kochbuch

Neu bearbeitet von Charlotte Taeuber. 1212 Rezepte nebst einem reichhalt. Anhang. 524 Seiten, Gr.-Okt. In Leinen gebunden 3.— Mk.

### Lehrbuch für Dienstmädchen

Von Elise Keltinger. Gebunden 1.50 Mk.

### Das Goldene Glückwunschbuch

Eine Sammlung von Gedichten für die Jugend und Erwachsene zu allen Festen und besonderen Gelegenheiten. Von M. Pohl. 2. Auflage. In Halbleinen gebunden 3.— Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

**FREDEBEUL & KOENEN, VERLAG, ESSEN**


Digitized by Google

Theodor Mintrop: Des Ölmüllers Sohn erzählt Märchen
Zeichnung 1858 (Kunstakademie zu Düsseldorf)

Digitized by Google

Theodor Mintrop: Putten und Pflug
Zeichnung 1855 (Kunstakademie zu Düsseldorf)

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang | Heft 10 | Essen, im Juli 1926

# Ein ganz feines Lächeln ....

Von Friedrich Muckermann, S. J.

DAS Buch „*Rechenschaft*" von *Johannes Albani* ist in allen seinen Teilen ernst und wesentlich. Vielleicht gibt es überhaupt kein Konvertitenbild aus neueren Zeiten, das so unbedingt sachlich gehalten wäre. Daß einem deutschen Schriftsteller sich die Darstellung so vielfach verschlungener Wege, die aus einem gläubig-protestantischen Heim durch die Wirren und Unzulänglichkeiten des Theologiestudiums der Gegenwart über die Stellungen eines Kandidaten, Hilfspfarrers, Los-von-Rom-Predigers, Feldgeistlichen, Landpastors und Großstadtseelsorgers, deren jeweilige Problematik vom Standpunkte ehrlichen Wahrheitswillens im verzweifelten Ringen des Lebens erkannt wurde, bis zu der Stufe geistiger Klarheit sich formt, die wir in der wundervollen Linienführung dieses Seelenromans, der ganz gewiß nichts mit Romanen im landläufigen Sinne zu tun haben will, dennoch aber ein Kunstwerk edelster Prägung geworden ist, diese Tatsache könnte man im literarischen Deutschland von heute ein Ereignis nennen. War es das Erbe südlichen Blutes, das den faustischen Kämpfer dieser Kapitel des Formideals der schönen Helena nicht vergessen ließ, wie es ja denn diesem an Entbehrungen und an Kämpfen so reichen Leben nicht an Episoden zu fehlen schien, in denen Frauenanmut und heitere Lebenskunst neckisch, begütigend und tröstend durchs weinumlaubte Fenster hereinschauten? Oder danken wir diese Klarheit der vollen Erfüllung, wie sie kräftig und groß am Ende der Wanderung steht und nun von überragender Höhe aus lächelnd die Straßen betrachtet, die einstmals ein Netz von Irrungen und Wirrungen waren, nunmehr aber wie ein Idyll so lieblich sich vor einem Auge ausbreiten, das gelernt hat, in allem Hin und Her die zielklare Führung gnadenvoller Vorsehung zu erblicken? Dieses Buch ist in keinem Betracht Literatur, und eben darum die schönste Bereicherung echten, deutschen Schrifttums. Das sind nun alles Dinge, die jeder bemerken wird, der mit Sinn für schön verklärte Wirklichkeit jene Bekenntnisse liest. Unzweifelhaft wird man diesen Mann, den Abkömmling eines albanischen Dynastengeschlechtes, das später den Hl. Vater Clemens IX. und den Kardinal Hannibal zu den Seinen zählte, liebgewinnen, wird sich heimisch fühlen in seinem Reiche, in dem Reiche seiner Ideen nicht nur, sondern auch in dem häuslichen Heim, wo die Gattin weilt, der Liebe und Dankbarkeit in so zarter Weise die schönste Huldigung darbringen. Etwas aber gibt es in diesem Buche, was vielleicht

Digitized by Google

nicht jeder merkt, was am Ende gar nicht unmittelbar aus ihm kommt, sondern erst hineingefühlt wird, nachdem man für sich selber einige Folgerungen daraus gezogen und darüber ein bißchen schamrot geworden ist, ich meine ein ganz feines Lächeln . . . Dieser Konvertit kommt aus der modernen Welt und kehrt heim ins Mutterhaus, um dann doch bemerken zu müssen, daß man hier und dort in dem Mutterhaus neben dem großen Gott, dessen Geist natürlich darin waltet, doch noch heimlich eine ganze Anzahl kleiner Götzen verehrt, und zwar gerade die, denen der tapfere Bekenner eben entronnen zu sein glaubte. Dr. Albani ist ein bescheidener und kluger Mann. Er fühlt sich noch immer ein wenig als Gast. Gäste kritisieren nicht, aber sie können es beim besten Willen nicht verhindern, daß sie über allerlei Torheit, sie, die Vielerfahrenen, die lang Gewanderten, die ganz Klugen, ein wenig lächeln müssen. Es liegt in diesem Lächeln inhaltlich etwas von dem, was sich bei dem nordischeren *Rembrandtdeutschen* in kräftigen Grimm umsetzt. In dem Geleitwort, das der feinsinnige *Bischof von Keppler* der eben erscheinenden Biographie dieses vielumstrittenen Deutschen mit auf den Weg gibt, lesen wir die bezeichnenden Worte: „Lassen wir uns von ihm das Gewissen erforschen und schärfen, seien wir ihm dankbar, wenn er aufrüttelt aus dem so gefährlichen Dämmerschlaf des Gewohnheitschristentums, aus einem weltseligen, nicht praktizierenden Bildungskatholizismus. Lassen wir von ihm uns wieder sagen, daß die Hauptfrage für uns nicht ist, ob wir auch gebildet genug sind, sondern ob wir auch katholisch genug sind; nicht, ob wir genügend weltgewandt werden, sondern ob wir nach 1. Joh. 2, 15, genügend weltabgewandt bleiben; nicht, ob wir auch gewiß alle Bildungsmomente der modernen Zeit uns aneignen, sondern ob wir von allen Lasterwegen des modernen Lebens uns fernhalten. In allen diesen Fragen kann der Rembrandtdeutsche uns wichtige Führerdienste leisten."

Ja, es ist sehr vielsagend, dieses Lächeln. Vor einigen Wochen äußerten sich einige Jugendbewegte dahin, es liege ihnen zur Zeit der heilige Aloysius nicht mehr ganz, denn er sei erstens ein Italiener und zweitens in seiner ganzen Art doch nicht so der Ausdruck dessen, was an Lebensbejahung und neuer Freude an den Dingen in der Jugend von heute gäre. Nun, was den Italiener betrifft, so wollen wir uns dabei nicht weiter aufhalten. Das gleiche wurde schon einige Monate vorher von einem in Verständigung und Ökumene arbeitenden protestantischen Führer gesagt und also einfach wiederholt. Vielleicht ist es auch nur die „katholische" Variation einer völkischen Melodie, in dem Augenblick bei uns angestimmt, wo man in fortgeschritteneren Lagern sie bereits zu Ende geblasen. Aber das zweite, darüber muß man in der Tat lächeln. Das soll nicht heißen, jemanden auslachen, nein, ein feines Lächeln kann sehr traurig und mitleidsvoll sein. Mancher schon sagte St. Franziskus und meinte Rousseau, indem er nämlich bei St. Franziskus eben das vergaß, was diesem mit dem heiligen Aloysius gemeinsam ist, sagen wir einmal das Heroische. Der alte Kant und auch der alte Goethe wußten darum und waren sich darüber klar geworden, daß es im Menschen so etwas gebe wie das Radikal-Böse. Beide hatten einmal mehr für Rousseau geschwärmt, als manche Jugend von heute für St. Franziskus. Wenn man nun sieht, wie da unser ganzes Zeitalter über Rousseau hinweggeschritten ist, wenn selbst Thomas Mann seiner verwöhnten Bourgeoisie das Wort von den todernsten Akzenten des Lebens ins Gedächtnis ruft, und wenn dann auf der anderen Seite katholische Jugend steht, die in völliger Unkenntnis dessen, was die Zeit wirklich bewegt, sich fort-



Digitized by Google

schrittlich und groß vorkommt, den wahren Gott ständig mit den kleinen Götzen verwechselnd, die man nach Aktschluß von der großen Bühne des Lebens soeben hinter die Kulissen hin abtransportiert hat, muß man nicht wirklich zu solchem Unterfangen, das obendrein noch von naiven Führergrößen mitgemacht wird, leise lächeln?

Der Kampf zwischen Gesetz und Freiheit ist uralt, aber in unserer Zeit neu entbrannt. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß es jedesmal ein Unglück gibt, wenn das eine vom andern getrennt wird. Settembrini spricht es im Zauberberg deutlich genug aus, daß in dieser Trennung eine vor allem deutsche Tragik sei. In dem gleichen Roman findet sich dann der Gedanke, der auch in Keyserlings Schule der Weisheit und noch eindringlicher bei Guardini geäußert wurde, daß das Prinzip der einseitigen Freiheit sich in den letzten 500 Jahren erschöpft habe. Auf allen Straßen der Welt ist heute bereits die Sehnsucht zu spüren und der Schrei zu hören, von denen Sören Kierkegaard behauptet hat, sie würden einst mit elementarer Kraft in einer des übersteigerten Individualismus müden Zeit sich erheben: es ist die Sehnsucht und der Schrei nach Gesetz und Gemeinschaft. Muß man nicht leise lächeln, wenn Dr. Albani bekennt: „Während auf der einen Seite kampfbereite Menschen nach Erprobung aller Möglichkeiten persönlicher Freiheit sich von neuem auf den Boden der Kirche stellen und sich bereitfinden, nach dem großen, göttlich angelegten und mit göttlicher Leitung ausgestalteten Plane sich einzurichten, erreicht das verführerische Lied der Freiheit auch heute noch Ohren, denen es bislang fremd geblieben war. Sie hören den sehnsüchtig rührenden Klang ihrer Lieder, so schmerzlich und lockend, so ganz verschieden von der feierlichen und scheinbar eintönigen Schlichtheit heiliger Hymnen. Und sie legen dem Grund dieser Schmerzen statt den Schmerzen selbst den Wert bei und fangen an, die großen behütenden Weisungen der Kirche als Zwang zu empfinden. Dem Katholiken aber steht es nicht zu, in dem Chaos, aus dem jener sich emporringt, unterzutauchen. Eine katholische Literatur, die um des Leides willen krank werden möchte, wird sich nie mit der messen können, die aus dem Leid um wahres Elend geboren war." Ob es nicht bei uns Katholiken weithin wuchernde Bewegungen gibt, die mit einer Art wilden Entzückens in die Wogen hinstürzen, vor denen bis da ein sicherer Wall sie geschützt hatte? Auf ihren Lippen ist das alte Lied des Fortschritts und wird gesungen wie in einer Art Kriegsromantik, die man vergeblich zu belehren sucht und die jeden klugen Odysseus verachtet, der sich freiwillig an den Mast fesseln läßt, weil er die Sirenen fürchtet. Sie müssen wohl wenig von der Tragik der auf sich allein gestellten Persönlichkeit erfahren haben, um vom Gesetz eine so geringe Meinung zu verraten, wie ihr Handeln und Schreiben verrät, das sich wollüstig in geistiger Anarchie wälzt, als wäre dies die ewige Seligkeit auf Erden. So vermögen sie nicht mehr die Güte zu sehen, die gerade im Gesetze sich offenbart, und gebärden sich wie Kinder, die auf den Sommerausflügen ihrer Jugend die Liebe einer Mutter danach einschätzen, wieviel Pralinees sie ihnen mit auf die Reise gegeben. Die Naivität ist zu lieblich, als daß man nicht bei ihr lächeln sollte; allerdings, was schon ältere Jugend angeht und gar unreifes Alter, auch wieder zu traurig, als daß man die Träne darin unterdrücken könnte.

Schon Nietzsche hat die große Lächerlichkeit empfunden, die halbes und unechtes Christentum zur Schau trägt. „Andere Lieder müßt ihr mir singen", so ruft er denjenigen zu, die schon durch ihren Namen behaupten, daß Christus für sie



Digitized by Google

das Zentrum des Lebens sei. Hatte er nicht recht? War ein Christentum, das seinen Gott in den Kirchen vereinsamen ließ, um selber sich in den Fasching des Lebens zu mischen und sich an irgendeiner Harlekinrolle zu erfreuen, es nicht wert, daß man seiner spottete mit einem Hohn, der, an der Tragik der ganzen Sache wachsend, zu einem dämonischen Gelächter wurde? Immer wird es eine Farce und eine Fratze werden, wenn Christentum und Katholizismus zwar für alle möglichen Geister Verständnis zeigen, aber darüber den Heiligen Geist vergessen. Sie werden im gleichen Augenblick ihr Lebensprinzip und ihre Zeugungskraft einbüßen. Sie sinken herab zum historischen Gerümpel, von dem niemand weiß, was es in unseren Zeiten noch soll. Im besten Falle bleiben sie stilisierte Wächter an dem großen europäischen Kunstmuseum, in dem der Geist der Weltgeschichte ehrwürdige Abteien, kostbare Missale, komische Reliquien, unheimliche Folterkammern und ähnliche Interessantheiten aufbewahrt. Es ist der Fluch der neueren Literatur, daß sie den Heiligen Geist verloren hat. So gibt sie nicht mehr Zeugnis wider die Sünde, sondern verherrlicht sie. So kündet sie nicht mehr die Gerechtigkeit, sondern die Laune und die Mode. So stellt sie in diese Zeitlichkeit hinein nicht mehr das Gericht, sondern den Genuß. Eben daran aber muß sie sterben. Von einer solchen Kunst sagt Dr. Albani mit Recht. „Wir haben heute noch keine Zeit, zu dichten." Nein, uns mit dieser Literatur abzugeben, können wir im Grunde nicht einmal verantworten, wenn sie denn nicht mehr sein will als Literatur. Der wimmernde Laut eines jener armen russischen Kinder, die von ihren schnell geschiedenen Eltern und vom pflichtvergessenen Staate der Landstraße überlassen wurden und die nun, Hunderttausende an der Zahl, wie junge Wölfe, mit dem Schmutz und dem Verbrechen des Alters schon in der Jugend belastet, voll von Krankheit und Geschwür, widerwärtig und unaussprechlich unglücklich in ihrem grauenhaften Geschick, ein einziger winselnder Laut eines solchen Kindes, ist er nicht wichtiger, offenbart er nicht mehr Welt und Leben als so manche neuere Dichtung? Nein, wir haben keine Zeit zum Dichten, solange noch eine einzige Familie ohne Wohnung ist und ein einziger Arbeiter ohne Brot. Erst dann kann sich Dichtkunst heute rechtfertigen vor dem Gewissen des denkenden und fühlenden Menschen, wenn von ihr eine Kraft ausgeht, die all jenes Elend verhindert oder verklärt und die Menschheit wieder zu den Quellen der göttlichen Ordnung und des göttlichen Lebens zurückführt. Das aber kann man nicht in irgendeinem Geiste, sondern nur in dem Heiligen Geiste, denn nur ihm ward die Zeugenschaft für den Erlöser der Welt, und nur aus ihm kommen die Weihe und die Kraft, um von der Höhe der Idee und vom Schauplatz der Dichtung aus die Welt zu überführen der Sünde, der Gerechtigkeit und des Gerichtes.

Es ist selbstverständlich, daß wir zu einer solchen wahrhaft zeitgemäßen Dichtung nur gelangen können durch den Dichter selbst. Er muß den Weg finden zu den „Quellen unserer Kraft". Da ergibt es sich nun zufällig, daß in der wundervollen Sammlung „Der katholische Gedanke" eben ein Buch erschienen ist, das sich „*Die Quellen*" nennt und doch auch den Titel tragen könnte „Vademecum des katholischen Schriftstellers". Sein Verfasser ist *Alfons Gratry*, einer der Unsterblichen der französischen Akademie. Man mag über ihn Genaueres nachlesen und seinen geschichtlichen Ort näher bestimmen bei Hermann Platz, „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich". Dieser fromme und tiefsinnige Mann, in dem Ollé Laprune den größten katholischen Philosophen des vergangenen Jahrhunderts sah, kann uns lehren, wie das aussieht, wenn ein Heiliger schriftstellert.



Digitized by Google

Sein Wandel ist in Gott, sein Haus die Einsamkeit, seine Inspiration die Gnade, sein Schaffen die Betrachtung, sein Lieblingsbuch die Heilige Schrift. Das alles wird dargelegt nicht in irgendeiner Form trockener Belehrung, sondern als reife Lebenserfahrung, deren innerster Drang es ist, sich einem jungen Freunde schenkend mitzuteilen. Es gibt nicht viele Bücher, in denen Weisheit zu so goldener Garbe gereift wäre, nicht viele, an dem offensichtlich so sehr Gott und Mensch zugleich geschrieben hätten. So heißt es im Kapitel „Der Abend und die Ruhe" — man muß sich dies gesagt denken in einer Zeit, die erst am Abend ihre Lebenskunst zu entfalten sucht und alle Welt in ihre beleuchteten Säle und in ihre festlichen Lokale versammelt: „Wenn jeder Tag mit Vergnügungen beschlossen wird, so wisse, daß jeder Tag gehaltlos bleibt. Ich spreche nicht von denen, die jeden Abend ihre ganze Kraft und Würde durch Ausschweifungen mit Füßen treten. Ich meine diejenigen, die heutzutage mit fast allen ihr ganzes ernstes Leben zu einem bestimmten Augenblick für wenigstens 12 oder 14 Stunden gänzlich aussetzen. Was wird aus dieser Zeit! Was sind unsere Abendunterhaltungen und Zusammenkünfte, unsere Spiele, Besuche und Schauspiele? Es ist das sozusagen ein Ausfall von 14 Stunden aus dem wahrhaften Leben. Es ist Erholung, wird man einwenden. Ich leugne es. Wer sich zerstreut, erholt sich nicht. Der Körper, der Geist und das Herz fällt erschöpft und in sich selbst zerteilt nach einem gehaltlosen Abend in einen trägen und unfruchtbaren Schlaf, der keine Erholung bringt, weil das zu sehr zerstreute Leben weder Zeit noch Kraft mehr hat, um sich in seinem Ursprunge zu kräftigen. In welchem Zustande doch erhebt man sich nach einem solchen Schlaf.

Sicherlich bedarf man der Ruhe; es fehlt uns heutzutage mehr noch an Ruhe als an Arbeit.

Die Ruhe ist die Schwester des Stillschweigens. Es fehlt uns an Ruhe wie an Stillschweigen.

Wir sind unfruchtbar, mehr noch aus Mangel an Ruhe als aus Mangel an Arbeit."

Bei Gratry kann der Schriftsteller lernen, was Verantwortung heißt. Hier wird ihm gesagt, daß er eine Frage studiert haben müsse, um darüber sprechen zu können. In die geheimen Schächte wird er hinabgeführt, die in der Seele des Christen das schöpferische Geheimnis hüten. Wenn aber in dieser Tiefe gearbeitet wird, dann kommt ein Werk heraus, an dem nicht mehr der einzelne bloß, sondern die ganze Menschheit teil hat. Eine Frucht der Weltkirche ist das, die das Wort jenes Heiligen Geistes in sich hat, der zugleich der Schöpfergeist des Universums ist und darum immer universal und menschheitlich. Das vielgenannte Ghetto wird hier nicht in der lächerlichen Weise aufgehoben, daß man die unterschiedlichsten, von der Natur gewollten oder auch von vernünftiger Menschenweisheit aufgerichteten Schranken und Zäune bubenhaft niedertritt, sondern dadurch, daß man von innen heraus sein Werk mit dem Atem Gottes erfüllt, der so weit weht, wie wahres Leben blüht: „Mit dem Zeitgeiste brechen heißt also nicht mit der Menschheit brechen; es heißt vielmehr, zu gleicher Zeit mit der Menschheit wie mit Gott sein. Tatsächlich ist das erste, was die Seele findet, die sich für Gott von allen Bindungen freimacht, die Liebe zur Menschheit. Wer den Zeitgeist liebt, liebt nicht die Menschheit. Wenn aber der Sinn für Gott in uns in Stillschweigen erwacht ist, dann kommt auch der Sinn für die Menschen, besonders für den Nächsten, der brüderliche Sinn wieder zum Vorschein. Gemeinschaft mit der unermeßlichen Menschheit beginnt, weil man gerade dem immer absondernden



Digitized by Google

Geiste der Zeit abgeschworen hat. Wir kehren zur Einheit und zum wirklichen begeisternden Mitgefühl mit den Menschen aller Jahrhunderte und aller Teile der Erde zurück, mögen sie noch leben oder gestorben sein, die alle untereinander und mit Gott vereint sind. Dieser gesunde wesentliche Teil des Menschengeschlechtes, der in Raum und Zeit vereint ist, weil er Gott besitzt, diese allgemeine Versammlung, diese katholische Kirche im weitesten Sinne des Wortes, diese Gemeinschaft der Menschen in Gott erfaßt und belebt uns wieder mit ihrem mächtigen Safte und ihren göttlichen Eingebungen."

Ein ganz feines Lächeln kommt uns auch bei diesen Worten, aber das ist schon nicht mehr das Lächeln der Skepsis oder der Trauer, sondern vielmehr das Lächeln einer heimlich aufschimmernden Ahnung, daß nun doch aus tiefster Not Gedanken emporsteigen, die Hoffnung wecken auf wahre Erlösung: Ein ganz feines Lächeln, am Ende nur einer kleinen Gemeinde sichtbar und verständlich, aber doch ein Lächeln, das unter den Klagen und Tränen des Jahrhunderts von heute sein Recht hat, denn so klein und fein, ist es doch stärker als jene.

Veni, Creator Spiritus . . .

*Dr. Johannes Albani*: Reden zur Wiedervereinigung im Glauben. I. „*Die Stockholmer Weltkonferenz und die katholische Kirche.*" Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1926.
II. „*Katholisches Deutschland 1925.*"
*Dr. Johannes Albani*: „*Rechenschaft*". Druck und Verlag der Bonifatiusdruckerei, Paderborn 1926.
*Alphons Gratry*: „*Die Quellen*". Der katholische Gedanke. XIV. Band. Herausgegeben von Emil Scheller, Dr. med. et phil. 1925. Oratoriumsverlag, Köln-München-Wien.

*

## Sommerlied des heiligen Franziskus

Du wanderst, Herr,
Über deiner Erde Gesicht —
Aus allen Dingen
Atmet dein Licht.
Die Blumen zittern,
Die Tierlein bleiben stehn,
Hören sie deine Schritte
Über die Lande gehn.

Unsere Schatten nur hangen
Um müden Schritt.
Harren und Bangen
Wandern immer noch mit.
Vögelein aber heben
Sich hoch über Staub und Gestein,
Ihre Lieder weben
Güldenen Glanz darein.

Wir gehn dir entgegen
Im härenen Kleid
Auf wirren Wegen . . .
Herr, wie weit?
Viel Wölklein schweben
Hoch über uns hin . . .
Ein ewig Leben
Kommt mir in den Sinn.

Sturm-Gunda



Digitized by Google

# Das Sündenwasser

## Roman von Heinrich Luhmann

AUF dem Hofe übernahm die Thres, Mertens Tochter, Dortes Stelle. Der Schuster selber war nun ganze Tage in der Laake. Kamp sank immer mehr, und seit Dortes Fortgang in raschem Gleiten, in den sicheren Untergang.

In ein paar Tagen war er wie ein windgehetzter Vogel müde, zerzaust und alt geworden. Er ging mit hängenden Flügeln, und es war, als könne er seine hagere Länge nicht mehr tragen. Über Nacht beugte sich seine Gestalt, leicht zwar nur, immerhin aber war seine stolzgetragene Größe gebrochen.

Auf den Äckern tat er nur noch, was ihn Willkür und bitterste Not hießen. Sein Jagen und Fischen aber trieb er mit der Leidenschaft seiner jungen Jahre. Wer ihm etwa an einem grauenden Morgen auf der Heimkehr nach vertaner Nacht begegnete, mochte ihn für den Hochjäger selbst halten und erschrecken über seine Wildheit: einäugig, eisbärtig, mit windverwehtem Haar, naß vom Tau der Nacht, mit dem Ruch von Erde und Wald an sich, kam er daher.

In seinen Ställen wurde es leer.

Mit Beginn des Sommers setzte eine Viehseuche ein und raffte Rinder und Kühe hin. Das Jahr schien auch sonst Unheil bringen zu wollen. Schon der Juni brachte Niederschläge und ließ nur einen kleinen Teil der Mahd trocken werden. Kamp wußte, eine zweite Mißernte, der vorigen ähnlich, würde ihm und dem Hofe zum Verhängnis werden. Aber es focht ihn doch nicht mehr an als einen Trunkenen, der in den Abgrund treibt.

Er hatte Dorte nicht zu halten gesucht. Seit sie vor ihm gestanden und in sein geheimes Innere gesehen hatte an jenem Abend, war er anders zu ihr geworden. Er ging ihr aus dem Wege. Er fürchtete sie.

Mochte das ausgelaufene Rad rollen, dachte er, wohin es wolle. Der Wagen holperte mühsam auf drei Rädern im Sande fort, um dann völlig zusammenzubrechen. Lange würde es nicht mehr dauern. Er wußte es selbst am besten.

Um den Viehbestand wieder auf ein paar Tiere zu bringen, mußte die Ernte auf den Halm verpfändet werden. Und wenn sie wie im vorigen Jahre völlig mißriet? — alle Zeichen deuteten dafür. Der Hof war wie die meisten dieser Gegend erst in Kamps Jugend abgelöst. Geldgeber war den Laakern der Jude Salomon, ein Kornhändler in der Kreisstadt. Der Mann war nicht herzlos, und sie standen vertraut zu ihm. Es war nicht oft gehört, daß er seinen Schuldnern, nicht einmal den übelsten, das Dach über dem Kopfe nahm. Auch Kamp war bei ihm gut gefahren, obschon eigentlich der halbe Hof bereits ihm gehörte. Die letzte Hälfte — der Schuster Mertens und seine Tochter sorgten schon, freilich nicht für Kamp, sondern für sich selbst.

Dorte schien im Kripperhaus vermauert zu sitzen. Sie nahm keinen Teil mehr an den Dingen auf dem Hofe.

Jenen Abend im Mai, als ihre maßlose Heftigkeit Johannes vertrieben hatte, war plötzlich die Thres höhnisch lachend und mit frecher Zutraulichkeit bei ihr im Vorschöpsel gewesen. Da war es wie Regen in Dortes Feuer gefallen.

„Du hast wohl gelauscht?" sagte sie aufspringend.

Das Weib grinste häßlich. Dabei fiel ihr eine rote Haarschlange in die Stirn.



Digitized by Google

„Du bist gemein," schrie Dorte, immer noch geschüttelt von ihrer Erregung, „wie ein Teufel siehst du aus."
Thres lachte immer noch, dann sagte sie plötzlich, und ihre Augen wurden grünlich: „Wir sind alle Teufel, und hier ist die Hölle!"
Dorte fuhr zusammen.
Sie wollte gleich fortgehen, aber die Magd war ihr in den Weg getreten.
„Du," sagte sie, und ihre Zähne lagen breit und offen da, „du tust wie eine Gräfliche. Aber wenn wir wollten — nein, wir wollen nicht —"
Sie grinste wieder.
Es sollte Beruhigung sein, aber es war häßlich wie eine Satansgrimasse.
Dorte bahnte sich stumm einen Weg und ging hinaus.
In der Nacht war es ihr oftmals, als drücke ihr jemand die Kehle zu. Erwacht, glaubte sie die Magd höhnisch lachend über sich zu sehen. In der Ecke der Kammer, so war ihr, lag der Vater mit erhobenen Händen flehend vor dem Schuster Mertens.
Seit dieser Zeit hatte sie Angst vor Thres, vor Mertens, vor dem Vater.
Sie kam nicht dagegen an, trotzdem sie sich sonst nicht leicht beirren ließ. Es wurde mit jedem Tage, den sie noch auf dem Hofe blieb, schlimmer.
Erst als sie im Kripperhaus war, legte sich diese Furcht, die zum Widerwillen gegen alles geworden war, was mit dem Hofe zu tun hatte. Fern von ihm und seinen Menschen, in der Abgeschiedenheit des Wassers und unter der stillbesorgten Hut der Möhne ging sie, äußerlich in Ruhe, dem Tage entgegen, da sie Mutter werden sollte.
Der Sommer brachte, was man befürchtet hatte, unaufhörlich Regen.
Das vorige Jahr schien in der Tat wiedergekehrt zu sein, nur daß es an Gewittern fast gänzlich fehlte. Kein Blitz zerriß die Wolken, aber immerdar waren sie aufgetan, um ihre Fülle auszubrechen auf die arme übersättigte Erde. Sie schlugen in der Flußniederung ihre Gesangbücher und die Kalender auf und malten hinter die schon bekreuzten Tage ein zweites Unglückszeichen. Aber sie taten es bald nicht mehr, denn die Verzweiflung faßte sie. Das Wasser schluckte abermals die besten Weiden. Das Korn stand geschlagen und lag gebrochen — es war Juli, die Sensen schrien nach Arbeit, aber keiner holte sie vom Nagel.
Um diese Zeit gab Dorte im Kripperhaus einem Mädchen das Leben.
Es war ein zartes, schwaches Kind. Vom Blute der Kamps hatte es nichts.
Als die Möhne sein erstes Weinen hörte in der Nacht der Geburt, suchte sie in einer Weite. Dann sagte sie, während ihre zitternden Hände dem kleinen Gesicht behutsam nahe waren, es aber nicht zu treffen wagten, wie man einer gerade der Knospe entsproßten Blüte sorgsam fernbleibt:
„Ihr müßt es Anna taufen. Von deiner Mutter, Dorte. Ich fühle sie in diesem Kinde."
Sie gaben ihr den Namen Anna.
Dorte war keine glückliche Mutter.
Ihre Wunden waren neu aufgebohrt. Ihr Wesen, immer schon maßlos wie der Fluß, war der Verzweiflung nahe und drohte in Schmerz zu zerfließen. Sie schrie ganze Stunden nach Christ.
Das Wasser unter ihrer Kammer war gerade wieder in diesen Tagen drängend und böse in seiner Fülle. In den Nächten, wo alle Schmerzen stärker und alle Laute doppelt waren, schien es Dorte oftmals, als müsse das kleine enge Haus von der Flut erfaßt und fortgetragen werden. Dann kam etwas wie eine wohlige Ruhe und eine leise Zufriedenheit in ihre dumpfe Ergebung: es war ihr süß, zu denken,



Digitized by Google

wie sie von derselben Macht erfaßt und in den ewigen Schlaf gewiegt würde, die auch Christ umspült hatte . . . Dann war wohl alles aus . . .
In solchen Nächten hörte sie die Möhne einsam in der Kammer beten. Und der Name Gottes war über ihrem Gemurmel hoch und licht wie eine Flamme.
Da schloß sie die Augen und wurde still.
Sie blieb lange geschwächt.
Im Halbschlaf hatte sie oft die Vorstellung, Christ käme mit dem Wasser her, sie zu holen. Sie lag dann und lächelte — drunten war voll verströmende Kraft, solch sieghaft bezwingende Kraft war auch in ihm gewesen. Plötzlich konnte sie auffahren und laut rufen:
„Christ, hole mich! Hole mich!"
Sie erwachte dann wohl und sah Johannes sitzen, reglos, stumm und verloren in die Mondnacht spähend.
Neben sich aber fand sie das Kind.
Dann war es ihr, als schlüge eine Flamme in ihr böse auf gegen die beiden, die Liebe von ihr begehrten, die sie nicht geben konnte und wollte. Nein, sie wollte keinem Liebe geben als dem Toten, den man ihr geraubt.
Sie wurde zumeist ruhig, wenn die Möhne ihre heißen Hände hielt und eine dunkle Behütung betete. Die Blinde saß halbe Nächte, bis ins Morgengrauen, an Dortes Lager. Sie war dann wie ein Mensch, dem Gewalt gegeben ist: die junge Mutter sank in Schlaf, das Wasser unten wurde sachter, der helle unheimliche Mond wuchs in sein Rund und dämpfte sein Licht.
Dorte duldete keine Nachbarfrauen an ihrem Bett. Eines Tages kam Kamp. Johannes arbeitete am Wasser. Die Möhne war ausgegangen, ein paar Täubchen zu erwerben. Als sie zurückkam, fand sie den Bauern am Bette sitzen. Er hatte das Kind auf dem Arm und wiegte es. Es ging etwas von ihm aus — die Blinde fühlte es mit ihren feinen Sinnen; eine furchtbar schwarze Nacht schien über ihn und Dorte niedergegangen zu sein. Dorte lag stumm zur Wand gerichtet; als sie ihre Hände streichelte, erwachte sie aus Schlaf oder Schmerz — die Möhne wußte es nicht. Dann hub sie ein Weinen an, wie es nie gewesen war, ein Weinen in Lauten, die keine Menschenworte waren; ausgestoßene Qual waren sie. So muß Anna Hellhoff geweint haben, einstmals, als sie heimkehrte von ihrem Gang.
Kamp schlich sogleich hinaus.
Was in dieser Stunde geschehen, hat kein Mensch erfahren.
Als Dorte nach langen Wochen aufstand, war sie anders geworden.
Sie fand sich nun zu ihrem Kinde.
Zu Johannes war sie immer noch von einer hoffnungslosen Kühle.
So ward ihr ganzes Wesen nun: stumm, herbe, verschlossen und gegen ihre frühere Art ganz in sich gekehrt. Ihre Jugend, so sprossend sie noch vor kurzem gewesen, war in den Wurzeln getroffen. Es war um sie gewesen wie duftende, fruchtbare Ackererde, wie der Ruch eines reifen Feldes — nun schien die Erde ausgesogen und das Feld zerschlagen, ehe seine Zeit gekommen.
Draußen auf den Äckern der ganzen Flußniederung war die Ernte wirklich zerschlagen. Zweimal nun.
Es lief unter den Leuten das Gerücht um, der Hof gehöre nun völlig dem Juden Salomon. Es muß indessen doch Irrtum gewesen sein. — Kamp blieb wohnen. Im Frühjahr bestellte er seine Äcker in der alten Art — er tat es mit Zugkühen. Pferde waren schon im Herbste verkauft, und ein Viertel des ganzen Pfluglandes lag dreisk und brach.



Digitized by Google

# Die Wiederkehr

Die kleine Anna im Kripperhaus wurde mit den Jahren immer mehr wie die Großmutter gewesen war.
Sie blieb zart und fein, helläugig und blond.
Die knochig hagere Herbheit, die schon den Kindern am Fluß eigen ist, fehlte ihr.
Von Dortes Wesen war, so schien es, nichts auf sie vererbt. Eine aufgeschlossene Fröhlichkeit war in ihr wie das Blühen einer Blume, die in sich selbst und ohne Wissen schön ist.
Sie war der junge Morgen, der nach der dunklen Nacht aufsteigt.
Ein Licht war sie in der Finsternis des Hauses am Wasser.
Am meisten schien es der Möhne.
Ganze Tage saß das Kind in ihrer Kammer oder schritt an der Hand der Alten mit dem Fluß eine Strecke das Ufer auf und ab. In der Stube oben saßen sie an der stummen Spindel. Die Möhne erzählte und holte aus ihrer gefüllten Truhe alte und neue Geschichten, die sie wie wunderfarbene kostbare Tücher vor dem Kinde ausbreitete. Sie war auch hier die eigentliche Erzieherin, wie sie es bei Dorte und Johannes gewesen war. Aber ihr Geben war doch anders. Viel behutsamer war es. So, wie wenn ein weiches Vogelnest sorglich ausgefüllt wird.
Zart gleich einer jungen Brut blieb die kleine Anna, als sie auch längst auf den Flügeln war. Sie mußte nun täglich den Weg hinab, zur Schule in das Kirchdorf.
Nichts von der Erde dieses schweren Landes haftete an ihren Füßen.
Das Wasser gab ihrem Wesen keinen Tropfen.
„Was bist du für ein Kind?" sagte die Blinde und lächelte glücklich.
Sie saßen in ihrer Kammer am offenen Fenster.
„Was bist du für ein Kind? Du fliegst über Wasser und Erde hin vor Fröhlichkeit."
Der Fluß unten rauschte plötzlich begehrlich auf.
Die Möhne beugte sich zum Fenster hinaus und zürnte mit ihm wie mit einem ungebärdigen Tier:
„Es nützt dir nichts, du bist böse wie der Leviathan in meinem Buche. Dies Kind aber ist von anderem Blute und singt viel. Wir haben niemals gesungen im Kripperhaus — ziehe hin, es nützt dir nichts!"
„Was sprichst du mit ihm", fragte Anna.
Die klingende Fröhlichkeit ihrer Stimme brach wie ein Licht in das Dunkel der Alten.
„Er ist voll Sünde, Kind."
Die Möhne fand sich nur schwer zurück.
„Viele Blumen wachsen an seinem Ufer", lächelte das Kind, „die sind blau und rot, und oft ist alles Wasser Gold. Die Vögel aber singen über ihm — ist das die Sünde?"
„Das ist sie nicht", entgegnete die Alte und streichelte mit ihren welken Händen das weiche, blonde Haar des Kindes.
„Singe!" befahl sie dann.
Anna hub gleich ihre Stimme und sang:

„Wenn der Jüngste Tag will werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Beugen sich der Bäume Spitzen,
Wo die lieben Weißvöglein sitzen,
Kommt der liebe Gott gezogen
Mit dem schönen Regenbogen."



Digitized by Google

Die Möhne fiel ein und zog die Melodie gleich herab in die dunkle Schwermut ihres Wesens. Es war wie ein Abgrund, über dem das Kinderstimmchen flatterte, als sie zusammen sangen:

„Und spricht: Ihr Toten sollt auferstehn!
Ihr sollt vor Gottes Gerichte gehen!
Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Englein sitzen.
Ihr sollt treten auf die Bahn
Und unseren Herrn Jesus Christus beten an!"

Als sie die letzten Worte des Liedes noch im Munde hatten, fragte plötzlich Anna: „Möhne, warum ist der Ätte ins Wasser gegangen?"

Die Alte erschrak, und ihre Hände zitterten. Ehe sie Antwort gab, fragte das Kind schon anderes:

„Der Bauer auf Kamps Hofe, Möhne, ist der auch mein Großvater? Und was hat er getan, daß sie ihn alle fürchten und keiner mit ihm spricht? Vater nicht, Mutter nicht und du auch nicht? Mich hat er neulich über den Zaun gehoben, als der Brinker das Heck vernagelt hatte."

„Auch er ist dein Großvater," sagte Libbet, „aber was es um ihn ist und um den Krippervater, liebes Kind, das ist wie die Nacht dunkel. Wenn die Sonne nicht scheint, sehen wir nicht. Bete für sie beide aus deinem Herzen, denn es ist ihnen nötig."

„Ich will es gerne tun", sagte Anna.

Sie war schon wieder fröhlich wie ein Vogel, der einen Augenblick stumm saß. Dann sang sie noch einmal, nun aber allein, innig und schlicht den letzten Vers des Liedes:

„Ihr sollt treten auf die Bahn
Und unseren Herrn Jesus Christus beten an!"

Die Möhne stand auf und ging ans Fenster. Dabei fielen ihr Tränen aus den blinden Augen.

Anna hatte in allem Tun die Behutsamkeit ihrer Großmutter, deren Wiederkehr sie war. Von der Leidenschaftlichkeit Dortes hatte sie nichts. Sie scheute sich, Blumen zu brechen, aus Furcht, wehe zu tun. Ein aus dem Nest gefallenes Vöglein wärmte sie mit weichem Hauch und setzte es wieder in seine warme Ruh. Sie war noch Kind und nicht über das erste Jahrzehnt hinaus, aber schon jetzt war viel unbewußt gebende Mütterlichkeit in ihr.

Dorte liebte nun dies Kind. Aber sie war ihm doch nicht eigentlich nahe.

Sie war keinem Menschen im Kripperhause und sonstwo nahe. Sie wollte nicht. Ihre Wandlung hatte sich die letzten Jahre weiter vollzogen.

Sie war nun hager geworden wie ein Baum, dem die rechte Wurzelerde im schönsten Wachstum entzogen ist. Ihr Gesicht hatte die knöcherne Härte vieler Frauen an jenem Ufer angenommen, die früh in Arbeit und Mühe starr werden. Die Falten um ihren Mund waren tiefer geworden, und in ihr Haar spann sich frühes Grau. Sie sprach wenig und hielt sich auf dem Kirchwege abseits von den Nachbarn. Sie hätte stolz scheinen können, wenn ihre Stummheit nicht traurig verhängt gewesen wäre. Wenn sie einmal lachte, war es Bitterkeit.

Bitterkeit war ihr ganzes Wesen geworden.

Nie hat einer aus der Laake sie seit Annas Geburt ein Wort mit dem Vater sprechen hören.



Digitized by Google

Die dunkle Heimlichkeit, die seit Christs Tode um Kamp war, raunte die Jahre weiter.
In der hellen Sommerzeit und bei hellem Wetter ward es still davon. Herbsttags aber, wenn der Nebel kam, und Winters in der Dunkelheit der langen Abende stand die alte Frage wieder auf: wer hat es getan? Der Kripper oder Kamp? Dabei hatten sie für den Linnewewer nur ein Kopfschütteln, für Kamp aber hatten sie mehr.
„Die eigene Tochter spricht ihn dafür an", sagten sie.
„Sie sind sich fremd wie ein Stein dem andern."
„Das Glück hat ihn verlassen."
„Er hat es getan."
Und doch fiel gleich ein Stein ins Wasser und trübte die Klarheit: Linnewewer ist an derselben Stelle in den Fluß gegangen. Und seine Holzschuhe?
Es ward nicht stille die heimlichen Abende manchen Herbst und Winter, wie auch die Jahre darüber hingingen.
Kamp war nun wirklich nicht mehr Eigentümer des Hofes.
Salomon hatte ihn verpachtet. Eine Kammer darin war Kamp verschrieben. Der Pächter — kein Mann der Gegend — hatte die Thres geheiratet. Mertens selber war auf eine Weise zu Wohlstand gekommen, darüber keiner laut zu sprechen wagte. Er hielt nun zwei Zugkühe auf seinen fünfzehn Morgen Land — früher war es nur ein schmaler Kartoffelacker gewesen. Für eine magere Kost — die Thres sorgte schon — hatte Kamp jetzt zu tagelöhnern, wo er früher Herr gewesen war. Die Knechtekammer konnte ihm nicht genommen werden. Er tat daher wenig genug an der Arbeit im Hofe und auf dem Felde. Ein unnützer Brodesser war er, wie ein ausgedienter alter Gaul. Aber er war einer, der seine stillen Weideplätze wußte.
Er war immer noch der Anführer derer vom heimlichen Ufer.
Das Häuflein war kleiner geworden. Aus der Laake gehörten ihm nur noch zwei an, die übrigen entstammten anderen Dörfern. Kamp war der verwegenste, trotzdem er nicht wußte, woher er auf rechtliche Weise Schrot für einen einzigen Hasen nehmen sollte. Er war etwas wie ein König unter den bäuerlichen Wilddieben. Wenn jeder in ihrer Achtung sinkt, der nur eine Furche Boden vertut — er galt ihnen unentwegt. Obschon er kein Krümchen Kleie mehr besaß, ja, selbst den Lehm, der ihm an den Stiefeln klebte, von fremden Feldern forttrug, blieb er ihresgleichen und mehr als sie. Er ging nun bald ganz in Lumpen, aber er war immer noch groß und nur leicht gebeugt, weißhaarig und genarbten Gesichtes, von einer wilden Abenteuerlichkeit umwittert.
Die neue Zeit war den Heimlichen nicht günstig. Sie setzte Gendarmen in die entlegensten Dörfer. Dazu begannen die Söhne des Grafen, die in die Jahre kamen, mit jungem Haß gegen die alten Frevler anzugehen. Ein Sohn vom „roten Schlächter", der eben von den Soldaten heimgekehrt war, hatte den Posten seines Vaters übernommen. Es ging von ihm diesseits das Gerücht, er sei zehnmal schlimmer als der Vater. Er rüste ein förmliches Heer von Aufsehern und Förstern, um den Bauern endlich eine Vernichtungsschlacht zu schlagen.
Vorerst geschah indessen nichts. Es war, als sei kein Grüner und Gräflicher im Revier die lange hohe Winterszeit. Kamp und die Seinen herrschten die heimlichen Nächte in ungestörter Grausamkeit und in trotziger Sicherheit.
Der alte Bauer schien wieder jung geworden zu sein. Sein Leben war wie eine



Digitized by Google

einzige Jagd, die er nicht müde wurde. Wirklich, er war wie der Hochjäger selbst, ganz von Geheimniss und Grauen umgeben.

*

Die kleine Anna im Kripperhaus fühlte sich durch eine wunderliche Regung ihres Blutes zu Kamp hingezogen.
Es fügte sich, daß sie ein Jahr den weiten Schulweg von der Laake in das Kirchdorf allein zu machen hatte. Eines Wintermorgens, es war noch Nachtdunkel, stand er plötzlich vor ihr.
„Bist du nicht bange?" fragte er.
In seiner Stimme war etwas wie Sorge.
„Der alte Grüggel ist tot, und der junge hat noch keine Zähne", antwortete sie, wie es auf diese Frage Gewohnheit war.
„Warum soll ich bange sein?"
Sie lachte mit der Fröhlichkeit ihres hellen Wesens.
„Du, sag'," er griff ihre Hand, die sie ihm sofort ließ, und ging mit ihr, „fürchtest du dich nicht vor mir?"
„O du," sie lachte wieder, „du bist ja mein Großvater."
Kamps Hand, die immer noch in der des Kindes lag, zuckte heftig.
Aber er sagte kein Wort.
„Ich habe noch einen Großvater," fuhr Anna fort, „der ist ins Wasser gegangen. Von dir und ihm sagen sie Böses: einer von euch soll einen guten Mann, der nichts getan hat, erschlagen haben. Ich glaube es aber nicht, denn das wäre eine Sünde gewesen. Die Möhne sagt, ich soll für euch beten."
„Tust du es auch?" fragte Kamp.
Es klang heftig und wie ein Befehl.
Über den verhangenen Morgenhimmel fuhr es plötzlich wie ein Blitz hin. Gleich aber war es wieder dunkel.
„Jeden Morgen und Abend bete ich für euch", sagte Anna.
Kamp schwieg, aber immer noch hielt er ihre Hand und schritt mit dem Mädchen dem Dorfe zu.
Anna erzählte mit kindlichem Munde.
Kamp aber schien es nicht zu hören. Er ging stumm neben ihr. Als die ersten Häuser sie aufnahmen, war er plötzlich verschwunden, ohne daß sie wußte, wohin er sich gewandt hatte.
Am anderen Morgen wartete Kamp bereits auf Anna.
„Hast du auch gebetet?" fragte er, kaum daß er den Morgengruß gesagt hatte.
Anna bejahte es. Dann gingen sie wieder zusammen, Hand in Hand, den Hillweg hinauf, unter der Dunkelheit hin. Kamp schwieg den ganzen Weg, und als die ersten Häuser erreicht waren, verschwand er wie gestern plötzlich von ihrer Seite.
Es blieb bis in den hellen Frühling so. Jeden Morgen wartete er auf sie und geleitete sie in das Dorf.
Anna erzählte es lange Zeit nicht im Kripperhause. Etwas wie Scheu hielt sie zurück. Endlich sagte sie es doch. Da schalt Dorte heftig und strafte sie.
„Er ist doch mein Ätte, und ich bete für ihn", weinte das Kind.
„Wer hat dir gesagt, daß du für ihn beten sollst?"
Dorte war weiß geworden wie Kalk und zitterte am ganzen Leibe.
„Die Möhne hat es mir gesagt und der Vater", weinte Anna immer noch.
„Höre", sagte Dorte.



Digitized by Google

Ihre Stimme war mit einemmal hart und ohne Klang. Anna weinte nicht mehr.
„Höre, ich will nicht mehr, daß du für ihn betest, hörst du?"
Sie stand vor dem Kind wie ein Richter. Ihr starres Gesicht lag wie unter einem Wetter, und ihre Augen flammten in der alten Glut böse auf.
„Mutter, o Mutter . . ."
Anna weinte jäh wieder auf, tief und herzzerreißend. Dann verbarg das Kind sein Gesicht vor der Mutter und wollte sie nicht mehr sehen.
Als Johannes in die Stube kam, ging Dorte gleich hinaus. Es war Abend, aber sie begab sich an die Arbeit, wie es ihre Art war, einen Schmerz zu betäuben.
Von dieser Zeit an war sie noch herber und härter. Sie umgab sich mit Eisen, und doch war das Feuer ihres innersten Wesens nicht erloschen.
Eine Frühlingsnacht trieb sie aus der Kammer auf.
Der Fluß unter ihr sprach rauschend sehnsüchtig. Ihr war, als zögen fremde Vögel durch die Nacht, die mit lockend süßen Lauten ihr Blut geweckt hatten. Der Hillweg lag unter dem Monde ganz in Glanz. Bäume und Sträucher standen blütenüberschüttet.
Dorte fühlte sich frei von Schwere. Sie ging unter Duft und Blühen hin, und ihr Blut sang süß.
Plötzlich war etwas in ihr, als wende sich ihr Herz in namenloser Sehnsucht nach Liebe. Ihr deuchte, es flösse ein Strom durch sie, der die Jahre und ihr Geschehen mit sich fortrisse in Vergessenheit. Christ, so war ihr, müsse den Weg ihr entgegenkommen und sie in seine starken Arme nehmen. Sie lächelte aus zerrissenem Herzen und suchte in der mondbeglänzten Ferne. Sie hob die Hände nach ihm, wie sie langsam schritt, und ihre Sehnsucht wurde größer. Sie rief seinen Namen und zitterte dabei wie eine Braut, die voller Erwartung des Liebsten ist.
Aber die Ferne blieb einsam und stumm von Menschenschritten.
Der Duft in Blüten und Gräsern wurde süßer. Eine Nachtigall erwachte irgendwo im Gezweig und hub inbrünstig zu singen an, als wohne alle Sehnsucht der Welt in ihrem kleinen Herzen.
Dorte stand und lauschte.
Es war ihr noch immer, als müßten starke Arme sie greifen und zwingen.
Ihr Blut wurde still.
Oh, daß Johannes in Dumpfheit lebte!
Zwei starke Arme — gab es keine, die nach ihr verlangten? War sie alt und verdorrt wie eine früh gewelkte Blume, die keiner brechen mochte? Sie zählte die Birken in der Hecke, gab ihnen die Zahlen ihrer Jahre — sie kam nicht weit über dreißig. War sie wirklich tot? In eine Wasserlache leuchtete silbern der Mond — sie beugte sich über den Spiegel und suchte ihr Gesicht: es blieb dunkel und verborgen. Da sprang sie auf und rief ihre Sehnsucht in die Nacht, notvoll wie ein verlassenes Tier.
Wenn einer käme — Christ — der war tot und begraben. Einer, der starke Arme hätte und ein heißes Herz! Und voll von Leben und Kraft wäre!
Da klangen Schritte, ihr nahe — es war Johannes, der ihr folgte.
Plötzlich war der jäh aufdrängende Zorn ihrer Jugend wieder in Dorte. Sie stampfte mit den Füßen auf, hart und böse. War der voll Kraft und Stärke, und konnten seine Arme sie tragen? Lebte er überhaupt? Ihr Zorn sänftigte sich mit einemmal an dem Gedanken, wie es einst gewesen war, vor Jahren, im Zwielicht am Flusse.



Digitized by Google

Sie wandte sich langsam ihm zu. Dabei glommen ihre Augen im halben Licht.
„Bist du stark?" sagte sie zitternd und mit einer Stimme, die schwer von der Leidenschaft ihres wiedergeweckten Wesens war.
Sie wartete nicht auf seine Antwort, sondern schlug die Arme um ihn und befahl:
„Trage mich, du! Auf die Wiese dort!"
Sie ruhte fest an ihm, und er trug sie stumm und in Qual.

Die Wiese lag blühend da. Der Mond hatte volle Gewalt über sie, und sein Licht war überall ausgegossen. Die Blüten wurden unter ihm silbern und glitzernd.
Als sie mitten waren, löste sie sich von ihm und sprang in das schwellende Gras nieder. Gleich aber war sie wieder nahe bei ihm, zog seinen Kopf zu sich hernieder und sagte:
„Du, ich sehe den Mond in deinen Augen — da ein Strählchen und dort!"
Sie lachte heftig auf. Dann küßte sie ihn — niemals hatte sie es die Jahre ihres Zusammenseins getan — mit heißem Munde, flackernd und immer wieder.

Johannes seufzte unter ihrer Gewalt. Sie aber hörte es nicht. Ein wildes Vergessen war über sie gekommen, ein Sturm, ein Durst, nicht zu stillen. Plötzlich griff sie seine Hände, schwang sie und rief:
„Wir wollen tanzen — hörst du die Nachtigall?"
Sie warf ihre Schuhe von sich und riß Johannes mit sich in die wilde Gewalt ihres Tanzes.
Der einsame Vogel sang immer noch. Der Mond stieg tiefer und goß sein Licht in breiteren Strahlen aus. Nun war die Wiese eine große silberne Schale, die ganz mit glitzernder Helligkeit gefüllt war. Die beiden Menschen, die immer noch wilder Wirbel faßte, schienen darin zu ertrinken. Dorte jauchzte, und Johannes weinte. Aber keiner hörte die Stimme des andern in seiner Entrücktheit — sie schwangen sich weiter unter dem Monde hin, lachend, weinend, gestorben und doppelt lebend.
Endlich hielt Dorte. Sie ließ Johannes Hände nicht, sondern zog sich an ihnen wieder nahe zu ihm hin. Der Taumel war noch in ihr.

„Der Mond ist noch in deinen Augen", sagte sie und faßte sie in ihren flackernden Blick.
Johannes schloß sie gleich, Er fürchtete sich sehr vor ihr.
Sie merkte es nicht. Ihr Leib bebte an ihm.
„Du bist doch stark," sagte sie leise, aber in schwerer Leidenschaft, „du sollst mich nach Hause tragen — hörst du, Johannes . . ."
Er sagte nichts. Er suchte sich leise von ihr zu lösen.

Sie hielt ihn in Ketten, und wieder war ihr Mund auf seinem Gesicht in heißen Küssen. — Sie fühlte eine Zeit nicht, wie dort die Tränen rannen, wie ihre eigenen Wangen davon gebadet waren, Stirn und Haar waren feucht von seinen Tränen, und aus den geschlossenen Augen tropften sie immer wieder neu.
Da ließ sie plötzlich von ihm.

Wasser war in ihr Feuer geschüttet. Ihr Innerstes war mit einemmal ausgebrannt und leer, furchtbar öde und wieder ganz tot. Dann aber wuchs aus der grauenhaften Öde Haß gegen Johannes. Sie hätte ihn schütteln, ihn schlagen, ihm Böses tun mögen — sie ließ die Schuhe im Gras zurück und lief eilends fort. Als sie fern von ihm war, ging sie langsam, gebückt, zusammengefallen dem Kripperhaus zu und verriegelte ihre Kammer.
Ein Stückchen Spiegel lag auf der Kommode. Es war unbenutzt und halb blind.



Digitized by Google

Sie griff es und suchte sich darin. Da sah sie, was das Wasser ihr verborgen hatte, ihr hartes, frühaltes Gesicht und die ergraute Stirn darüber. Suchend und tastend verweilte sie lange vor diesem Bilde, dann warf sie die Scherben klirrend durch das Fenster, lachte laut und bitter auf, immer noch, als sie längst auf dem Strohbette lag.

Von dieser Zeit war sie wie alle Frauen am Ufer, erdrückt vom Alltag und seiner Arbeit. Aber mehr als sie alle war sie voll Bitterkeit wie eine unedle Frucht. Johannes blieb in seiner traurigen Stille und fand sich nicht heraus.

Annas Kindheit einzig blühte in dem dunklen Haus wie eine Blume in Fröhlichkeit. Sie war nun dreizehn Jahre, aber sie behielt ihre feine Zartheit, blieb herzensheiter und von einer lächelnden Güte, die wie ein verirrter Sonnenstrahl in die Nacht am Ufer schien.

Die Möhne ging dem Tod entgegen, aber ihre Wunderlichkeit ließ nicht nach.

„Kind Anna", sagte sie oft, du bist ein Segen über aller Sünde hier am Wasser und wie ein Wunder. Du bist von anderm Blut — du bleibst nicht hier: du steigst eine Höhe, und die Sonne ist über dir. Wir aber, weißt du, was die Sieben sangen? Nein, du weißt es nicht. Sie neigten sich in die Flut und sangen: Krup unner, krup unner, de Welt is di gram . . ."

Sie zeichnete mit dem Finger ein Kreuz in die Hand des Kindes im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und hieß es dann in die Sonne gehen.

*

Johannes wurde immer mehr der Vater.

Ein Ereignis beugte ihn noch tiefer zum Flusse hin.

Dorte und Anna spülten eines Tages — die Winterflut sank eben erst — Linnen im Wasser. Wie die Strömung dem Kinde ein Laken aus den Händen riß und Anna es retten wollte, fiel sie selbst ins Wasser. Dortes Schrei rief Johannes aus der Stube. Er warf sich gleich in den Fluß, ihm seine Beute zu entreißen.

Es war ein Kämpfen wie mit dem Tode selber.

Anna trieb bereits mitten in der Strömung, ein Kolk schluckte sie, gab sie aber bald wieder frei. Dorte schrie immer noch nach Hilfe. Die Möhne stand zum Wasser geneigt und betete ein dunkles Gebet.

Johannes hatte Anna endlich gefaßt und brach mit ihr gegen die starke Strömung an. Schon glaubte er sie in Sicherheit, als sich das Kind in verwirrender Angst von ihm losriß und abermals der grausigen Mitte gegeben wurde. Johannes kämpfte sich gleich, alle Kräfte gegen den Fluß setzend, zu ihr zurück. Wiederum entsank Anna, um erst eine Strecke vor ihm und jenseits der Strömung aufzutauchen. Er hatte sie abermals schnell gefaßt, und nun lag sie wie eine Tote an ihm. Er schaffte sie in unendlicher Mühe an das Ufer, dem sie am nächsten waren. Dorte lenkte in bebender Hast den Kahn hinüber, und bald fuhren sie mit der Geretteten zurück.

Johannes lag eine Zeit auf den Tod krank.

In seinen Fiebernächten kämpfte er immer noch gegen den Fluß an. Er stürzte in Kolke, wurde in Strudel geworfen und schrie nach dem Ufer. Jetzt hielt er Anna, dann entglitt sie ihm wieder. Oft rief er nach ein Paar Holzschuhen, die sie ihm an das Ufer stellen möchten, er finde sonst keine Rettung. Mundt müsse sie fertigen, und nach Christs Füßen solle er das Maß nehmen. Sie ständen in der Lawer, Kamp solle sie holen . . . Warum der Flegel wieder von der Wand gefallen



Digitized by Google

sei? O Dorte, du bist mir wie das Wasser hier, so kalt und so wenig, was mußtest du das sagen? Du tanztest auf der Wiese im Mondenschein, und die Nachtigall sang: Krup unner, krup unner, de Welt is di gram . . .!
Er sang es oft und zerwühlte die Laken in Not.
Anna blieb an seinem Bette und kühlte seine fiebernden Ängste.
Dorte war ihm auch jetzt abgewandt.

Die Möhne saß über ihrem Buch gebeugt, ertastete seine Seiten und füllte das Haus mit geheimnisvollem Raunen aus. Die letzte Zeit war viel Heimliches um sie: sie galt als eine „Beterin", die Unheil bannen, Schwären vertreiben, Brände kühlen und Verrenkungen fügen könne.
So kam es, daß sie sich von weit her in ihre Kammer über dem Wasser fanden. Sie griff dann die verstauchte Hand und fuhr in leisem, immer gleichwohligem Streicheln über sie hin. Oder sie legte ihre Finger auf Brand und Wunde und betete die alte dunkle Bewahrung, die ein Beter dem andern vor seinem Tod übergeben mußte:

Es stunden drei Lilien auf Gottes Grab,
Die eine hieß Gottes Mut,
Die zweite Gottes Wille:
Herzgeblüt steh' stille,
Es ist Gottes Wille.
Im Namen Vater, Sohn und Heil'ger Geist!"

Über ein verwandtes Blut aber vermochte man nichts.
Johannes lag lange, bis tief in den Sommer hinein.
Als er endlich aufstand, war er um zehn Jahre gealtert. Nun unterschied ihn kaum noch etwas von dem Vater. Er war kleiner geworden und gebeugt. Sein Gesicht war weiß und von einer eigenen Helle überstrahlt. Sein Haar begann sich zu lichten. Nur seine Augen hatten die alte Versunkenheit behalten.
Als er zum erstenmal wieder über seinem Wasser stand beim Krippen, war es Herbst.
In der Ferne brannten die Wälder rot und golden, und es war viel Güte und Segen im Atem der Welt. Johannes tat sein Werk still und beinahe freudig.
Andern Tags aber erhob sich ein Sturm. Die Wälder über den Wiesen stöhnten unter ihm. Ein Kranichzug stand oben in der Luft gehakt und konnte nicht gegen ihn an. Plötzlich fiel ein Tier aus der Kette nieder und versank vor ihm im Fluß, ohne wieder aufzutauchen.

Johannes kam eine große Traurigkeit an. Er löste den Kahn vom Pflock und fuhr den Fluß ab, das versunkene Tier zu suchen. Aber er fand es nicht. Da fühlte er eine schmerzliche Bitterkeit in sich gegen das Wasser. Er lenkte das Boot zurück, um zu arbeiten, aber er konnte es nicht mehr. Es war noch nicht Abend, da mußte er aufhören. Er setzte sich auf die Ruderbank und ließ die Einsamkeit von Wasser und Wind um sich sein. So saß er, bis es dunkel wurde. Dann stieß er vom Ufer ab und ließ sich die Flut hinuntertreiben nach Hause zu.
Die Möhne saß vor der Tür und hörte ihn kommen. Aber sie kannte ihn nicht. „Bruder," sagte sie und weinte, „du bist lange fort gewesen in der Nacht. Du tropfest von Wasser, aber die Sonne soll dich trocknen, komm, stelle dich in die Sonne, armer Bruder, daß du warm wirst und lebendig."
Johannes kam langsam auf sie zugeschritten.



Digitized by Google

„Möhne", sagte er. Es war immer noch Grauen in ihm und tiefe Traurigkeit. „Ich bin nicht der Vater, ich bin Johannes."
Sie suchte seine Hand, und als sie in ihrer lag, lächelte sie, daß es wie ein Lichtstrahl über ihr Gesicht huschte. Dann sagte sie:
„Du weißt nicht, wer du bist. Keiner von uns weiß, wer er ist, ob er war oder ist und sein wird, gestern, heute oder morgen: du bist der Bruder und du tropfest von Wasser!"
Johannes zitterte. Es war ihm, als werde es dunkel um ihn.
Die Blinde aber saß tief gebeugt, hielt seine Hände, öffnete sie und sang in sie hinein wie in ein Gefäß mit ganz entrückter Stimme:

„Ihr Toten sollt auferstehn!
Ihr sollt vor Gottes Gerichte gehn!
Ihr sollt treten auf die Bahn
Und unsern Herrn Jesus Christus beten an!"

Da löste sich Johannes von ihr und ging in das Haus. Er hielt seine Hände hoch und wagte nicht, sie fallen zu lassen.
Von diesem Tag an war er noch mehr der alte Linnewewer.
Sie gingen ihm beim Kirchgange scheu aus dem Wege.
Es war ihnen, als sei er immer weit weg und nicht mehr auf dieser Welt. Sie fürchteten, er möge etwa plötzlich erwachen wie ein Nachtwandler, der in einen hohen Baum gestiegen ist, und vor ihren Augen in die Tiefe fallen.
„Er hat es früher bekommen als sein Vater", sagten sie, „und schlimmer. Sie sind alle nicht wie wir, das Wasser hat sie verdorben."
„Nein, Dorte ist schlimmer als zehn Wasser," sprachen andere, „die hat ihn auf dem Gewissen."
„Und wenn nun der Alte den Knecht doch erschlagen hätte, und Johannes wisse darum?"
Sie schwiegen bald und gingen stumm, an ihren Pfeifen ziehend, zum Hochamt, sangen ihre Lieder, kehrten heim und waren wieder bei Johannes mit ihren Gesprächen.
Es ging über den Herbst in den Winter.
Johannes konnte nicht mehr an das Wasser hinaus. Dafür aber stand die Flut bis auf den Steinpfad zum Hause. Wildenten und -gänse schrien in die Kammern. Er flocht Körbe, wie er es immer tat, wenn er nicht krippte.
Eines Tages saß Anna bei ihm in der Stube. Vom Wasser, das nun zu drei Seiten das Haus umstand, stieg ein graues Licht durch die Fenster. Der Himmel lag tief bleiern auf der Flut und drückte schwer.
„Kind," rief Johannes mit einemmale, und seine Augen wurden groß und angstvoll, „hole die Möhne in die Stube."
„Sie liegt in der Kammer, Vater, und kann nicht aufstehen."
„Ich weiß nicht," eine große Unruhe kam über ihn, „wie das fünfte Gebot heißt, frage die Möhne, Kind!"
Er hatte aufgehört zu flechten. Er saß zitternd da und wie herausgestoßen aus der Menschheit in Irrnis.
Anna schlug ein Schrecken, aber sie zwang sich zur Fröhlichkeit und sagte:
„Es heißt: Fünftens, du sollst nicht töten —"
Johannes stand auf und lächelte in Schmerzen.



Digitized by Google

„Du sollst nicht töten. Ja, so heißt es. Du bist ein kluges Kind, und wenn die Möhne sagt, die Sonne sei über dir, so soll sie niemals untergehn."
Dann trat er an das Fenster, wo die Flut schlug, riß es auf, beugte sich hinaus und rief gellend laut in das Wasser, als spräche er zu einem Menschen:
„Fünftens, du sollst nicht töten —"
Als sei er nicht verstanden, rief er abermals, jetzt aber noch härter und schärfer:
„Fünftens, du sollst nicht töten —"
„Wen meinst du?" fragte Anna und weinte nun doch.
Johannes schien nicht zu hören. Er stand und lauschte in die Tiefe.
Das Wasser aber schlug in breiten Wogen, sicher und herrschend mit der Macht des Elementes, das der Menschenkleinheit nicht achtet.
„Auch für dich hat Gott die zehn Gebote gegeben," sagte Johannes, „für alle Kreaturen, für Luft und Wasser und Erde. Du sollst nicht töten!"
Er beugte sich, zog seine Holzschuhe von den Füßen, warf sie in die Flut und rief abermals:
„Du Wasser: Fünftens, du sollst nicht töten!"
Anna hatte die Mutter geholt.
Johannes folgte ihr gleich an den Korb, den er verlassen hatte, zurück. Er begann wieder zu flechten, aber sein Gesicht zuckte noch immer vor Schmerz, und seine Augen waren voll von einem fernen Licht.
Den ganzen Winter war eine dumpfe Schwere über ihm. Er verirrte sich zwar nicht mehr. Allein er war doch nicht froh, sondern blieb tiefer versunken in einer eigenen Dämmernis, aus der es nie Tag werden wollte.
Im Frühjahr, als der Himmel draußen hell wurde und der Strom leichter ging, faßte ihn die alte Sehnsucht nach seinen Ufern mächtiger als jemals an. Sie wollten ihn zu Hause halten; denn sie fürchteten um ihn. Er aber stand die halben Nächte, wenn noch keiner wachte, auf und lief an seine Arbeitsstätte.

**(Fortsetzung folgt)**

## Mach auf die Türe . . .

Mach auf die Türe weit
und geh am Gartenzaun entlang:
unsicher ist die Zeit, —
leg dich nicht schlafen, warte lang;
vielleicht, daß heute Nacht
zu dir um Hilfe jemand schreit.
Gibst du des Rufes acht?
Wagst du dich in die Dunkelheit? —
Kann man denn schlafen jetzt?
Bedenke: hinter deiner Wand
schreit jemand auf entsetzt,
verlassen, krank und abgespannt;
geh hin und in die Rund'
trag vor dir her dein leuchtend Kien.
Und gingst du selbst zu Grund,
nur den, der rief, errette ihn!

**Fjodor Ssologub. (Aus dem Russischen von Otto F. Babler)**



Digitized by Google

# Zwei Gedichte

## Von Alexander Kuhr

Ich schau mich um . . . die heiligen Sonette
des süßen Lebens hab ich all gesungen, —
am Ziele schein ich mir der Wanderungen
noch eh ich fand des rechten Lebens Stätte.

„Geh hin — noch einmal! Heile dein Gebreste!"
Wie bäumt sich's auf, wie tief das Herz erschauert:
Im wallenden und dunklen Nebel lauert
aus weißer Mönchsutane — *meine* Geste . . .

So weiß ich niemals, wer ich bin . . . *Ein* Leben
ist doppelt mir gegeben: Keines Beben
kann vor des andren wilder Drohung weichen . . .

So ist kein Ort, wo sich die Hände reichen,
die mich verbannen aus der süßen Runde?
„Sei still, o Herz, sei still: sie kommt, die Stunde . . ."

---

Ich seh dich an, den sie ans Kreuz gehängt:
Du hast es ausgehalten, Herr,
hilf du mir, daß auch ich bis an das Ende siege.

Als ich dich suchte, hast du mich versenkt
in alle Wonnen, alle Leiden,
auf wilden Weg hast du mich weggeführt und steile Stiege.

Ich sah der Höllen ganzen Glanz erstrahlen — —:
O Fest der rasend schönen Welten,
wie ganz entfesselte Mänaden gellten
ihr endlos gierig Evoe! Aus flachen Schalen

netzte mich Wein und Safran, Schaum und Süße . . .
Wo bist du, Herr? O halte mich,
sei's mit den Nägeln deiner Hände, deiner Füße!

Ich weiß es nicht und keiner von uns weiß,
worum er kämpft; jedoch wir bitten
um Kraft und Glauben: Daß du nicht umsonst gelitten,
umsonst den Tod geschmeckt, vergossen Blut und Schweiß.



Digitized by Google

# Ohne Gott

## Drama von Josef Hachmann

### *III. Akt*

(Zimmer des ersten Aktes.)

(Frau Berta kommt mit der Krankenschwester aus dem Schlafzimmer, in der Hand eine noch nicht vollendete Altardecke.)

*Frau Berta:* Lassen Sie mich noch einmal für Ihre Worte danken, Schwester, Sie wissen nicht, was Sie für mich bedeuteten.

*Krankenschwester:* Das sind nicht meine Worte, Frau Doktor, es ist die christliche Antwort auf die Frage nach dem Warum der Leiden.

*Frau Berta:* Gott schickt die Leiden, um uns zu prüfen.

*Krankenschwester:* Und damit wir Buße tun für unsere Sünden.

*Frau Berta* (ängstlich erregt): Sie meinen doch nicht, Schwester, die Buße könnte so ungeheuer groß sein, daß das Kind sterben müßte?

*Krankenschwester:* Wir wollen nicht hoffen, Frau Doktor, daß Gott ein so großes Opfer fordert.

*Frau Berta:* K a n n er es fordern, d a r f er es fordern? — Wenn selbst die Sünden der Eltern zahlreich und schwer wären, was kann denn ein Kind dafür?

*Krankenschwester:* Gott läßt oft die Kinder für die Sünden ihrer Eltern büßen.

*Frau Berta:* Nein, nein, Schwester, Gott wird dieses Opfer nicht fordern, er will mich nur prüfen, und seine Prüfung soll nicht vergebens sein, ich will ganz fromm werden. Auch habe ich mir schon selbst Buße auferlegt. — Sehen Sie, ich habe ein Gelübde gemacht, täglich zu beten für das Kind, ich töte mich ab in Speise und Trank, und dann diese Decke. . . .

*Krankenschwester:* Gott wird Ihren guten Willen nicht verachten.

*Frau Berta:* Nein, das wird er nicht, er ist ja barmherzig, er ist gütig, er ist langmütig.

*Dr. Joos* (kommt aus dem Studierzimmer mit einem beschriebenen Bogen Papier in der Hand): Verzeihung, einen Augenblick . . .

*Frau Berta:* (nervös abwehrend): Nichts vorlesen, ich bitte dich, nichts vorlesen — — ich will nichts mehr wissen von deiner Arbeit.

*Dr. Joos:* Liebe Frau, ich will ja auch nichts vorlesen, ich möchte nur mal fragen, was Walter macht.

*Krankenschwester:* Das Kind schläft.

*Frau Berta:* So, was Walter macht? Ja, er schläft. — — Du brauchst keine Angst mehr zu haben, Heinrich, er wird wieder gesund werden. — Weißt du, ich bete viel für ihn und bringe Opfer. . . .

*Dr. Joos* (will reden).

*Frau Berta:* Bitte, bitte, sag' nichts, Heinrich. Sieh hier, dies ist eine Decke für den Altar, ich habe sie selbst gemacht. — Nun wird der liebe Gott unser Kind gesund werden lassen, denn . . . wie, Schwester, wie hat er gesagt?

*Krankenschwester:* Bittet, und ihr werdet empfangen.

*Frau Berta:* Ja, bittet, und ihr werdet empfangen, und was Gott versprochen hat, das hält er . . . nicht, Heinrich, das ist wahr, nicht, das sagst du doch auch?

*Dr. Joos:* Ja, ja, mein liebes Weib.

*Frau Berta:* Oh, du bist gut, du bist doch gut.



Digitized by Google

*Dr. Joos:* Walter schläft, schon lange?
*Frau Berta:* Ja, schon lange, paß mal auf, wenn er wach wird, ist er schon wieder gesund — vielleicht.
*Dr. Joos:* So schnell wird's wohl nicht gehen, liebe Frau.
*Frau Berta:* Jetzt geh nur und arbeite, ganz ruhig. — Du kannst ganz ruhig arbeiten.
*Dr. Joos:* Ja, — also bis nachher.
*Frau Berta:* Bis nachher!

(Dr. Joos ab ins Studierzimmer.)

*Frau Berta:* Dürfte ich Sie jetzt bitten, Schwester, mich allein zu lassen? Ich muß noch beten, und wenn ich allein bin, bete ich andächtiger. — — Ach, es wird mir so schwer, andächtig zu beten, mitten im Vaterunser denke ich manchmal an etwas ganz anderes.
*Krankenschwester:* Dafür sind wir Menschen, Frau Doktor, wenn die Gedanken nicht sündhaft sind. . . .
*Frau Berta:* Sündhaft? — Nein — ich glaube nicht — —, ich weiß nicht —, gestern abend dachte ich plötzlich mitten im Gebet: Warum war Herr Böhm heute noch nicht hier? War das Sünde, Schwester?
*Krankenschwester:* Nein, nein — —, aber man muß selbstverständlich soviel wie möglich alle anderen Gedanken aus dem Kopf schlagen, wenn man mit Gott spricht.
*Frau Berta* (indem sie den Rosenkranz holt): Ja, ja, das will ich ja auch —, soviel wie möglich . . .
*Krankenschwester:* Dann will ich jetzt gehen, ich habe auch noch zu beten.
*Frau Berta:* Ja, Schwester.

(Krankenschwester ab.)

(Frau Berta betet eine Weile.)

*Dr. Joos* (tritt wieder ein).
*Frau Berta:* Ich bitte dich, Heinrich, laß mich jetzt allein —, ich muß beten.
*Dr. Joos:* Ja, ja, einen Augenblick —, ich möchte nur noch fragen, wann wir denn heute zu Abend essen —, es ist gleich neun.
*Frau Berta:* Ach so —, ja —, könntest du noch eine kleine Weile warten? — Laß mich erst zu Ende beten. Das *muß* sein, weißt du: Ich habe ein Gelübde gemacht.
*Dr. Joos:* Ich frage nicht nur meinetwegen, Berta, ich dachte auch an dich.
*Frau Berta:* An mich? — Ich esse heute abend nicht.
*Dr. Joos:* Du ißt nicht?
*Frau Berta:* Nein, ich will ein Opfer bringen.
*Dr. Joos:* Mein liebes, liebes Weib. . . .
*Frau Berta:* Du hast mich lieb?
*Dr. Joos:* Wie kannst du fragen.
*Frau Berta:* Oh, dann bete mit mir, Heinrich, ich bitte dich, bete mit mir, daß der liebe Gott unser Kind wieder gesund werden läßt.
*Dr. Joos:* Verlange alles von mir, mein Weib, nur beten kann ich nicht.
*Frau Berta:* Doch, Heinrich, du kannst es, versuche es nur mal, es wird schon gehen.
*Dr. Joos:* Willst du mich zum Heuchler machen? — Die ganze Welt, ja, ich selbst müßte mich verachten, wenn ich . . .
*Frau Berta* (ihm die Hand auf den Mund legend): Nicht, nicht, Heinrich, rede



Digitized by Google

nicht zu Ende. Du brauchst auch nicht mit mir zu beten, aber ein kleines Opfer wirst du doch bringen können — aus Liebe zu Gott?
*Dr. Joos:* Aus Liebe zu Gott? — Nein!
*Frau Berta:* Nun, dann aus Liebe zu deinem Kind und aus Liebe zu deinem Weibe.
*Dr. Joos* (laut und bestimmt): Ja, von ganzem Herzen. — Welches Opfer verlangst du?
*Frau Berta:* Töte dich ab und verzichte heute auf das Abendessen.
*Dr. Joos:* Ich habe den ganzen Tag viel gearbeitet . . .
*Frau Berta:* Um so größer ist das Opfer.
*Dr. Joos:* . . . und habe morgen wieder einen schweren Tag,
*Frau Berta:* Um so größer ist das Opfer.
*Dr. Joos:* . . . aber ich will es dir bringen, obschon ich nicht einsehe, was es nützen könnte.
*Frau Berta:* Es nützt schon, Heinrich, aber du mußt es gern bringen.
*Dr. Joos:* Ich bringe es gern.
*Frau Berta:* Ich danke dir —, und nun läßt du mich weiter beten, ja?
*Dr. Joos:* Ja. (Geht langsam ins Studierzimmer zurück.)
(Nachdem Frau Berta eine Zeitlang weiter gebetet hat, schellt es.)
*Frau Berta* (aufspringend, fast ängstlich): Böhm!
*Krankenschwester* (erscheint in der Tür des Schlafzimmers): Dem Kinde scheint's nicht gut zu gehen, Frau Doktor.
*Frau Berta:* Ist es wach?
*Krankenschwester:* Nein, es schläft noch, aber . . .
*Frau Berta:* Nun, Gott wird schon helfen, vertrauen wir fest auf ihn, ganz fest.
*Krankenschwester:* . . . aber es hat hohes Fieber.
*Frau Berta:* Das kommt gewiß von der Schwüle her, es wird wahrscheinlich noch ein Gewitter geben.
*Krankenschwester:* Kommt der Arzt noch heute abend?
*Frau Berta:* Ja, er wollte noch einmal nachsehen.
(Krankenschwester wieder ab ins Schlafzimmer.)
(Es klopft.)
*Frau Berta:* Herein!
*Böhm* (tritt ein): Guten Abend, Frau Doktor!
*Frau Berta* (nach außen kalt, aber innerlich sehr erregt): Guten Abend, Herr Böhm.
*Böhm:* Entschuldigen Sie, daß ich noch so spät komme, aber ich sah noch Licht, und da wollte ich mich noch eben nach dem Befinden des Kindes erkundigen; wie geht es ihm?
*Frau Berta:* Gut!
*Böhm* (sichtlich erfreut): Gut? Das ist ja erfreulich!
*Frau Berta:* Ich habe die besten Hoffnungen.
*Böhm* (nachdem er Frau Berta kurze Zeit angesehen): Aber Sie sehen sehr schlecht aus, Frau Doktor, es ist nötig, daß Sie mal an die Luft kommen.
*Frau Berta:* Nein, nein, es geht mir sehr gut, Herr Böhm, wirklich ganz gut.
*Böhm:* Es geht Ihnen nicht gut, Frau Doktor. Lassen Sie morgen ruhig mal die Schwester ein halbes Stündchen allein bei dem Kinde, und gehen Sie an die frische Luft — —, es tut wirklich not.
*Frau Berta* (fast schroff): Was kümmern Sie sich um mich, Herr Böhm! (Freundlicher): Wie kann ich denn spazierengehen, ich habe Pflichten meinem Kinde und auch — Gott gegenüber.



Digitized by Google

*Böhm:* Sie haben auch Pflichten gegen sich selbst. — Hören Sie auf mich, ich meine es gut mit Ihnen — —, es tut not.
*Frau Berta* (erregt rufend): Schwester!
*Böhm:* Sie dürfen sich nicht von den Schicksalen des Lebens erschlagen lassen, Frau Doktor. — Ihre Gesundheit leidet darunter, wenn Sie sich länger Ihren Sorgen so hingeben.
*Frau Berta* (noch erregter): Schwester! — — Mein Gott, warum hört sie denn nicht?
*Böhm:* Soll die Schwester Ihnen etwas besorgen?
*Frau Berta:* Ja —, nein —, ja! Sie sollte nur mal eben — telephonieren.
*Böhm* (geht zum Telephon): Kann ich das nicht?
*Frau Berta:* Nein, nein—, nicht Sie, gehen Sie . . .
*Böhm:* Aber, Frau Doktor, was ist denn mit Ihnen?
*Frau Berta* (in höchster Erregung): Gehen Sie, ich habe Angst vor Ihnen.
*Böhm:* Angst? — Vor mir?
*Frau Berta:* Ja, ja, vor Ihnen.
*Böhm:* Verzeihung, Frau Doktor, aber das tut mir weh. Habe ich in meinem Leben schon etwas getan, was Ihre Angst rechtfertigen könnte?
*Frau Berta:* Ich will fromm werden. . . .
*Böhm:* Bin ich Ihnen darin hinderlich? — Wenn die Frömmigkeit Sie glücklicher macht, werde ich mich darüber freuen . . .
*Frau Berta:* Sprechen Sie nicht so gut mit mir.
*Böhm:* . . . aber, wenn Sie es wünschen, werde ich dieses Haus meiden. Doch Sie werden mir gestatten, mich ab und zu nach dem Befinden Ihres Kindes zu erkundigen.
*Frau Berta:* Es geht ihm gut.
*Böhm:* Ich weiß es, und deshalb werde ich jetzt gehen. (Wendet sich zum Gehen.)
*Frau Berta:* O nein, nein!
*Böhm* (dreht sich um).
*Frau Berta* (plötzlich in lautes Schluchzen ausbrechend): Oh, ich liebe Sie ja, so unaussprechlich, so . .
*Böhm:* Welch' unglückseliges Wort!
*Frau Berta:* . . . aber ich darf Sie ja nicht lieben, es ist ja Sünde, ich darf es ja nicht.
(Kurze Pause.)
*Böhm:* Arme Frau Doktor, wäre dies niemals ausgesprochen worden. Ist mir nicht jetzt der Weg zu Ihrem Hause verrammt?
*Frau Berta:* Nein, nein, o nein. Ich liebe Sie, was kann ich dafür —, ich gehe ja zugrunde an meiner Liebe —, ich weiß es, aber ich bin machtlos.
(Plötzlich ihren Kopf zwischen beide Hände pressend, wie aus einem Traume erwachend): Mein Gott —, mein Gott —, was habe ich — —, was — habe — ich gesagt. . . . (Auf Böhm stierend nach wenigen Augenblicken): Gehen Sie, Herr Böhm, gehen Sie, ich bitte Sie, gehen Sie. .
*Böhm:* Ich werde Ihrem Wunsche sofort willfahren, wenn Sie ruhiger geworden sind, Frau Doktor.
*Frau Berta* (nach kurzer Pause, während der sie die äußere Ruhe wieder zu erlangen sucht): Hier, Herr Böhm, sehen Sie, ich bin ganz ruhig — jetzt. (Reicht Böhm die Hand, in vollkommen ruhigem Tone): Also, auf Wiedersehn, Herr Böhm!
*Böhm:* Guten Abend, Frau Doktor! (Geht zur Tür hinaus.)



Digitized by Google

*Frau Berta:* Herr Böhm!
*Böhm* (erscheint wieder in der Tür): Wünschen Sie noch etwas, Frau Doktor?
*Frau Berta:* Bitte, noch einen Augenblick.
(Böhm kommt einige Schritte näher.)
*Frau Berta:* Es ist nicht wahr, was ich eben gesagt habe, ich liebe Sie nicht, hören Sie, das ist nicht wahr, ich liebe Sie nicht.
*Böhm:* Ihre Gesundheit macht mir ernstliche Sorge, Frau Doktor, schonen Sie sich, damit Sie sich nicht hinlegen müssen, wenn das Kind wieder gesund ist.
*Frau Berta:* Haben Sie gehört, ich liebe Sie nicht!
*Böhm:* Schon gut. — Also, guten Abend, Frau Doktor!
*Frau Berta:* Guten Abend!
(Böhm ab.)
*Frau Berta* (nach kurzer Pause): Jetzt — habe — ich — gelogen.
(Kurze Pause.)
(Es schellt.)
*Krankenschwester* (die Tür des Schlafzimmers öffnend): Ob das der Arzt sein wird?
*Frau Berta:* Ich denke. — — Warum fragen Sie?
*Krankenschwester:* Ich wünsche, er käme bald. (Wieder ab.)
(Es klopft.)
*Frau Berta:* Herein!
*Pfarrer* (tritt ein): Guten Abend, Frau Doktor, wie geht's dem Kinde?
*Frau Berta:* Guten Abend, Herr Pfarrer. — Wir erwarten den Arzt.
*Pfarrer:* Und wie geht's Ihnen?
*Frau Berta:* Sagen Sie, Herr Pfarrer, ist das auch Sünde, wenn man lügen *muß* — — *muß!*
*Pfarrer:* Man darf niemals lügen, nicht einmal aus Scherz oder Not.
*Frau Berta:* Niemals . . ., dann habe ich gesündigt, Herr Pfarrer, und ich wollte doch etwas Gutes tun.
(Es schellt.)
*Frau Berta* (schrickt zusammen, ängstlich): Der Arzt! — — mein Gott — —, der Arzt!
*Pfarrer:* Warum erschrecken Sie?
*Frau Berta:* Ach, ich hatte ja immer so gute Hoffnung, Herr Pfarrer, aber jetzt, wo der Arzt kommt, faßt mich so eine Angst, mein Herz klopft, als wenn etwas Furchtbares passieren sollte . . .
*Pfarrer:* Sie werden doch nicht den Arzt fürchten?
*Frau Berta:* Den Arzt nicht, aber seine Feststellung, seine so nüchternen Feststellungen.
*Pfarrer:* Wo bleibt Ihr Gottvertrauen, Frau Doktor?
*Frau Berta:* Ja, ja, er wird mir helfen, nicht wahr, Herr Pfarrer?
*Pfarrer:* Er läßt die Menschen nicht im Stich, vertrauen Sie auf ihn, dann wird er auch Ihr Vertrauen belohnen.
*Frau Berta:* Ja, ich will auf ihn vertrauen, ich will fest auf ihn hoffen . . . (Die Hand auf das Herz pressend): Was ängstige ich mich denn so unnötig? — — Gott läßt die Menschen nicht im Stich, nicht wahr, Herr Pfarrer, und bittet, und ihr werdet empfangen, nicht wahr, Herr Pfarrer?
*Pfarrer:* So hat er gesagt, und Gott hält, was er verspricht.
*Frau Berta:* Ja —, er hält, was er verspricht (unruhig auf- und ablaufend), Minna!



Digitized by Google

(Dienstmädchen kommt.)

*Frau Berta* (aufgeregt): Halten Sie sich im Zimmer auf — —, wenn etwas passieren sollte . . .

*Dienstmädchen:* Jawohl, Frau Doktor.

(Es klopft, gleich darauf der Arzt.)

(Begrüßung.)

(Indem Arzt, Frau Berta und hinterher Pfarrer in das Schlafzimmer gehen):

*Arzt:* Nun, wie geht's?

*Frau Berta:* Es hat hohes Fieber, Herr Sanitätsrat.

*Arzt:* So, so — Wie hoch ist das Fieber?

(Pause.)

(Käuzchen fliegen an das Fenster und schreien ihr „Komm mit!")

*Dienstmädchen:* O Gott, der Totenvogel! (Geht aus der Nähe des Fensters. Ihr Benehmen ist abergläubig-ängstlich.)

*Frau Berta* (stürzt herein): Minna, rufen Sie meinen Mann!

*Dienstmädchen:* Das Kind wird doch nicht sterben, Frau Doktor?

*Frau Berta:* Was fällt Ihnen ein, sind Sie von Sinnen? — Rufen Sie meinen Mann! (Dienstmädchen ab.)

*Frau Berta* (stellt sich vor das Kruzifix, kurz und hastig, aber mit leidenschaftlicher Inbrunst): Hilf mir, mein Gott —, hilf mir — —, laß mir das Kind — —, ich bitte dich — —, es muß mir bleiben — —, du weißt es . . .!

(Bricht ab und stürmt wieder in das Schlafzimmer.)

(Das Zimmer ist kurze Zeit leer, beginnender Sturm.)

*Dr. Joos* (kommt eilig aus dem Studierzimmer, hinter ihm das Dienstmädchen).

*Dr. Joos* (im Durchschreiten des Zimmers): Geht's dem Kinde nicht gut?

*Dienstmädchen:* Ich weiß es nicht. — Der Arzt ist da.

(Dr. Joos ab ins Schlafzimmer.)

(Ein Sturmwind schlägt das Fenster auf und löscht das Lampenlicht. Das Dienstmädchen schreit auf und bemüht sich dann, das Fenster zu schließen. Währenddessen kommt Frau Berta in größter Erregung, in der Hand zwei Kerzen.)

*Frau Berta:* Minna! — Minna! — Mein Gott, wo sind Sie denn?

*Dienstmädchen:* Hier, Frau Doktor! — Der Sturm hat das Licht ausgelöscht. (Will die Lampe von neuem anzünden.)

*Frau Berta:* Lassen Sie, lassen Sie — hier —, zünden Sie diese Kerzen an! — Sie sind geweiht und sollen zur Ehre Gottes brennen. (Während das Dienstmädchen die Kerzen anzündet): Schnell, schnell, machen Sie doch nicht so lange — —, und nun gehen Sie und beten Sie für das Kind —, beten Sie, beten Sie. . . ! (schiebt sie zur Tür hinaus und stürzt dann wieder zurück in das Schlafzimmer).

(Das Zimmer ist eine Weile leer, ferner Blitz und Donner verkünden ein nahendes Gewitter.)

*Dr. Joos* (kommt mit dem Arzt aus dem Schlafzimmer, erregt): Sie haben keine Hoffnung mehr, Herr Sanitätsrat?

*Arzt:* Menschenkunst ist hier umsonst, hier kann nur Gott noch helfen.

(Dr. Joos geht mit dem Arzt hinaus, man hört sie draußen noch sprechen.)

*Frau Berta* (ist während der letzten Worte des Arztes in der Tür des Schlafzimmers erschienen. Nach dem Fortgange des Dr. Joos mit dem Arzt, geht sie zur Flurtür und lauscht einige Zeit auf das im Flur geführte Gespräch, dann kommt sie wieder in die Mitte des Zimmers zurück. Laut): Hier kann nur Gott noch helfen!



Digitized by Google

(Sich vor dem Kruzifix niederwerfend, mit gesteigerter Angst und Leidenschaftlichkeit): *Allmächtiger*, sieh mich hier vor dir liegen! Menschenkunst versagt —, du aber, du kannst noch helfen! Du bist der Allmächtige. Ein Wort von dir, und es legten sich Sturm und Wellen —, ein Wort von dir, und Blinde sahen, Taube hörten, und Tote standen auf. So hilf auch mir: Rette mein Kind — — —, es handelt sich um mehr.

*Pfarrer* (kommt aus dem Schlafzimmer): Frau Doktor, ich bitte Sie —, kommen Sie zu dem Kinde. — — Wo ist Ihr Mann?

*Frau Berta: Allgütiger*, wie kann ich zweifeln an deiner Hilfe?! Du, der bei einer Hochzeit seine Allmacht brauchte und Wasser in Wein verwandelte, weil dich die Verlegenheit eines Bräutigams rührte —, dich sollte der Schmerz einer Mutter nicht erweichen können? — Allgütiger, ich bitte dich, rette mein Kind —, es handelt sich um mehr.

*Pfarrer:* Wo ist Ihr Mann, Frau Doktor — —, hören Sie mich doch einen Augenblick!

*Frau Berta:* Beten Sie mit mir, Herr Pfarrer.

*Pfarrer* (betet leise).

*Frau Berta:* Du bist ja *barmherzig*, habe ich gesündigt, so wirst du mich nicht so grausam strafen —, jetzt, wo ich dir ja dienen will mit der ganzen Kraft eines armen Weibes. Ich rufe zu dir: Sieh nicht auf meine Sünden! Barmherziger, rette mein Kind — — —, es handelt sich um mehr! — — Beten Sie auch, Herr Pfarrer?

*Pfarrer* (betend): Herr, wenn es dein Wille ist . . .

*Frau Berta*: Du *mußt* mir helfen, denn du bist *getreu*, du mußt halten, was du versprochen, (Pfarrer betend ins Schlafzimmer zurück), und du hast gesagt: Bittet, und ihr werdet empfangen. Ich bitte dich, ich schreie zu dir mit meiner ganzen Kraft: Allgetreuer, rette mein Kind — — —, es handelt sich um mehr.

(Kurzes Einhalten, dann in wildem Ungestüm):

Hier handelt's sich um *alles*, um alles — —, hier handelt's sich um *dich*, — — hörst du, Gott, um *dich*! — — — Jetzt zeige, daß du lebst . . .!

(Näherer Blitz und Donner.)

*Dr. Joos* (ist während der letzten Worte wieder eingetreten; indem er Frau Berta an den Schultern berührt): Liebe Frau, wir müssen uns aufs Schlimmste gefaßt machen.

*Frau Berta*: Ich weiß es. Bete mit mir, Heinrich, daß Gott hilft.

*Dr. Joos*: Ich kann nicht, Weib, ich kann nicht. Du weißt doch, daß ich es nicht kann. Mein ganzes Ich, meinen ganzen Mannesstolz, mein ganzes Leben würde ich vernichten!

*Frau Berta* (aufspringend): Du kannst nicht? (Versucht ihn an den Schultern auf die Kniee niederzudrücken): Du *sollst* können, sage ich dir, du sollst . . . (Sie läßt ihn los; kurze Pause, dann in verzweifelnder Bitte): Lieber Mann —, bete mit mir — dies eine Mal —, ich bitte dich —, nur dies eine Mal.

*Dr. Joos*: Großer Himmel! — — Mein Weib, mein liebes Weib, ich kann es nicht — es ist mir unmöglich —, mein Gebet würde zu einer Lästerung. (Will sie ins Schlafzimmer führen): Komm, komm, laß uns hineingehen.

*Frau Berta*: Du willst nicht beten? (Nachdem sie ihn eine Weile angestarrt hat): —Oh, du weißt nicht, was alles auf dem Spiele steht — —, es geht auch um *dich*, hörst du, auch um *dich* . . .!



Digitized by Google

*Krankenschwester* (tritt ein): Ich bitte, zu dem Kleinen zu kommen, es geht wohl dem Ende zu. (Die Aufregung bemerkend): Aber ich bitte um möglichste Ruhe. (Dr. Joos und Frau Berta eine Zeitlang in starrem Schmerze, dann mit der Krankenschwester ab ins Schlafzimmer.)

*Krankenschwester* (im Abgehen): Aber ich bitte um möglichste Ruhe — — am Sterbebett.

(Das Zimmer bleibt eine Zeit leer. Draußen zieht eine überlustige Gesellschaft vorbei, immer wieder den Refrain singend: „Oh, Susanna, wie ist das Leben doch so schön." Dazwischen überlautes Lachen und kreischende Weiberstimmen. Während man sie nur noch aus weiter Ferne vernimmt, hört man plötzlich aus dem Schlafzimmer ein schreiendes Aufweinen der Frau Berta. Gleich darauf stürzt sie herein.)

*Frau Berta* (laut schreiend): Tot!! (Einen Augenblick wie sich besinnend, dann mit geballter Faust zum Kruzifix drohend):

O du — — du . . .

(Greller Blitz, schwerer Donnerschlag).

*Frau Berta* (sich zum Fenster wendend): Was willst du? — Ich fürchte dich nicht mehr. — — Du Grausamer — du Wortbrüchiger — — du —, du Unbarmherziger!

*Dr. Joos* (ist während der letzten Worte hereingestürzt, in größtem Schmerz): Unbarmherziger? Ein Gott muß barmherzig sein, sonst gibt es keinen Gott!

*Frau Berta* (sieht ihn eine Weile mit weitgeöffneten Augen an, dann): Ja —, du hast recht, es war ein Nichts, zu dem ich schrie — —, ein Nichts! (Nimmt die Kerzen und schleudert sie zu Boden): Was wollt ihr noch? Ihr habt umsonst gebrannt — —, für ein Nichts!

(Von jetzt an wird das dunkle Zimmer nur noch von den Blitzen des abziehenden Gewitters erleuchtet.)

*Dr. Joos* (sich um Frau Berta bemühend): Mein liebes Weib, beruhige dich, du wirst sonst auch noch krank werden.

*Frau Berta* (mit unheimlicher Kälte): Was kümmert's dich?!

*Dr. Joos*: Der Verlust trifft mich ja so sehr wie dich, — den gemeinsamen Schmerz wollen wir gemeinsam zu tragen versuchen.

*Frau Berta*: Gemeinsam tragen? Mit *dir*? (Ihn von sich stoßend): Geh weg, ich will, ich mag dich nicht . . .

(Sie sinkt in sich zusammen.)

(Während der letzten Worte ist der Pfarrer und die Krankenschwester eingetreten.)

*Dr. Joos*: Schwester, helfen Sie mir, meine Frau ins Bett bringen.

(Frau Berta wird von Dr. Joos und der Schwester an den Armen aufgerichtet. Als man sie ins Schlafzimmer abführen will, sinkt sie noch einmal in sich zusammen.)

*Dr. Joos*: Um Himmels willen, sie stirbt uns unter den Händen . . .

*Frau Berta* (sich mit aller Kraft aufrichtend): Sterben? — — Nein! Jetzt will ich *leben* (mit dem Fuß auf den Boden stampfend) . . ., aber *hier*! — — auf *dieser* Erde!

(Sie wird ins Schlafzimmer geführt.)

*Pfarrer* (mit gefaltenen Händen): Unerforschlich sind deine Ratschlüsse, o Herr!

(Vorhang fällt langsam.)



Digitized by Google

IV. Akt.

(Studierzimmer des Dr. Joos, ein geschmackvoll eingerichtetes Arbeitszimmer eines Gelehrten. Insbesondere ist zu beachten: Zwischen zwei größeren Fenstern steht links ein Schreibtisch. Auf der rechten vorderen Ecke des Schreibtisches liegt ein Haufen loser, beschriebener Blätter, das Manuskript des „Gibt es einen Gott?". Auf der linken hinteren Ecke des Schreibtisches steht ein größeres Lichtbild der Frau Berta.

Rechts befindet sich ein zweiter Tisch mit Sofa und einigen Stühlen.

Im Hintergrunde die Tür.

Unter dem Schmuck des Zimmers sehen wir Bilder berühmter Gelehrter.

Frau *Berta*, in Schwarz gekleidet, am Schreibtisch, im Begriff, einen soeben fertig geschriebenen Brief durchzulesen. Nachdem dies geschehen, steckt sie den Brief in einen Umschlag und adressiert ihn.

Das *Dienstmädchen*, auf einem Stuhle am Tische rechts, ist damit beschäftigt, auf dem Tische liegende Blumen zusammenzubinden und in Vasen zu stecken.)

*Frau Berta* (sich vom Schreibtisch wendend, um dem Dienstmädchen in der Arbeit zu helfen): Wir wollen uns beeilen, Minna, damit wir fertig sind, wenn der Herr Doktor kommt.

*Dienstmädchen:* Wann kommt er denn zurück, Frau Doktor?

*Frau Berta:* Ich weiß es nicht, er hat einer Sitzung beizuwohnen; sobald diese beendet, wird er kommen.

*Dienstmädchen:* Doch nicht mit dem nächsten Zuge schon?

*Frau Berta:* Das glaube ich nicht, aber morgen oder übermorgen vielleicht.

(Es schellt.)

*Frau Berta:* Machen Sie auf, Minna, und führen Sie den Besuch hier herein.

*Dienstmädchen:* Jawohl, Frau Doktor. (Ab.)

(Frau Berta fährt mit dem Schmücken des Zimmers fort; nach einiger Zeit klopft es.)

*Frau Berta*: Herein! (Pfarrer tritt ein.)

*Pfarrer*: Verzeihen Sie, Frau Doktor, wenn ich störe . . .

*Frau Berta*: Sie stören mich gar nicht, Herr Pfarrer. Ich freue mich über Ihren Besuch, das Alleinsein will mir nicht behagen.

*Pfarrer*: Nicht wahr, man wühlt zu sehr in seinem Schmerz, wenn man allein ist?

*Frau Berta*: Schmerz? — Nein, Herr Pfarrer, ich wühle gar nicht in meinem Schmerz. — — Gewiß, mein Kind, mein liebes, gutes Kind, — ich werde es nie vergessen — —, aber sonst geht es mir gut, Herr Pfarrer, recht gut. (Sich wohlig dehnend): Oh, es ist mir, als wenn ich aus einem Grabe gestiegen wäre, aus einem dunkeln Grabe, und als wenn ich jetzt seit langer Zeit den Frühling wieder erleben dürfte.

*Pfarrer*: Das freut mich aufrichtig, Frau Doktor, daß Sie sich wohl fühlen.

*Frau Berta*: Ich fühle mich so — so *frei* fühle ich mich. Ach, wenn doch alle Menschen frei wären, um wie vieles würde es besser stehen.

*Pfarrer*: Sind sie denn nicht frei, die Menschen? Ein jeder hat doch seinen freien Willen.

*Frau Berta*: Mag sein, Herr Pfarrer, aber in *einem* Punkte sind sie nicht frei, — das weiß ich — und gerade in dem Punkte nicht, der das Höchste im Leben bedeutet.

*Pfarrer*: Da bin ich neugierig?



Digitized by Google

*Frau Berta*: Nun, in der Liebe —, da sind sie nicht frei, die Menschen, oder wenigstens zum großen Teile nicht.
*Pfarrer* (gutmütig lächelnd): Sie wollen doch wohl nicht ein Anwalt der freien Liebe werden?
*Frau Berta* (das Wort hastig auffangend): Freie Liebe? — — Ja, ja, freie Liebe! Fürwahr, Sie haben mich verstanden. Frei soll die Liebe sein, frei ... nichts soll ihr im Wege stehen. Frei soll das Weib sein bei der Wahl des Mannes, frei soll der Mann sein bei der Wahl des Weibes ...
*Pfarrer*: Und Freiheit, damit der Mann das Weib wieder von sich stoßen kann, wenn er es überdrüssig, und umgekehrt?
*Frau Berta*: Überdrüssig? — O nein, Herr Pfarrer, dann haben Sie mich nicht verstanden. Was *wahre* Liebe zusammenknüpft, zerreißt nicht. — Gewiß, die Menschen lügen so viel, wenn sie von Liebe reden: Sie sagen, sie lieben einen Menschen und lieben sein Geld, sie sagen, sie lieben einen Menschen und lieben nur das Tier in sich. Aber was wissen diese von wahrer Liebe? — Oh, die Menschen lügen so viel, wenn sie von Liebe reden, aber werden nicht auch viele zur Lüge gezwungen?
*Pfarrer*: Gezwungen?
*Frau Berta*: Ja, gezwungen, — — und zu diesen gehöre ich. Warum macht man Schwierigkeiten bei der Auflösung einer solchen Ehe, es müßten Unterschiede gemacht werden.
*Pfarrer*: Aber, Frau Doktor, was sollte denn aus den Kindern werden?
*Frau Berta*: Mag sein, daß die Kraft einer Mutter die Kraft eines Weibes übersteigt, doch was geht dies mich an, ich habe kein Kind mehr.
*Pfarrer*: Frau Doktor, kennen Sie das sechste Gebot? Es darf nicht übertreten werden.
*Frau Berta*: Kennen Sie das vierte Gebot, Herr Pfarrer? „Du sollst Vater und Mutter ehren, damit es dir wohlergehe." Ich habe es nicht übertreten, dieses vierte Gebot, damals, als sie mich mit diesem Manne verheiratet wünschten. Und wie wohl ist es mir ergangen?! — — Ins *Elend* hat es mich hineingetrieben, und das sechste soll mich jetzt daran hindern, mich aus diesem Elend zu befreien.
*Pfarrer*: Das vierte Gebot zwingt den Menschen nicht zu einer Ehe, Frau Doktor. „Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen", so steht geschrieben.
*Frau Berta*: Warum hat man mir das nicht früher gesagt? — Was wußt ich von einem Weibe, was wußt ich von einem Manne, damals — ich war ja noch ein halbes Kind —, was wußt ich damals von einer Liebe, die Vater und Mutter zu verlassen und ihrem Gegenstande zu folgen gebietet. — Warum hat man mir das nicht früher gesagt?
*Pfarrer*: Und dennoch sind es Worte Gottes. In eine Ehe zu treten zwingt kein Gott, aber die einmal geschlossene Ehe zu halten, das gebietet er durch das sechste Gebot.
*Frau Berta*: Sprechen Sie mir nicht von Gott.
*Pfarrer*: Ich soll nicht von ihm reden, dem einzigen Tröster in den Leiden unseres Lebens?
*Frau Berta*: Mein Kind starb.
*Pfarrer*: Nicht von dem Allmächtigen, der allein uns helfen kann?
*Frau Berta*: Mein Kind starb.



Digitized by Google

*Pfarrer*: Nicht von dem Allgütigen, der uns gern hilft, wenn . . .
*Frau Berta*: Mein Kind starb.
*Pfarrer*:. . . wenn wir ihn nur recht kindlich bitten?
*Frau Berta*: Mein Kind starb, Herr Pfarrer.
*Pfarrer*: Ihr Kind starb — gewiß. Gott nahm es wieder zu sich. Er wird wissen, warum er dieses tat. — Vielleicht, um Sie näher zu sich hinzuziehen . . .
*Frau Berta*: Warum ließ er es dann nicht leben?
*Pfarrer*: Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Schauen Sie mal hinauf heute Nacht zu dem gewaltigen Sternenhimmel, dann werden Sie erkennen, wie unendlich groß der Unterschied ist zwischen dem Schöpfer dieser Welten und uns armen Staubkörnchen. Und in dieser Erkenntnis werden Sie nicht mehr fragen, warum er etwas tat — demütig werden Sie auf Ihre Knie fallen, um seine weisen Ratschlüsse anzubeten.
*Frau Berta*: Den Sternenhimmel soll ich bewundern? Oh, oft genug hab' ich hinaufgebetet — es hat mir nichts geholfen. In beklemmender Angst vor mir selbst habe ich gefleht, Gott möge mir beistehen im Kampfe mit meiner sündigen Liebe — er konnte nicht helfen: meine Liebe war stärker als euer Gott — sie hat ihn besiegt.
*Pfarrer*: Frau Doktor, wie können Sie so sprechen?
*Frau Berta*: Ich bin ein Weib.
*Pfarrer*: Sie lästern Gott — er läßt seiner nicht spotten.
*Frau Berta*: Ich bin ein Weib; wissen Sie, was ein Weib ist?
*Pfarrer*: Es ist ein Mensch mit einer Seele.
*Frau Berta*: Ja, wahrhaftig: mit — einer Seele.
*Pfarrer*: Mit einer unsterblichen Seele.
*Frau Berta*: Wenn sie unsterblich ist, diese Seele, um so mehr hat sie ein Recht auf Erfüllung ihrer Sehnsucht.
*Pfarrer*: Sie wird erfüllt — in der Ewigkeit.
*Frau Berta*: Ich bin ein Weib!
*Pfarrer*: Warum immer diese Wiederholung?
*Frau Berta*: Weil Sie nichts wissen von einem Weibe.
*Pfarrer*: Ein Mensch ist es — mit einer unsterblichen Seele.
*Frau Berta*: Und nichts wissen von der Seele eines Weibes.
*Pfarrer*: Sie ist wie jede Seele für Gott bestimmt.
*Frau Berta*: Sie ist dafür bestimmt, wonach sie sich sehnt.
*Pfarrer*: Für Gott!
*Frau Berta*: Nein!! Für die Liebe, für die Liebe!
*Pfarrer*: Um Himmelswillen, Frau Doktor, schweigen Sie, schweigen Sie . . .
*Frau Berta*: Nein, jetzt will ich reden — einmal. Soll ich mich zu Tode schweigen? — Jetzt will ich es hinausschreien, ehe es mich erwürgt, — jetzt will ich, jetzt kann ich es . . .

Jahre bin ich schon verheiratet. Es waren Jahre, grausamer als die Qualen einer Hölle, Jahre, die mir alles nahmen, was ich besaß, — mein ganzes Ich, — die mir das Heiligste, das Erhabenste aus meinem Innern rissen, mit brutaler Hand, — es zu Boden warfen und mit Füßen traten . . .

Doch zu wem spreche ich: — Sie sind ein Mann!

„Das Weib soll dem Manne untertänig sein." Aber kennen Sie die Qualen eines



Digitized by Google

Weibes, daß sich seinem Manne geben muß, obschon es ihn nicht liebt, — immer wieder, — immer wieder, nur weil es sein Eheweib ist?
Sie sagen, das Weib ist ein Mensch mit einer Seele. O ja, das habe ich erfahren in diesen Jahren, als man sie mir vergewaltigte, diese Seele.
Doch zu wem spreche ich: — Sie sind ein Mann!
(Nach kurzem Innehalten eindringlich): Hören Sie, das Weib ist kein Tier: *Lieben* will es denjenigen, dem es sich gibt, sonst — ekelt es sich vor allem, — vor sich selbst . . .
Doch zu wem spreche ich: — Sie sind ein Mann!
(Nach kurzem Innehalten noch eindringlicher): Hören Sie, das Weib will keine Verbindung des Leibes, wenn es nicht liebt . . .
Gewiß, es mag auch solche geben, aber wissen Sie, was die sind? — — Ich gehöre nicht zu ihnen.
Und andere mag es geben, die ihre Seele verschachern, um den Titel ihres Mannes weiter tragen, das Geld ihres Mannes weiter verwenden zu dürfen, aber wissen Sie, was die sind? — — Ich gehöre nicht zu ihnen.
Und wieder andere mag es geben, die nicht die Kraft aufbringen, sich loszureißen, aber wissen Sie, was die sind —, diese alle?

(Nach kurzer Pause herausschleudernd):
Dirnen!

*Pfarrer*: Frau Doktor, wie können Sie eine Ehefrau, die ihre ehelichen Pflichten erfüllt, mit diesem Namen benennen?
*Frau Berta*: Ehefrau oder nicht: Dirnen sind sie alle, wenn sie ihren Leib hingeben ohne Liebe!
*Pfarrer* (will reden).
*Frau Berta* (einfallend): Es bleibt die Scheidung, werden Sie sagen, aber nein, das werden Sie nicht sagen, denn Ihre Kirche wünscht sie nicht.
Aber wenn . . .?
Man hört die Klagen mit grinsenden Gesichtern, und der Bescheid lautet: Kein Scheidungsgrund!
. . . denn es sind Männer.

(Kleine Pause.)

*Pfarrer*: Wie ist es möglich, Frau Doktor, daß Sie solche Worte über ihre Lippen bringen? Mag sein, daß manche Frau unter einer unglücklichen Ehe viel zu leiden hat, aber Gott gibt auch die Kraft, diese Leiden zu ertragen im Gedanken an die Ewigkeit.
Wie ist es möglich, daß Sie solche Worte über Ihre Lippen bringen? So kann nur ein Mensch sprechen, der sich von seinem Gott losgesagt hat.
*Frau Berta*: Fragen Sie ihn.
*Pfarrer*: Wen?
*Frau Berta*: Den Dr. Joos.
*Pfarrer*: Ihren Mann.
*Frau Berta*: Nein, nicht meinen Mann, denn ich liebe ihn nicht.
*Pfarrer* (nicht ohne Erregung): Er bleibt Ihr Mann, ob Sie ihn als solchen anerkennen oder nicht, ob Sie durch ihn glücklich geworden oder nicht, er bleibt Ihr Mann, denn Gott hat ihn im Sakrament der Ehe dazu gemacht.



Digitized by Google

*Frau Berta*: Gott, Gott?! — Man hat sich redlich bemüht, mir klarzumachen, daß es lächerlich ist, sein Dasein anzunehmen, wenn man es nicht einsieht.
*Pfarrer*: Ihr Mann sucht nach Gott, Frau Doktor, aber im Grunde glaubt er an ihn, sonst würde er nicht so nach ihm suchen. Vielleicht sprach er zuviel mit Ihnen über seine Arbeit, weil er das Bedürfnis hatte, mit seinem Weibe über das zu reden, was ihn quälte. Aber ist das ein Grund für Sie, Ihren Gott zu verlassen, nur weil er — täuschen Sie sich nicht — Ihrer unordentlichen Liebe im Wege steht?
*Frau Berta*: Liefern Sie mir einen Beweis für sein Dasein, Herr Pfarrer, aber einen Beweis, so streng, daß er nicht den geringsten Zweifel übrigläßt.
*Pfarrer*: Daß Sie, Frau Doktor, ohne Gott nicht mehr die Kraft finden würden, Ihrem Manne eine treue Gattin zu sein, ist Ihnen das nicht Beweis genug für sein Dasein?
*Frau Berta*: Daß ein Gott mein Kind sterben ließ unter solchen Umständen, ist Ihnen das nicht Beweis genug für sein Nichtdasein?
*Pfarrer*: Auch anderen Müttern starb ihr einziges Kind. Ja, es gab Mütter, die durch den Tod mehr als *eines* kinderlos wurden und dennoch die Kraft fanden, gläubig und in Demut ihre Hände zu falten und mit dem Dulder Job zu sprechen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!" Glauben Sie, daß diese Mütter ihre Kinder weniger liebten? Suchen Sie Ihre Kraft aufzurichten an solcher Seelengröße, und werden Sie sich der Pflichten wieder bewußt, die Sie gegen Gott und gegen Ihren Mann haben!
*Frau Berta*: Ich habe auch Pflichten gegen mich selbst.
*Pfarrer*: Seien Sie gut zu Ihrem Manne, er liebt Sie doch aufrichtig. Was würde er wohl gesagt haben, wenn er heute Ihre Worte gehört hätte?
*Frau Berta*: Es mag sein, er mag mich lieben, doch ich habe auch Pflichten gegen mich selbst. Und was er gesagt hätte? — Das ist doch wenigstens konsequent.
*Pfarrer*: Spotten Sie seiner nicht, Frau Doktor, er hat es nicht verdient.
*Frau Berta*: Seiner spotten? Oh nein, er dauert mich, er tut mir aufrichtig leid. — Sehen Sie, ich bin eben dabei, sein Zimmer mit Blumen zu schmücken — er liebt die Blumen so —, damit er Freude hat bei seiner Rückkehr.
*Pfarrer* (freudig erstaunt): Das hätten Sie getan?
*Frau Berta*: Gewiß. (Auf die Blumen hinweisend): Sie sehen doch.
*Pfarrer*: Um Ihrem Manne eine Freude zu machen, hätten Sie dies getan?
*Frau Berta*: Aber gewiß doch, Herr Pfarrer, um ihm eine Freude zu machen.
*Pfarrer* (will die Hand der Frau Berta ergreifen): Dann verzeihen Sie mir, Frau Doktor, denn . . .
*Frau Berta* (rasch einfallend): Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Sie haben mich nicht verstanden.
*Pfarrer*: Ja, gebe Gott, daß ich Sie nicht verstanden, und daß ich in meinem Eifer etwas für möglich hielt, wozu ich kein Recht hatte. — — Doch Sie werden mir verzeihen, denn sehen Sie, ich bin ein Priester und möchte als solcher meine Pflicht erfüllen, denn auch ich werde einst zur Rechenschaft gezogen. — Ich kann nicht länger bleiben, denn mein Beruf fordert mich. Hören Sie denn die Stimme eines Priesters, wenn ich Ihnen noch einmal sage: Es lebt ein Gott, und er läßt nicht ungestraft seine Gebote übertreten. Kämpfen Sie weiter mit neuem Mut und mit neuer Kraft, aber nicht ohne Gott, sonst werden Sie unterliegen. — Und nun, Frau Doktor, (reicht Frau Berta die Hand) auf Wiedersehen!



Digitized by Google

*Frau Berta*: Leben Sie wohl, Herr Pfarrer!

(Pfarrer ab.)

(Frau Berta fährt mit dem Schmücken des Zimmers fort; kurze Zeiit darauf das Dienstmädchen.)

*Dienstmädchen*: Soll ich Ihnen weiter behilflich sein, Frau Doktor?

*Frau Berta*: Ja, Minna, doch holen Sie mir zuvor die Altardecke.

*Dienstmädchen*: Jawohl, Frau Doktor. (Ab.)

(Nach einiger Zeit bringt das Dienstmädchen die in feines Seidenpapier eingewickelte Altardecke.)

*Dienstmädchen* (indem sie die Altardecke der Frau Berta überreicht): Ist sie schon fertig?

*Frau Berta* (indem sie die Altardecke nimmt und auf das Sofa legt): Ja, ich habe sie gestern abend beendet.

(Sie fahren in der Arbeit fort.)

*Frau Berta*: Wie hat es Ihnen denn gefallen gestern abend beim Seiltänzer, Sie haben mir ja noch gar nichts erzählt?

*Dienstmädchen*: Oh, es war recht schön, Frau Doktor, aber ich habe heute nacht so einen dummen Traum gehabt.

*Frau Berta*: Was haben Sie denn geträumt?

*Dienstmädchen* (schnell und freudig): Darf ich es Ihnen erzählen, Frau Doktor? Wissen Sie, ich habe keine Ruhe, bis ich es Ihnen erzählt habe.

*Frau Berta*: Aber gewiß, Minna, erzählen Sie nur.

*Dienstmädchen*: Mir träumte, Sie hingen an einem Seil ...

*Frau Berta*: Wer, ich?

*Dienstmädchen*: Ja, im Freien hingen Sie an einem Seil und hatten in der Hand ein großes Messer.

*Frau Berta*: Im Freien? Aber, Minna, das Seil muß doch irgendwo befestigt gewesen sein.

*Dienstmädchen*: War es auch, Frau Doktor, aber hoch, ganz hoch, so hoch, daß ich das Ende nicht sehen konnte. Und unter Ihnen waren tiefe Abgründe, voll von Dreck und Schlamm. Und da nahmen Sie das Messer, schnitten das Seil durch, und hinunter fielen Sie in einen Abgrund, und der Dreck und Schlamm schlug über Ihnen zusammen.

*Frau Berta* (gleichgültig): Sie träumen ja nette Sachen von mir.

*Dienstmädchen*: Ja, Frau Doktor, und dieser Traum hat mich so unruhig gemacht, es wird Ihnen doch nichts Böses passieren?

*Frau Berta*: Was soll mir denn Böses passieren? Träume sind Schäume.

*Dienstmädchen*: Aber manchmal kommen sie auch von Gott.

*Frau Berta*: Die Gelehrten sagen, Minna, man könne nicht genau wissen, ob ein Gott existiert.

*Dienstmädchen*: Ach, die Gelehrten, glauben Sie doch den Gelehrten nicht, Frau Doktor. In meiner vorigen Stellung war ich auch bei einem Philosophen. Wissen Sie, was der sagte?

*Frau Berta*: Nun?

*Dienstmädchen*: Ich kann nicht genau wissen, ob ich existiere.

*Frau Berta* (lächelt).

(Es schellt.)

*Frau Berta*: Das wird Herr Böhm sein, machen Sie auf.



Digitized by Google

*Dienstmädchen*: Jawohl, Frau Doktor. (Ab.)

(Nach einiger Zeit klopft es, gleich darauf Böhm.)

*Frau Berta* (ihm freudig entgegen): Wie bin ich froh, Herr Böhm, daß Sie kommen, mir ist so bang.

*Böhm*: So haben Sie Ihren Entschluß geändert, Frau Doktor?

*Frau Berta*: Nein, o nein!

*Böhm*: Haben Sie auch alles wohl bedacht?

*Frau Berta*: Ich habe alles bedacht, Herr Böhm.

*Böhm*: Daß Sie nicht mehr die Frau eines bekannten Gelehrten sind, wenn Sie mir folgen, daß Sie sich einschränken müssen in allem, weil Ihnen nicht mehr das Geld zu Gebote steht?

*Frau Berta*: Aber, Herr Böhm, ich bitte Sie . . .

*Böhm*: Sind Sie sich auch bewußt, was Sie tun wollen? Daß Sie im Begriffe stehen, Ihren Mann zu verlassen, um einem anderen zu folgen?

*Frau Berta*: Ich weiß es, Herr Böhm, und tue es, weil ich nicht anders kann.

*Böhm*: Wissen Sie auch, wie Sie die Welt nennen wird?

*Frau Berta*: Ja, ich weiß es, Ehebrecherin.

*Böhm* (jede Silbe betonend): Ehe—bre—che—rin! Bedenken Sie dieses Wort, überlegen Sie, was das heißt.

*Frau Berta*: Es heißt: Geächtet sein —, ausgestoßen sein aus der Gesellschaft sogenannter anständiger Menschen. Sie werden mit Fingern auf mich zeigen und mich verachten, sie, die nicht anders handeln könnten als ich, wenn sie in meiner Lage wären.

*Böhm*: Sie könnten nicht anders handeln?

*Frau Berta*: Gewiß, ich könnte es, aber um welchen Preis? Ihr Leben wäre wie meines dahin. Als Lebendig-Tote würden wir durchs Dasein wandeln. Und wenn ich es schon fertigbrächte, *mich* zu opfern, aber *Sie*, Herr Böhm, mit mir zu vernichten, das kann, das darf ich nicht.

*Böhm*: Sie großes Weib!

*Frau Berta*: Sehen Sie, Herr Böhm, wir befinden uns in einem Kahn, Sie, Doktor Joos, und ich. Ringsum ist Meer, stürmisches, wildes Meer.

Denken Sie sich nun, der Kahn wäre zu schwer, er müßte erleichtert werden, und mir wäre vom Schicksal die furchtbare Aufgabe zudiktiert, zu entscheiden, wer von uns dreien dem Tode preisgegeben werden sollte. — Von uns dreien? Nein, es handelt sich nur um die Entscheidung: Doktor Joos oder wir beide, Sie und ich! Denn Sie sind an mich gekettet durch eine unzerreißbare Kette. Doktor Joos ist mir ein guter Bekannter, aber sonst ein Fremder. Ich aber liebe nicht nur mich und mein Leben — wer will es mir verdenken —, sondern mehr noch als mich Sie, Herr Böhm, Sie . . .

Nun sprechen Sie selbst, könnte ich anders, als . . .?

*Böhm*: Der arme Joos!

*Frau Berta*: O ja, der arme, arme Joos, er tut mir leid, unsäglich leid. — Ich habe ihm einen Brief geschrieben (den Brief zeigend), sehen Sie hier. Er ist ein Mann von Verstand und wird einsehen, daß ich nicht anders kann. Ich stoße ihn ja nicht hinab, weil ich ihn hasse oder verachte, nein, weil unsere unglückliche Lage es erfordert, heraufbeschworen von den unerbittlichen Elementen des Daseins, über die wir keine Gewalt haben.

*Böhm*: Aber gäb' es denn gar keinen Ausweg?



Digitized by Google

*Frau Berta*: Keinen.
*Böhm*: Könnten Sie nicht die Hilfe eines Gottes abwarten, der dem Sturm und dem Meere geböte?
*Frau Berta*: Ich habe keinen Gott mehr.
*Böhm*: Das sagen Sie so leicht? — Der Mensch muß etwas haben, was ihm das Höchste bedeutet, an das er glaubt, und auf das er vertraut.
*Frau Berta*: Dann habe ich einen. (Indem sie die Altardecke nimmt und auseinanderbreitet): Sehen Sie hier, diese Decke habe ich gemacht, um sie dem Altare des Höchsten zu opfern; heute soll sie ihre Bestimmung erreichen: Ich opfere sie dem Altare der Liebe. (Überreicht die Altardecke Böhm.)
*Böhm*: Sie Weib! — Sie großes, herrliches Weib! — — Sie sollte ich mein Eigen nennen dürfen?
*Frau Berta* (jubelnd): Ja! — Ja! — Ja!
*Böhm* (die Arme ausbreitend): *Mein* Weib!
*Frau Berta* (ihm in die Arme fliegend und ihn umschlingend): Liebster!

(Kuß.)

(während der Umarmung): *Böhm*: Jetzt gehörst du mir . . .
*Frau Berta*: Ich gehörte dir immer . . .

*Böhm* (nach einiger Zeit ihre Arme sanft von seinem Nacken lösend und Frau Berta an beiden Händen haltend, feierlich): Zwei Menschen schließen hier den Bund fürs Leben. Kein Priester segnet diesen Bund, kein Zeuge ist vorhanden. Nur die große Liebe wohnet dieser Stunde bei, und sie möge ihren Segen sprechen über zwei Menschen, die sie zusammengekettet für ewig.
*Frau Berta* (feierlich wiederholend): . . . für ewig.
*Böhm* (setzt sich an den Schreibtisch und nimmt einen Briefbogen): Ich will dem Herrn Pfarrer von unserem Entschluß Mitteilung machen und ihn bitten, er möge Joos vorbereiten, wenn er kommt, und ihm beistehen und trösten.

(Während er schreibt, schellt es.)

*Böhm* (ruhig): Wer wird das sein?
*Frau Berta* (ganz ruhig): Ich weiß es nicht.

(Böhm schreibt weiter.)

(Es klopft.)

*Frau Berta*: Herein!
*Dienstmädchen* (kommt und überreicht der Frau Berta ein Telegramm; dann wieder ab.)
*Frau Berta* (erbricht das Telegramm).
*Böhm* (indem er den Brief in den Umschlag steckt): Ein Telegramm?
*Frau Berta*: Ja, Dr. Joos teilt mit, daß er heute noch kommt.
*Böhm*: Dann haben wir keine Zeit mehr zu verlieren. (Schreibt die Anschrift; indem er den Brief der Frau Berta gibt): Diesen Brief möge das Dienstmädchen noch heute dem Pfarrer bringen. — Ich will noch die letzten Vorbereitungen treffen. Komme sobald als möglich nach.
*Frau Berta*: Ich komme sofort.
*Böhm* (Frau Berta innig die Hand drückend): Auf Wiedersehen!
*Frau Berta*: Ich komme sofort.

(Böhm ab).

*Frau Berta* (legt den Brief an Dr. Joos hinter das auf dem Schreibtisch



Digitized by Google

stehende Lichtbild, dann): Minna! (Nachdem das Dienstmädchen erschienen): Der Herr Doktor hat ein Telegramm geschickt, er kehrt heute noch zurück. Schmücken Sie das Zimmer zu Ende, machen Sie alles hübsch, recht hübsch. Und dann fegen Sie Staub. Aber nicht die Bücher von ihrem Platz nehmen beim Staubfegen, Sie könnten sie sonst in Unordnung bringen. Auch auf dem Schreibtisch lassen Sie alles liegen.
Und dann kochen Sie einen guten Kaffee. Herr Doktor wird abgespannt sein von der Reise, und ein Kaffee wird ihm gut tun.
Haben Sie alles verstanden, Minna?
*Dienstmädchen*: Jawohl, Frau Doktor!
*Frau Berta*: Machen Sie alles gut, alles so, wie Sie glauben, daß der Herr Doktor Freude daran haben könnte, — und wenn Sie fertig sind, bringen Sie diesen Brief (gibt dem Dienstmädchen den Brief) dem Herrn Pfarrer —, er ist eilig — —, ich gehe.
*Dienstmädchen*: Jawohl, Frau Doktor.

(Frau Berta eilig ab.)

*Dienstmädchen* (verteilt die schon in Vasen stehenden Blumen, indem sie einige Vasen auf den Schreibtisch stellt, andere auf den Tisch rechts. Hierauf öffnet sie ein Fenster, um Staub zu fegen. Sie sieht mechanisch hinaus und ruft dann plötzlich): Wilhelm, du Wilhelm —, wo willst du hin?
*Wilhelm* (von draußen): Spazieren, gehst du mit?
*Dienstmädchen*: Ich kann nicht, der Herr Doktor kommt heute zurück.
*Wilhelm* (vorsichtig durch das Fenster ins Zimmer schauend): Frau Doktor?
*Dienstmädchen*: Ist fort, ihren Mann abholen.
*Wilhelm* (im Zimmer umherschauend): Hu, ist das schön hier. Na, weißt du, die reichen Leute haben doch alles, was ihr Herz begehrt, wenn ich doch der Herr Doktor Joos wäre!
*Dienstmädchen* (lachend): Du Doktor?
*Wilhelm*: Ja, ich. Glaubst du, ich würde mich darin nicht finden können?
*Dienstmädchen*: Was würdest du denn machen?
*Wilhelm*: Was ich machen würde? Ich würde mich dort (auf den Schreibsessel zeigend) in den Sessel setzen, mir eine dicke Zigarre rauchen und unseren Herrgott 'nen guten Mann sein lassen.
*Dienstmädchen*: Aber der Herr Doktor arbeitet auch viel, sieh hier. (Deutet auf das Manuskript „Gibt es einen Gott?".)
*Wilhelm*: Ach, das bißchen Schreiberei — kann ich auch —, hab' 'ne ganz gute Handschrift.

(Es schellt.)

*Dienstmädchen*: Geh, geh, es kommt jemand.
*Wilhelm*: Wiedersehen! (Verschwindet vom Fenster.)
*Dienstmädchen*: Wiedersehen! (Indem sie eilig hinausläuft): Hu, wenn das schon der Herr Doktor wäre . . . (Kehrt bald wieder zurück und fängt eifrig an Staub zu wischen.)

(Nach einiger Zeit klopft es.)

*Dienstmädchen*: Herein!

(Pfarrer tritt ein.)

*Pfarrer* (unruhig): Ist die Frau Doktor zu sprechen?
*Dienstmädchen*: Nein, Herr Pfarrer.



Digitized by Google

*Pfarrer*: Nicht? — — Aber doch vielleicht, wenn Sie mich melden. Sagen Sie ihr, ich wünschte sie unbedingt zu sprechen —, eine innere Unruhe . . .
*Dienstmädchen*: Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, die Frau Doktor ist fort.
*Pfarrer*: Fort? Wissen Sie, wohin?
*Dienstmädchen*: Den Herrn Doktor abholen —, denke ich.
*Pfarrer*: Kommt der Herr Doktor heute?
*Dienstmädchen*: Er hat ein Telegramm geschickt, er kann jeden Augenblick kommen. (Es überreicht dem Pfarrer das auf dem Tische rechts liegende Telegramm, nimmt dann den von Frau Berta erhaltenen Brief, und nachdem der Pfarrer das Telegramm gelesen, überreicht es ihm den Brief): Und hier ist noch ein Brief für Sie, Herr Pfarrer. Ich sollte ihn zu Ihnen hintragen — er wäre eilig, — aber jetzt, wo Sie gerade hier sind . . .
*Pfarrer* (überfliegt den Brief, während das Dienstmädchen wieder an die Arbeit geht; dann im Innersten erschüttert): Großer Gott, jetzt ist es doch geschehen! — Armer Doktor Joos, wie wirst du es ertragen?!
(Es schellt.)
*Dienstmädchen*: Das wird der Herr Doktor sein. (Eilig ab.)
*Pfarrer*: Dann hilf ihm, Allmächtiger, gib ihm die Kraft, daß er es erträgt. (Nachdem er einige Male im Zimmer auf und ab gegangen): Hilf auch mir, daß ich die richtigen Worte des Trostes für ihn finde!
*Dr. Joos* (in Reisekleidern, kommt eilig ohne anzuklopfen herein. Unterm Arm trägt er die mit Büchern und Schriften gefüllte Ledermappe; den Pfarrer erblickend, bleibt er einen Augenblick erstaunt in der Tür stehen, dann herzlich): Ah, guten Tag, Herr Pfarrer! Sie hier?
*Pfarrer* (Doktor Joos beide Hände drückend): Guten Tag, Herr Doktor, verzeihen Sie, daß ich in Ihr Heiligtum eingedrungen.
*Dr. Joos* (indem er die Mappe auf den Tisch rechts wirft und ablegt): Das ist nicht so schlimm . . . , wo ist meine Frau?
*Pfarrer*: Man hatte Sie heute noch nicht erwartet, Herr Doktor.
*Dr. Joos*: Mein Telegramm? — Ist es nicht eingetroffen?
*Pfarrer*: Doch, doch.
*Dr. Joos*: Hat meine Frau es nicht gelesen?
*Pfarrer*: Ich weiß es nicht.
*Dr. Joos* (die Blumen im Zimmer bemerkend und auf sie hinweisend): Aber gewiß, gewiß weiß sie von meinem Kommen. Sie wird mich nicht so zeitig erwartet haben. (Die Blumen kosend): Sehen Sie, wie aufmerksam, wie feinfühlend . . . Ja, so ist sie — —, wo sie mir eine Freude bereiten kann, da tut sie es.
*Pfarrer*: Sie haben eine gute Ansicht über Frauen, Herr Doktor?
*Dr. Joos*: Wie könnte man eine schlechte Ansicht haben, wenn man (auf das Bild der Frau Berta zeigend) ein solch liebes Weib sein eigen nennt?
*Pfarrer*: Und halten viel von der Liebe eines Weibes?
*Dr. Joos*: Aber gewiß! Sie ist zu den größten Opfern fähig.
*Pfarrer*: Und die Treue?
*Dr. Joos*: Ist selbstverständlich.
*Pfarrer*: Und dennoch, Herr Doktor, wie häufig treffen Sie auf Menschen, denen sie nicht selbstverständlich.
*Dr. Joos*: Gewiß, es mögen Ausnahmefälle vorkommen, aber *jedem* Weibe die Treue abzusprechen, ist lächerlich —, einfach nicht wahr.



Digitized by Google

*Pfarrer*: Ja, Gott Dank, es gibt auch noch eheliche Treue.
*Dr. Joos*: Ob es die noch gibt. — Sehen Sie meine Frau, da haben Sie das beste Beispiel, — sie ist treu wie Gold, — kein Haar von Falschheit. — — Doch, wo ist sie, ist sie nicht hier?
*Pfarrer*: Nein, sie ist fort.
*Dr. Joos*: Wohin? (Wendet sich zur Tür.)
*Pfarrer*: Ich weiß es nicht.
*Dr. Joos*: Doch das Dienstmädchen wird es wissen — —, verzeihen Sie, Herr Pfarrer —, ich muß sie sehen. (Will hinaus.)
*Pfarrer* (ihn zurückhaltend): Bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Doktor! Ich habe Ihnen leider noch etwas Unerfreuliches mitzuteilen.
*Dr. Joos*: Ist etwas passiert?
*Pfarrer*: Ja.
*Dr. Joos*: Meiner Frau? Sie ist doch nicht krank?
*Pfarrer*: Schlimmeres.
*Dr. Joos* (im Angstschrei): Tot? (Als der Pfarrer nicht sofort antwortet, sehr eindringlich): Sprechen Sie doch! Herr Pfarrer, Sie verheimlichen mir etwas, sprechen Sie doch . . !
*Pfarrer*: Tot für Gott.
*Dr. Joos*: Für Gott? Was soll das heißen? — Sie martern mich, sprechen Sie doch, Herr Pfarrer!
*Pfarrer*: Und tot für Sie.
*Dr. Joos*: Tot für mich? Warum immer diese Rätsel, seien Sie doch deutlicher — sehen Sie denn nicht, wie Sie mich quälen?
*Pfarrer*: Herr Doktor, seien Sie ein Mann. (Nach kurzem Innehalten): Ihre Frau war Ihnen nicht — treu.
*Dr. Joos*: Nicht — treu? (Nachdem er den Pfarrer einige Zeit angestarrt, auffahrend): Das ist nicht wahr — —, wie können Sie so lügen?!
*Pfarrer*: Ich spreche die Wahrheit.
*Dr. Joos*: Ich glaube Ihnen nicht. (Sich zur Tür wendend): Wo ist mein Weib? Es wird Ihnen sagen, daß Sie ein Lügner sind! (Will hinaus.)
*Pfarrer* (ihn zurückhaltend): Wo wollen Sie hin?
*Dr. Joos*: Zu meinem Weib!
*Pfarrer*: Sie werden es nicht finden, es ist fort.
*Dr. Joos*: Fort?
*Pfarrer*: Ja, fort mit — Böhm.
*Dr. Joos*: Das ist nicht wahr, Herr Pfarrer, nein, nein, das kann nicht wahr sein. Sagen Sie doch, daß es nicht wahr ist!
*Pfarrer*: Es ist Wahrheit, Herr Doktor.
*Dr. Joos* (das Bild der Frau Berta mit beiden Händen ergreifend): Du! — Du kannst nicht lügen, sage du, daß es nicht wahr ist! (Sein Auge fällt auf den Brief der Frau Berta, der durch das Hinwegnehmen des Bildes sichtbar geworden ist; er überfliegt seinen Inhalt, dann aufschreiend): Es ist Wahrheit!! (Hinausstürzend): Mein Weib! (Pfarrer ihm nach.)
(Beim Lesen des Briefes hat er sich mit einer Hand auf das auf dem Schreibtisch liegende Manuskript gestützt; bei der Bewegung des Hinausstürzens wirft er es unbewußt vom Schreibtisch, so daß die Blätter auf dem Boden zerstreut umherliegen. Draußen hört man Dr. Joos durch alle Zimmer rasen und in kurzen Zwischen-



Digitized by Google

pausen seine fragenden Rufe: „Mein Weib?! — Mein liebes, gutes Weib?!" Dann wird es kurze Zeit ganz still. Hierauf hört man die Stimme des Dr. Joos wieder in der Nähe: „Mein liebes, gutes Weib!" Man merkt aber jetzt der Stimme an, daß er mit Tränen kämpft, und der Ruf ist so, als wenn er selbst keine Antwort mehr erwarte. (Kurze Zeit darauf tritt Dr. Joos mit dem Pfarrer wieder ein.)
*Dr. Joos* (flehentlich): Haben Sie doch Mitleid mit mir, Herr Pfarrer, sagen Sie doch, daß es nicht wahr ist —, lügen Sie, nur sagen Sie, daß es nicht wahr ist!
*Pfarrer*: Seien Sie doch ein Mann, Herr Doktor, und ertragen Sie das männlich, was nicht mehr zu ändern ist.
*Dr. Joos* (in Verzweiflung): Mein einziges Kind starb, — und mein Weib?
*Pfarrer*: Ich bitte Sie, Herr Doktor, beruhigen Sie sich!
*Dr. Joos*: Oh, Herr Pfarrer, Sie wissen nicht, wie ich es geliebt ... Großer Gott, ich ertrage es nicht. Hilf mir Gott, ich gehe zugrunde. Allmächtiger, mach es ungeschehen, — hilf mir!
*Pfarrer*: Ja, beten Sie, Gott wird Ihnen Kraft geben.
*Dr. Joos*: Beten? — Beten? — Ja, beten will ich, beten ... (Die Hände faltend): Vater unser ... (Hält inne, als von draußen, untermischt mit Stimmengewirr und Tumult, Rufe erschallen: „Mobil! — Krieg! — Krieg! — Mobil!")
*Dr. Joos*: Vater unser? (Einen Augenblick innehaltend, als ob er nachdächte, dann laut): Vater? (nach kurzem Innehalten noch lauter) unser??
(Neue Rufe von draußen: „Mobil! — Krieg! — Krieg!!")
*Pfarrer*: Ja, lieber Freund, beten Sie zu Gott, dem Vater aller Menschen.
*Dr. Joos* (im beginnenden Irrsinn): Aller Menschen, Vater aller Menschen? (Sieht den Pfarrer eine Weile starr und entgeistert an, dann verzieht sich sein Gesicht langsam zu dem Grinsen eines Wahnsinnigen, und er bricht in ein langes, lautes, irrsinniges Lachen aus, vermischt mit den im Irrsinn gestellten Fragen: „Aller Menschen? — Vater aller Menschen?")
*Pfarrer* (den Irrsinn bemerkend, ratlos): Um Himmels willen, — Herr Doktor! — Herr Dr. Joos! — Herr Dr. Joos!! (Dann einmal zur Tür das Dienstmädchen rufend): Minna! — Minna! (einmal den Dr. Joos anrufend) Herr Dr. Joos —, hören Sie mich? — Herr Dr. Joos!! (dann ab, das Dienstmädchen rufend).
*Dr. Joos* (hat sich mit dem Gesicht zum Publikum gewendet an eine Wand des Zimmers gelehnt und damit begonnen, an den Knöpfen seines Rockes abzuzählen): Es gibt einen Gott, es gibt keinen Gott, es gibt einen Gott usw.
(Beim letzten Knopf angelangt, lacht er hell auf und beginnt dann wieder das Abzählen von neuem, kommt aber immer zu einem anderen Resultat, indem er, wenn er das eine Mal beim ersten Knopf mit „Es gibt einen Gott" anfing, das andere Mal mit „Es gibt keinen Gott" anfängt.)
*Pfarrer* (erscheint mit dem Dienstmädchen): Helfen Sie mir, den Herrn Doktor ins Bett bringen, er ist sehr krank.
*Dr. Joos* (läßt sich vom Pfarrer und Dienstmädchen willenlos abführen, immer noch an den Knöpfen abzählend).
(Die Bühne bleibt kurze Zeit leer. Dann kommt das Dienstmädchen und sammelt sehr langsam die auf dem Boden zerstreut liegenden Blätter des Manuskriptes. Nachdem es fertig ist, sieht es mechanisch auf das Manuskript in seiner Hand und liest: *Gibt es einen Gott?*)
(Während das Dienstmädchen wie über diese Frage nachdenkend ins Publikum schaut, fällt der Vorhang sehr langsam.)



Digitized by Google

# Ivan Oljelund

## Von Dr. Ernst Alker

ERST dann kann auf eine Weltwende gehofft werden, wenn von innen heraus als Symbol einer neuen geistigen Einstellung Zeichen entstehen, an deren wahrhaftige Bedeutung niemand zweifeln kann.

Um so wichtiger werden solche Zeichen, wenn sie aus dem Sozialismus, dem materialistischen Gedanken, der jeder Metaphysik, geschweige denn Religion, grundsätzlich feindlich gegenübersteht, herauswachsen. Denn noch immer war das Werden jeder wirklich bedeutungsvollen Neuorientierung antithetisch, d. w. s., sie brach dort hervor, wo man sie am wenigsten erwartet hätte.

Der Schwede *Ivan Oljelund*, der vom Sozialismus herkommt, und zwar aus der ganz dunkelroten Gegend, dürfte wohl der repräsentativste, wenn auch keineswegs der einzige Vertreter des geistigen Umschwunges sein, da er eine seltene Synthese von tiefer Religiosität, Anlage zu philosophischer Spekulation, hohem persönlichem Ethos, großer kritischer Begabung, dichterischer Kraft und schriftstellerischem Können darstellt.

Er war einmal der Rötesten Einer, gab eine sehr sowjetfreundliche Zeitung heraus, was ihm relativ harmloser Dinge wegen einen Prozeß einbrachte, der mit seiner — übrigens ungerechten — Verurteilung zu einer längeren Festungsstrafe endigte. Aber in der Stille der Zelle erwachte er langsam wie aus einem schweren Traume. Er begann sich zu fragen, ob seine ungerechte Verurteilung nicht tieferem Sinn gerecht wäre, denn nie hätte er sich früher die Mühe gegeben, die einmal gegebene Wirklichkeit zu begreifen, immer wäre er von einem leblosen, phrasenhaften Abstraktum ausgegangen, das er das „revolutionäre Dogma" nennt. Dieses und alle utopistischen Luftschlösser, die darauf aufgebaut sind, können weder die materiellen Bedürfnisse der leidenden Menschheit befriedigen, noch viel weniger aber — und darauf ist der Akzent zu legen — ihre unleugbar vorhandenen und stets dagewesenen metaphysischen, oder schärfer ausgedrückt, religiösen.

Diese Wandlung erzählt Oljelund in seinem Roman *„I my jord"* (*In neuer Erde*), der in sehr durchsichtiger Verschleierung seine außen- und innenweltlichen Erlebnisse während der Voruntersuchung, Verurteilung, der Festungszeit und Rückkehr in die alten Verhältnisse schildert, die er nun mit ganz neuen Augen ansieht. Noch weiß er nicht, welche Wege er gehen soll — aber er weiß: er hat sich gefunden, und Neues wächst in ihm. Die letzte Seite seines Buches lautet so:

„Und der Abend war ein feierlicher Gesang, mit Musik von Farben. Er saß und fühlte sich so merkwürdig leicht, der Körper schien von seiner Schwere befreit zu sein. Und die duftenden Laubmassen brachen ihr lichtes Grün gegen des Nadelwaldes schwere Farbe, über den fernen Hügeln verdichtete die Luft sich zu blauem Nebel, die glatte Fläche des Sees spiegelte den Himmel, öffnete einen neuen Himmel im Talgrunde, weiße Wolken standen geballt wie Eisblöcke mit grünen Kernen und goldgepuderten Rändern am Firmament, azurblau öffnete sich das unendliche Himmelszelt und über dieser ganzen sichtbaren Musik klangen die Goldtöne der Sonne;

Er rührte sich nicht, er atmete kaum. Er wußte nicht sicher, ob er lebte, oder ob all das geworden war, was er sah. Eine Bewegung — und des Körpers Schwere würde ihn niederziehen, sich über ihn stürzen.

Der ist ein Narr, der dem Leben nachjagt. Ein einziger kurzer Augenblick der Einsamkeit und des Friedens in der Natur gibt dem Dasein Sinn. Weh dem, der nicht den Augenblick empfangen kann! Er lebt umsonst.

Und er saß lange und sah, wie die Sonne unterging, und er trank mit jedem Atemzug des Abends Ruhe und Heiligung. Und in ihm stieg Klarheit auf. All das Alte fiel ab von ihm, und er fühlte sich frei,



Digitized by Google

all das Ungewisse wurde zerstreut, und er fühlte sich sicher. Frei ... emporgehoben von heimlichen Händen und gepflanzt in neue Erde. Ja frei, und in eigner Erde ... Aber frei für was? Ein Zeichen gebe mir ... finde mich würdig zu einem Dienst! Er sah hinauf zum ewigen Himmelszelt."

Die Schlußworte, die im vokalreichen Schwedisch lebendiger sind als im Deutschen, haben im Originaltext (Han sag uop mot den eviga rymden) einen deutlicheren religiösen Tonfall als in der Übersetzung. Hier klingen andere Töne als die von Naturmystik und von unbestimmtem Pantheismus.

Betrachten wir das Buch auch einmal als literarisches Werk. Kein Zweifel, es ist hochbedeutsam, bis an den Rand gefüllt mit Beobachtungen, Menschen, Erlebnissen, Gedanken, eine große Konfession. Es gärt und braust darin wie in den Dichtungen Strindbergs, nur daß ein vielleicht menschlich reicherer Geist dahinter steht. Noch ist öfters die Form gebrochen, aber die wesentlichen Konturen bleiben gewahrt. Am poetisch reichsten sind die Schilderungen wärmländischer Waldeinsamkeiten, in die sich der Held zurückzieht, um fern von Stockholm, Parteien, Zeitungen, Agitatoren politischen Märtyrerruhms und Phrasen sich selbst zu finden.

Bald nach „I my jord" erschien ein neues Buch Oljelunds, das wie das vorhergehende eine für schwedische Verhältnisse überraschend große Anzahl von Auflagen erlebte. Es hat einen eigentümlichen Titel „*Med stort G*" (Mit großem *G*), was mit der schwedischen Sitte zusammenhängt, das Wort Gud (Gott) mit einer Kapitelletter zu schreiben, während sonst bekanntlich bei Substantiven kleine Anfangsbuchstaben gebraucht werden.

Schon der Titel deutet an, daß wir es mit einem durch und durch religiösen Buch zu tun haben. Ich bin einigermaßen in Verlegenheit, wie ich das Buch näher bezeichnen soll, denn ein Roman ist es nicht — und auch keine Erzählung, und doch muß es auch als Kunstwerk gewertet werden.

Es beginnt mit einer interessanten Einleitung, in welcher der Autor berichtet, er wäre von einem Unbekannten — offenbar einem akademisch gebildeten Beamten, vielleicht einem Archivar — besucht worden, der ihm ein Manuskript zur Durchsicht — doch nicht zwecks Empfehlung an einen Verleger — übergeben hätte und dann nichts mehr von sich hören ließ. Der Sinn der Einleitung ist natürlich, daß Oljelund im Ich-Ton sprechen, aber doch Distanz bewahren will.

Der Schreiber des Manuskripts teilt zunächst mit, daß er sich seit einiger Zeit geistig und leiblich unwohl fühlte, was der Arzt — wie kann es anders sein! — auf eine ernsthafte, nervöse Magenverstimmung zurückführt. Der Schreiber, der über seinen Zustand etwas anders denkt, zieht sich irgendwohin in Wärmlands Weltverlorenheit zurück. Er beginnt eine gründliche Gewissenserforschung. Er beginnt den Weg zu gehen, den noch alle großen religiösen Persönlichkeiten und Mystiker gegangen sind.

Und es steigt in ihm das Problem des Todes auf.

„Du bist ein Körper, der sterben wird und verwesen."

Er kann von dieser Vorstellung nicht loskommen, immer wieder wächst sie in ihm auf.

„Ich glaubte, ich sah direkt durch den Schuh, durch den Strumpf; vor meinem Blick sah ich die Haut abfallen wie vergilbten Staub, die Muskeln verschwinden, die Sehnen sich auflösen und die Nerven und Adern in Nichts aufgehen. Das Skelett nackt, weiß, sah ich hervortreten. Wohin gehst du, mein Fuß? Wieder sitze ich da und starre und bin weg. Und ich höre die Antwort: zum Grabe ... Ich sitze und ich denke an nichts, oder ich plane vielleicht einen Sonntagsausflug mit meiner Frau (wir hatten noch kein Kind, aber erwarteten eins). Da greife ich plötzlich mit den Fingern ins Haar und halte es fest. Ich zerre daran. Auch das wird verwesen, sich vom Haupte ablösen und abfallen. Aber es wird zuletzt vermodern, es ist zäh und widersteht der Nässe ..."



Digitized by Google

So kommt er langsam in die Nähe der größten Probleme und stellt sich die Frage, ob die Wissenschaft diese wirklich gelöst habe. Er verneint es. „Eine große Wissenschaft ist stets ein noch größerer Beweis von der Existenz, von einem Etwas im Menschen, das absolut unbegreiflich ist." Die Notwendigkeit der Existenz Gottes wird ihm klar.

Der Schreiber beginnt sich in die Lehren des Buddhismus zu vertiefen, hoffend, daß da das Heil seiner ringenden Seele zu finden sei. Schließlich muß er aber sagen:

„Luft — ja Luft, die fehlt in den höchsten Regionen intellektueller Spekulation. Der Mensch kann nicht in einem luftlosen Glaskolben leben; das Herz kann da nicht arbeiten. Es liegt etwas Symbolisches darin, daß Indiens Heilige mit unablässig in die Luft ausgestreckten Armen dasaßen, so daß diese steif wurden, daß sie, um ihre Frommheit zu beweisen, die Nägel durch das Fleisch an der Innenseite der Hand wachsen ließen und solches mehr — während in Europa Franziskus von Assisi Kranke pflegte und Aussätzige und Meister Eckehardt Professor war an der Universität in Paris."

Langsam beginnt es im Manuskriptschreiber zu tagen. Er widerlegt die Grundirrtümer unserer Zeit. *Es ist nicht wahr*, daß der Mensch ein Aas ist, das sich für kurze Zeit auf der Erde bewegt und dann eingegraben wird; daß der Mensch seine unsterbliche Seele verloren hat; daß es kein ewiges Leben gibt; daß Teilhaftigsein am ewigen Leben den Menschen ungeeignet macht für dieses Leben; daß der Mensch (nur!) ein mit Gedankenapparat ausgerüstetes Tier ist; daß Leiden aller Sterblichen schließliches Los bedeutet; daß alles fließt, und es nichts wirklich Festes im Leben gibt; daß es dem Gerechten ebenso geht wie dem Gottlosen und dem Guten und Reinen wie dem Unreinen; daß das Leben keinen Sinn hat; daß kein Mensch je in des Seins tiefste Geheimnisse eindringen kann; daß ein Unterschied zwischen unserer Zeit und langvergangener in der Hinsicht existiert, daß wir uns selbst genügen können und das Alte nicht nötig haben; daß Aufklärung, Bildung und Wissenschaft Hindernisse in den Weg legen für den Menschen, um seinen Schöpfer anzuerkennen und ihm zu folgen.

Er beginnt zu verstehen, welche Bedeutung das Christentum hat, jenes wahre Christentum, nicht jenes des modernen Protestantismus, das so gründlich wegerklärt ist.

„Inwieweit die Gelehrten Recht haben, die sagen, das Christentum wäre der Entwicklung unterworfen und vollende sich zu immer größerer Klarheit, immer größerer Einfachheit, das weiß ich nicht — aber ich glaube, nichts kann vollkommener, klarer und einfacher sein, als des christlichen Evangeliums hohe Wahrheiten . . ."

Und er versteht auch: das Christentum muß gelebt werden.

„Disputiere nicht über Christentum, aber gehe *du* und *werde* ein Christ!"

Weil es dem Schreiber tiefernst ist mit Gott und dem Christentum, verwirft er energisch — und da, wie an anderen Stellen Kierkegaard nicht ganz ferne stehend — die Auffassung des modernen Protestantismus.

„Nichts ist so lächerlich, wie ein gewisses Reden über eine gewisse, freisinnige Religion. Freisinnig . . . Es gibt Menschen, die in ihrer menschlichen Unvollkommenheit eine gewisse ‚Freisinnigkeit' an den Tag legen, es gibt andere, die nicht einmal ‚freisinnig' sind oder: diese Bezeichnungen werden von Menschen in Hinsicht auf Menschen angewendet. Aber irgendeine „freisinnige" Religion gibt es gewiß nicht. Was würde das auch für eine Religion sein? Eine Religion mit einem dummen (!!), trägen, schlappen Gott oder mit einem Gott, der in die Oper geht des Abends? Eine Religion mit einer lustigen, ungenierten und gemütlichen Ewigkeit und einem republikanischen Himmel? Wer soll diese Religion gestiftet haben? Voltaire, in Gemeinschaft mit Stuart Mill? Eine konstitutionelle Religion, mit parlamentarischer Majorität gegen unsern Herrgott? Nein, es gibt keine solche Religion, leicht, bequem, mit ‚freisinnigen' Erleichterungen. Das ist eine Erfindung degenerierter Gehirne, die den Gedanken von Gottes Existenz hassen, aber nicht den Mut haben, zu leugnen, daß bedeutende Menschen aller Zeiten an dessen Existenz geglaubt haben. Er war religiös, sagt man, aber er war einer freisinnigen Religion ergeben; er glaubte an Gott, aber an einen freisinnigen Gott . . ."



Digitized by Google

Und wie kann man die Gottesnähe, aus der alles fließt, erreichen? Dadurch, daß man seinem Gewissen folgt, im Kleinen und im Großen. Leicht ist dies aber nicht. So kommt der Schreiber zur Klarheit, und nun will er ein neues Leben beginnen. Ich habe mich bemüht, einige der Hauptgedankengänge aus diesem tiefen Buch herauszuheben, das wahrhaftig der Ausdruck einer ringenden Menschenseele ist. Bei aller Achtung vor Oljelunds Werk muß man doch sagen: man vermißt feste Konturen bei seinem Christentum, man weiß nicht, wie man zum Erlebnis der Gnade kommen kann, auf die Oljelund viel Wert legt.

Aber man fordere nicht zuviel auf einmal! Schreitet der Autor wirklich konsequent auf dem eingeschlagenen Weg fort, so wird er wohl zu der einzig möglichen Lösung kommen, zu jener, die die katholische Kirche bietet.

Wir sind des Kommenden gewärtig.

Ein paar Worte noch über Oljelunds sonstiges Schaffen.

Vor den hier ausführlich besprochenen Büchern liegt ein Gedichtband, *„Aska"* (Gewitter), der noch von dem Sozialisten herausgegeben wurde. Es fällt hier besonders seine Sprachbeherrschung auf, die auch alle seine anderen Bücher zeigen. So groß ist die Sprachbeherrschung, daß der Dichter sogar über ein so trockenes und wenig erquickliches Thema wie *Nikolais „Biologie des Krieges"* eine (formell) prachtvolle Hymne zu schaffen vermag; er findet in dieser eine Formel für den Krieg, die mir schlechthin unvergeßlich ist: „stjärnslockuard angestnatt" (sternerloschene Angstnacht).

Oljelund ist auch Autor eines *Luther-Schauspieles*: *„Doctor Biblicus"*, das vor mehr als einem Jahr erschien und mit dem er den Befähigungsnachweis für sein dramatisches Talent zu erbringen versucht. Diese Arbeit ist sicher von hohem dichterischem Wert — obwohl deutlich im Schatten von *Strindbergs „Meister Olof"* stehend —, mit einer interessanten Auffassung von Luthers Wesen, voll kräftiger Charakteristik und — wenigstens in den ersten zwei Akten — erfüllt von dramatischem Schwung. Dennoch, neben Oljelunds großen Prosabüchern ist sein Format doch ein kleines, was aber nicht hindert, herzlich zu bedauern, daß es in der Heimat des Dichters nicht auf die Bretter kommen konnte. Die Ursachen sind recht eigenartig und lassen sich in die Worte zusammenfassen: „Nemo propheta in patria."

Vor einiger Zeit erschien auch eine *Essay-Sammlung, „Svenska brev"* (*Schwedische Briefe*), die sich in scharfer und doch liebevoller Weise mit schwedischen Angelegenheiten befassen — von sehr konservativem Standpunkt aus —, die aber kontinentales Interesse haben, genau wie alles andere, das Oljelund schrieb. Wenn nicht alles täuscht, besitzt Schweden in Ivan Oljelund nicht nur einen großen Dichter (der erst am Anfang seiner Entwicklung steht), sondern auch einen religiösen Menschen großen Formates — und ein solcher ist für unsere Zeit mehr notwendig als irgend etwas anderes —, auf den die Worte des heiligen Augustinus Anwendung haben: „Du, o Gott, hast uns für Dich geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir."



Digitized by Google

# Dichtung und Leben

## auf der Gralwerfe. Von Friedrich Markmann

DAS Theater verkündigt eine Tragödie. *Tanzspiel in vier Akten.* Uraufführung. Atemloser Spannung voll, wartest du auf auserlesenem Platz des Ereignisses. Der Vorhang geht auseinander. Im Dämmerdunkel kriecht da etwas wie vorsündflutliches Gewürm. Ins Grau hellerer Beleuchtung wachsend, sieht es aus wie ein Gemisch von Molchen und Fledermäusen. Endlich aber sind es Menschenmassen in Bewegung. Ihren Rhythmus bestimmt Musik auf Antilopenfellen, Jawagongs und Chinesentrommeln. Wird gleich ein Bärenführer erscheinen, um einen kleinen Petz tanzen zu lassen? Nachdem einmal Menschengewürm und Negermarsch deinen Vorstellungen die Richtung gegeben, denkst du, es sei der Held, der da feuersprenkelnd hineinspringt, wütig gegen die dunkle Masse vorboxend, wohl so etwas wie ein Tigerbändiger. Hat er ein Pistol in der Hand? Nein, es hat nur in der Musik geknattert. Das wäre also Menagerie ... aber Tragödie? ... Du schaust verzweifelt ins Programm. Ah so ... Das Gewürm ist das Reich der Tiefe, und der Bändiger eine Art Siegfried, der Drachentöter. So, so. Das soll es also bedeuten. Warum gibt man zu diesem Kinoakt nicht die notwendigen Sprüche in transparenter Beleuchtung? Man kann doch im Dunkeln keine Programme lesen ... Akt folgt auf Akt. Kein Muskel, kein Sprung, keine gymnastische Möglichkeit, die nicht erprobt würde. Man staunt, man bewundert, es graust einem. Man fühlt sich wie der Taucher im Höllenrachen, vor allem, wenn's „herankriecht" und „hundert Gelenke zugleich regt". Diese Spieler haben wirklich ihren Körper in der Gewalt. Es erscheinen auch Tänze von bestrickendem Liebreiz. Dann hört man die „Tochter mit weichem Gefühl", hört sie „flehen mit schmeichelndem Munde" ... Die Sache ist zweifellos monatelang geübt worden, aber Tragödie ...? Pantomimik am Ende. Mime und Pantomime kamen im alten Rom, nachdem Tragödie und Komödie ausgespielt. Sie waren die Erben einer großen Zeit. Sie kamen wie Kleon nach Perikles. Soll Tragödie hier heißen Totentanz des Theaters? Tell und Iphigenie, wollt ihr tanzend untergehen? Berauscht heimkehren ins Primitive? ... Aber freilich: Tanzen können sie. Die Ausdrucksbewegung des Körpers ist ins Ungeheure gesteigert. Diese Körper geben mehr, als sie geben können, aber sie geben denn doch nicht das, was nun einmal nicht des Körpers ist. Sie dazu treiben mit Negermusik und Knallen und Gefauch, heißt schließlich ein schönes Rennpferd zu Tode peitschen, nachdem es das Letzte hergegeben. Niemals wird der Körper als solcher in das Reich der Ideen dringen, jenen geistigen Kosmos, der im Licht der Schönheit über der Welt der Instinkte und des Blutes liegt. In diesem Kosmos ist das Ideal zu Hause und die strahlende Kunst. In diesem Kosmos lebten sie alle von Aischylos bis Shakespeare, von Sophokles bis Calderon, bis Schiller, Goethe, Hebbel, Grabbe sogar, bis — auf die Ballettmeister von heute, die sich Tragöden nennen. Bitte keine falsche Etikette! Bleibt doch Tanzmeister, was ihr in ausgezeichneter Weise seid! Verklärt diese Meisterschaft mit Künstlertum, aber tanzt keine Tragödien mehr. Wozu dieser ganze Mummenschanz von Priestern, Herrschern und Ritualen! Wollt ihr eine neue Loge gründen? Merkt ihr nicht, wie komisch ihr wirken müßt mit diesen tänzelnden Religionsgründungen der



Digitized by Google

Natur, wo das Volk der Christen doch seine Mysterien hat, in denen der über alle Begriffe hinausgehende Gott und sein Geheimnis wohnt? Ihr habt es vielleicht empfunden und darum in euer Programm einen Aufsatz von Laban gesetzt: „*Bewegungskultur und Weltanschauung*". Auch Laban mag ein guter Tanzmeister sein, wie denn ein solcher noch einigermaßen unter den Begriff eines „gymnastisch-orientierten" Menschen fällt. Wie kommt er aber zur Philosophie? „Der Verstand ist nicht dazu da, um über die verschiedensten Dinge, Grundsätze, Ordnungen und Systeme aufzustellen." Freilich nicht, nämlich der Verstand eines Ballettmeisters nicht. Der ist dafür da, ein Ballett zu ordnen. Bravo! Aber er soll keine Tragödien schreiben und nicht in Weltanschauung machen. Wir haben in der christlichen Weltordnung für alles seinen Platz. Da ist das Reich des Körpers und das Reich der Seele, das Reich der Natur und das Reich der Gnade. Ein jedes bewegt sich mit den ihm eigentümlichen Kräften. Alles ist wundervoll ineinandergefügt und innerlich miteinander verbunden. Wir kennen nicht den Haß gegen eines dieser Reiche, auch nicht den Haß gegen den Körper, weil sie doch alle das Antlitz des Vaters spiegeln. Gewiß hat in der großen Tragödie der Tanz seine Bestimmung. Er mag darin dienen, ähnlich wie in der Liturgie. So mag die bei dieser Uraufführung geleistete Arbeit nicht vergeblich sein. Nicht sie tadeln wir, sondern nur ihren illegalen Anspruch au das Erstgeburtsrecht des Wortes.... Wir haben eine Tragödie gesehen, die Tragödie des Theaters von heute. Hatten wir wenig künstlerischen Genuß, so erhielten wir doch die Offenbarung einer bankerotten Ästhetik. Siegfried wurde gegen Schluß verbrannt. Möchte ein neuer Phönix aus seiner Asche aufsteigen: Lessing, der Gesetzgeber der Kunst.
Wir aber rüsten uns für *Godesberg*, wo man das große Welttheater gibt: ***Ein Spiel von des Menschen ersten und letzten Dingen von Don Pedro Calderon de la Barca.*** Goethe, Eichendorff und Immermann haben sich um die Einführung Calderons in Deutschland bemüht. Unser künstlerisches und deutsches Gewissen kann sich also beruhigen. Schon die ersten Berichte aus Godesberg wecken begeisterndes Echo. Stadt für Stadt sollte sich diesem Festspiel weihen, das mit christlichem Ernst und mit christlicher Heiterkeit den Sinn des Lebens enthüllt. Schon die Lesung des Textes erquickt und reinigt unser Gemüt. Sie zeigt auch schon, wie überzeitlich und darum immer zeitgemäß ein Stück ist, „das Weltgeschehen und Menschenleben als ein Schauspiel vor Gott betrachtet, dessen Bühne die Welt, dessen Akteure die Menschen sind".
Aus den Irrungen der Schönheit, die im Welttheater schließlich zu ihrem Quellgrund zurückfindet, möge die Kunst und Ästhetik von heute lernen. Nur so kommt sie zur Freude der Wiedergeburt und zu dem Jubelruf:

Welches Glück durchzittert mich,
da zum heiligen Wundermahle
uns des Meisters Güte ruft!

„*Das große Welttheater.*" Ein Spiel von des Menschen ersten und letzten Dingen von ***Don Pedro Calderon de la Barca.*** Verlag Gesellschaft für Festspiele, Bad Godesberg (Rhein). E. V.

*

*Oskar Geithner* legt uns eine Schrift vor: „*Goethes Weltanschauung und Religion*". Es wird darin vieles zusammengestellt, was sich an christlichen Regungen und Aussprüchen auf des Dichters langes Leben verteilt. Bedauerlich ist in dieser ganzen Gattung von Literatur eine starke Verwirrung der Begriffe. Man lese folgendes: „Wie war Goethes Verhältnis zum Christentum?.... Es war schon ausgeführt worden, daß er sich



Digitized by Google

bei seiner Geistesverfassung an ein Dogma nicht binden konnte. So lehnte er auch die Lehre von einer Erlösung durch den Glauben ab. Er bekannte sich zum Christentum der Tat . . ."

„Christliche" Taten, die nicht aus der Wahrheit des Evangeliums und aus dem Glauben an Christus herauskommen, verdienen doch den Namen christlich so wenig wie die Taten eines Mohammedaners, der nach dem Koran handelt, ja, so wenig wie die Taten eines Heiden, der darum in seiner Art kein schlechter Mensch zu sein braucht.

*Willibald Franke* hat in der *„Wallfahrt nach Weimar"* soeben eine Reihe von Besuchen bei Goethe in Schilderungen bedeutender Männer zusammengestellt. Mir will scheinen, daß diese schlichten Aufsätze, die meist nicht einmal in wissenschaftlicher Absicht geschrieben worden, uns mehr von Goethe verraten, als manches noch so gelehrte neuere Werk mit seinen subjektiven Konstruktionen. Darum sind gerade solche Bücher dem Laien sehr zu empfehlen, den es nicht zur Literaturwissenschaft zieht, aber doch zu Goethe. Trotzdem fast alle Besucher dem gottbegnadeten Genie mit größter Erwartung und Ehrfurcht begegnet sind, hat doch die Wirklichkeit, die ihnen vor Augen stand, sie davor bewahrt, Menschen zu Göttern zu machen. Über Goethes Christentum findet sich eine vielsagende Episode in den Aufzeichnungen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Der Dichter der „Undine" hatte im Goethehause ein Gebet vorgetragen, das mit dem Verslein endete: „Dort schaut, wer diesseits glaubt". Alle zeigten sich ergriffen und sprachen es aus, nur Goethe nicht. De la Motte Fouqué gab dann ein zweites Gedicht zum besten, in dem auch etwas Frömmigkeit war, aber mehr Kraftgefühl. Als der Dichter geendet hatte, sagte Goethe tiefernst: „Schön, schön! Und um so erquicklicher, als das erstere beinahe etwas penibel zu nennen war." — Fouqué fährt fort:

„Ich ließ mir durch den Nachsatz den Vordersatz nicht verkümmern und dachte nur eben an jene Reliquie aus dem delphischen Heidentempel."

(Goethe hatte ihm vorher Bruchstücke aus der Marmorbekleidung des delphischen Tempels gezeigt und nicht ohne absichtliche Beziehung dabei bemerkt: „Das sind nun so *meine* Reliquien.") Es war das im Jahre 1802.

Auch in dem hübschen Büchlein, das *Hedda Sauer* dem Andenken *Ulrikes* widmet, findet sich eine Stelle, die von Goethes Christentum handelt. Sie stammt von Ernst von Pfuel, der 1810 als Teplitzer Badegast Goethe begegnete und ihn übrigens bewunderte. Pfuel faßt seine Eindrücke einmal in die Worte zusammen:

„In so gigantischer Gestalt sich auch sein Geist vor einem aufpflanzt, so geht ihm doch ein Element ab, welches zu derjenigen Art der Erhabenheit notwendig gehört, die der Mensch mit Liebe umfaßt. Ich möchte dies Element das christliche nennen. Man wird oft an ihm eine gewisse Härte gewahr, die jede freie Hingebung zurückscheucht. Er ist tolerant, ohne milde zu sein, und er scheint nur sanft, solange seine Persönlichkeit nicht ins Spiel kommt und Ansprüche unberührt bleiben, die noch nicht fest begründet sind."

Auch die Arbeit von Hedda Sauer empfiehlt sich weiteren Kreisen. Sie ist mit zarter Einfühlung und in geradezu künstlerischer Sprache geschrieben. Mögen verwandtschaftliche Verhältnisse zu weit ausgesponnen sein und der im letzten Teil des Buches enthaltene Kern noch entwicklungsfähiger, die Absicht der Verfasserin wird doch vollkommen erreicht.

Gewiß verstehen wir Goethe, den einsamen Mann, den nur schwer bezwungenen dämonischen Charakter, wenn er nach ständiger Ergänzung sucht bei Frauen und wenn er ausruht im harmlosen Gespräch mit jungen Mädchen und mit Kindern. Immer aber wieder steigt uns ein Bedauern auf, daß manche männliche



Digitized by Google

Eigenschaften im Element des Ewigweiblichen, das ihn umgab, nicht recht zur Geltung kamen. Volk und Staat mit ihren Problemen treten bei dem Dichter selbst in Zeiten zurück, die alle Kräfte der Nation herausfordern. Immer wieder berührt es uns merkwürdig, wie Goethe seine Verehrung für Napoleon z. B. auch dann nicht verbergen konnte, wenn junge Offiziere, die Gut und Blut fürs Vaterland zu opfern bereit waren, bei ihm vorsprachen, oder wenn Wilhelm Dorow im Jahre 1811 die Bemerkung notiert:

„Überall hörte ich versichern, daß er ein großer Verehrer und untertäniger Diener des Kaisers Napoleon sei, den er ‚mein Herr', ‚mein Kaiser' nennt . . . Mit vieler Laune erzählte man, daß er in seiner reichen und kostbaren Münzsammlung den Knopf von der Hose des Marschalls Augereau — der bei ihm in Quartier gelegen — aufbewahre und denselben als eine kostbare Münze den Beschauern der Sammlung vorzeige."

Christentum und Deutschtum sind in ihrer Wesensverbundenheit Goethe niemals aufgegangen, und es bleibt das Fehlen des einen wie des anderen eine arge Bruchstelle in seinem sonst so harmonischen Weltbilde. Alle diese Dinge sind bekannt, verdienen aber doch wieder erwähnt zu werden in einer Zeit, die sich viel mit Goethe als Erzieher unserer Jugend beschäftigt. Bekannt sind natürlich auch mancherlei Entschuldigungen, die wir dem Alten von Weimar zubilligen werden. Er war nie recht darüber aufgeklärt worden, wie sich das Christentum zur Natur verhalte, und wenn er einmal Gehässiges sagte, so ging es immer in dieser Richtung. Dazu lag ihm der Pietismus nicht, wie *Lavater* ihn vertrat. Es sind soeben „*Worte des Herzens*" in einer Säkularausgabe erschienen. So sehr man darin ein frommes Gemüt achten wird, so sehr kann man sich doch abgestoßen fühlen durch unerträgliche Weitschweifigkeit und allzu weichliche Überschwenglichkeit. Wenn der Herausgeber am Schlusse dieses Büchleins, das einen charakteristischen Eindruck von Lavater übermittelt, bemerkt, es sei die Freundschaft zwischen Goethe und Lavater deshalb gebrochen worden, weil Goethe sich dem klassischen Altertum zugewandt habe, so ist das doch nur zum Teil richtig. Der Grund lag viel tiefer. Goethe wollte ein Christentum, das einen Kern gesunder Natur im Menschen anerkannte, hierin ganz katholisch fühlend. Ein solches Christentum war aber weitab von jenem Pietismus, der seine jüngeren Jahre bestimmte und ein und für allemal seine Richtung beeinflußte.

In diesem Zusammenhange sei noch erwähnt *Hans Gerhard Gräfs „Goethe"*.

Die einfache, klare, echt goethische Sprache des stillen Gelehrten, ihre Anmut und ihre Anschaulichkeit verdient in unseren Tagen besonderes Lob. Neben Kapiteln, die wohl nur den Wissenschaftler interessieren, bieten diese Skizzen doch der Hauptsache nach Gegenstände, die eine weitere Goethegemeinde erfreuen werden. Zum erstenmal gedruckt sind die Aufsätze „Goethe und Schweden" sowie „Ein Nationalheiligtum der Deutschen . . ."

Nur für den Forscher gedacht ist eine Untersuchung von *Julius Petersen* über die *Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit*. Der angesehene Verfasser kommt zu dem Ergebnis:

„Kein Wort Goethes, das Eckermann überliefert, darf als authentisch hingenommen werden ohne eine Prüfung, welcher Überlieferungsschicht das Gespräch angehört"

aber auch schon vorher:

„Das Zweifelhafte wird aufgehoben durch das erdrückende Gewicht anderer Stellen, deren überzeugende Echtheit durch übereinstimmende Zeugnisse anderer Gesprächsteilnehmer, vor allem Goethe selbst, in glänzender Weise bestätigt wird."

Aus all diesen Veröffentlichungen merkt man, wie sehr Goethe noch heute die



Digitized by Google

Gemüter beschäftigt. Man muß freilich gestehen, daß große neue Gesichtspunkte nirgendwo mehr auftauchen. Wo wir blendende Leistungen haben, da handelt es sich gewöhnlich nicht mehr um objektive Goethedarstellung, sondern um individuelle Aussprache aus Anlaß Goethes.

In ein paar zartgetönten Novellen, die *Heinrich Lilienfein* unter dem Titel „Aus Weimar und Schwaben" vorlegt, treten Wieland, Schiller, Goethe und Hölderlin vor uns hin in dem ganzen Zauber, den ihre sagenumwobenen Gestalten, die schon in eine Art Mythologie übergegangen sind, noch immer auf die Phantasie unserer Dichter ausüben. Es sind dies mehr lyrische Gedichte als einfache Prosa, geht es doch halbeseitenweise in Hexametern darin fort.

**Ein Diener, betreßt und puderperückig, öffnet von innen die Tür ... Bittet herein mit vertraulich-höflichem Nicken ... Wieder rat' ich Mienen und Menschen an Anna Amaliens Tafel ... usw.**

Es ist eben Goethe und Weimar doch noch für viele, die nicht weiter zurückgehen können oder wollen, in der Haltlosigkeit der neueren Weltanschauungslehren der letzte ruhende Pol, in der allgemeinen Gärung die Reife und die Abgeklärtheit: in jeder von diesen Richtungen gewiß mehr, als heute ist, in keiner allerdings das Erlösende, was dem zu Ende gehenden Goethejahrhundert zur Wiedergeburt verhelfen könnte.

**„*Goethes Weltanschauung und Religion.*" Von Oskar Geithner, Naumburg a. d. S. Druck von H. Sieling, Naumburg a. d. S. 1926. 24 S.**

**„*Die Wallfahrt nach Weimar.*" Besuche bei Goethe in Schilderungen bedeutender Männer. Gesammelt und herausgegeben von *Willibald Franke*. Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung. Leipzig 1925. 197 S.**

**„*Goethe und Ulrike.*" Von *Hedda Sauer*. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. Reichenberg 1925. 90 S. Ganzleinen 4,50 Mk.**

**„*Worte des Herzens.*" Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Von *J. K. Lavater*. Herausgegeben von Ch. W. Hufeland. Säkular-Ausgabe. Besorgt von Heinrich Funck. Verlag Grethlein & Co., Zürich-Leipzig 1925. 141 S. Ganzleinen 5 Mk., Halbleinen 4 Mk.**

**„*Goethe.*" Skizzen zu des Dichters Leben und Werken von *Hans Gerhard Gräf*. Mit 12 meist erstmalig veröffentlichten Abbildungen nach Originalen aus dem Goethe-Nationalmuseum. 2. Auflage. H. Haessel, Verlag, Leipzig. 460 S. Text. Broschiert 16 Mk., Halbleinenband 18 Mk.**

**„*Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit.*" Von *Julius Petersen*. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925. 175 S. Geheftet 9,90 Mk.**

**„*Aus Weimar und Schwaben.*" Dichternovellen von *Heinrich Lilienfein*. Mit einem Titelkupfer von Ferd. Staeger, Verlag Eugen Salzer, Heilbronn 1925. Leinwand geb. 1,50 Mk.**

*

*Der unbekannte Dostojewski* bringt ganz außerordentlich wertvolle Aufschlüsse sowohl über die Schaffensart des Dichters als auch über seine Grundideen. Wertvoll ist vor allem, es nun bestätigt zu erhalten, daß die Romane von den Dämonen, dem Jüngling und auch die Gebrüder Karamassow in Wirklichkeit nur Bruchstücke einer großen Romankonzeption sind, die das Gottesproblem im Mittelpunkt gehabt hätte. Dadurch hat besonders der Jüngling einen höheren Rang in der Entwicklung des Dichters erhalten. Der Beichte Stawrogins und einer bisher ganz unbekannten Fassung von ihr gilt ein Großteil dieses Nachlaßbandes. Noch einmal wächst die Riesengestalt dieses Genies, dem die Pläne und die Gestalten in solcher Fülle zuströmten, daß er sie nicht zu bewältigen vermochte. Noch einmal wächst die Tragik dieses Schaffens, das immerfort durch widrige Umstände verhindert wurde, sein Bestes zu geben. Noch einmal wird uns bewiesen, wie sehr zu Unrecht man diesen Dichter zu einem über den Konfessionen stehenden Heros einer Religion der Zukunft hat machen wollen, reimt sich doch alles



Digitized by Google

in ihm mit einem echten, historisch verankerten, durch und durch gläubigen Christentum.

Wenn *Meier-Graefe* uns in einem umfangreichen Band Dostojewski als Dichter beschreibt, so werden wir seiner mühevollen Arbeit Dank wissen. Etwas weniger Geistreichigkeit hätte die klaren Linien noch deutlicher hervortreten lassen. Es wäre vielleicht auch angezeigt gewesen, die einzelnen Analysen nicht mit solcher Selbstsicherheit vorzutragen. Gerade weil wir wissen, wie oft der Dichter Pläne wieder umgeworfen hat, wie es nicht selten vorkam, daß der Anfang schon in der Drukkerei war, während das Ende noch nicht niedergeschrieben worden, wie sogar Dostojewski ganz vergessen hatte, wie es weiter gehen müsse, werden wir uns hüten, allzuviel Berechnung dahineinzutragen, wo doch der neckische Zufall so reichlich gewaltet hat. Das gilt auch für die Analyse des „Jünglings" und hier ganz besonders — zumal Solowieff, der hochbegabte Kritiker, in diesem Falle weit von Meier-Graefe abweicht. Methodisch scheint es mir sehr anerkennenswert, daß endlich einmal ein Ästhetiker die Idee eines Romans im Gesamtausdruck ihrer Gestaltung betrachtet und nicht als einen aus der Dichtung herausgebrochenen Sondergehalt. Dabei ist allerdings die Idee zu kurz gekommen und die Tiefe Berdjajews und Nötzels nicht erreicht worden. Es liegt das aber nicht an der Methode, sondern eher an der philosophischen Art Meier-Graefes, die den massiven Wahrheiten dieses Dichters gegenüber zu spielerisch bleibt. Jeder Versuch aber, Dostojewski in einen „Poeten" oder einen bloßen „Romanschreiber" aufzulösen, wird zum Verbrecher an ihm. Als Verdienst möchte ich es dem Verfasser auch anrechnen, daß er den „pneumatischen" Abgründen des Russen etwas nüchterner gegenübersteht und uns zeigt, wie es bei ihm ganz menschlich zuging und wie auch bei ihm die ganz gewöhnlichen ästhetischen Kategorien durchaus zureichen.

Weniger bedeutend, aber doch interessant sind zwei neue Bücher über den anderen großen Russen, *Leo Tolstoi*. Neues über den Verfasser von Krieg und Frieden, der als Dichter soviel größer war denn als Philosoph, erfahren wir kaum. *Ernst Keuchel* stellt Briefe zusammen, die zwischen Tolstoi und *Eugen Heinrich Schmitt* gewechselt worden sind, und bringt zugleich mehrere Abhandlungen über beide. Sie fühlen sich eins in der Kampffront wider die materialistisch-atheistisch-sozialistische Weltanschauung und zugleich auch gegen die kirchlich-pseudochristliche. Der Deutsche will dabei auf die Gnosis, wenn auch eine höhere, nicht verzichten, während der Russe sich mit dem Bekenntnis zur Menschenliebe begnügen möchte. Wo wir der Radikalismen nachgerade etwas müde geworden, vermag uns Eugen Schmitt mit seinen vulkanischen und doch auch wieder unendlich komplizierten Gedankengängen nicht mehr recht zu fesseln. Immerhin erscheint er seinem Freunde im Osten ebenbürtig an Reinheit und Stärke hohen, geistigen, zum Lichte strebenden Wollens. Er hatte wohl nicht die Gabe, in Schriften sein Letztes zu sagen, wie denn ein Freund von ihm bemerkt: „Man muß ihn persönlich erlebt haben, um zu verstehen, wie es in diesem Geniemenschen nach Allerhöchstem drängte."

*Birukoff* stellt in seinem Buche „*Tolstoi und der Orient*" eine Reihe von höchst lesenswerten Briefen zusammen, die zwischen dem russischen Dichter und seiner religiösen Gemeinde in der indischen, chinesischen, mohammedanischen Welt gewechselt wurden. Die Ideen Tolstois sind immer die gleichen, wurzelhaft verbunden mit seiner Grundauffassung vom Christentum: Du sollst dem Übel nicht



Digitized by Google

widerstehen ... Für philosophisch ungeschulte Geister und ganz gewiß für die große Masse, die in Rußland und auch sonst seine Werke verschlingt, bedeutet dieser Dichterphilosoph eine große Gefahr, denn er ist, auch nach ausdrücklichen Zeugnissen in diesen Briefen wieder, ein Pantheist, der weder an den persönlichen Gott noch an die persönliche Auferstehung glaubt. Indem er seinen fanatischen Kampf gegen die Kirche mit dem hohen Ethos für die Liebe des Evangeliums verbindet, dazu dies alles in glänzender Darstellung allgemeinverständlich und sachlich seicht darbietet, hat er gewiß wie kaum ein zweiter seine Anhänger verwirrt. Wenn einmal ein gründlicher Kopf ihm widerstand, blieb Tolstoi die Antwort schuldig, so als ihm Asfendiar Zajanetdinowitsch, ein Anhänger Mohammeds aus Konstantinopel, schrieb:

„Ihr Tschuwasche — dem Tolstoi seine Ansichten in den Mund gelegt — empfindet unklar etwas Verworrenes, das er nicht verständig zu definieren vermag. Ich aber, der Muhammedaner, erkenne, was um mich ist: Erde, Himmel, Gestirne, Menschen, Tiere, und weiß, weder ich selber noch meinesgleichen sind imstande, derartiges zu erzeugen. Also muß es ein Wesen geben, das solches erschuf ... So hat sich in mir der Glaube durch die Erkenntnis gebildet, ein klarer, vernünftiger Glaube, auf Handgreifliches gegründet, fern von dem trüben Empfinden ihres Tschuwaschen ... Sogar an Gottes Existenz blindlings zu glauben ist unmöglich."

Als wichtiges Leitmotiv zieht sich durch das Ganze auch der bekannte Haß Tolstois gegen Europa und eine unermüdliche Wiederholung der Propaganda des Ostens, die gewiß auch auf den Mahatma Gandhi tief gewirkt hat.

So in einem Brief an einen Chinesen.

Im letzten Grunde schwebt Tolstoi die Vereinigung der Religionen aller großen Religionsstifter vor in einem ihnen allen eigentümlichen Gefühl der Liebe. Das Unmögliche und Utopische darin sah er nicht.

„*Der unbekannte Dostojewski.*" Herausgegeben von *René Fülöp-Miller* und *Friedrich Eckstein.* Mit Bildbeigaben und Faksimiles. Verlag R. Piper & Co., München 1926. 536 S. Geheftet 12 Mk., in Ganzleinen gebunden 15 Mk.

„*Dostojewski der Dichter.*" Von *Julius Meier-Graefe.* Mit 10 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin W. 35 1925. 532 S.

„*Die Rettung wird kommen.*" 30 unveröffentlichte Briefe von *Leo Tolstoi* an Eugen Heinrich Schmitt. Ein Weltanschauungsbild des russischen und des deutschen Denkers. Zusammengestellt von *Ernst Keuchel.* Im Harder-Verlag zu Hamburg. 1926. 193 S. Broschiert 5 Mk., Ganzleinen 7 Mk.

„*Tolstoi und der Orient.*" Briefe und sonstige Zeugnisse über Tolstois Beziehungen zu den Vertretern orientalischer Religionen. Von *Paul Birukoff.* Rotapfel-Verlag. Zürich und Leipzig. 270 S. 6,80 Mk.

*

*Arthur Eloesser* und *Dr. H. Back* legen jeder ein Buch über Thomas Mann vor, der erstere mit reichlicherem biographischem Material, der zweite unter stärkerer Einschränkung auf die geistige Entwicklung. Beide sind in ihrer Art empfehlenswert und bieten eine gute Einführung in den zurzeit vielgenannten Dichter des Zauberberges. Nicht erreicht scheint mir die volle Würdigung des eigentlichen Gehaltes, der sich doch bei Thomas Mann als bedeutender erweist, als eine mehr artistische Behandlung sich träumen läßt. Beide geben wichtige Fingerzeige und übersehen dies nicht, sie sind aber nicht imstande, über den Dichter hinauszuschauen, weil sie wohl selber kein geschlossenes Weltbild von hinreichender Größe besitzen. Thomas Mann ist dem wahren Europa auf der Spur. Mag man in manchen Lagern lächeln über ihn, der nun „als Nummer 2 überall dabei ist", es könnte doch sein, daß dieses Lächeln einmal vor Konsequenzen verschwindet, die Hans Castorp, der Grübler, nach und nach in seiner stillen Zähigkeit dennoch zieht. Leo Naphta sagt schon etliche Wahrheiten, die einer gewissen Bourgeoisie sehr peinlich sein dürften. Ich vermute, daß Thomas Mann die einmal aufgewor-



Digitized by Google

fenen Fragen weder im Traum verduften, noch im „Stumpfsinn" verkommen, noch in der Skepsis verschimmern lassen wird. Es wurde zu heiß gefragt. Es war zu ernst. Warten wir ab. Der Mann hat noch nicht sein letztes Wort gesprochen. Weder in Deutschland noch auch in Paris. . .

„*Thomas Mann, sein Leben und sein Werk.*" Von *Arthur Eloesser.* S. Fischer, Verlag, Berlin 1925. 208 S.
„*Thomas Mann, Verfall und Überwindung.*" Von *Dr. Hanne Back.* Phaidon-Verlag, Wien 1925. 118 S.

*

*Max Kemmerich* behauptet in seinem neuesten Buch: „Das Weltbild des Mystikers", daß er Gott geschaut habe und die eigentliche Visio bereits besitze. Was er in dieser Schau erfahren, steht allerdings schon in allerhand Büchern, die zum Teil auch genannt werden. Es ist nichts Besonderes. Daß wir den Materialismus leid sind, sagt schon jeder Leitartikel, bedarf also keiner besonderen Offenbarung mehr. Daß das Weltbild der Aufklärung sich für die betreffenden Anhänger mächtig erweitert und das Wunder wieder modern wird, dürfte auch bekannt sein. Darum braucht man ja noch nicht die Aussagen eines jeden Mediums zu glauben und ist wohl auch berechtigt, daran zu zweifeln, ob sich denn indische Fakire wirklich lebendig begraben lassen, so lange unter der Erde bleiben, bis das Gras über ihrem Hügel wächst, und dann nach sotanem Winterschlaf wieder auftauchen. Wir stehen gewiß ziemlich ratlos vor manchen Geheimnissen des modernen Okkultismus, und ernste Forscher sind der Ansicht, es könne dies und das nicht ohne dämonische Einflüsse erklärt werden. Wir leugnen auch nicht, daß die großen kosmischen Zusammenhänge vielleicht mehr auf das Schicksal des Menschen einwirken, als allerlei Schulweisheit wahrhaben will. Aber deshalb nun gleich den Sprung aus dem Rationalen ins Irrationale und Astrale machen, so daß von dem gesunden Menschenverstand nichts mehr übrig bleibt und das, was man in jedem Buche lesen kann, als höchst persönliche Offenbarung von dem immerfort geschauten Gott empfangen, ist wohl eine Zumutung. Kemmerich will eine ganz neue Methode des Erkennens durch Einfühlung, was zwar wiederum nicht nur eine alte Sache ist, sondern obendrein von ihm selber auch in der eigenen Praxis nicht ausgeführt wird. Denn er doziert wie ein Professor, arbeitet ausschließlich mit den gewöhnlichen logischen Mitteln der Darstellung und unterscheidet sich von andern nur durch eine Reihe von Gewagtheiten und Widersprüchen, die wir uns ein wenig scheuen, auf die Rechnung einer wirklichen Offenbarung zu setzen. Die Kirche und das Christentum haßt und bekämpft Kemmerich wohl nur darum, weil er beide nicht kennt. Man merkt das schon aus dem Umstande, daß er Vitalismus, Teleologie und überhaupt das Gesetz von der Gesamtharmonie der Funktionen, das in irgendeiner Form zum eisernen Bestande der überlieferten Philosophie gehört, als eigene oder sonstwie moderne Entdeckungen ausgibt. Es steht in diesem Buch manch ein vernünftiger Satz, es steht darin aber manch ein heller Unsinn, und so haben wir wieder einmal einen Beweis dafür, wie sonderbar Gott in seinen „Heiligen" ist. Am besten nimmt man es als weiteres Zeugnis einer Zeit, die selbst in ihren Torheiten noch den unstillbaren Drang nach Erlösung verrät. Und so hat mancher „Messias" von heute eine Gemeinde, die einen besseren verdiente.

„*Das Weltbild des Mystikers.*" Von *Dr. Max Kemmerich.* Stein-Verlag, Leipzig, Wien, Neuyork 1926. 374 S. Geh. 5,50 Mk., geb. 6,50 Mk.

*



Digitized by Google

*Dr Carl Sonnenscheins Notizen* habe ich bereits in der Tagespresse besprochen. Jeder Gralleser wird sich für diese kostbare Mosaiksammlung einsetzen. Der Kritiker wünscht nur, es möchten noch mehr Schriftsteller dazu übergehen, statt dicker Bücher nur Notizen zu schreiben. Es würde zu aller Beteiligten Vorteil weniger und mehr.

Noch sei hingewiesen auf das wundervolle Werk von *Momme Nissen* über den *Rembrandtdeutschen*, auf das wir ausführlich zurückkommen.

„*Notizen.*" Weltstadtbetrachtungen von *Dr. Carl Sonnenschein.* Heft 1 und 2. Verlag Germania A.-G., Berlin C 2, 1926.

*

## *Kritik der Kritik.*

In einem sehr liebenswürdig gehaltenen „Offenen Brief" an den Herausgeber tritt Georg Terramare für seinen Roman „Die Magd von Domremy" ein. Wir geben die interessanten Ausführungen ohne wesentliche Kürzungen hier wieder. Es ist eine Rechtfertigung mehr aus der Geschichte heraus, während meine Ablehnung nicht die Behandlung der Geschichte im Roman betraf, sondern einzig die Gestaltung. Was das Sexuelle angeht, so erklären am Ende Unterschiede des Blutes verschiedene Auffassungen. Terramare schreibt:

Ich folge in der Darstellung des Heiligenlebens und der Leiden Jeanne d'Arcs, wie Sie sehr richtig sagen, „im allgemeinen den historischen Ereignissen". Diese, nicht ein von mir „genau errechneter Plan", lassen „Mutterszenen mit Schlachtenszenen abwechseln". Es wurde der Heiligen als Ehrung nach alter Sitte von der Frau des Stadtrates zu Orleans deren kleine Tochter zur Zimmergenossin gegeben und das heldenmütige Mädchen spielte in den Tagen der Ruhe mit dem Kinde. Die einzige Huldigung, die Jeanne vom Volke annahm, war das Amt der Taufpatin; sie erweckte auch keinen gefallenen Krieger vom Tode, sondern ein Kindlein, das ohne Empfang des heiligen Sakramentes gestorben war. Dies sind Tatsachen und dies alles geschah natürlich in den Tagen der Muße, also zwischen Schlachtenszenen. Es liegt, so wollte es mir immer scheinen, allerdings ein genauer Plan in all diesem. Aber nicht ich habe ihn entworfen, sondern ein Höherer, der Höchste.

Die „nach der schönen Welt am öden Klostergitter hinturteltaubende Nonne", mit der Sie, Hochwürden, aus den friedlichen Szenen urteilend, meine Heilige vergleichen, diese Nonne ist auch ein Problem und hat auch ihre Tragik. Aber diese Nonne entschloß sich ja einmal zur Profeß, glaubte sich veranlagt, der Mutterschaft zu entsagen. Jeanne war keineswegs so. Sie weinte über die Schätze schönsten Mutterglücks, die sie hingab, und ihr Schmerz steigerte ihren Opferwillen, denn aus seiner sehrenden Qual leuchtete die Erkenntnis, welch hohe Freude anderen Frauen vom Kriege bedroht werde, wie Liebliches der Frieden ihnen erblühen lassen könne, der Frieden, um den sie, die Heilige, die Erfüllung eigener Wünsche opferte, um den sie kämpfte, mutig, selbstlos und entsagend. Dies alles ist nun gewiß nahe dem „Muttermotiv der Kriegsliteratur, an das wir bereits gewöhnt sind". Aber ich schrieb im Jahre 1916 mein Buch, zu einer Zeit, in der man eher an das Motiv vom „frischen, fröhlichen Krieg" gewöhnt war.

Ich habe in meinem Buche berichtet, wie Jeanne zur Frau ihres Paten berufen wurde und hilfreich bei ihr Hebammendienste leistete. Daß ihr Tun hierbei dem Leser „prickelnd-peinlich" erscheint, kann ich nicht glauben. Irgendeine derartige Wirkung von dieser Schilderung des Mutterschmerzes und Mutterglückes, bei der fast kein Wort den Vorgang selbst erwähnt, halte ich für unmöglich.

Sie meinen, hochwürdiger Herr, daß ich dem Volke und der niederen Geistlichkeit alle guten Eigenschaften zuschreibe und „dem Hofe sowie der Prälatenschaft" alles Böse nachsage. Dies sei „zum Bolschewistischwerden". Es ist allerdings bei Wahrung historischer Treue schwer, einen Hof und Adel mit der reinsten Atmosphäre zu umgeben, einen Hof, dessen König gegen seine eigene Mutter ihres lockeren Lebenswandels wegen vorgehen mußte und der den allgemeinen Zweifel, ob er selbst legitimer Herkunft sei, nicht von der Hand weisen konnte. Der ganze Krieg entbrannte ja aus dieser peinlichen Frage. Auch ein Ritter, der sich Bastard von Orleans nennt, und von dessen Mutter in allen Schwankbüchlein des Mittelalters eine schlüpfrige Anekdote zu lesen ist, sowie die anerkannte Geliebte des Königs, die neben der Königin Hof hält, tragen nicht sehr zur sittlichen Verklärung der führenden Kreise bei. Vom Marschall Gill de Rais, dem Urbild zum Blaubart, will ich lieber schweigen. Der objektive Leser meines Buches aber wird inne werden, daß der Herzog von Alençon, dessen Gattin und dessen Mutter, der polternde, aber ehrliche Dunois, die Feldherren La Hire und Richemont, dann



Digitized by Google

von der Prälatenschaft der handfeste Bischof Kirchmichel und eine Reihe von bücherstaubigen,aber ehrlichen Domherren von Poitois, daß diese alle als recht annehmbare Menschen gezeigt werden, wogegen weder der Bauernsohn Lebuin noch der Pilger noch der Bettelmönch Richard noch die Tochter des Waffenschmiedes von Tour, noch auch die Bürger von Orleans, Auxerre und Reims, der Schneider und der Schreiber zu Rouen als absonderlich edel erscheinen. Es ist mir hier nicht möglich, alle zweihundert charakterisierten Personen meines Buches nach Stand, Wert und Unwert zu scheiden, aber diese kleine willkürliche Auswahl wird wohl zeigen, daß auf sechs Gute oder Schlechte der einen Seite ein halbes Dutzend solcher auf der anderen Seite stehen. Der König selbst ist kein schlechter Mensch. Er ist schwach und durch die unheilvollen Folgen einer zum guten Zweck begangenen, selbständigen, aber schlechten Tat ist er zur Unselbständigkeit verschreckt. Der Erzbischof von Reims ist ein Politiker und sonst nichts. Den Hexenbefrager Midi und den Erzbischof Chauchon „retten" zu wollen, überlasse ich allerdings Herrn Bernhard Shaw, der den Prozeß der Rehabilitation und aus diesem den Vorgang der Selig- und Heiligsprechung Jeanne d'Arcs als einen „Akt voll Lüge und Unaufrichtigkeit" bezeichnet, während er die Verurteilung und die Vorgänge, die dazu führten, billigt.

Ich habe im zweiten Heft des „Bühnenvolksbund" die Rechtsbrüche dargetan, denen sich diese beiden Prälaten schuldig machten. Eine Wiederholung hiervon würde zu viel Platz in Anspruch nehmen. Einen der vielen Vorgänge, die von Midi und Chauchon veranlaßt wurden, habe ich in meinem Buche geschildert. Er ist derart, daß Sie, Pater Muckermann, diese Szene „gruslig, widerlich und nicht frei von Sadismus" nennen. Es handelt sich um die Folterung ersten Grades, der Jeanne unterworfen wurde, und die darin bestand, daß ihr die Werkzeuge der Qual vorgeführt und angedroht wurden. Ich vermute, daß Sie mir den Vorwurf nicht zu machen wünschen, als hätte ich sadistisches Gewürz in die Szene gestreut. Gegen eine solche Anschuldigung glaube ich mich nicht verteidigen zu müssen. Der Grund, der mich bewog, diese historisch wahre Begebenheit nicht zu übergehen, ist aber der, daß ich aufweisen wollte, durch welche Fülle von Qual, Roheit und Unrat, durch welche Hölle von Spott und Verachtung der Weg zur Märtyrerglorie geht, daß ich das Grauen weisen wollte, das mit verzerrtem Antlitz jedem Helden vor das Auge tritt, ehe er vollendet hat.

Da ich die Prälaten Chauchon und Midi, die äußerlich wie katholische Priester aussahen, verurteile, und da in meinem Buche mit der Historie übereinstimmend Jeanne gegen diese, die Sie „die offizielle Kirchlichkeit" nennen, der „eigenen Stimme des Gewissens folgend recht behält", meinen Sie, daß der Roman „zum Protestantischwerden" sei und enden Ihre Besprechung mit dem Urteil, daß meine Schilderung „wohl alles in allem zu Jeannes persönlichem Triumph" führt, „keineswegs aber zum viel wichtigeren Triumph ihrer Religion und ihrer Kirche". Darf ich hier erinnern, daß Jeanne d' Arc an den Papst zu appellieren ein Recht hatte, daß sie dies auch tat und in meinem Roman auch tut, daß nach den Satzungen unserer Kirche aber dem Papste allein das Recht zusteht, über eine so schwere Glaubens- und Gewissensfrage zu entscheiden, über die Frage nämlich, ob Jeannes Stimmen vom Guten oder vom Bösen seien. Dem Hexenbefrager und dem Bischof, die beide burgundisch gesinnt waren, stand es frei, zu behaupten, an den Früchten müsse man Gut und Schlecht erkennen, und es war nur menschliches Irren, wenn diese Herren Jeannes Siege von ihrem Standpunkt aus als schlechte Früchte ansprachen. Ihren Kompetenzkreis aber zu überschreiten, eine rechtsgültige Berufung an den Papst zu verhindern und ihre eigene Meinung vor das Urteil des Statthalters Christi zu stellen, dazu waren die Prälaten nicht berechtigt. Durch solches Tun traten sie de facto aus der Hierarchie der Kirche aus, revoltierten gegen den Katholizismus. Sie waren es, die „der eigenen Stimme des Gewissens folgend", der „offiziellen Kirchlichkeit" widerstanden. Der Triumph unserer Kirche und Religion ist es, daß Jeanne gegen diese Leute recht behielt und bis heute recht behält. Die beiden Bischöfe, als kranke Glieder des mystischen Körpers der Kirche, sie lösten sich selbst los, und sie sind in ihrer Sünde verurteilt. Gibt es einen strahlenderen Sieg der Idee, einen leuchtenderen Beweis von Gottes Willen um unsere Kirche?

Gegen all dieses habe ich nichts einzuwenden, sehe allerdings auch nicht, wie dadurch meine Besprechung beeinflußt werden könnte. Es ist auch wahr, daß der Roman Terramares durchweg eine günstigere Aufnahme gefunden hat als bei uns im „Gral", was mich freut, denn im Tadel hätte ich immer am liebsten unrecht, einem Dichter von dem ethischen Wollen Terramares gegenüber um so eher. Schließen möchte ich die Auseinandersetzung mit einem ein wenig auf diesen Fall adaptierten Wort Solowieffs, das dieser sprach, als ihm Dostojewski klargemacht hatte, was er im „Jüngling" eigentlich gewollt habe. Der Freund sagte: „Wäre das, was Sie mir sagten, wirklich gestaltet worden, so hätte das Publikum eine der gewaltigsten und poetischsten Visionen erschaut, die je ein Künstler heraufbeschworen hat." *Hersgb.*



Digitized by Google

# Miguel de Unamuno

## Von H. Hinrichs

UNAMUNO, einer der Geistesheroen des heutigen Europa, ist bei uns in Deutschland erst nach dem Kriege heimisch geworden. *Hermann Bahr* hat in den „Preußischen Jahrbüchern" die Hauptvertreter der jüngsten spanischen Schriftstellergeneration in verstehend schöpferischer Kritik dem abendländisch eingestellten Deutschland nähergebracht. Er geht aus von dem unbekannten Spanien, das den geistigen Kontakt mit dem übrigen Europa verloren hatte, dessen kulturelle Aktivität lahmgelegt war, das aber in Wirklichkeit schon Europa war, als wir Mitteleuropäer noch in finsteren Urwäldern hausten. Spanien vermag eine ganz bestimmte Nuance zur Befriedung Europas beizusteuern, ja diese spanische Eigentümlichkeit muß vielleicht dem europäischen Wesen erst eingeimpft werden, bevor die Vereinigten Staaten Europas geboren werden können. Spaniens Aufgabe ist es, in der Idee zu leben und gleichzeitig in vollem Maße mitten im banalsten Alltagsleben zu stehen. Jeder Spanier ist in *einer* Person Don Quijote und Sancho Pansa, er ist zugleich Realist und Idealist, ist bipolar in seiner menschlichen Struktur. Weshalb auch kein anderes Volk des Abendlandes soviel Veranlagung hat, zu gleicher Zeit glücklich und tragisch zu sein.

Diese Gedankengänge führen Hermann Bahr dann ganz von selbst zu der unsterblichen Gestaltung des zwiegespaltenen Spaniers im Don Quijote und zu der „refundición" des Cervantesschen Romans durch Unamuno. Mit „refundición" bezeichnet der Spanier die Erneuerung eines schon früher behandelten Stoffes unter oft recht weitgehender Ausnutzung der Vorlage; für unsere Begriffe grenzt das oft an Plagiat, kehrt aber in der spanischen Literaturgeschichte fast auf jeder Seite wieder und ist zur klassischen Zeit eine Selbstverständlichkeit. Calderons „Richter von Zalamea" z. B. hat als stoffliche Quelle ein gleichnamiges Schauspiel von Lope de Vega, doch hat Calderon den Geist des Stückes mit einer solchen Meisterschaft geadelt, daß es zu einem seiner bestmotivierten Dramen geworden ist; es gilt auch unserem heutigen dramatischen Gefühl, das sich sonst in spanische Seelenhaltung nur schwer hineinfindet, als eines der wenigen ohne besondere Interpretation verständlichen Werke Calderons. So möchte man auch bei Unamuno von einer refundición des Don Quijote sprechen, hat doch Unamuno den Rahmen des weltberühmten Meisterwerkes des Cervantes benutzt, um darin alle jene Erwägungen einzuspannen, die er bei sich über die ideale Aufgabe seines Vaterlandes und der ganzen Menschheit anstellte. So ist Unamunos „*Vida de Don Quijote y Sancho*" tatsächlich eine Lebensphilosophie des idealen Menschen. Eigentlich wollte er nur einen fortlaufenden ästhetisch-ideellen Kommentar zu des Cervantes Werk geben. Aber unter seinen Händen wurde der Ritter von der traurigen Gestalt zu einem Nationalheros, zu einem Mythus, zu einer Verkörperung einer Idee im platonischen Sinne, die mehr wirkliches Leben besitzt als die äußeren Erscheinungen der Welt. Cervantes ist sich ja der vollen Tragweite seines Buches kaum recht bewußt geworden. Unamuno betrachtet ihn als den ahnenden, manchmal irrenden Interpreten der geheimsten Seele und religiösen Sehnsucht des spanischen Volkes. Er setzt Don Quijotes Leben in fortlaufende Parallele zu Ignatius von Loyola, indem er aus dessen Lebensbeschreibung von dem Pater



Digitized by Google

Pedro de Rivadeneira die geistigen Erlebnisse des „Ritters Christi" zitiert. Da fragt man sich, ob das nicht an Verspottung des Heiligsten grenze, wenn Unamuno gar aus den Evangelien eine innere Verwandtschaft im Schicksal des kreuztragenden Heilandes und seines irrenden Narren zu finden sucht. Diese Art läßt sich nur erklären, wenn man bedenkt, daß für Unamuno Don Quijote geradezu ein spanischer Nationalheiliger und der „quijotismo" das fünfte Evangelium ist, wenn man fühlt, mit wie heiligem Ernst er das „Lob der Narrheit" singt.

Die „*Vida de Don Quijote y Sancho*" ist nunmehr zusammen mit dem andern philosophischen Hauptwerk Unamunos „*Das tragische Lebensgefühl*" sowie zwei Bänden Romanen und Novellen in deutscher Übersetzung im Verlag Meyer & Jessen in München erschienen. Eine knappe, aber sehr gut charakterisierende Einführung hat dazu der Heidelberger Literarhistoriker *Ernst Robert Curtius* geschrieben. Schon hier in dieser beschränkten Auswahl aus Unamunos Werken zeigt sich seine unerschöpfliche Vielseitigkeit. Unamuno ist Philologe von Haus aus — sein Fachgebiet als Universitätsprofessor ist das Griechische —, er ist philosophischer Publizist, aber auch Romanschriftsteller und sogar reiner Lyriker. Seine Romane oder Novellen — eigentlich sind es Mittelformen zwischen beiden, die er selbst einmal scherzhaft „nivolas" genannt hat — offenbaren, verglichen mit den philosophischen, eine ganz merkwürdige Absonderlichkeit in ihrer sprachlichen Gestaltung. Unamuno stellt die überkommenen Begriffe vom wesenseigenen Stil dichterischer und philosophischer Ideengliederung auf den Kopf. Seine erzählenden Werke schreiten in einer logisch scharfen Gedankenführung, ohne nur einen Seitenschritt zu tun, dem fest umrissenen Ziele zu. So verraten sie in ihrer unbeirrt klaren Gestaltung eigentlich mehr den *Denker* Unamuno, deuten aber zugleich auch auf den baskischen Einschlag in seinem Wesen und auf den Einfluß, den die unendlich kahlen, unbelebten Gebirgshochebenen Kastiliens auf ihn ausübten, als er noch als Rektor an der Universität Salamanka wirkte. Auf diesen öden Felsenstätten ist der Mensch das einzige lebende Wesen, ist das einzige Gebilde, das sich aus der Eintönigkeit der Steinwüsten abhebt. Auf diesen einzig lebendigen Menschen, den „Menschen von Fleisch und Blut", richtet sich so die ganze Anteilnahme Unamunos. Das uralte Kain-Abel-Problem ist das Thema des Romans „*Abel Sanchez*", ein Problem, das hier durch die unerhörte Härte der Charakterzeichnung, die schneidende Schärfe der Sprache und die Wucht des seelischen Ringens zu einer erschütternden Lebenstragödie wird. Die Realität des inneren, des seelischen Daseins, das realer ist als das äußere Sein, wird in geprägte Formen gebannt. So vermissen wir jede Naturschilderung, jede Milieudarstellung, jeden rhetorischen Schmuck der Sprache, jede abwegige Reflexion. Nicht anders ist es in den übrigen Novellen. Unamunos Menschen sind so erfüllt von einem einzigen großen Kraftgefühl, Liebe oder Haß, daß sie in ihm allein leben, daß in ihm ihr ganzes Sein verströmt.

Bei dem *Philosophen* Unamuno vermissen wir diesen streng logisch durchkonstruierten Aufbau der Ideen. Seine philosophischen Essays in ihrer sprudelnden Gedankenfülle lassen uns glauben, er sei schließlich mehr zum Dichter als zum Philosophen geboren. Er sagt selbst:

„Die Philosophie (wie er sie sich denkt) steht der Dichtung näher als der Wissenschaft ... Unsere Philosophie ist unsere Art, Welt und Leben zu verstehen oder nicht zu verstehen. Sie entspringt aus dem persönlichen Gefühl diesem Leben gegenüber. Nicht unsere Gedanken sind es für gewöhnlich, die uns zu Optimisten oder Pessimisten machen, sondern unser Optimismus oder Pessimismus bringt unsere Anschauungen hervor."



Digitized by Google

Unamuno sammelt die Erfahrungen und Gedanken aller Denker der Vergangenheit und Gegenwart. Er ist ein Eklektiker mit allen Schwächen und Vorzügen eines solchen. Seine Ideen entbehren in ihrem Grundgehalt gar zu oft der aufquellenden Originalität. Er wehrt sich gegen kein Gefühl, das ihn überfällt, er stürzt sich keck und kritiklos in jedes geistige Abenteuer, das ihm irgendwelchen Gewinn verheißt. Nicht immer entrinnt er der Gefahr, von seinen Eindrücken beherrscht zu werden, eine psychologische Möglichkeit gleich als reale Wirklichkeit anzusetzen. Charakteristisch ist bei ihm auch die spanische Neigung vertreten, sich am Klang des Wortes zu berauschen. Nicht mehr der Schriftsteller befiehlt dem Worte, daß es seine Ideen zum Ausdruck bringe, sondern er lauscht dem Worte ab, wie es sich nun entwickeln, welche Gedanken es aus sich heraus gebären will. So liegt über Unamunos philosophischem Schrifttum ein leichter Hauch von Passivität. Es wird gar zu viel zitiert. Und doch muß man wieder sagen, daß nichts in ihn eingegangen ist, was nicht alsbald wie ein Teil seines eigenen Seins, tief durchdacht und innerlich erlebt, von ihm wieder ausstrahlte. Kein Wunder, daß seine Schriften von einer blendenden, geistreichen Gedankenfülle strotzen, aber nicht selten im Paradoxen, in Wiederholungen und seltsamen Widersprüchen ausmünden.

So ist es schwer, aus Unamunos lebendiger Philosophie den festen Kern herauszuschälen. Der Leitgedanke des *„Tragischen Lebensgefühls"* ist die Sehnsucht nach persönlicher Unsterblichkeit. Er bezeichnet sie als das stärkste Gefühl des Menschen, als die Grundlage und das Endziel alles persönlichen Strebens. Er ficht für diese Unsterblichkeit trotz des Hohnes und Spottes aller Rationalisten und Positivisten Europas. Er betont das immer wieder. Dieses Unsterblichkeitsgefühl bestimmt auch seine Haltung gegenüber der katholischen Kirche: die katholische Kirche vertritt diese ewige Sehnsucht, deshalb ist sie gerechtfertigt in ihrer ganzen geistigen Struktur, in ihrem unerbittlichen Kampf gegen den Modernismus, trotz der vielen Widersprüche, die er in ihrem Dogma und ihrer Lehre aufzudecken vermeint. Unamuno ist in dieser manchmal doch heterodoxen Einstellung stark beeinflußt von der modernen Lebensphilosophie und von der liberalen protestantischen Theologie, die er allein zu kennen scheint. Doch bleibt er im Grunde Katholik spanischer Fassung, aber er hat sich, wie Hermann Bahr sagt, an deutscher (protestantischer) Philosophie den Magen verdorben.

Unamunos Stellung zur spanischen Tradition und zu den Gegenwartsaufgaben der spanischen Nation gelangt zum Ausdruck im *„Leben Don Quijotes und Sanchos"*, und dann nochmals zusammenfassend im Schlußkapitel des *„Tragischen Lebensgefühls"*, das überschrieben ist: *„Don Quijote in der zeitgenössischen europäischen Tragikomödie"*. Unamuno vergleicht sich hier mit dem Rufer in der Wüste:

**„Ich erhebe meine Stimme aus Spanien, dem Lande der Träume, die zur Wirklichkeit werden, dem Schild Europas und Nährboden des ritterlichen Gedankens, aus jenem Spanien, das die Führung der Gegenreformation hatte."**

Er spricht vom Bankerott der Wissenschaft und dem darauffolgenden Pessimismus (Helena, die Faust mit ihren Küssen die Seele aussaugt!). Er warnt seine spanischen Landsleute, die modernen Errungenschaften der Technik und Wissenschaft zu hoch einzuschätzen und nur ihnen allein zu dienen. Gewiß, er verschließt sich nicht den Fortschritten der Zivilisation, aber er sieht sie als minder wertvoll an. Er kämpft trotz der Lächerlichkeit, dieser fürchterlichen Inquisition von heute, für die Gläubigkeit, wie Don Quijote sie so heroisch offenbarte. Hier liegt Spaniens



Digitized by Google

Aufgabe für die Zukunft. Aber es soll auch die Leistungen früherer Generationen nicht verachten. Hier verteidigt er besonders die Gegenreformation, die in der Hauptsache von spanischem Geiste getragen wurde und deren nachhaltigen Einfluß auch auf Deutschland soeben *Otto Grautoff* in den „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. 204, Mai 1926), hierin Unamuno bestätigend, eingehend besonders vom Standpunkt der Kunstgeschichte beleuchtet hat.

Der glühende Verteidiger und Lobredner alter spanischer Tradition, der Verfechter konservativer Ideen gegen Liberalismus und Humanismus, muß den Boden des Vaterlandes meiden und das Brot der Verbannung essen. Man kann nicht einmal sagen, daß ihn dies Los so ganz unverdient getroffen hat. Das ist eben das Quichoteske in Unamunos Leben: diese Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit, die sich in seinem Leben so tragisch ausbreitet. Sein Verdienst für Spaniens Wiedergeburt darf man wohl heute schon dahin kennzeichnen, daß er den größten Anteil daran hat, wenn Spanien heute geistig mündig wird und nicht mehr weiter eine literarische Provinz Frankreichs ist. Romain Rolland nennt ihn „den Heros des Geistes, der den Genius Spaniens wieder auferweckt und seine großen lateinischen Schwestern Frankreich und Italien gezwungen hat, sich Spaniens aufgehendem Geiste zu beugen". Uns Deutschen ist Unamuno sympathisch durch die an nordische Wesensart gemahnende unverletzte Treue, mit der er der Idee dient, durch die Wucht seiner sittlichen Forderungen und durch den unbeirrten, fast tragischen Ernst, mit dem er seinen Lebensweg erfüllt.

*Unamuno.* Gesammelte Werke. Herausgegeben von *Dr. Otto Buek.*

— *„Das tragische Lebensgefühl."* Mit einer Einleitung von *Ernst Robert Curtius.* In Pappband 7,50 Mk., in Leinen 9 Mk.

— *„Abel Sanchez"*, *„Die Geschichte einer Leidenschaft."* In Pappband 4 Mk., in Leinen 5 Mk.

— *„Der Spiegel des Todes."* Novellen. In Pappband 4 Mk., in Leinen 5 Mk.

— *„Das Leben Don Quijotes und Sanchos."* Nach Miguel de Cervantes-Saavedra erklärt und erläutert. 2 Bände. In Pappband 10 Mk., in Leinen 12 Mk.

Sämtlich im Verlag von Meyer & Jessen, München.

*Hermann Bahr*: *„Notizen zur neueren spanischen Literatur"*. Schriftenreihe der „Preußischen Jahrbücher", Nr. 20. Verlag von Georg Stilke, Berlin 1926. Kartoniert 3 Mk.

# Theodor Mintrop

## Zu unseren Bildbeilagen. Von Heinz Steguweit

„Gebt Heimrecht den Toten", sagte der selige Walter Flex, und der heitere, leicht vergeßliche Westmärker darf sich schuldig an die Brust klopfen und sich fragen, wie weit er mit seiner kulturellen Dankbarkeit solcher Pflicht zu dienen pflegt. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat in *Düsseldorf* ein Mensch und Künstler seine Augen geschlossen, der wie kaum ein zweiter rheinischen Geblüts war, der noch im Erlöschen seine Freunde um den Hochgenuß bat, an einem Humpen jungen Rüdesheimers nippen zu dürfen. Dieser Mann, *Theodor Mintrop* geheißen, war nicht weniger als ein Knabe im Bauernkittel, nicht mehr als ein ewiges Kind, ein glückhafter Maler, ein fröhlicher Prophet. Hat man ihn vergessen? Kaum kennt ihn mehr das Volk, der doch ganz des Volkes war.

Als Theodor Mintrop im Jahre 1814 in Heidhausen bei Werden a. d. Ruhr als erdhaftes Kind gütiger Ackerleute geboren wurde, ahnte keiner, daß hier ein Ewiger im Steckkissen jammerte und mit jedem neuen Tage die kleine Seele immer mehr in die Tiefe wachsen ließ, da sie gar so bald Heimstätte eines hellen Träumergeistes werden sollte. Und als er größer wurde, sah er die Natur mit den Augen einer eigenen Welt an, in seiner Heimat lebten die Spökenkieker, und wo der Nebel gespenstisch auf den feuchten Sümpfen stand, da witterte er gleich den Königsreigen der Erltöchter, wo die Sonne im Tau der Wiesen blinkte, stiegen für ihn Kobolde, zierlich und klein, aus dem farbigen Wunder der Blüten, wo zur Nachtzeit der Kauz aus dem Bruch lockte und der Fuchs im Unterholz bellte, da ging für ihn der Klabautermann um, oder Freund Hein und der leibhaftige Gottseibeiuns trieben ihr spukhaftes



Digitized by Google

Wesen. Was der alte Schafhirt Sickelmann mit rollenden Augen erzählte, wenn er bucklig und düster am Pfefferbach saß und die Lämmer hütete, das blieb haften in der Seele des Knaben, der dann eilends nach Hause lief, sich, kaum siebenjährig, in seiner Schlafkammer einschloß und alle die Kobolde, Gnomen, Nixen, Ritter, Zwerge, Wurzelmänner, Nöcks und Menschenfresser sich von der frisch durchgruselten Seele herunter auf das Papier zeichnete. Keine Stalltür, keine Scheunenwand, kein beschlagenes Fenster war sicher vor seinen kleinen Fingern, die Figuren malten, bald schreckhaft, bald gütig, dahin und darauf, wo er eben stand, lag oder kniete.

Und als aus dem Knaben ein Junge wurde, begann der Widerstreit seiner Phantasie schon ebener und friedlicher zu werden. Er, der kaum schreiben oder rechnen konnte, berauschte sich an den Chören der Farben, wo sie ihm nur begegneten. Eine Prozession im Pfefferbachtal, ein Brautzug oder ein Kapitel aus der HeiligenSchrift erfüllten ihn so stark, daß er immer wieder die Augen schloß, den Gewinn des äußern Schauens in inneres Erleben umzuwerten, das Gesehene somit vertiefend und verklärend. So entstanden seine ersten zärtlichen Madonnen, seine Zeichnungen aus bäurischer Daseinsform und ländlichem Ackerfleiß. Er war ja selber ein Bauernjunge, wild und rauh; vor seinen ruhelos auf Beute lauernden Augen wurde gesät, gedengelt, gemolken und gedroschen. Er griff nach diesen Bildern und gab ihnen Bestand durch die Kunst seiner kräftig formenden Hände. Und bald, so in den Flegeljahren, kicherte ihm der Schalk im Nacken: Wenn ein Knecht nach Feierabend um die Stallmagd freite, wenn friedliche Pärchen Arm in Arm und selig umschlungen durch die Schwüle des Juliabends tänzelten, dann lag er auf der Lauer; wie der Jäger seine Flinte, so hielt Theodor den Kohlestift und das gelbe Papier in der Faust, das reizvolle Wild, das lockende Idyll nach seiner Manier zu erlegen: Er zeichnete die Liebe der Dienenden und äffte sie tags darauf mit schallendem Gelächter.

Nie dachte das Kind, der Bube, der Bursch daran, die Werke seines eigensten Vergnügens und Nachsinnens öffentlich zu verwerten. Das wäre für den Jüngling Mintrop eine wesenlose Bloßstellung, ein schamloses Verschwenden gewesen. Er berauschte sich wohl zuweilen an den Werken der Größten, hat einmal, wohl siebzehnjährig, Raffaels Madonna della Sedia aus dem Gedächtnis nachgezeichnet, weil dieses Bild für ihn eine Offenbarung der Farbe und Demut war. Erst als er mit zwanzig Jahren Soldat in Köln und Münster wurde, vermittelte ihm das Verständnis geistvoller Kameraden die Wunder der Gotik, der Dome, Kirchen und Adelshäuser mit allen ihren tausend Träumen und Schätzen. Er vertiefte sich jetzt in die Auslagen der Kunstläden, in die Pracht der Museen, die ihn vor allen Dingen in Köln durch die Schöpfungen der heimischen Schule erschütterten. Stephan Lochners Maria im Rosenhag hat er hundertmal bewundert, nie löste er sich von dem Erlebnis. Er hörte die großen Opern, er genoß die Klassiker und ihr klingendes Pathos, und das Champagnerlied des Don Juan sang er bald selber begeistert in den Tag. Als er dann 1838 wieder nach der Ruhr heim mußte, war die Sehnsucht nach reifstem und größtem Schaffen in ihm aufgestanden. Wie aber die Träume und Pläne verwirklichen? War es doch in jener Zeit volklicher Armut ein kühnes Unterfangen, schaffender Künstler zu werden, zudem wartete der väterliche Acker, den Theodor nicht einmal als erster Nachfolger des Familienerbes bestellen durfte. Sein älterer, freilich sehr gütiger Bruder erhielt den Besitz, der nach altem Bodenrecht nicht geteilt werden durfte. Theodor mußte träumend hinter dem Pflug gehn, nicht als niedriger Knecht, wohl aber als Sucher einer höheren Welt. In Feierstunden erzählte er dem Gesinde aus seiner Soldatenzeit, die ihn ja mit den Werken der Großen verbunden hatte. Er deklamierte ekstatisch Balladen oder sprach Szenen aus Macbeth, Lear und Hamlet. Seine Vertraute war die alte Mutter Sickelmann, die Frau des inzwischen heimgegangenen Schafhirten; ihr schüttete er wohl täglich im Altenteil das leidvolle Herz aus. Diese verständige und auch kluge Frau hatte sein Herz gewonnen, sie konnte dem Ringenden etwas sein, da sie einmal gräfliche Kammerjungfer war und mit achtbarer Bildung zu teilen und zu trösten verstand. Diese Zeit des reifen Mintrop war seine härteste, da sie mit Hoffnungslosigkeit und Zweifeln gefüllt war. Wohl malte er viele Puttenreigen und lebendige Bauernszenen, wohl schuf er für die Werdener Abteikirche ein neues Altarbild mit dem heiligen Ludgerus, aber das alles befriedigte den Lichtsucher nicht, in den die trostlose Leere früherer Jahre heimzukehren drohte. Er wußte nicht, daß das Glück nahte.

Wie weiland Herr Heinrich am Vogelherd, so wurde Theodor Mintrop an einem hellen Oktobertag des Jahres 1844 in die Zukunft gerufen, eben, als er die Pflugschar in den fetten Acker stieß. Der Düsseldorfer Historienmaler *Geselschap* hielt ihn am Arme fest: „Sie sind der ländliche Raffael". Irgendwo hatte der Gönner Mintropsche Gestalten gesehen und tat seine ehrenvolle Pflicht. Mit dreißig Jahren kam Theodor endlich zur Akademie nach Düsseldorf; außer der freien Ausbildung gewährte man ihm ein Stipendium von jährlich 100 Talern. Der Dreißigjährige jubelte, bald sollte auch sein Können triumphieren, wenn sich auch die Echtheit seines bescheidenen Wesens von allem brausenden Ruhm nicht verändern ließ. Er blieb der Fromme und Freundliche, er wurde der heiterste Kumpan der Malkastenbrüder und feierte alles mit, was man schon



Digitized by Google

damals rheinischen Frohsinn zu heißen pflegte. Nur einiges kann von Theodor Mintrops Schaffen näher beleuchtet werden, denn sein Fleiß schuf eine Überfülle von graphischen Kostbarkeiten. Für die erste Zeit seiner Düsseldorfer Tätigkeit kehrte alles Erinnern der Jugend in ihn zurück. Die Phantasie des Kindes stand wieder auf. Die Kobolde, die guten und bösen Geisterchen regierten den Stift. Putten zogen einen Pflug, fingen Schmetterlinge oder vertrieben einen sündhaften Faun vom hehren Lager der Venus. Oder Eritöchter verführten den jungen Jäger im Nebel, der Ölmüller vom Pfefferbachtal erzählte Spukgeschichten, Hexen, Schweine und Ziegenböcke ritten zum Blocksberg. Prachtvoll gegliederte Allegorien zum Wein, frisch bewegte Blätter aus dem Winzerleben, aus der Landwirtschaft und Industrie. Auffallend ist an diesen saftig und mit sichtbarer Muskelkraft hingerissenen Blättern, daß die Gruppen zumeist unbekleidet ihre profanen Dienste verrichten. Ob nun ein Schaf geschoren, Korn gedroschen oder ein Rind geschlachtet wird, ob Kinder rodeln, Knechte raufen, biedere Bürger vom Grafenberger Maifest heimkehren: Immer taumeln und schaffen und wirbeln diese Figuren mit ganzer Keuschheit durch das Bild. Und warum hatte Mintrop diese Neigung zur Ganznatur? Er war ein Kerl der Erde, gesund und unverbildet bis auf die Knochen; er glaubte die gliedmäßige Bewegung der Geschöpfe nur dann künstlerisch gründlich und sichtbar darstellen zu können, wenn kein dickwolliger Rock, wenn keine plumpe Bürgerhose, kein bauschiges Kamisol das Wunder der schönen Geste und körperlichen Anspannung ängstlich verhüllte. Für einen Maler Mintropschen Geblüts wahrhaftig und erfrischend, für den prüden und sündhaften Alltag unmöglich. Und erst nach dieser Zeit des graphischen Naturalismus widmete er sich der sakralen, milderen Gestaltung. Das Burschenhafte setzte sich und begann wieder nachdenklich zu werden. Ein Krippenbild mit zauberhafter Lichtgebung und biblischer Süße scheint fast an Correggios Nacht angelehnt, eine Ruhe auf der Flucht, eine Hirtenbotschaft und eine Bergpredigt sind Kostbarkeiten voll demütiger Musik. Viele Vorwürfe holte er noch aus dem Mythos und der Antike, dann näherte er sich mit Riesenschritten dem großen, runden Werk der sublimen Farbe. Wer seine Madonna mit dem Kinde kennt (Städt. Kunstsammlung in Düsseldorf), der schaut einen gemalten Choral, wer dieser Milde in Haltung und Blick inne wird, diese hingelegten Falten des mütterlichen Gewandes kostet, diese Raffaelsche Zartheit des kleinen Johannesknaben und endlich die flaumzart gesehene und in der Farbe verklärte Wolle des Lämmleins, der faßt es kaum, daß solche Gnade der Seele und der Hand eines Deutschen vom Rhein geschenkt war. Wird dieser Strom nicht ewig auch durch den Geist seiner Größten? Wer die Maibowle (Köln, Wallraf-Richartz-Museum) betrachtet und das schier endlose graphische Werk in der staatlichen Akademie zu Düsseldorf, der weiß nicht, wie hier ein Sohn des westfälischen Ackers, ein Mensch der lautern Freude, ein Dulder mit viel Sehnsucht und viel Verzweifeln um die Form des Überbegreiflichen, des erhabensten Schönen gerungen hat. Mintrop hatte mehr Blut als Gehirn, mehr Seele als klügelnden Verstand. Nichts entging seinem glückhaften Auge, sogar der rheinische Fasching schien ihm, dem Frommen und Innerlichen, dem Träumer und Schwebenden, durch seine trubelnde Buntheit und schallende Heiterkeit malenswert. Mintrop verstand es, jede Linie, jede Kontur, die nie kantig, immer rund trotz scheinbarer Flüchtigkeit geriet, jeden Farbtupfen zittern und leben und strahlen zu lassen, immer der Gestaltung und Durchwesung des ganzen Bildes dienend, immer das Gruppenhafte mit blockmäßigem Rhythmus belebend. Natürlichkeit und Traum, Frommsinn und Freude, das waren seine phantastischen Siege über die graue Erde, und die Wunderaugen erfanden die Seligkeit der Farben. Er verklärte die Düstern, er versöhnte die Hadernden, und das scheint die größte Kunst eines Christen, das erste und letzte Gesetz eines Gerechten; das ist die Ewigkeit Mintrops, der tränkte und sättigte und salbte mit — Bildern! Der große Träumer kränkelte schon lange; ein tückisches Lungenleiden suchte ihn heim. Am 30. Juni 1870, also knapp vor dem Kriege, schloß dieser Prophet der Farbe die irdischen Augen. Der ganze Rhein trauerte; er war der Liebling ungezählter Menschen, die er so reich erfüllt, so gnädig beschenkt hatte. Viele Freunde litten an seinem Tod, viele Freunde hatten ihm und seinem gerechten Ruhm geholfen. Nie vergaß Mintrop solche Gönnerschaft, er, der Bescheidene und Treue, hat seiner Helfer immer gedacht, die sich selbst durch den Schützling adelten. Und bis heute noch hält einer seinem Gedächtnis und Werk die Treue, einer lieh Heimrecht dem Toten: *Richard Klaphek aus Düsseldorf*! — Mit Hilfe edler Freunde und liebevoller Verwandter Theodor Mintrops hat er das graphische Werk des großen Westmärkers (Heimatverlag Dortmund) ausgewählt und besprochen. Ihm sei mit seinen Helfern an dieser Stelle gedankt für ein Buch, das wertvoller scheint als Wolfgang Müllers „Künstlernovelle", wenigstens, soweit Mintrops Gestalt und Seele, sein Leben und sein Werk zu würdigen wären.



Digitized by Google

# Neue Bücher

## *Literaturwissenschaft*

*Ermann, Adolf: „Die Literatur der Ägypter".* Gedichte, Erzählungen und Lehrbücher aus dem dritten und zweiten Jahrtausend vor Christus. J. C. Hinrichsche Buchhandlung, Leipzig. 389 Seiten, geh. 7,50 Mk., geb. 10,— Mk.

Welcher Gebildete kennte etwas, ja, nur das Geringste von der Dichtung des Volkes, dessen Kunst durch die Ausgrabungen der letzten Jahre für uns so starke Reize bekommen hat? Dies umfangreiche Werk aus dem unübertroffenen Wissensschatz des Altmeisters der Ägyptologie ragt anerkanntermaßen über ähnliche Bücher hinaus, weil es ohne sensationelle Absicht nirgendwo versucht, Lücken durch Übermalen zu verdecken oder Fremdartiges durch „Angleichung" uns näherzubringen. So hören wir hier wie bei der hebräischen oder babylonischen Dichtung noch nichts von einem Epos, geschweige Drama. Dafür blüht die Erzählung, insbesondere die Märchenkunst, die Weisheitsdichtung um so üppiger und ganz auffällig die Lyrik, beachtenswert: die religiöse nicht minder als die weltliche. Wenn wir auch keinen Eindruck mehr von dem Wohlklang der ägyptischen Dichtersprache empfangen können, da die ägyptische Schrift völlig vokallos ist, so bringt es doch für den reifen und empfänglichen Leser einen seltenen Genuß, hier ungeahnt vielseitig die Seele des Mumien- und Pyramidenmenschen aus ihrem Tiefsten heraus singen und sagen zu hören. Wir weisen auf dies Werk auch noch aus dem Grunde hin, weil ausführliche Anmerkungen, Erklärungen, ja ganze Kapitel in zuverlässigster Weise in die eigenartige Welt am Nil einführen, um den Leser überhaupt erst einmal zu befähigen, die Feinheiten zu sehen, die der ägyptische Dichter so gern in seine Arbeit hineinlegt. *Dr. W. Schulte, Ahlen i. W.*

*Ermatinger, Emil: „Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus".* Mit drei Tafeln in Lichtdruck nach Kupferstichen der Originalausgaben. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. 123 Seiten. Geh. 4,— Mk., geb. 5,60 Mk.

Nachdem er das literarische und Lebensschicksal des Dichters dargestellt hat, dringt der Verfasser zum Kern seiner Arbeit vor. In „Baldanders" läßt er das Symbol für des Dichters dynamische Weltbetrachtung erkennen, derzufolge allem Geschehen das Gesetz der Polarität, der „Zweieinheit", zugrunde liegt. „Nichts Beständigeres in der Welt als das Unbeständige selber." Das ist auch das Bildungsgesetz für das Leben seines Helden. So ist denn das eigentliche Thema des fälschlich nur als „Abenteurerroman" oder „Charakterbild des Dreißigjährigen Krieges" bezeichneten „Simplicissimusromans" die große Frage: Wie kann der Mensch in das Reich des Beständigen und Ewigen eindringen? Grimmelshausen fand die Erlösung in der katholischen Kirche. Ermatinger versteht das auf Seite 62 nicht, wie sich auch besonders auf Seite 111, 112 und 117 manche sinnstörenden Schiefheiten finden. Schon die Art Grimmelhausens, die Welt gleichnishaft zu betrachten (Seite 75 ff. und Seite 81 ff.), hätte den Weg zum Verständnis weisen können. Der Dreißigjährige Krieg und das buntbewegte Leben des Helden werden von dem Dichter als Sinnbild der Erlösung aufgefaßt durch die Betrachtung des Zeitlich-Wandelbaren als Gleichnis des Göttlich-Ewigen. In diesem Nachweis gipfelt das Verdienst des Buches. Es läßt uns den „Simplicissimus" als „eine Weltanschauungsdichtung ernstester und umfassendster Art" erkennen — „die Faustdichtung des 17. Jahrhunderts". *Dr. Schulte.*

*Wieser, Max: „Der sentimentale Mensch".* Gesehen aus der Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrhundert. Andreas Perthes, A.-G., Gotha, Stuttgart. Halbleinen 8,— Mk.

Welch schwere Fracht unter diesem Titel segelt, kann bei dem hier zur Verfügung stehenden Raum nur durch die Überschriften der einzelnen Kapitel angedeutet werden: Umrisse zu einer allgemeinen Geschichte der Sentimentalität, Mystizismus und Sentimentalität in Holland (P. Soiret, P. Juxien, Elias Saurin), Sentimentalität und orthodoxes Luthertum, Mystizismus und Sentimentalität im Pietistenkreis und in der Aufklärung, der Anfang weltmännischer Wendung der Sentimentalität, die Ausbreitung der reinen Sentimentalität im Bürgertum (die moralischen Wochenschriften), der erste Höhepunkt des sentimentalen Zeitalters in Joh. Mich. v. Loen, Ausblicke: Umrisse zur Geschichte der Sentimentalität in der Folgezeit (einschließlich des 20. Jahrhunderts!). Dazu kommen noch 63 Seiten enggedruckter Anmerkungen, die — um das vorwegzunehmen — bei der Seltenheit des hier erstmalig verarbeiteten, ja, aufgeschlossenen Stoffes sehr willkommen sind. Der anerkannt belesene Verfasser bietet nämlich rückwärts wie auch vorwärts über den zeitlichen Bereich seines Themas hinaus eine Geschichte des fühlenden Menschen, wie er sich auf religiösem wie literarischem Gebiete seit der Reformation geoffenbart hat, wozu — soweit ich sehe — außer den Werken von Erwin Rohde: „Der griechische Roman und seine Vorläufer" (1876) und von Max v. Waldberg: „Geschichte des empfindsamen Romans in Frankreich" (1906) keine entsprechenden Vorarbeiten geleistet waren. Hinzu kommt, daß hier nicht nur wiederholt neue Persönlichkeiten, ja, ganze Gebiete neu aufgehellt, sondern insbesondere wenig, wenn über-



Digitized by Google

haupt beachtete Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich aufgedeckt werden, von denen wieder die Ausführungen über das französische Vorbild Fénelons und die deutschen Theologen um 1700 von besonderem Wert sein dürften. So dankbar die Aufschlüsse anerkannt werden müssen, die wir durch diese Seelen- und Geistesgeschichte der vorklassischen Zeit für die Literaturgeschichte, nicht zuletzt die Romantik bekommen, so darf es doch nicht verschwiegen werden, daß dem sonst so gründlichen Forscher manche Einsichten versperrt geblieben sind, weil er weder für die katholische noch protestantische Frömmigkeit das für diese Arbeit unerläßliche Verständnis hat, anderseits sein Forschungsgebiet (trotz der Einschränkung auf Seite 7—8) stark den bedenklichen Standpunkt Freuds erfaßt. *Dr. Schulte, Ahlen.*

## *Kunst*

*Beenken, Hermann: „Die Bildwerke des Bamberger Domes aus dem 13. Jahrhundert".* Fr. Cohen, Bonn 1925. 24 S. Text mit 86 Tafeln. 8°. 2,50 Mk.

Die Folge der „Kunstbücher deutscher Landschaften", die dank vortrefflicher Ausstattung bei denkbar billigem Preis schon mit ihren bisher erschienenen Heften weiteste Verbreitung fand, bietet hier eine freudig zu begrüßende Zusammenstellung vorzüglicher Aufnahmen aus dem plastischen Denkmälerschatz der Bamberger Kathedrale, der eines der interessantesten Zeitalter der mittelalterlichen Plastik darstellt, der die spätromanische Periode und deren Überleitung in die Anfänge der Gotik in unvergleichlich reichhaltiger und hervorragender Weise repräsentiert. Die Abbildungen umfassen außer einigen architektonischen Aufnahmen sämtliche Skulpturen der genannten Zeit in Gesamtansicht und zahlreich z. T. höchst überraschende, nahsichtige Teilausschnitte. Der Begleittext gibt bei knappster Fassung eine wissenschaftlich gehaltvolle, wie auch ästhetisch sehr anregende Einführung.

*Prof. Dr. Wackernagel.*

*„Die Bildwerke der fürstlich hohenzollernschen Sammlung Sigmaringen."* Bearbeitet und eingeleitet von Dr. H. Sprinz. In Lichtbildern aufgenommen von Dr. Otto Lossen. Mit 66 Tafelbildern und 55 Textbildern, 2 Bogen Einleitung und 5 Bogen Katalogteil. Montana-Verlag, Stuttgart o. J. In Ganzl. 40,— Mk. in Halb. 50,— Mk.

In diesem Meisterwerke sind die Schätze einer der reichsten Sammlungen Deutschlands, zu der Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, durch Alexander von Humboldt und Gustav Waagen beeinflußt, den Grundstock legte, zum ersten Male bildlich dargestellt worden. Es handelt sich da zumeist um Arbeiten der verschiedensten Herkunft aus neun Jahrhunderten, die bislang so gut wie unbekannt waren. Dr. H. Sprinz bietet nach einer kurzen Geschichte der Sammlung kunstgeschichtliche Betrachtungen zu den einzelnen Gruppen und Arbeiten. Der Katalog überrascht durch seine Wissenschaftlichkeit und durch die wahrhaft prachtvolle Wiedergabe der seltenen Plastiken aus Holz, Elfenbein, Stuck und Perlmutter. Der Text und die Bilder sind wirklich dazu angetan, die verschiedenen Richtungen der einzelnen Zeiten sowie ihre Einflüsse und Beeinflussungen aufzuzeigen und die Wege zu enthüllen, auf denen die einzelnen Meister das Ideal aller Kunst zu erreichen suchten: die Verkörperung des Geistigen, die Vergeistigung des Körperlichen, die Vermählung des Schönen mit dem Wahren. Diese Veröffentlichung ist, kurz gesagt, ganz vorzüglich. Sie genügt allen künstlerischen und ästhetischen Ansprüchen.

*Dr. Düringer.*

# Kleine Anzeigen

*Lerch, Hans: „Pestilenz".* Eine Vision. v. Kommerstädt & Schobloch, Dresden-Wachwitz 1925. 1. bis 5. Aufl. Geh. 3,60 Mk., geb. 4,60 Mk.

Diese „Vision" ist das erste der „Drei Bücher der Apokalypse", deren folgende die Titel „Hunger" und „Krieg" tragen werden. Mit Rücksicht auf den großangelegten Plan kann die Beurteilung der vorliegenden Arbeit nur eine vorläufige sein. Der Autor entwirft das ziemlich totale, wenn auch teilweise etwas übertriebene Bild des nur geldhungrigen Industrie-Deutschlands, in dem der Aufkömmling und Schornsteinbaron Phenox eine große Rolle spielt. Er und die vielen — oft sehr gut charakterisierten — Nebenpersonen (Phenox selbst bleibt ein bißchen Puppe), die alle nur dem Golde dienen, machen eine entgötterte Welt aus, die frei aller sittlichen Hemmungen ist und die durch eine geheimnisvolle Seuche fast ganz untergeht. Dem Gegenspieler, Dr. Boas, der der Repräsentant eines höheren Ethos ist, gelingt es, ein Heilmittel wider die Pestilenz zu finden. Es ist die feinste Idee des Buches, daß die menschenförmigen Bakterien durch eine Goldlösung getötet werden. Über die Verderbnis einer abgelebten Zeit siegt des Arztes Ideal, die „Pflicht", ein Wort, das mit großen Buchstaben am Ende des Buches steht. Man fragt sich, was der Autor dieser expressionistisch gefärbten, mit starkem Erzählertalent vorgetragenen Darstellung beabsichtigt: will er nur das zeitgemäße Rasen in Farben, Abenteuern, Erschütterungen geben, oder steht hinter dem Ganzen eine Idee — eine religiöse vielleicht? Der Gesamttitel und manche Szene des Buches, z. B., wie der wirre, anarchistische Prophet Lorm hilflos unter der Last des Kreuzes zusammenbricht, ohne daß es



Digitized by Google

ihm gelänge — seinen Messias-Ruf hat er bereits verloren —, ein Kruzifixus zu werden, deuten wohl darauf hin. *Dr. Ernst Alker.*

*Redlich, Oswald*: „*Grillparzer und die Wissenschaft*". Drei Vorträge. A. Hartleben, Wien und Leipzig o. J. 8°. 67 S. Geb. 2,50 Mk.

Empfehlend sei auf diese drei Vorträge hingewiesen, von denen der erste die Stellung Grillparzers zur Wissenschaft darlegt, der zweite des Dichters Verhältnis zur Geschichte untersucht, der dritte seine Anteilnahme an der Wiener Akademie der Wissenschaften klarstellt. *Dr. Sch.*

Bei Rütten & Loening ist nun der erste Teil: der Kranz, von Sigrid Undsets großem Epos, Kristin Lavranztocher, in trefflicher deutscher Übersetzung erschienen und hat die Herzen der deutschen Leser nicht weniger rasch gewonnen wie die der nordischen. Abgesehen von den künstlerischen Werten dieses Buches, über die eingehend schon im „Gral" berichtet wurde, zeigt die Arbeit der damals eben zur Mutterkirche heimgekehrten Dichterin das Bestreben, die katholische Vorzeit Norwegens wieder im Bewußtsein der Gegenwart lebendig zu machen.

*Blunck, Hans Friedrich*: „*Kampf mit den Göttern*". Die Geschichte Welands des Fliegers. Georg Müller, München 1926. 8°. 283 S. Geb. 6 Mk., in Leinen 9 Mk.

Solch eine neue Gestaltung der alten Sage von Wölund läßt man sich gefallen, zumal da Blunck das Schicksal dieses Kämpfers gegen die Götter in so feiner, altertümlicher und eindringlicher Sprache geschrieben hat. *J. S.*

*Dresler, Alfred*: „*Zwei Wege*". Roman. Sonnemann-Verlag, Halle a. d. Saale 1925. 8°. 326 S. Eigentlich ist's nur ein Weg, der nämlich, den eine eitle, durch äußern Flitter geblendete Frau ihre tiefer veranlagte Tochter gehen heißt, nachdem sie selbst ihren Gatten verlassen und sich einem saubern Kavalier in die Arme geworfen. Das Buch gehört zur leichten Erzählungsliteratur. *Dr. Keulers.*

*Kesser, Hermann*: „*Schwester*". Erzählung. Verlag von Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 73 S. Geb. 3 Mk.

Die ganze Tragik zweier Menschenleben wird hier im Hirn einer Krankenschwester in wenigen Stunden in einem dramatischen Monolog durchrast. Technisch eine gute Leistung, literarisch die Verkörperung der nervenzerreibenden Hast unserer Zeit.

*Kesser, Hermann*: „*Lukas Langkofler*". Novelle. Verlag von Rütten & Loening, Frankfurt a. M. Neue Fassung 1925. 8°. 103 S. Geb. 4 Mk.

Das Liebesabenteuer des Scholaren Lukas Langkofler am Pariser Hofe. Unheimlich, wie das Leben in diesem Jüngling inmitten der vom Haß glühenden Stadt aufglimmt, wie sich die Straßen in der Bartholomäusnacht vom Blute der Hugenotten röten und Langkofler in den Flammen seiner Leidenschaft zur Geliebten des französischen Königs verbrennt. Kesser offenbart in dieser Novelle eine außergewöhnliche Gestaltungskraft. *Dr. Keulers.*

*Schott, Anselm*: „*Das vollständige römische Meßbuch*", lateinisch und deutsch, mit Einführungen im Anschluß an das neubearbeitete Meßbuch von Anselm Schott, O. S. B. Herausgegeben von Pius Bihlmeyer, O. S. B. Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. 1144 S. und 263 S.

Nichts kann diesem Buche ein besseres Lob spenden als die einfache Feststellung, daß mit dieser 30. Auflage das fünfte Hunderttausend überschritten worden ist. Neben mancher Verbesserung verdient die Vermehrung des Buches um die Prophetien des Karsamstages und der Pfingstvigil, sowie um die Messe des Königsfestes Christi und des hl. Petrus Canisius Erwähnung. *Dr. Th. Stein.*

*Weitzel, Wilhelm*: „*Kirchenmusik und Volk*". Vorträge, Lesungen und Gedanken. Herder, Freiburg. 8°. X u. 220 S. 4,80 Mk., geb. in Leinen 6,20 Mark.

Von Kenntnis und von Geschick zeugt dieses Buch, das als Leitfaden für die Kirchenmusik und als Stoffsammlung für Vorträge über sie zusammengetragen worden ist. *Kdlg.*

*Meißner, Bruno*: „*Die Kultur Babyloniens und Assyriens*". (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Nr. 207.) 8°. 106 S. Mit 1 Karte, 26 Textabbildungen und 39 Tafelabbildungen. 1,60 Mk.

Mit diesem Bändchen will Meißner, einer der besten Kenner der babylonischen und assyrischen Geschichte und Kultur, einem größeren Publikum seine Forschungsresultate über die Verhältnisse, die Stände, die Handwerke, die Kunst, die Religion und das Schamanentum vorlegen. Auf äußere Gelehrsamkeit und kritische Anmerkungen mußte des geringen Raumes wegen verzichtet werden. Aber das Werkchen bietet doch jedem einen zuverlässigen Überblick über die uralte Kultur Babyloniens und Assyriens. Wer mehr zu wissen wünscht, findet reiche Schätze in dem zweibändigen Werke des Verfassers „Die Kultur Babyloniens und Assyriens". (Wintersche Buchhandlung, Heidelberg.) *J. Sch.*

*Walter, Robert*: „*Der Krippenschnitzer*". Erzählung. 16.—30 Tausend. *Dreyer, Max*: „*Altersschwach*". Erzählung. (Der Brunnen, Bd. 3 u. Bd. 5. Quickborn-Verlag, Hamburg 1925.)

Die Reihe „Der Brunnen" hat sich rasch beim deutschen Publikum bekannt gemacht. Die vorliegenden Bändchen sind Mittelgut. Walters stark unter Frenssens stehender, etwas formlose Erzählung schildert einen bäurischen Künstler in Niedersachsen und die Entwicklung seiner Kunst, kann aber — wie es bei solchen Künstlergeschichten immer geht — nicht überzeugen, daß die Kunst seines Helden gar so bedeutend sei, wie er



Digitized by Google

glauben machen will. Dreyers Opus ist eine nette Schnurre mit gutem Charakterisierungsvermögen, aber nicht mehr. *Dr. Ernst Alker.*

*Attmann, Odilo*: „*Im Sonnengarten des hl. Franz*". Lebensbilder seiner heiligen und seligen Brüder und Schwestern. 1. Bändchen. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck 1925. 8°. 95 S. Kart. 1,80 Mk., Ganzl. 2,40 Mk.

Eine kleine Heiligenlegende eigenster Art. Die zum Teil außerordentlich reizvoll, oft humordurchwirkten, kurzen Lebensbilder von Mitgliedern der drei großen Zweige der Franziskusgemeinde führen religiös strebende Seelen zu heiliger Begeisterung und Nachfolge auf den idealen Wegen des „Armen von Assisi". Was uns hier an franziskanischen Gestalten in liebenswürdigen Erzählungen, nicht Beschreibungen, entgegentritt, sind wirklich lebendige „Fioretti" (Blümlein) aus dem blütenreichen Garten des hl. Franz. *A. T.*

*Hoornaert, G., S. J.*: „*Der Kampf um die Reinheit*". Ein Buch für die junge Männerwelt. Deutsch bearbeitet von Johannes Sternaux, S. J. Mit einem Vorwort von A. Vermeersch, S. J. Verlagsanst. Tyrolia, Innsbruck 1925. 8° 339 S. 6 Mk.

Unter den allzuvielen, meist wertlosen Aufklärungsschriften der letzten Jahre steht dieses prachtvolle Buch wohl einzig da. In fesselnder Form, geradezu spannend geschrieben, weit ab von allem „Predigen" und langweiligen „Moralisieren", vom seelsorgerischen, erzieherischen und medizinischen Standpunkt aus meisterhaft belehrend über die großen Lebensfragen des 6. und 9. Gebotes, ist das aus reichster Erfahrung schöpfende Werk das Aufklärungsbuch für die Jungmännerwelt. *A. T.*

*Krabbel, Gerta*: „*Die katholische Ehe*". Vorträge, gehalten auf der Delegierten-Versammlung des Kath. Deutschen Frauenbundes in Hildesheim, 11.—13. Oktober 1924. Kath. Deutscher Frauenbund. Köln 1925. 108 S.

Ehe und eheliches Leben sind heute zu einem Problem geworden. An Lösungsvorschlägen fehlt es nicht. Es war höchste Zeit, daß gegenüber den radikalen Bestrebungen jener Männer und Frauen, die nach ganz neuen Grundlagen und Formen der Ehe suchen, und die in erschreckendem Maße Schule machen, einmal von katholischen Frauen, denen die Ehe noch ein göttliches Sakrament ist, die ganze Frage grundsätzlich nach der ethischen, medizinischen und pädagogischen Seite hin erörtert wurde. Je schwerer es ihnen geworden sein mag, mit ihrem Bekenntnis an die Öffentlichkeit zu treten, um so mehr muß es ihnen gedankt werden. So bedeuten diese Vorträge nicht Worte, sondern Taten, die nicht ohne Segen bleiben werden. *A. T.*

*Scholz, Wilhelm von*: „*Die Häuser*". Walter Hädecke, Stuttgart 1924. 8°. 62 S.

W. von Scholz ist einer der wenigen ursprünglichen Lyriker unserer Zeit. Das beweist auch das vorliegende Bändchen. Die einfachsten Dinge und Begebenheiten des täglichen Lebens gewinnen unter seinen Händen neuen Glanz, werden tiefsymbolisch und spiegeln Ewiges wieder. Seine strenge und scheinbar (doch nur scheinbar) kühle Kunst fängt ganz zarte, verschwebende Seelenregungen ein, meistert Unbewußtes mit höchstem Bewußtsein. Manche Gedichte des Bändchens bedeuten zudem eine schöne Erweiterung des lyrischen Stoffkreises. Der pantheistische Standpunkt des Dichters tritt in diesem Buche kaum hervor, doch fehlt auch hier, wie in seinen anderen Büchern, der trostvolle Ausblick auf die ewige Heimat der menschlichen Seele. *Anton Aulke.*

*Schwarzkopf, Nikolaus*: „*Die Häfner aus dem Erbseneck*". Hermann Schaffstein, Köln 1924. 8°. 160 S. Geb. 4,60 Mk.

In diesem Roman ist wirklich echtes Leben. Die Wege zweier Erbsenecker Häfnersbuben zeigt uns Schwarzkopf, von denen der eine „den übergoldeten Schimmer seiner Künstlerschaft", der andere „das stille, lächelnde Glück der Heimat" fand. Die Handlung ist gleich einem geschlossenen Ringe: der Dichter begleitet seinen Helden aus der Enge in die Weite, aus der Welt wieder in die Stille zurück. Und dieses kleine Leben ist trotz aller Schlichtheit so wahr und trefflich gezeichnet, daß man in ihm den Lauf der Welt, und über ihm den Leiter der Menschengeschicke erkennt. *A. B.*

*Thelemann, Max*: „*Maria unter den Föhren*". Märkische Legenden. Verlag der Germania A.-G., Berlin C 2. 8°. 112 S.

Es wäre interessant, zu wissen, ob der Verfasser dieser zartfarbigen, innig empfundenen Marienlegenden die Stoffe der eigenen Phantasie verdankte, oder ob er sie alten Volksmotiven nachgebildet habe. Im ersten Falle wäre ihm schon der Erfindung wegen hohes Lob zu spenden, denn selten liest man auf diesem Gebiete so liebliche und ergreifende Stücke, wie etwa den „Scholar von Zinna", wo die Gottesmutter vom Altare steigt und dem armen Bauernjungen, der so gern Priester werden möchte, bei den mathematischen Aufgaben hilft. Der altertümelnde Chronikstil ist recht wohl geeignet, das Treffen des schlichten Legendentones zu erleichtern; nur gelingt dieser Chronikstil nicht jedem so ganz, und auch bei Thelemann hat man zuweilen das Gefühl, auf Entgleisungen zu stoßen: der ununterbrochene Gebrauch des Perfektes statt des erzählenden Imperfekts ermüdet zuletzt, und die massenhafte Verwendung von zusammengesetzten Adjektiven und Adverbien Thelemannscher Prägung (lichtleicht, trautheilig usw.), sowie ein zuweilen ganz verzwickter Satzbau wirkt schließlich manieriert und beeinträchtigt in etwa den Genuß. *Anton Aulke.*

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a.
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet



Digitized by Google

*Andler, Charles*: „*Nietzsche und Jakob Burckhardt*". Rhein-Verlag, Basel o. J. 8°. 154 S.

*Arens, Bernard*: „*Die Mission im Festsaale*". Herder, Freiburg 1926. I. u. II. Bd. Gr.-8°. I. Bd. 146 S., II. Bd. 112 S. 2. u. 3. verb. Aufl. I. Bd. 3,50 Mk., kart. 4 Mk. II. Bd. 3 Mk., kart. 3,50 Mk.

*Baur, Ludwig* und *Decker, Franz*: „*Schaffenslust und Lebensfreude*". Ein Lesebuch für den jungen Kaufmann. Herder, Freiburg 1926. Gr.-8°. 462 S. Geb. 4,50 Mk.

*Biese, Alfred*: „*Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten*". Mit 30 Tafeln. Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Gr.-8°. 272 S. Geb. in Leinen 12 Mk.

*Braun, Felix*: „*Esther*". Ein Schauspiel in 5 Aufz. A. Hartleben, Wien u. Leipzig o. J. 8°. 172 S. 3,80 Mk.

*Creutz, Max*: „*Heinrich Nauen*". Mit 34 Abb. Führer-Verlag, M.-Gladbach 1926. 8°. 64 S. Geb. 4 Mk.

*Delmont, Joseph*: „*In Ketten*". Roman. Fr. W. Grunow, Leipzig o. J. 8°. 385 S.

„*Der Nibelungen Not.*" In der Simrockschen Übersetzung nach dem Versbestande der Hundeshagenschen Handschrift bearb. u. mit ihren Bildern herausgegeben von Hermann Degering. Volksverband der Bücherfreunde, Berlin 1924. Gr.-4°. 265 S.

Des Mystikers *Heinrich Seuse O. Pr.*: „*Deutsche Schriften*". Vollst. Ausg. auf Grund der Handschriften. Eingeleitet, übertragen und erläutert von Nikolaus Heller. G. J. Manz, Regensburg 1926. Gr.-8°. 478 S.

„*Des Priesters Wernher drei Lieder von der Magd.*" Nach der Fassung der Handschrift der Preußischen Staatsbibliothek metrisch übersetzt und mit ihren Bildern herausgegeben von Herm. Degering. Volksverband der Bücherfreunde, Berlin o. J. 8°. 225 S.

*Dülberg, Franz*: „*Deutsche Malerei*". Mit 32 Bildern. Volksverband der Bücherfreunde, Berlin 1924. 3. Aufl. Gr.-8°. 231 S.

„*Ewiger Vorrat deutscher Poesie.*" Besorgt von Rudolf Borchardt. Verlag der Bremer Presse, München 1926. Gr.-8°. 508 S. Pappband 12, Ganzl. 14, Ganzleder 36 Mk.

*Francke, Kuno*: „*Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters*". Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1925. 2. Aufl. Gr.-8°. 296 S.

*Fülöp-Miller, René*, und *Eckstein, Friedrich*: „*Der unbekannte Dostojewski*". Mit Bildbeigaben und Faksimiles. Piper & Co., München 1926. Gr.-8°. 560 S. Bro. 12 Mk., Leinen 15 Mk.

*Galsworthy, John*: „*Die dunkle Blume*". Aut. Übersetzung aus dem Engl. von Leon Schalit. P. Zsolnay, Berlin 1926. 8°. 348 S.

*Galsworthy, John*: „*Die Forsyte-Saga*". Roman. II Bände. Paul Zsolnay, Berlin 1925. 8°. 520 und 808 S. 11.—15. Taus.

*Geyser, Joseph*: „*Auf dem Kampffelde der Logik*". Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. 288 S.

„*Grillparzers Werke*". Herausgegeben von Rudolf Franz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Bibliographisches Institut, Leipzig o. J. 8°. 432, 374, 497, 461, 471 Seiten. Geb. in Leinen 21, 25 Mk.

„*Grillparzers* sämtliche *Werke.*" In 20 Bänden herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. Cotta, Stuttgart o. J. Band 1, 12, 17 und 20. 8°. 250, 260, 219, 264 Seiten.

*Hellinghaus, Otto*: „*Karl Maria von Weber*". Seine Persönlichkeit in seinen Briefen und Tagebüchern und in Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen. Mit einem Titelbild. Herder, Freiburg o. J. 8°. 204 S. In Leinen geb. 4 Mk.

*Hellpach, Willy*: „*Die Wesensgestalt der deutschen Schule*". Quelle & Meyer, Leipzig 1926. 2., verb. Aufl. 8°. 185 S. Geh. 4 Mk., geb. in Leinen 6 Mk.

*Hennes, Gerhard*: „*Der gute Gerhard von Köln*". Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. Mit Bildern von Fritz Bergen. J. P. Bachem, Köln o. J. Gr.-8°. 156 S. Geb. 4,50 Mk.

*Holtei, Karl von*: „*Christian Lammfell*". Roman. L. Heege, Schweidnitz 1925. 1. Bd. 330 S., 2. Bd. 237 S. In einem Bande geh. 6 Mk., geb. in Leinen 7,50 Mk. 6. Aufl.

*Jungnickel, Max*: „*Lichter im Wind*". Roman. Sponholtz, Hannover 1926. 8°. 235 S.

*Karrer, Otto*: „*Der mystische Strom*". Von Paulus bis Thomas von Aquin. Joseph Müller, München 1926. 8°. 450 S. Viele Bilder in Kupfertiefdruck. In Leinen gebunden 6,80 Mk.

*Kierkegaard, Sören*: Erster Teil. Die Werke. Ausgewählt und übersetzt von Hermann Ulrich. Hochweg-Verlag, Berlin 1925. 8°. 533 S. Ganzleinen 13 Mk.

*Koellreuther, Otto*: „*Die politischen Parteien im modernen Staate*". Jedermannsbücherei. Ferdinand Hirt, Breslau 1926. 96 S. Geb. 3,50 Mk.

*Künstle, Karl*: „*Ikonographie der Heiligen*". Herder, Freiburg i. Br. 1926. Lex.-8°. XVI u. 608 S. 284 Bilder. 37 Mk., geb. 40 Mk.

*Langheinrich, Franz*: „*Gedichte*". Heinrich Hugendubel, München o. J. 2. Taus. 8°. 440 S. Geb. 6 Mk.

*Leutz, Ilse*: „*Um Sanssouci*". Roman. Martin Warneck, Berlin W 9 1926. 8°. 199 S. Geb. 4,50 Mk.

*Lill, Georg*: „*Deutsche Plastik*". Mit 32 Bildern. Volksverband der Bücherfreunde, Berlin 1925. Gr.-8°. 248 S.

*Luckenbach, H. u. O.*: „*Geschichte der deutschen Kunst*". Mit 572 Abb., 80 Tafeln in Schwarzdruck und 6 farbigen Tafeln. R. Oldenbourg, München 1926. 4°. 512 S. Geb. in Ganzleinen 18,50 Mk.



Digitized by Google

*Lusser, Karl Emanuel*: „*Conrad Ferdinand Meyer*". Das Problem seiner Jugend. H.Haessel, Leipzig 1926. Gr.-8°. 198 S. Geh. 6 Mk.

*Mathar, Ludwig*: „*Primavera*". Frühlingsfahrten ins unbekannte Italien. Mit 5 Bildern nach Ludwig Ronig und 101 Abb. Verlag der Buchgemeinde, Bonn a. Rh. 1926. Gr.-8°. 239S.

*Möhler, J. A.*: „*Die Einheit in der Kirche oder das Prinzip des Katholizismus*". (Deutsche Klassiker der kath. Theologie aus neuerer Zeit. II. Bd.) Herausgegeben von Dr. Getzeny. Matthias Grünewald, Mainz 1925. Gr.-8°. 365 S. Lbd. 12Mk.

*Morawski, Marian, S. J.*: „*Abende am Genfer See*". Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung. Aus dem Polnischen übertragen und bis auf die Gegenwart ergänzt von Jakob Overmans, S. J. 13. u. 14., verb. Aufl. 27.—29. Taus. 8°. 294 S. Geb. 4,50 Mk.

*Muschler, Reinhold Conrad*: „*Der Weg ohne Ziel*". Ein Nachtbuch. 1.—10. Taus. 8°. 659 S. Geh. 6,50 Mk., Ganzl. 10 Mk., Halbl. 16 Mk., Ganzl. 24 Mk.

„*Mutter*." Eine Sammlung von Gedichten zum Preise der Mutterliebe. 2., durchgesehene u. reichlich vermehrte Aufl. Gengenbach & Hahn, Mannheim 1926. 8°. 244 S. Ganzleinen 8 Mk.

*Ollendorf, Oskar*: „*Die Liebe in der Malerei*". Neue Beiträge zur Psychologie der großen Meister. Mit 38 Lichttafeln. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig o. J. 4°. 359 S.

*Oppeln, Frieda Elisabeth*: „*Das tolle Jahr 1848*". K. F. Köhler, Berlin 1926. 8°. 424 S. Ganzl. 8 Mk.

*Paquet, Alfons*: „*Sturmflut*". Schauspiel in 4 Akten. (10 Bilder.) Volksbühnenverlag, Berlin 1926. Gr.-8°. 108 S. Brosch. 2 Mk.

*Perkonig, Jos. Friedr.*: „*Dorf am Acker*". Ländliche Novellen. C. H. Beck, München 1926. 8°. 248 S.

*Phillips, E.*: „*Der fremde Prinz*". Roman aus Japans Gegenwart. J. P. Bachem, Köln o. J. 8°. 270 S. Geb. 7,50 Mk. 3. u. 4. Aufl.

*Polgar, Alfred*: „*Ja und Nein*". Schriften des Kritikers. Bd. I: Kritisches Lesebuch. E. Rowohlt, Berlin o. J. 8°. 341 S. Geh. 5 Mk., geb. in Leinen 8 Mk.

*Pörtzgen, P. J.*: „*Das Herz des Gottmenschen im Weltenplane*". Eine Begründung der Herz-Jesu-Verehrung für Freund und Feind. 4., verb. Aufl. von Prof. Dr. Ketter. Paulinus-Druckerei, Trier 1926. 208 S. Gr.-8°. Ganzl. 4,50 Mk.

*Reinhart, Joseph*: „*Heimwehland*". Geschichten aus einsamer Welt. A. Francke, Bern 1926. 8°. 285 S. 4 Aufl. 7,50 Schweiz. Fr.

*Röhl, Hans*: „*Geschichte der deutschen Dichtung*". 5., vielf. verb. Aufl. 27.—34. Tausend. B. G. Teubner, Berlin 1926. Gr.-8°. 363 S. Geb. 5,20 Mk.

*Saedler, Heinrich*: „*Wilhelm Schmidtbonn*". Auswahl und Einführung. Führer-Verlag, M.-Gladbach 1926. Gr.-8°. 116 S. Geb. 3 Mk.

*Schiestl, Rudolf*: „*Fränkische Wanderungen*". Zeichnungen aus den Skizzenbüchern. Mit einführendem Text von Dr. Heinrich Höhn. Volksverband der Bücherfreunde, Berlin o. J. 4°. 22 S. Text. 40 Tafeln.

*Schiprowski, Erwin*: „*Gottes Spielmann*". Franziskus-Gedichte, Balladen, Legenden, Erzählungen. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1926. 8°. 136 S.

*Schmitz, Hermann*: „*Preußische Königsschlösser*". Dreimaskenverlag, München o. J. Mit 72 Abb. 4°. 103, 64 S. 9,50 Mk., geb. 12,50 Mk.

*Schulenburg, Werner von der*: „*Der junge Burckhardt*". Biographie, Briefe und Zeitdokumente. (1818—1852.) Montana-Verlag, Stuttgart 1926. Gr.-8°. 272 S.

*Schuster, Mauritz*: „*Altertum und deutsche Kultur*". Hölder-Pichler-Tempsky, Wien 1926. Gr.-8°. 656 S. Geb. 12,50 Mk.

*Storck, Karl*: „*Deutsche Literaturgeschichte*". 10., verm. Aufl. bearb. von Dr. M. Rockenbach. Metzler, Stuttgart 1926. 4°. 605 S.

*Tolstoi, Leo*: „*Die Rettung wird kommen*". 30 unveröffentlichte Briefe von L. Tolstoi an E. H. Schmitt. Ein Weltanschauungsbild des russischen und des deutschen Denkers, zusammengestellt von Ernst Keuchel. Harder, Hamburg 1926. Gr.-8°. 193 S. Hlbl. 5 Mk., Gln. 7 Mk.

*Tschechow, Anton*: „*Der schwarze Mönch*". Novellen. Paul Zsolnay, Berlin 1926.

*Weber, Peter*: „*Der Brudermord*". Roman aus der Schicksalszeit der großen deutschen Bauernrevolution 1525. Gebr. Paetel, Berlin 1926. 8°. 446 S. Geh. 5 Mk., Gln. 7 Mk.

*Wilke, Edwin*: „*Deutsche Wortkunde*". Fr. Brandstetter, Leipzig 1925. 6., neu bearb. Aufl. 13.—15. Taus. Gr.-8°. 428 S. Geh. 7 Mk. geb. 8 Mk.

*Windthorst, Margarete*: „*Höhenwind*". Mit 57 Bildern von Richard Seewald. Führer-Verlag, M.-Gladbach 1926. 8°. 68 S. In Halbleinen geb. 4 Mk.



Digitized by Google

# Empfehlenswerte neue Bücher

## aus dem Verlag der Paulinus-Druckerei G. m. b. H. Trier

### Über dem Alltag.

Von Joseph Klassen. 300 Seiten hübsch in Halbleinen geb. Mk. 4.50. — Der Verfasser hat sich zum Ziel gesetzt, die Menschen aus den vielfachen Nöten und niederzwingenden Einflüssen des Alltagslebens herauszuretten, sie emporzuführen zu einem Leben höherer Weltanschauung, zu einer Befreiung der Seele von von den Schlacken des Materialismus. Das Buch ist für ernste Menschen, die das Gute wollen und eine seelische Bereicherung für sich und andere erstreben, ein Geschenkwerk allerersten Ranges.

### Trierer Kulturkampfpriester.

Auswahl einiger markanter Priester-Gestalten aus den Zeiten des preußischen Kulturkampfes. Nach authentischen Berichten mit einem kurzen Leben des seligen Bischofs Matthias Eberhard und einer Einleitung herausgegeben von K. Kammer, geistl. Rat. 163 Seiten mit 2 Bildern des seligen Bischofs Matthias Eberhard, in Halbleinen mit buntem Deckelaufdruck Mk. 4.50. Verlag der Paulinus-Druckerei, Gmb-H., Trier. — Dieses neue Buch enthält Erinnerungen an eine vergangene Zeit, doch zugleich eine ernste Mahnung zur Wachsamkeit, daß gleich empörende Ereignisse sich nicht wiederholen.

### Der hl. Ambrosius und seine Zeit.

Von Dr. Richard Wirtz. Hochkünstlerisch illustriert, 175 Seiten, geb. Mk. 3.50. — Stimmen der Kritik: Möge das verdienstvolle, schön ausgestattete Buch, das auch gutgewählte Proben aus den Schriften des hl. Ambrosius enthält, viele veranlassen, sich eingehender mit dem Leben dieses Heiligen zu befassen. (Prof. Dr. Kettler.)

### Der hl. Augustinus.

Von Prof. Dr. Ludwig Wattendorf. Mit Buchschmuck von Kunstmaler Adamy. In Ganzleinen gebunden Mk. 3.80. — Das Buch ist eine Art Auszug aus dem berühmten Werke von Louis Bertrand „Saint Augustin", das in Frankreich bereits in zahlreichen Auflagen erschienen und in mehrere Sprachen übersetzt worden ist.

### Das Herz des Gottmenschen im Weltenplane.

Eine Begründung der Herz-Jesu-Verehrung für Freund und Feind. Von Dr. P. J. M. Pörtgen. Vierte verbesserte Auflage von Professor Dr Ketter. 208 Seiten. Preis in prachtvollem Ganzleinenband mit Goldaufdruck und mehrfarbigem künstlerischem Titelbild Mk. 4.50. — Bezeichnend für den hohen Wert dieses Buches ist die Tatsache, daß es gegenwärtig seine vierte Auflage erlebt. Aber dieses Buches Wert ist in der Tat so überragend, daß man immer wieder von neuem begeistert ist von den darin enthaltenen unergründlichen Schätzen. Die „Linzer Quartalschrift" schrieb über die dritte Auflage: ... In solcher Auffassung dürfte wohl noch nie ein Werk über das göttliche Herz Jesu geschrieben worden sein. Die „Theol. Revue": ... Es ist in der Tat ein einzigartiges Buch der Herz-Jesu-Literatur.

### Verstaubte Schätze.

Aus älteren Schriften gesammelt und herausgegeben von Domvikar Willibrord Schlags. Verstaubte Schätze sind in der deutschen Literatur in reichstem Maße vorhanden. Sie zu heben ist Verdienst.
1. Drei Kapitel aus Judas der Erzschelm. 120 Seiten, geb. Mk. 1.50.
2. Etwas für alle! 150 Seiten. Mit 10 schönen Kupferstichen. Geb. Mk. 1.80.
3. Parabeln. Aus den vortrefflichen Schriften des 1821 verstorbenen Bischofs Johann Michael Sailer von Regensburg. Geschichten voll tiefer Weisheit und Schönheit. 78 Seiten, geb. Mk. 1.30.
4. Aus Urzeittagen. Auszüge aus den wundervollen Predigten des Bischofs Matthias Eberhard von Trier. Zusammengestellt und bearbeitet von Dr. Matthias Weis. 92 Seiten, geb. Mk. 1.50. — Die Anschaffung dieser 4 Bändchen der Sammlung „Verstaubte Schätze" wird jedem Bücherliebhaber große Freude bereiten.

### Römische Bilder.

Von Dr. Otto Lübeck. 225 Seiten, in Ganzleinen geb. Mk. 4.00. — Römisches Volksleben, römische Geschichte und Romantik erstehen vor den Augen des Lesers in farbigen, glutvollen Bildern. Die wundervollen poetischen Stimmungsgehalte machen das Buch für jeden Leser zu einem Erlebnis. Die schönste Erinnerung für jeden Rompilger!

### Das Moselland.

Ein Heimatbuch von Rich. Wirtz. Zweite, um 100 Seiten ergänzte Auflage. Mit einem prächtigen Vierfarbendruck. 360 Seiten, reichillustriert, in hübschem Ganzleinenband mit reichem Goldaufdruck. Preis geb. R.-M. 7.50. — Stimmen der Kritik: Ein geradezu mustergültiges Heimatbuch. Wer in sonnigen Tagen die Mosel hinabgleitet, kann sich keinen besseren Führer wünschen. Ein köstliches anheimelndes Buch, das den Manen der heimgegangenen Väter des Moselgaues geweiht ist.

### Die Herbergsmagd.

Novellen von Marga Thomé. 148 Seiten, Preis in künstlerischem Ganzleinenband Mk. 3.50. — Manche schöne Gabe hat uns diese in der Einsamkeit ihrer Moselberge lebende und schaffende Dichterin schon geschenkt. Und wenn sie sich damit auch nicht einen Namen erworben hat, den die Reklame über die Welt schreit, so weit doch der Name Marga Thomé denen, die dem Kreise ihrer Freunde angehören, eine ganz eigene Behaglichkeit ins Herz hinein.

### Wir Drei.

Wohlgestückte und gebundene Moselgeschichten von Ludwig Mathar. Mit 8 Original-Lithographien von Hanns Sprung. 180 Seiten. Preis in Ganzleinen geb. Mk. 4.—. Diese Geschichten wurzeln ganz in der südrheinischen Landschaft, und wenn auch jeder Literaturfreund, ganz gleich, welchen Stammes er ist, seine Freude daran haben muß, so greifen sie doch ganz besonders den Menschen der Mosel, der Eifel und des Hunsrücks an die Herzen.

**Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen**

Digitized by Google

## Des Mystikers Heinrich Seuse O. Pr.

# Deutsche Schriften

Vollständige Ausgabe auf Grund der Handschriften. Eingeleitet, übertragen und erläutert von **Nikolaus Heller.** Kl.-4°. Mit 15 Bildern und einer Kunstbeilage. (LXXIII, 478 Seiten.) Broschiert Mark 16.—, in effektvollem Original-Ganzleinenband Mark 20.—.

Diese neue, ganz vorzüglich bearbeitete und prächtig ausgestattete, mit Kunstbeilagen und Bildern geschmückte Ausgabe der Schriften des großen Mystikers gehört in die Hand eines jeden Theologen

### Der Mensch und die organische Natur

Von Dr. h. c. P. Erich Wasmann S. J. und Dr. Seb. Killermann, Hochschulprof. am K. Lyzeum in Regensburg. Mit 1720 Illustr., Kunstbeilagen u. Farbenbildern. Gr.-8°. (VIII, 1012 S.) Brosch. M. 36.—. In hocheleg. Orig.-Einband mit Schutzkarton M. 45.—. **Germania, Berlin:** „Es will das Rätsel des Lebens, das der Pflanze, das des Tieres, das des Menschen lüften, soweit das in menschlichen Kräften liegt. Seine beiden Verfasser, der bekannte Ameisenforscher, der Jesuitenpater Wasmann und Professor Dr. S. Killermann, treten in mühevoller Arbeit und sorgfältigter Materialwahl den Gegenbeweis gegen die nun in der Wissenschaft schon überwundene, aber in den Köpfen der Laien noch so verheerend wirkende materialistische Naturauffassung an."

### Hugditrich

Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert v. Frenzolf Schmid. In eleganter Aufmachung broschiert M. 3.50. In Original-Einband M. 5.—. **„Der alte Dessauer"**, Kampfblatt der nationalen Frontsoldaten, schreibt: „Ein Buch deutscher Art, mit deutschem Herzblut geschrieben, von deutscher Sehnsucht und starkem deutschem Hoffen erfüllt. Interessant und lehrreich, namentlich für die Jugend, auch deshalb, weil es die geschichtlichen Verhältnisse im Süden des Vaterlandes um das Jahr 900 herum in lebendiger Treue schildert." — Die **„Germania"** schreibt: „Wie dem Rhein eine Fülle von Lobgesängen entstanden ist, so versucht der Verfasser mit diesem volkstümlich geschriebenen Buch der Donau Freunde zu werben. Von geschichtlichen Anmerkungen unterstützt, schweift die Phantasie des Lesers in die Zeit der Hunugareneinfälle zurück zu dem Helden Hugditrich."

### Friedensfreudenquelle

Von Otto Hartmann. (Otto von Tegernsee.) 5. Auflage. 13. u. 14. Tausend. Prachtausgabe auf feinstem, blütenweißem Papier mit 9 herrlichen Kunstbeilagen in modernem Pappband M. 7.—. Volksausgabe. 6. verbesserte Auflage. 15. u. 16. Tausend. Gr.-8°. XXXII, 360 Seiten. Gebunden mit neuem Deckelbild M. 4.— **Der Literarische Handweiser, Freiburg i. Br.:** „Vermehrt mit einem eingehenden Geleitwort ‚Zur Weltreise'. Das Buch, in gewissem Sinne ein Seitenstück zu Kepplers ‚Mehr Freude', sucht wahre Freuden zu erschließen und in nüchterner Kritik Volk und Völker zu versöhnen, gerade gegenwärtig eine dringliche Mission, zu deren Erfüllung das Werk wesentlich beizutragen vermag."

### Dem fernen Klingen

nach. Auf einsamen Taunuswanderungen niedergeschrieben von einem Großstädter. 8°. (208 Seiten.) Broschiert M. 1.—, gebunden M. 1.80. **Kölnische Volkszeitung:** „Der Verfasser ist ein Pädagoge mit ganzer Seele und aus einem Guß: nicht bloß Pädagoge seiner Schule und Schüler, sondern auch Pädagoge seines Volkes in dunkelster Zeit. Aus ihr scheint die Freude entflohen. Wenn je Bischof von Kepplers Wort galt, das das Leitmotiv seines Freudenbuches bildet: ‚Wir haben heutzutage sehr viele Freuden, aber zu wenig Freude in unserem Volksleben', dann gilt es vom gegenwärtigen Zeitpunkt und Geschlecht. Wir sinken. Mehr durch die Entwertung der Gottesgebote und der Sitten als durch die Entwertung des Geldes."

**Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg**


Digitized by Google

# Der Gral

## Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

# Inhalt

Papst Pius XI. an Franz Eichert zum 70. Geburtstag / Franz Eichert † / Katholische Dichtung und Erotik. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Der Musiker. Gedicht von Hans Kaboth / Das Sündenwasser. Roman von Heinrich Luhmann / Zwei Gedichte. Von Franz Eichert / Der Heilige und das Tulpenmädchen. Von Edith von Walter / Gotische Vitrinen. Gedicht von Johannes Schalk / Pietà. Von Gert Buchheit / An den heiligen Franz. Gedicht von Torquato Tasso / Das graue Netz. Erzählung von Richard Euringer / Holländische Lyrik / Moderne Poesie in Flandern und Holland. Von Wies Moens / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Neue Lyrik. Von Josef Hachmann / Deutsche Übersetzungen moderner französischer Dichtungen. Von Hermann Preindl, München / „Rein muß das Herz des Sängers sein." Von Hubert de Reuter / Die fremden Blumen. Gedicht von Wolff Bloß / Ein Zeitgedicht. Von Gottfried Hasenkamp / Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Gert Buchheit / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Notizen / Kunstbeilage: Simplicius am Grabe des Einsiedlers

20. Jahrgang **Heft 11** August 1926

Fredebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen

Ihre Schwester Edmunda, Dülmen

Digitized by Google

**Rheinische Legenden,** erzählt von Adam Josef Cüppers, mit künstlerischem Buchschmuck, in der Wallbaum-Antiqua auf holzfreiem Büttenpapier gedruckt. Preis 8.— Mark in feinem Ganzleinenband.

Dem erhabenen Geiste und der Sprache rheinischer Legenden sich anschmiegend, hat Hildegard Domizlaff die Initialen der 25 Legenden zu köstlichen Bildern ausgeweitet, die zu den Erzählungen eine sinnvolle Illustration bieten. Die kunstvolle Ausstattung und der geschmackvolle Druck werden mit der anmutigen Form der Legenden das Entzücken jedes Bücherfreundes erregen. Daher verdienen diese „Rheinischen Legenden" namentlich in den Kreisen von erlesenem Geschmack weiteste Verbreitung.

**Fredebeul & Koenen, Verlag, Essen (Ruhr), Kibbelstraße**

# Lichtträger im Chaos

**SCHRIFTENREIHE DER ESSENER VOLKSZEITUNG**

Hochwichtige Neuerscheinung!

In der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos" erscheint soeben der III. Band mit dem Titel FILM UND VOLK mit Beiträgen von: Schriftsteller Richard Muckermann, Chefredakteur Dr. Beissel, Rechtsanwalt Dr. Schlechtriem, Dr. Luitpold Nusser, Schriftsteller Otto Steinbrinck, Dr. von Heuß • Preis 1.20 Mk.

Dieser Band enthält wertvolle Aufsätze über die Geschichte des Films, seinen Weg vom Schreibtisch zur Leinwand, Idee und Wirkung von Spiel-, Kultur- und Lehrfilm, über Pressefragen, Filmliteratur und besonders über Lichtspielzensur. Auch die Probleme: Film und Kultur, Film und Volkswirtschaft, Der deutsche Film, Gesetze der Filmkunst, Praktische Filmreform erhalten eine eingehende Würdigung. Beachtenswert sind auch die Forderungen der katholischen Jugendvereine zum Lichtspielgesetz.

Früher erschienene Bände der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos":

Band I Katholizismus und Gegenwart

Tiefgründige Abhandlungen in vornehm kultivierter Sprache über die katholische Kirche in der Gegenwart, mit Beiträgen von: Bundeskanzler a. D. Dr. Seipel, Univ.-Prof. Dr. Hermann Platz, Religionslehrer H. Schneider, Dr. Friedrich Schreyvogl, Dr. Carl Sonnenschein, Univ.-Prof. D. Dr. Steffes • Farbige wirkungsvolle Umschlagzeichnung von Prof. W. Poetter • 84 Seiten • Preis 1.— Mk.

Band II Katholizismus, Wirtschaft und soziale Frage

Er enthält Beiträge von: P. Friedrich Muckermann, S. J., Univ.-Prof. Dr. Briefs, Reichstagsabgeordneter Joos, Domkustos D. Dr. Retzbach, Univ.-Prof. Dr. Dessauer, Studienrat Dr. Clausing • Preis 1.20 Mk.

**VERLAG DER ESSENER VOLKSZEITUNG, ESSEN**

Digitized by Google

Digitized by Google

Max Klinger: Simplicius am Grabe des Einsiedlers

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Litteratur
Zwanzigster Jahrgang | Heft 11 | Essen, im August 1926

Papst Pius XI. an Franz Eichert zum 70. Geburtstag

# Papst Pius XI.

## Geliebter Sohn!

Heil und Apostolischen Segen! Die Kardinäle Gustav Friedrich Piftl, Erzbischof von Wien, und Andreas Frühwirth haben Uns dringend gebeten, Dich, einen in jeder Hinsicht würdigen katholischen Mann und ausgezeichneten Schriftsteller, hervorragend durch innige Ergebenheit gegen den Hl. Stuhl, durch ein besonderes Zeichen päpstlicher Huld zu schmücken. Wir aber, da Uns dies alles bekannt ist, besonders daß Du, ein christlicher Dichter, durch einen herrlichen Gesang das Zeichen der Erlösung besungen und Du deshalb nach Recht und Verdienst der „Sänger des Kreuzes" genannt zu werden verdienst, glaubten den Wünschen so erhabener Bittsteller entgegenkommen zu sollen. Deshalb ernennen Wir Dich durch dieses Schreiben zum Ritter des Ordens des Hl. Gregor des Großen, von der bürgerlichen Klasse, und erwählen und zählen Dich zur ausgezeichneten Schar dieser Ritter. Deshalb erlauben Wir Dir auch, das diesem Ritterorden eigentümliche Kleid und Abzeichen zu tragen, nämlich ein achteckiges goldenes Kreuz mit rotem Hintergrund und das Bild des Papstes Gregor des Großen in der Mitte aufweisend; das Band, an welchem dieses Abzeichen hängt, ist rot mit gelbem Rand und wird auf der linken Seite der Brust getragen wie andere ritterliche Auszeichnungen .....

Gegeben zu Rom beim Hl. Petrus, unter dem Fischerring, am 1. März 1926, im V. Jahre Unseres Pontifikates. Kardinal Gasparri, Staatssekretär. — Dem geliebten Sohne Franz Eichert.

Digitized by Google

# Franz Eichert †

Die eiserne Harfe hast du gerührt,
Kreuzlieder durchbrausten die Saiten.
Der Königin Banner hast du geführt.
Das war ein mannhaft Streiten!

Wie Wetterleuchten und Alpenglühn
Von Kreuz und Schwert sprangen Funken.
Deine Kreuzesminne, gläubig und kühn,
Macht Sinn und Seele trunken.

Du kämpftest treu für dein Österreich.
Schwarzgelbe und schwarzweißrote
Hochwallende Banner, sie galten gleich
Der Liebe, die dich durchlohte.

Wenn der Gral erglüht und die Nacht verklärt
Der umflorten Harfe Schweigen,
Im brennenden Dornbusch, unversehrt,
Wird das heiligste Herz sich dir neigen.

Ilse Franke

---

Als wir die große Ehrung Franz Eicherts durch den Päpstlichen Stuhl unsern Lesern mitteilten, ahnten wir nicht, daß dies eine der letzten Freuden des Dichters sein sollte, der zu den stärksten Persönlichkeiten des katholischen Österreich und Deutschland gehört hat, dem die Literatur im besonderen so viel verdankt (vergl. Heft 7 d. J.: Franz Eichert von Dr. Oskar Katann), und dessen Name längst ein Symbol geworden ist. Franz Eichert ist am 6. Juli 1926 fromm im Herrn entschlafen. Uns bleibt die Pflicht stillen Betens an seinem Grabe und ritterlicher Wacht an dem Erbe seines Geistes, der in dieser Zeitschrift lebt und heute mehr noch als früher eine Sendung an das deutsche Volk hat.

R. I. P.



Digitized by Google

# Katholische Dichtung und Erotik

Von Friedrich Muckermann, S. J.

VON Zeit zu Zeit erhebt sich im katholischen Literaturlager ein ebenso erbaulicher wie pikanter Streit darum, wie weit ein Dichter in der Darstellung des Erotischen gehen könne. Den Anlaß dazu bietet für gewöhnlich ein Stück gewagterer Art in irgendeinem Roman oder einer Novelle. Es meldet sich als wohlgerüsteter Widerpart der typische „Jünglingsvereinspräses" und bricht eine Lanze für die gute Sitte. Im nächsten Stadium kommt das begütigende Wort irgendeines Reiferen, eines ganz gewiß nicht Prüden, womöglich eines Theologen, und bringt die peinliche Angelegenheit wieder in Ordnung. Für die Tagespresse fallen einige interessante Feuilletons dabei ab, in kleineren Literaturkreisen wird ein Dichter für ein paar Wochen gefeiert, der sich mutig für die Emanzipation der katholischen Literatur eingesetzt habe, möglicherweise nimmt auch eine nichtkatholische Zeitung dazu Stellung und lächelt leise, und dann ist es auch wirklich vorüber, so sehr vorüber, daß nunmehr die betreffende Novelle oder der Roman mitsamt der inkriminierten Stelle anstandslos von einer neuen Auflage zur anderen gedeiht. Es war das Ganze zum wenigsten eine nicht zu verachtende Reklame.

Wenn es irgendeine Frage gibt, die unsere absolute Rückständigkeit beweisen könnte, dann ist es die: Wie weit darf ein katholischer Dichter gehen in erotischen Dingen? Gewiß hat im Rahmen kleinerer Häuslichkeit diese Frage einen gewissen Sinn. Manch ein Gewissen ist schlecht gebildet und leidet an den Folgen prüder Erziehung. Es soll sogar noch Zeitungen geben, die jeden Kuß in ihrem laufenden Roman vorher sorglich unter die Lupe nehmen. Von anderen erzählt man, daß jeder Sohn eines protestantischen Pfarrers vor dem Abdruck in einen Neffen verwandelt werde, und ich sah auch einmal in einer Pensionatsbibliothek, daß in Webers „Goliath" jeder süße Vers zwischen zwei mächtige Klammern gesetzt war. Andererseits wieder macht der größte Teil der modernen Jugend nicht eben den Eindruck, als ob es ihm an Aufklärung fehle. Allerlei Primaner von heute sind bereits so abgebrüht, daß sie das Normale auf diesen Gebieten auch da, wo früher Greise noch darüber errötet wären, nur fad und langweilig finden, und in irgendeinem katholischen Hause entdeckte die staunende Mutter eines Tages, daß die „Alraune" von Hanns Heinz Ewers bei allen ihren vier hoffnungsvollen und unschuldigen Backfischen unter dem Kopfkissen lag. Wir stehen hier vor einer Erziehungsfrage, die ihren ernsten Sinn hat, aber doch mit dem eigentlichen Problem nur äußerlich verknüpft ist.

Wie muß denn die einzig zeitgemäße Frage lauten? Es sind vor kurzem ein paar Bücher erschienen, die neben vielen anderen ähnlichen geradezu eine solche entscheidende Frage herausfordern. Man schämt sich gewiß, derartige Bücher im „Gral" auch nur zu nennen, aber man darf es schon tun, weil sozusagen jedermann davon spricht. Das eine trägt den Titel „*Maja Orbinska in Hamburg*" (von Heinrich Siemer, Verlag Albert Langen, München). Das andere „*Madonna im Schlafcoupé*" (Dekobra, übersetzt von Hans Leopold, Neue Berliner Verlagsgesellschaft, Berlin W 15). Wie gesagt, unsere Zeitschrift ist kein Insektenkasten für Mistkäfer, aber hier und da muß doch im Interesse des öffentlichen Wohls einmal der eine oder der andere aufgespießt werden. Zur Charakteristik beider Bücher sei bemerkt,



Digitized by Google

daß ihre Verfasser zweifellos Routiniers der Lebemannskunst sind. Sie verfügen über eine nicht geringe Begabung in der Psychologie der Halbwelt und kennen sich überdies in Politik und unsauberen Börsengeschäften so weit aus, daß es ihnen an Stoff für skandalöse Moritaten im Filmstil nicht gebricht. Der Zynismus wäre freilich nicht zu ertragen, würde er nicht streckenweise mit einer Mischung von stark aufgetragener „echter Sittlichkeit" versetzt. Schmilzt man das Ganze im richtigen Feuer von lodernder Brunst und „mystischer" Verliebtheit, tut dann noch einige Quentchen von Rehaugenromantik, ungeheuerlichen Abenteuern, Tschekagrauen hinzu, so hat man das Amalgam fertig, das in ihnen als Ethosersatz zu gelten hat. Damit die Sache recht populär werde, wird diese ganze Summe von Scheußlichkeiten und Perversitäten einfach in die Schlösser des Adels, in die Paläste mächtiger Industrieherren und in die Hotels der vornehmen Klasse versetzt. Bekämpft man zwischendurch wacker den Bolschewismus, so hat man dadurch allen Verdacht weit von sich gewiesen, es auf den Pöbel abgesehen zu haben, und öffnet sich obendrein den Weg in die bürgerliche Gesellschaft, die in ihrer schmunzelnden Sattheit sich freut, soviel prickelnde Zukost zu einer antibolschewistischen Propaganda zu erhalten, die man doch fördern muß, für die sich übrigens auch ein großer Teil der bürgerlichen Presse einzusetzen hat. Eines dieser Bücher ist bereits in 700 000 Exemplaren in kürzester Frist verbreitet. Und nun stelle man sich den Sumpf vor, den wir heute mit deutscher Literatur bezeichnen. Wenn wir die Auflagenziffer all der guten Bücher zusammenzählen, die wir in einer Zahl von 50 bis 100 in einem Gral-Heft vorstellen, so dürfte noch nicht die Höhe der Auflage jener einzigen „Madonna" erreicht werden. Und so wäre denn die wirklich ideale Dichtkunst wie ein ganz kleines Silberbächlein klaren Wassers, das von einsamen Halden herab über stadtfernes Wiesenland dahinplätschert, um über kurz oder lang in die große Kloake einmünden zu müssen. In solchen Sümpfen also watet heute der übergroße Teil unseres lesenden Publikums. Das ist die geistige Nahrung, die dem Volke Walthers von der Vogelweide und Schillers geboten wird.

Will man dieser Sachlage gegenüber von einer katholischen Aufgabe sprechen, so kann es doch wahrlich nur eine geben: Unser Volk muß aus dem Sumpf heraus. Wir haben ein Literaturgeschlecht zu stellen, das wie eine geweihte Ritterschaft der jungfräulichen Kirche die Ideale der Sittlichkeit, der christlichen, deutschen Art wieder auf den Schild hebt. In einem solchen Augenblicke zu fragen, wie weit man in erotischer Hinsicht gehen könne, ist es nicht ebenso rückständig wie beschämend? In dieser geschichtlichen Spanne nun auch noch mit dem süßen Narkotikum zu arbeiten, ist das nicht geradezu Verrat am Heiligsten? Kann überhaupt eine Literatur, die heute nicht bewußt gegen den Strom schwimmt, vom ernst gerichteten Teile unseres Volkes beachtet oder gar geschätzt und unterstützt werden? Hier sind wir an dem Punkte angelangt, von dem aus es wert wäre, unsere Rückständigkeit zu erörtern.

Wir verzeichnen in den letzten Jahren einen schönen Zuwachs von bedeutenden und zeitgemäßen Büchern über die katholische Religion. Es sei nur erinnert an die Leistungen des *Theatiner-*, an die Bestrebungen des *Matthias-Grünewald-Verlags*, gar nicht zu reden von den vielen anderen, die fast alle die religiöse Literatur besonders gepflegt haben. Wenn man heute nur mit dieser Art von Büchern eine Ausstellung veranstaltet, so wird sie den Laien geradezu überraschen. Wer kennt nicht die Namen, etwa von *Guardini, Lippert, Adam, Przywara, Abt Ildefons* u. a.,



Digitized by Google

die uns so manche erlesene Gabe geschenkt haben. Es scheint aber, daß sich die Dichtergeneration der Gegenwart herzlich wenig um diese Werke kümmert, während man auf der anderen Seite die Simmel, die Nietzsche, die Schopenhauer und überhaupt seine Philosophen und Propheten verherrlicht und sich eifrigst bemüht, den stark zerfetzten Mantel des klassischen deutschen Idealismus wieder zu flicken. Dort weiß man eben, daß man aus tieferen Quellen schöpfen müsse, während bei uns — von einigen ehrenwerten Ausnahmen abgesehen — kaum jemand sich um die Schätze der katholischen Tradition zu bemühen scheint. Um so auffallender ist dieses, wenn man bemerkt, wie zu gleicher Zeit so viele auf der anderen Seite, bei denen das katholische Buch einst verfemt war, nunmehr mit allen Händen nach diesem Buche greifen, wie sie es begrüßen, wie sie etwas darin finden und wie sie etwas davon erhoffen. So weit ist es tatsächlich gekommen, daß ernste Männer, denen es wahrlich nicht an Weite des Verstehens fehlt, den Eindruck haben, es sei ein großer Teil unserer jungen Dichter und Literaten überhaupt nicht mehr katholisch. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie nicht in die Kirche gehen oder daß ihre Rechtgläubigkeit angefochten werde, sondern nur jenes, daß der Geist der katholischen Religion in ihnen keine dichterische Zeugungskraft entwickle.

Erst aus der Gesamtheit katholischen Denkens und Fühlens heraus kann sich die richtige Einstellung zum Erotischen gestalten. Einige Hinweise nur mögen verdeutlichen, was hier auf dem Spiele steht. Um das Jahr 1900 gab *Solowieff*, der einer der größten russischen Lyriker ist, der dritten Ausgabe seiner Gedichte eine Vorrede mit, aus der wir folgende Sätze entnehmen: „Die Übertragung der fleischlichen, tierisch-menschlichen Verhältnisse in das Gebiet des Übermenschlichen ist die allergrößte Schande und Hauptursache des vollen Unterganges. (Sintflut, Sodom und Gomorrha, die satanischen Tiefen der letzten Zeiten.) . . . . Die Verehrung der weiblichen Natur an sich, das heißt des Prinzips der Zweideutigkeit und des Indifferentismus, welches gleiche Empfänglichkeit zur Lüge und zum Bösen wie zur Wahrheit und zum Guten besitzt, ist der größte Wahnsinn und die Urquelle der gegenwärtig herrschenden Weichheit und Schwäche. . . . . Mit dieser Dummheit und jener Schande hat nichts im geringsten gemein die wahre Verehrung der ewigen Fraulichkeit, als der in Wahrheit und von Urbeginn an die göttliche Kraft Empfangenden und die Fülle des Guten und Wahren und durch diese das unsterbliche Licht der Schönheit in sich Bergenden." . . . . . Diese aus dichterischer Schau geborenen tiefen Einsichten leuchten auf in anderer Weise in einem Artikel „Mutter aller Lebendigen", den *Erich Przywara* im Maiheft der *„Stimmen der Zeit"* veröffentlicht hat. Schade, daß diese wundervolle Arbeit vom Verfasser, der so vielfach gezeigt hat, daß er auch eine andere Schreibart meisterlich beherrscht, allzusehr zusammengedrängt und stellenweise zu einem philosophischen Telegrammstil präzisiert worden, so daß sie in dem gleichen Maße, wie sie dadurch den Denker entzückt, die gemein menschlich Empfindenden bedrückt. Ins Deutsche übersetzt, wäre diese einzigartige Arbeit ein Hochgesang der Liebe, ein zum Himmel jauchzendes Magnifikat. Das Johanneswort: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten", wird eindrucksvoll hervorgehoben, um ein und für allemal die wesentliche Sphäre des Religiösen in seinem Grundverhältnis zwischen Schöpfer und Geschöpf zu kennzeichnen. Unter dieser Rücksicht verschwinden die Unterschiede der Rasse und des Geschlechtes. Auf der anderen Seite ist Christus durch die Menschwerdung doch wieder in die Ordnung



Digitized by Google

der Kreatur getreten, und so liegt die konkrete Heilsordnung zwischen zwei Gegensätzen, zwischen „Erbsünde in Adam, aus dem Eva, und Erlösung in Christus, der aus Maria". Es begegnet sich die Linie, die vom Geiste kommt, mit der Linie, die vom Fleische ausgeht, und in dieser Begegnung steht der Mensch, der Bürger zweier Welten. Unmöglich ist es, einen so knapp gefaßten Artikel nun noch einmal verkürzt wiederzugeben. Es sei nur aus größerem Zusammenhang eine Stelle hier aufgeführt, die das Frauenproblem beleuchtet: „Auf die Frau ist wohl übergegangen, in gewissem Ausmaß, die Auserwählung Mariens zum alleinigen Mutterschoß des ewigen Lebens. Alles männliche Priestertum der Kirche hat sich zuerst in Ehrfurcht und Dankbarkeit und Demut tief zu neigen vor der eigenen Mutter. Denn ohne die Hingabe und die Liebe der katholischen Mütter gibt es keine Priester. Und alle echte Reife dieses männlichen Priestertums der Kirche wird sich immer und notwendig entfalten zur Reife der Jungfrau-Mutter, zu echter Zartheit der Liebe und Mütterlichkeit zu den Seelen (o meine Kindlein, die ich in Schmerzen gebäre, Gal. 4, 19). Und alles Arbeiten und Ringen dieses männlichen Priestertums ist umsonst ohne das Sorgen und Warten der christlichen Frau in Familie und Gemeinde. Denn wie das Kind nur im Mutterleib langsam erwächst, so ist alles langsame und tiefe Wachstum, so oder so, in die Hut der Frau gegeben, von der Familienmutter bis zur Barmherzigen Schwester und Fürsorgerin und Erzieherin..... Ihr Schweigen ist das Schweigen des wachsenden Lebens und letztlich jenes Schweigen, dem allein Gott sich neigte und immer wieder neigt." ... Wo bliebe wohl in unseren Tagen die Würde der Frauen, wenn da die Religion nicht wäre, die unbekümmert um die Verherrlichung der Dirne durch die Literaten ihr Magnifikat zu der Jungfrau-Mutter emporschickte? Und welch ein Grund des Trostes ist es für uns, wenn wir uns sagen müssen, daß selbst die Riesenziffern moderner Perversitätsromane doch noch überholt werden von den Millionen und Millionen, die Tag für Tag in das Antlitz der Allerreinsten schauen. Die ganze katholische Welt weiß das, nur ein Teil der katholischen Dichtung scheint keine Ahnung davon zu haben. Und in dieses ungeheure Ringen der Zeit, in diesen Verzweiflungskampf der Menschheit, in der Entscheidung zwischen Gott und Satan, kommt sie mit der dürftigen Frage, wie weit ein katholischer Dichter in erotischen Dingen gehen könne. Wie weit? Ein und für allemal hat Paulus darauf die Antwort gegeben, und er hat sie nicht zurückgenommen den Literaturen des zwanzigsten Jahrhunderts gegenüber: „Unkeusches soll unter euch nicht einmal genannt werden." Aber freilich, das sagte nicht ein Paulus, der das Christentum unter der Devise von „Verbotener Weg" durch die Welt trug, sondern jener Paulus, der bis in den siebten Himmel entrückt war, und der von sich sagte, daß nicht er lebe, sondern Christus in ihm.

Immer wieder trifft man Dichter, die bei Gesprächen dieser Art die Ansicht vertreten, es gehe eben nicht anders, man könne auf dergleichen nicht verzichten, und was solcher Reden mehr sind. Dante konnte es. Schiller alles in allem auch. Shakespeare fast vollkommen. Und so wird man erstens die Erfahrung machen, daß das Nichtverzichtenkönnen auf die Pikanterie ein untrügliches Zeichen dekadenter Zeitalter ist. Und man wird zweitens bemerken, daß schon mancher Dichter, der kein Dichter war, diese seine Schwäche an Gestaltungskraft durch erotischen Ersatz wettzumachen suchte. Wieder andere meinen, es könne ohnedem ein Publikum heute nicht gewonnen werden. Auch sie täuschen sich. Sie kennen das Volk nicht. Zu seiner Rechtfertigung sei es gesagt, daß es in seiner großen



Digitized by Google

Masse noch anständiger ist als seine Dichter. Ewig wird es den Instinkt für Größe und Heldentum bewahren, vor allem deutsches Volk, an dessen Wiege schwertgegürtete Sänger ihr Lied gesungen haben. Ist es der Dichtung von heute wieder klargeworden, daß sie nur eine Dichtung neuer Gemeinschaft sein könne, so möge sie sich daran erinnern, daß eine Volksgemeinschaft niemals eine Gemeinschaft von Frivolität, Zynismus und perversen Gewohnheiten sei. Dergleichen gedeiht in separierten Gesellschaften und Zimmern bei elektrischem Licht oder Dunkel, nicht aber in der Sonne des Tages und bei den Festen des Volkes. Stellen wir also nicht die Frage, wie weit man erotisch noch gehen könne, sondern lieber jene andere, wie weit wir wieder durch eine Dichtung aus katholischem Geiste heraus die Atmosphäre reinigen und unser Volk zu jener Kraft, zu jener Reinheit und zu jenem Adel zurückführen, die es einst stark gemacht, als der Heliand durch unsere Wälder klang.

*

## Der Musiker

Er schweigt und schließt sein Ohr dem Lärm der Straße,
Der Raum zerbricht, und durch die Nacht erglühen
Ätherisch reine Klänge, — nahen, fliehen, —
Er lauscht und bebt in göttlicher Ekstase. —

Wenn es gelänge, wenn er es vollbrächte,
Des Jenseits Fülle in sich zu erleben,
Die Himmelsstimmen, ehe sie verschweben,
Zu bannen, — eh' sich ihre Inbrunst schwächte! —

Er ringt; er ist nicht mehr, nein, all sein Fühlen
Durchzittert Gott; von seinem Ruf getrieben
Fühlt er in seiner Brust unendlich Lieben,
Unendlich reiche Kraft, dämonisch Wühlen.

Und atemlos, ganz in sich selbst versunken,
Greift er zur Feder, und die Töne fließen,
Er schafft, er sieht den Himmel sich erschließen
Und schweigt, von Gottes heiligem Feuer trunken.

**Hans Kaboth**



Digitized by Google

# Das Sündenwasser

## Roman von Heinrich Luhmann

DIE Gräflichen drüben machten ihr Wort wahr. Sie begannen, ganze Arbeit in ihren Wäldern zu tun.
Mit einem Male war es, als wüchsen die Grünen wie Laub auf den Bäumen. So zahlreich schienen sie den Heimlichen über Nacht geworden.
Die lange gute Zeit hatte Kamp und die Seinen tollkühn gemacht. Sie beschlossen, offen gegen die Jenseitigen anzugehen. Es kam aber vorerst nicht dazu, wie sehr der alte Bauer in Abenteuerlust brannte. Ein Kuhpflüger aus Einhausen nämlich war auf eigene Faust einen Sonntag losgegangen — sie fanden ihn auf dem Gesichte im Grase liegen, tot, mit der Kugel im Rücken. Zwei der Grünen bezeugten in den nachfolgenden gerichtlichen Verhandlungen, sie seien von ihm bedroht worden und hätten in Notwehr gehandelt.

Dies Ereignis setzte eine ungeheuerliche Wut unter den Diesseitigen ab. Nun eben beschlossen sie offenen Kampf. Es zeigte sich aber bald, daß den meisten von ihnen Feigheit näher lag als Tapferkeit. In der Mondnacht, die sie bestimmt hatten, erschien nur ein kleiner Trupp an der Einhäuser Schleuse — Kamp konnte sie an den Fingern einer Hand zählen. Er fluchte wie ein Teufel und schalt sie träge Zugkühe, die mitten in der Furche halten blieben.

Aus dieser Nacht kehrte Kamp erst am dritten Tage zurück.

Es ist für alle Zeit Geheimnis geblieben, wie er überhaupt hat heimkehren können mit völlig zerschossenem Kreuz. Er muß gekrochen sein, Schritt für Schritt, auf Händen und Füßen. Vom Tau des Grases muß er getrunken und mit ihm sein Fieber gekühlt haben. Zwei Stunden wurden ihm drei Tage. Die Mäher haben Blut gefunden und einen Streifen liegenden Grases vom Walde drüben bis an das Wasser. Wie er durch den Fluß gekommen, ist vollends unbegreiflich. Es kann nicht anders sein, als daß die Genossen — wenngleich auch dafür keine Beweise bestehen — ihn herübergeholt. Andere sagen, vielleicht möge ihn ein Grüner von drüben aus Barmherzigkeit übergesetzt haben. Noch andere wollen wissen, Johannes habe ihn gefunden.
Er lag in der Knechtekammer in dem Hof, halbtot.
Einsam lag er.
Die Thres reichte ihm eine dürftige Suppe, eine magere Krankenkost, und würzte sie nicht gerade mit Mitleid. Das Vieh unter ihm an den vollen Krippen und Trögen hatte es besser. Den Arzt holte keiner, obschon es nötig gewesen wäre. Es ist indes nicht so sehr gröbliche Unterlassung als Gewohnheit gewesen, die in anderen Fällen genau so gehandhabt worden wäre. Sie halten nicht viel von seiner Hilfe in der Gegend. Die weite Entfernung zur Stadt liegt zwischen ihm und dem Kranken. Nur in der äußersten Not, wenn alles versagt, und meist viel zu spät, holen sie ihn, auch dann noch ohne besonderes Zutrauen.

Dorte im Kripperhause blieb stumm und unmenschlich hart — sie ging nicht auf den Hof.

„Nun trifft es ihn," sagten sie in der Laake, „lange genug hat er auf hohem Pferd gesessen!"
Seine Kammer blieb leer von Trost, als habe ihn die Pest befallen.



Digitized by Google

Die Genossenschaft der Heimlichen schien nie bestanden zu haben. Keiner fand den Weg zu ihm.
Anna stahl sich jeden frühen Morgen auf den Hof.
Sie war nun der Schule entwachsen. Zwischen Kind und Jungfrau stand sie in der Mitte, immer noch in Holdseligkeit wie eine fremde Blume, die ein Schicksal in dies harte Land gepflanzt hatte. Und immer gütig war sie: sie hatte die weichen Hände der Anna Hellhof, deren lebendige Wiederkehr sie immer mehr war. Sie tat harte Arbeit auf dem kargen Sandacker, der zum Kripperhaus gehörte, mit Dorte — aber es war immer, wie wenn ein Königskind heimlich dient.
Kamp mußte furchtbare Schmerzen leiden an seinen vereiterten Wunden. Aber er trug sie stumm in verbissener Qual. Nur nachts wollten Vorübergehende und Dienstleute vom Hof ein Wimmern gehört haben, ähnlich dem Klagen eines einsam sterbenden Tieres. Er starb nicht. Er lag hager wie der Tod selbst und furchtbar entstellt auf dem Stroh.
Er war klar und ohne Fieber. Am ganzen Fluß, uferauf und -ab, sagten sie, hätte keiner ertragen können, was er trug. Der Aberglaube hing ihm bald ein Teufelsmäntelchen um, das ihn beschützen müsse.
Wenn Anna kam, die heimlichen Morgenstunden, war ihm, als sei ein Licht in seine dunkle Kammer getragen.
„Du bist gut, Kind," sagte er und hielt ihre Hand, „betest du auch für mich?"
Plötzlich konnte er sich hochquälen und, ohne sie anzusehen, fragen:
„Und Dorte, deine Mutter, betet sie auch für mich?"
Gleich aber streckte er die Hände, als wolle er etwas abwehren, sank zurück und sagte:
„Nein, sprich nicht, Kind — sie betet nicht für mich!"
Er lag dann wieder stumm und versunken und merkte es nicht, wenn Anna fortging.
So blieb es bis in den Herbst.
Um diese Zeit wollte der neue Hofbesitzer bauliche Änderungen an dem alten Hause treffen, die nötig genug waren. Die Deelenseite, jünger als der eigentliche Wohnteil, sollte vorerst noch bestehen bleiben, alles übrige aber niedergerissen und, wenn möglich, bis zum Frühjahre neu aufgebaut werden. Die Pächtersleute waren dadurch im Raume sehr beengt und ganz auf die Deelenseite angewiesen. Kamp, ihnen lange schon wie ein krankes Stück Vieh lästig, ward es nun von Tag zu Tag mehr.
Da sagte Anna eines Abends und hielt Dortes Hand bittend:
„Mutter, wir müssen ihn ins Kripperhaus tragen."
Dorte fuhr in der alten Heftigkeit auf. Gleich aber war sie wieder hart wie getretene Erde, die keine Blume, nicht einmal ein Hoffnungsgräslein durchläßt.
„Nein", sagte sie, riß sich von Anna und ging hinaus.
Sie war noch nicht vor der Tür, da kehrte sie zurück und sprach halben Auges und in heftiger Erregung:
„Ich will es nicht, Anna, hörst du?"
Dann ging sie, während Anna weinend zurückblieb.
Bald darauf kam Johannes von der Arbeit in die Stube. Er achtete nicht auf Anna. Seine Augen waren voll von einem fernen Licht.
„Wir müssen ihn aus der Knechtekammer zu uns holen", sagte sie und setzte sich zu ihm.
Er nickte gleich, als habe er sie verstanden.



Digitized by Google

„Er ist alt und krank, Vater, wir müssen ihn holen."
Johannes stand auf und ging unruhig durch die Stube.
Dorte kam über ein kurzes wieder herein. Ihr Schritt war noch hart. Ihr Gesicht lag im Dunkel, und ihre Augen sahen nicht auf.
Johannes trat nahe zu ihr und hob sein schmerzlich weißes Gesicht.
„Dorte," sagte er, „bist du klug?"
Sie wies ihn hart und kurz ab.
Er setzte sich an den Tisch, saß eine Weile stumm, den Kopf in den Händen, dann kam wieder eine große Unruhe über ihn.
„Dorte," sagte er abermals, jetzt aber bebend, „ich weiß nicht, wie das vierte Gebot heißt."
Sie zuckte und ließ die Schüssel, die sie trug, fallen.
„Ich weiß es nicht," sagte Johannes in zitternder Traurigkeit, „und du weißt es nicht."
Er weinte. Anna war hinausgegangen.
„Wie heißt es?" bat er abermals.
Seine Unruhe war größer, wie ein Wind, der sich aus dem Dunkel erhebt.
Plötzlich ging eine Stimme durch das Haus, hoch und zitternd, fiel in das Schweigen, das wieder war, und füllte die Stille:
„Viertens, du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlergehe und du lange lebst auf Erden!"
Es war die Möhne im Bette oben.
Dorte und Johannes waren stille und atmeten nicht.
Immer aber kam es aus der Kammer, singend hoch und zitternd wie ein Gebet: „Viertens, du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden!"
Es wurde Nacht, aber sie schliefen nicht im Kripperhause. Jede Stunde nämlich, ehe sich ihr Kreis füllte und die Zeit gerundet war, kam die Stimme der Möhne wieder. Die ganze tiefe Nacht war es so.
Als es Morgen geworden war, stand Dorte auf und ging an Annas Bett. Mit einer Stimme, die nicht mehr hart, aber auch nicht gut war, sagte sie:
„Holet ihn zu uns an das Wasser!"
Dann ging sie gleich aus dem Hause. Keiner wußte, wohin sie sich bei Tagesfrühe begeben hatte.
Anna war voll Freude und Dankbarkeit. Sie stand schleunigst auf. Johannes wartete ihrer schon. Sie machten sich schweigend auf den Weg nach dem Hofe.
Es war noch grauender Tag, und in den Bäumen nistete noch die Nacht. Mit einem Male aber, ohne erst eine Wolke zu silbern oder zu golden, sprang ein heller Schein aus dem Himmel. Ein paar Vögel stoben aus den Hecken am Hillwege auf und begannen gleich zu zwitschern. In den Wiesen stieg schon eine Lerche an ihrem Liede hoch, und dann wurde es schnell völlig licht.
Knecht und Magd vom Hofe halfen ihnen, Kamp ans Wasser zu tragen.
Dorte kam den ganzen Tag nicht zurück. Es war schon tiefer Abend, als sie sich endlich heimfand. Sie ging gleich in ihre Kammer hinauf, aß nicht und trank nicht, und keiner sah ihr Gesicht.

*

Die Möhne konnte ihre Kammer nun nicht mehr verlassen; das letzte Licht dieser Welt war um sie.



Digitized by Google

Aber es war doch noch Licht, wenn es auch durch wunderliche Dunkelheiten mußte. Sie war weiß geworden wie eine Taube und klein wie ein Kind. Sie hatten ihr Bett an das Fenster rücken müssen. Ihr Ohr hatte die Schärfe der Jugend gewahrt und lauschte alle Stunden dem Wasser. Immer noch, morgens und abends, sprach sie zu ihm von ihrem Lager aus wie zu einem ungebärdigen Kinde. Aber ewig gleich in Tagen und Nächten trug sich das Wasser unter ihrer Kammer hin, rauschend und sacht, gierig oder gesänftigt, und hörte nicht auf sie.
Eines Morgens hieß die Möhne Anna zu sich an das Bett kommen.
„Kind," sagte sie und lauschte hinaus, „ich höre Schritte in der Ferne. Sie führen zu dir und wollen dich holen."
Anna vernahm nichts als den Fluß. Sie lächelte: „Ich bleibe hier, Möhne. Ich will nicht fort von dir und von unserm Ufer."
Die Alte breitete die Hände auf das Laken. Sie lagen dort und zitterten nicht. Dann sagte sie, und ihre Stimme war leise geworden wie ein Hauch, der fern herkommt aus dem Unbekannten:
„Einmal, wenn der Mond voll ist, treibt es dich doch fort, Kind Anna. Und es ist dir gut; denn du mußt in höheres Land, und die Sonne soll über dir sein."
„Sie ist auch hier, Möhne. Sie ist überall, weil Gott überall ist."
Da lächelte die Blinde und lag lange still da. Sie lag wie gestorben, und das Lächeln war wie ein Kranz um sie. Plötzlich richtete sie sich auf, lauschte wieder und sagte:
„Jetzt ist der Schritt nahe, Kind."
Anna vernahm ihn nun auch.
„Gehe und öffne die Tür", befahl die Möhne nach einer Weile.
Anna riegelt auf.
Es war der Bauer jenes Hofes droben in der Hügelwelle, die Haar genannt, daher Anna Hellhof stammte, ihrer früh gestorbenen Schwester Mann. Er war verwitwet geblieben, kinderlos und alt. Er wollte Anna, die einzige Blutsverwandte seiner Frau, zu sich nehmen, um das alte stattliche Erbe nicht in fremde Hände zu geben. Er betrachtete das Mädchen mit Wohlgefallen und sagte: „Du heißest Anna, und du bist wie Anna Hellhof, deine Großmutter, als sie in dies Land zog."
Dann saßen sie alle zusammen in der Stube.
„Du sollst es gut haben, Kind", nahm der alte Bauer wieder das Wort, „unsere Äcker sind fruchtbar, und unsere Kammern sind noch im Frühjahr voll Korn. Wenn deine Zeit gekommen ist, werden sich die Söhne der Nachbarn einfinden. Einen von ihnen wirst du wählen, und dann soll unser Haus voll Fröhlichkeit sein und jungen Lebens."
Er lächelte, daß es durch seinen weißen Bart lief. In seinen hellen Augen saß der gute Schalk.
Kamp war auch in der Stube. Er war fast gelähmt geblieben und saß im Sessel am Fenster. Er schwieg und schaute auf den Fluß nieder, der murrend vorbeikroch.
Aus Dorte sprach Bitterkeit, als sie sagte:
„Wir sind nur Knechte und Mägde und Tagelöhner. Es ist nicht gut, wenn das Kind Herrin wird."
Johannes aber war aufgestanden und trat an Dorte heran. „Sie muß doch höher sein als wir," sagte er, „denn sie ist von anderem Blut!"
Dorte schwieg.
„Du selbst aber, Kind, was sagst du?" fragte der Bauer vom Hellhofe.



Digitized by Google

Ehe Anna noch antwortete, klang auf einmal wieder die hohe, singend helle Stimme von oben durch das Haus und sank in die Stube nieder.
„Ist die Sonne über euch?" fragte die Möhne.
Sie fragte es immer wieder.
„Lasset uns zu ihr gehen," sagte Johannes, „denn sie weiß viel."
Sie gingen in die Kammer. Nur Kamp mußte zurückbleiben. Er saß immer noch am Fenster. Dann öffnete er es. Als aber der Fluß heftiger wurde, schloß er es schnell wieder und verkroch sich in eine dunkle Ecke der Stube.
„Ist die Sonne über euch?" fragte die Möhne oben abermals und griff die Hand des Hellhofers.
„Sie scheint viele Tage," entgegnete der, „und bei uns ist Friede."
Da schwiegen sie alle. Nur Dorte atmete schwer, daß man es hörte.
Anna hatte sich zu der Alten auf die Bettlade niedergesetzt.
„Was sagst du?" fragte nun auch die Möhne.
„Ich will hierbleiben", sagte Anna.
Da lächelte die Möhne. Ihr welkes Gesicht war schön davon. Sie sprach aber zu dem Hellhofer, als sie wieder ernst geworden war:
„Es ist jetzt nur so, geht in Hoffnung. Einmal, wenn der Mond voll ist, treibt es sie fort von hier."
„Ich will warten", sagte der Bauer.
Da nahm er bald Abschied, er aß nicht erst, sondern gab sich gleich auf den Weg, denn es war schon Mittag überschritten.
Die Kräfte der Möhne nahmen von diesem Tage an schnell ab.
Kamp aber besserte sich zusehends. Er blieb zwar gelähmt, und zwei Stöcke mußten seine Größe schleppen, aber er kam wieder zu Kräften in der Pflege des Kripperhauses. Anna hatte den meisten Teil daran. Dorte war ihm niemals auch nur mit einem Worte nahe. Johannes war, seit er Anna aus dem Wasser geholt hatte, wie ein Kind vergeßlich und nicht selten gegen seine frühere Art von einer kindhaften Geschwätzigkeit. Mit stummer Verbissenheit saß Kamp im Kripperhause. Jede Regung seines Gesichtes verging in der weißen Wildnis seines Bartes. Es war nicht zu merken, ob er ein andrer geworden war. Er sprach niemals ein Wort von sich, und seine Seele lag wie in einem Kerker verschlossen.
An ihrem letzten Tag rief die Möhne Johannes in die Kammer. Der Priester aus dem Kirchdorfe war bei ihr gewesen und hatte sie in klarer Helle getroffen. Jetzt aber kannte sie Johannes bereits nicht mehr.
„Bruder," sagte sie, „Blut muß zu Blut und Bruder zu Schwester. Gib mir deine Hand — sie ist kalt und tropft von Wasser!"
„Ich bin Johannes", sagte er.
Aber es war ihm wiederum, als wenn eine dunkle Nacht sich langsam auf ihn senke.
„Schweig," rief sie heftig und quälte sich auf, „du bist der Bruder und du tropfest von Wasser."
Dann sank sie zurück. Ihre Hände, die seine hielten, wurden leblos und kalt. Johannes erschauerte unter ihnen.
„Ich bin es nicht", weinte er und wollte sich vor diesen Händen retten.
Aber er konnte es nicht. Die Möhne richtete sich abermals auf. Ihre blinden Augen schienen plötzlich sehend zu sein. Es war aber böses Licht in ihnen.
„Blut muß zu Blut," murrte sie dann, „und du bist der Brudervater; denn du tropfest von Wasser."



Digitized by Google

Johannes fühlte die ganze Nacht um sich.
„Ich tropfe von Wasser", sagte er dann mit ganz anderer Stimme, setzte sich und nickte wie in Ergebung.
Die Möhne lag wie tot. Ihre Hände ruhten wieder auf dem Linnen, aber sie regten sich nicht mehr.
„Singe," hauchte sie, „was uns die Ahne gelehrt!"
Johannes sang, zuerst summend, tief und unverständlich, dann aber immer klarer werdend:

„Ihr Toten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor Gottes Gerichte gehn,
Ihr sollt treten auf die Bahn —"

Dann aber verlor er sich. Nun war es immer die alte Dunkelheit:
„Krup unner, krup unner, krup unner!"
Die dumpfe Stube war voll davon. Es war kein Fenster offen und die Luft bebte mit.
Anna, die vom Felde in das Haus kam, erschrak heftig, als sie es hörte, und holte ihn gleich. Er ließ sich wie ein Kind führen, das seinen Weg verloren hat.
Am Abend waren Dorte und Anna in der Kammer Möhnes. Da erhob sich die Sterbende noch einmal.
„Ihr müßt einen Zaun machen", sagte sie und suchte mit der Hand zu deuten, aber es gelang ihr nicht mehr. Nach einer Weile sagte sie noch einmal:
„Einen Zaun machen —"
Dann brach das Wort ab wie ein Faden, der zerreißt.
Sie starb in der Nacht. —
Es war Herbst, als dieses geschah, das Wasser war hoch und böse, und gerade in ihrer Sterbestunde sprang es über die Ufer in die Wiesen. Aber nicht genug: der Fluß wollte ihren Leib der Erde nicht lassen, sondern begehrte ihn für sich, wie er ihre Seele besessen. Sie hatten den Sarg die dritte Nacht auf die Tenne gesetzt, um ihn von dort am Morgen fortzutragen. Als die Nachbarn in der Frühe sich einfanden, war die Deele bis zum Kuhtrog mit Wasser gefüllt — der Sarg aber war fortgeschwommen.
Da entstand eine große Bestürzung unter ihnen. Sie huben in der Umgebung des Hauses zu suchen an, fanden ihn aber nicht.
Der Morgen graute eben erst. Der Mond der Nacht hing noch in den Wolken. Als es hell war, sahen sie den Sarg mitten auf der Flut, die in den Wiesen war, treiben. Über ihn, und immer gerade über ihn, schwamm der bleiche Mond mit, der nicht verging, ob es auch bald voller Tag war.
Als sie ihren Leib andern morgens in die trockene Kirchhofserde senkten, ging viel Volk mit. Sie verweilten länger als gewöhnlich an diesem Grabe, als warteten sie auf etwas — es geschah aber nichts mehr.

## Der Herr

Am Wasser folgte ein Jahr dem anderen.
Das Kripperhaus blieb in Einsamkeit, aber schicksalsgefüllt.
Jeden Morgen im Zwielicht tat sich die Türe auf. Ein Mann schleppte sich an zwei Stöcken über den Süll, stieg nieder an den Fluß und saß dort, stier und stumm zur Flut gebeugt. Stunden, halbe Tage und ganze saß er hingeneigt, groß und dürr, mit hängendem Barte da, wie unter einem Fluche.



Digitized by Google

War er ein anderer geworden?
Ein Weib ging hin und wieder zum Brunnen schöpfen. Die hatte einen harten Schritt. Ihr Haar aber war völlig grau. Dorte war noch tiefer in Bitterkeit versunken.
Es war aber eine helle Stimme in der Dunkelheit des Hauses. Die sang in die Sonne. Anna war wie ein Stern in der Nacht. So schön und voll reinen Lichtes war ihr kindhaftes Wesen geblieben, obgleich sie nun vollerblühtes Mädchen war. Tiefe Finsternis aber lag um Johannes.
Er saß nun Tag um Tag in der behüteten Kammer über seinen Körben. Aus dumpfem Schweigen brach oftmals seine Stimme auf:
„Ich tropfe vom Wasser! Möhne, du hast es gesagt!"
Er schüttelte sich und weinte.
Dann schwieg das helle Mädchenlied, und es ward still im Kripperhaus. Dortes Schritt aber blieb hart, und kein Tropfen sprang aus ihrem Eimer. Der Alte am Fluß aber neigte sich tiefer und hob sein Haupt nicht, solange die Stimme weinte.
Sie hatten längst, wie die Möhne es sterbend gesagt hatte, einen Zaun den Fluß entlang gezogen, eine Strecke Ufers, denn sie mußten Johannes hüten wie ein unmündiges Kind.
Er war nun klein, gebeugt und dürr. Sein schwarzes Haar war geblieben und die große Dunkelheit seiner Augen. Er war völlig der Vater, und die Sterbensirrnis der Möhne, daß er es wirklich sei, war auf ihn übergegangen. Er hatte sein Ich verloren und lebte ein anderes — viel Geheimes ist um das Menschensein!
Johannes saß ganze Tage allein in der verriegelten Kammer. Dorte hatte am Wasser zu schaffen, die Weiden zu schneiden, die er verflocht. Außerdem hatte sie ihre Arbeit auf dem Acker. Anna ging im Sommer auf die Bauernhöfe der Laake, ein übriges zu verdienen. Winters saß sie am Spinnrad der Möhne. Wenn die Frauen außer dem Hause waren, hatte Kamp auf Johannes zu achten. Er wich auch dann nicht von seinem Platze am Wasser, und seine Augen gingen die ewige Bahn von der Flut zur Kammer und von der Kammer zur Flut. Wie ein steinern Bild, zur Wache hingestellt, saß er, und keiner sah in sein Inneres.
Einen Herbstabend — es dunkelte schon, und der Strom war laut — hatte Johannes die Türe erbrochen. Plötzlich stand er vor Kamp am Wasser.
„Du bist klug," sagte er, indem ein Lächeln über sein trauriges Gesicht irrte, „wo ist Christ? Sage es mir!"
Der Alte beugte sich so tief zum Flusse, daß ein Hauch ihn hätte hineinwehen können.
Er antwortete nicht.
Mit bösen Augen stand Johannes.
„Wo ist er," fragte er abermals, „der Flegel fiel von der Wand!"
Kamp saß stumm da. Johannes' Fäuste waren über ihm.
„Ziehe deine Holzschuhe aus!" befahl er dann.
Der Alte tat es. Dabei zitterte er heftig.
Johannes hob sie und hielt sie in das entgleitende Licht.
Dann sagte er mit harter, furchtbarer Stimme:
„So hast du sie ihm ausgezogen — du —!"
Er stellte sie an das Ufer, so, als seien ihnen zwei Füße entstiegen in das Wasser.
Dann sang er und hörte nicht auf:
„Krup unner — krup unner — de Welt is di gram!"



Digitized by Google

Kamp saß, und sein Gesicht war nicht zu sehen. Sein Bart berührte die Knie. Johannes schwieg nicht. Als endlich Schritte kamen, Dorte und Anna, lief er eilig in das Haus zurück, gleich in die Kammer, legte sich nieder und schlief die ganze Nacht wie ermattet von großer Arbeit.
Der Alte aber blieb am Wasser, und keiner achtete auf ihn.
Anna erwachte einmal — die Kammer war noch voll Finsternis —, da war ihr, als klage eine Stimme unter ihrem Fenster. Sie erhob sich gleich und fand Kamp immer noch am Wasser sitzen, in bloßen Füßen, jetzt aber wieder stumm und ohne Worte. Auf seine Stöcke gestützt, folgte er ihr ins Haus.
Von diesem Tage an war er wie geschlagen. Er saß nun bis in die Dunkelheit am Wasser, allem Leben abgestorben, an ein grausam grübelndes Schweigen gegeben. Vor Johannes fürchtete er sich.
Eines Sonntags, als die Frauen zur Kirche gegangen, war er abermals aus seiner Kammer entwichen. Er eilte gleich zu Kamp an das Wasser und setzte sich zu ihm nieder. Er sah ihn mit seinen großen Augen stumm und lange an. Sie waren unheimlich und von einer großen Tiefe.
Eine schütternde Unruhe kam über den Alten.
„Geh in die Kammer", sagte er. Es war zages Bitten.
Johannes hörte nicht, seine Augen wichen nicht von Kamp. „Hast du schon gebetet," fragte er dann, langsam, ernst, „heute ist Sonntag."
Kamp antwortete auch jetzt nicht. Aber er bebte wie ein Kind, das Strafe verdient.
Es war Sommer und sonnenhelle Morgenzeit. Über dem Wasser war der Wind und schlug es. Die Wellen stiegen unruhig.
„Ich bin der Brudervater," sagte Johannes, „Bohnen lagen auf der Tenne gebreitet, da nicht Tag war und nicht Nacht, und Blätter wie Blut fielen nieder. Christ aber war nicht dabei — sage mir, wo ist er?"
Kamps Gesicht war von Not durchpflügt.
„Geh in die Kammer", bat er wieder. Aber es war noch zaghafter und kaum zu hören.
„Wir müssen erst beten," entgegnete Johannes und lächelte, „heute ist Sonntag!"
Dann sprang er auf, lief schnell in die Kammer und kam mit dem Buche der Möhne zurück.
„Bete", sagte er, schlug auf und gab es dem Alten.
Der hielt es auf den Knien, und sein Bart verdeckte die Schrift.
„Bete", befahl Johannes abermals, jetzt aber mit böser Stimme.
Da hob Kamp das Haupt und las zitternd und langsam, was Johannes aufgeschlagen:
„Gott schenkte den ersten Menschen zwei Söhne, Kain und Abel."
Seine Stimme war tief. Das Buch bebte auf seinen Knien.
Johannes stand ihm dicht gegenüber.
Der Alte wagte nicht aufzuhören unter dem Zwange seiner Augen.
„Als sie nun auf dem Felde waren," las er weiter, „erhob sich Kain wider seinen Bruder und schlug ihn tot . . ."
Seine Stimme war zum Flüstern gesunken.
„Nicht auf dem Felde," warf Johannes strenge ein, „auf der Tenne hat er ihn erschlagen; denn an dem Flegel war Blut!"
Da fiel Kamp das Buch aus der Hand.
Johannes hob es auf, legte es wieder auf seine Knie und befahl:
„Lies es richtig!"



Digitized by Google

„Als sie auf dem Felde waren —"
„Auf der Tenne", fuhr er zornig auf.
Dann schüttelte er den Alten, und die Tränen rannen über sein Gesicht. Plötzlich ließ er von ihm ab, setzte sich ihm wieder gegenüber und hieß ihn weiterlesen. Kamp tat es, aber die Worte kamen wie Tropfen.
„Du sollst verflucht sein", las er, „auf der Erde, die das Blut deines Bruders von deiner Hand getrunken hat."
„Verflucht sein", betete Johannes nach.
Dabei lächelte er aus seiner Dunkelheit in die furchtbaren Worte Gottes.
Als Kamp zu Ende gelesen hatte, hieß er ihn neu beginnen. Er gehorchte abermals. Aber nun war seine Stimme fast wie leises Winseln.
Johannes hatte die Augen geschlossen. Er schien zu schlafen. Ab und zu wachte er wohl auf.
„Auf der Tenne", sagte er dann und schlief gleich wieder ein.
Der Alte aber saß zu den Knien niedergebeugt und las unaufhörlich weiter.
Der Wind schlug die Wellen stärker, die Sonne war längst am Himmel fortgeweht. Kamp hörte immer noch nicht auf.
So fanden ihn die Frauen, die aus dem Hochamt kamen. Sie weckten Johannes und hießen ihn in das Haus gehen. Anna nahm dem Alten das Buch ab. Er gab es ihr, dann griff er ihre Hand, umschloß sie mit seinen zuckenden heißen Händen und sagte mit einer Stimme, die Anna nie an ihm gehört hatte:
„Ich will sterben, Kind!"
Dann weinte er zum erstenmal in seinem Leben.
Die andern Tage war er wieder stumm, ausgestoßen aus allem Leben. Die tiefen Abende dieser Sommer- und Herbstzeit, wenn er bis in die Nacht am Wasser saß und immer unverwandten Auges auf sein Kommen und Gehen achtete, war es Anna oftmals, als höre sie ein Wort aus seinem Mund: Sterben — sterben! So wenigstens, glaubte sie, laute es. Öffnete sie aber das Fenster, war es gleich stumm. In den Strom aber fiel sein Schatten, groß und von der Nacht geballt. Das Mädchen bebte dann wohl auf in seinen lichten Sinnen. Aber das Mitleid gab ihm Stärke, ihn heimzuholen. Ihre Güte und ihre Wesenshelle taten dem ganz Entrückten wohl.

Zu ihr hatte er Worte. Er nannte sie bei ihrem Namen, und immer, wenn er über seine Lippen kam, war es, wie wenn harte, unbeholfene Hände streicheln wollen. Das Mädchen war nun im gleichen Alter mit Anna Hellhof, als sie an dies Ufer gekommen war.

Daran mochte der harte, alte Mann denken, wenn sich ihre sachte Jugend zu ihm beugte, mit weichen Händen seine griff oder ihm über das wirre Haar fuhr. Es mochte ihm dann scheinen, als sei das alles schon einmal so gewesen, als habe er einen langen wüsten Traum geträumt, und nun, da er erwacht, sei die liebe Güte Anna Hellhofs, seines Weibes, über ihm.

„Vater," pflegte Anna zu sagen, „es ist nun Nacht, und Ihr müßt ruhen."
Dann klang des Alten Stimme wie einst, wenn er zu seinem Weibe sprach und Furcht hatte, sie mit rauhem Ton zu treffen.

„Du bist gut," sagte er dankbar, „so gut bist du. Nur eine war so gut wie du."
Er mühte sich schweigend an den Krücken in das Haus.

In der Gegend war es nicht still geworden von ihm, wie auch die Jahre manch



Digitized by Google

Gedenken ausgetilgt hatten, und wie die Zeit aus Kindern Leute und aus Lebendigen Tote gemacht hatte.
„Er kann nicht sterben", sagten sie und mieden das Kripperhaus und die Stelle am Flusse, wo sie ihn sitzen wußten.
„Worauf wartet er?" fragte einstmals ein Vorüberfahrender. „Auf den Tod und den Teufel", sagte sein Begleiter.
Da kam ein Grausen über sie beide. Sie schlugen den Gaul, daß er dahinraste. Seit der Zeit hieß es von Kamp, Tod und Teufel hätten Angst vor ihm und möchten ihn nicht holen.
Die Jahre füllten sich. Im Kripperhaus ging das Leben seinen freudlos müden Gang weiter.
Dorte wurde grauer, arbeitsgebeugter, härter. Um Johannes war kein Licht mehr aus dem Tag der Menschen. Er suchte mit jedem Schritt das Wasser. Anna einzig blieb in aller Trübsal hell und fröhlich.
Eines Tages im Frühling kam der Hellhofbauer aus dem Lande der Mutter wieder. Er war um vieles älter geworden, aber er hatte sein gutes Lächeln behalten. Er drängte sehr, daß Anna mitkomme.
„Es ist Zeit," sagte er und sah ihre Gestalt, die in voller Jugend schön war, mit Wohlgefallen an, „die Nachbarssöhne wollen nicht länger warten . . ."
Anna errötete. Dorte aber sagte hart und sah nicht auf: „Laß sie dienen; das ist unser Los."
„Du bist voll Bitterkeit," entgegnete der Hellhofer, „das Kind hat seinen eigenen Willen."
Da ging Dorte aus der Kammer und kam nicht wieder.
„Willst du gleich mit mir fahren?" wandte er sich an Anna.
Sie war an das Fenster getreten und sah zu Kamp hinüber, der am Wasser saß. Er hatte sich erhoben und schaute zu ihr hin. Eine große Not schien plötzlich über ihn gekommen. Er kam an seinen Krücken langsam das Ufer hinauf.
„Hier ist lauter Dunkelheit und Kälte", sagte der Hellhofer und schloß das Fenster.
Dann drückte er Anna sachte auf den Stuhl nieder.
„Du bist von unserm Blute, Kind. Komm fort von hier, ehe auch du vergehst."
Er hatte noch nicht ausgesprochen, da hörten sie die Stimme Johannes' oben aus der Kammer die Worte der Möhne rufen:
„Ist die Sonne noch über euch?"
Der alte Bauer öffnete die Tür, dann sagte er wie damals mit starker Stimme: „Sie scheint viele Tage, und bei uns ist Friede!"
Indessen hatte sich auch Kamp ins Haus gequält. Er sah den Hellhofer nicht an. Er ergriff Annas Hand.
„Laß mich sprechen", sagte er mit furchtbar schmerzlicher Stimme.
Sie führte ihn an den Sessel.
„Sprich, Vater", bat Anna.
Er aber verstummte, saß klein, geschlagen da und weinte vor sich hin.
Nun war er schwach wie eine arme Seele, die auf Gnade wartet.
Ein grauenvolles Schweigen war in der Stube. Es währte eine lange Weile.
Endlich stand der Hellhofer auf und sprach zu Anna:
„Du kannst noch nicht mitgehen. Aber du wirst kommen!"
Dann fuhr er schnell durch die Wiese davon, denn der Tag sank schon.



Digitized by Google

„Willst du jetzt sprechen?" bat Anna, als es still in der Stube war.
Aber auch nun schwieg Kamp.
Mit einem Male war eine Finsternis in seinem Gesicht. Er griff nach seinen Krücken und humpelte an das Wasser zurück.
Anna blieb in Schmerz und tiefem Sinnen allein.
Dann gingen Tage und Wochen hin. Frühling und Sommer wurden voll. Herbst und Winter zogen ins Land, und wieder kam der Frühling — der Alte aber wartete immer noch schweigend am Wasser. (Schluß folgt)

*

# Zwei Gedichte

Von Franz Eichert[1]

## Nur auf den Knien kann ich dichten —

Nur kniend, büßend kann ich dichten
In Demut betend hingestreckt,
Vor meinem Gott, der mich zu richten,
Mit Glutenpfeilen mich bedeckt.

Nur kniend, betend kann ich dichten,
Wenn meine Seele sich verlor
In seligschmerzlichen Gesichten,
Reißt Gott mein Lied zu sich empor.

Nur kniend, liebend kann ich dichten,
Wenn all mein Staub in Gott verbrennt
Und sich die dunklen Pfeiler lichten
Des Reichs, das Erd' und Himmel trennt.

## Die stumme Schrift

O Herr, was sind das doch für Zeichen,
Die du in meine Seele schreibst
Mit Glutenpfeilen, wunderreichen,
Und dann den Pfeil ins Herz mir treibst?

Ich kann die stumme Schrift nicht lesen,
Mein Wissen ist von andrer Art,
Ich weiß nur, daß dein ganzes Wesen
In jedem Zug sich offenbart.

Mein Liegen, Herr, vor dir im Staube
Vernichtet meiner Seele Kraft —
Mein Herz nur fliegt, wie eine Taube,
In deiner Liebe süße Haft.

Wie Rauch verzehrt sich all mein Wesen,
Im Licht verliert sich seine Bahn —
Ich kann die Schrift des Herrn nicht lesen,
Nur sterben kann ich noch daran . . . .

[1] † 6. Juli 1926.



Digitized by Google

# Der Heilige und das Tulpenmädchen

## Von Edith von Walter

Es war nicht möglich, die Blumen zu übersehen. Der Fremde, der am anderen Ende des Platzes stand, um die Fassade der Basilika zu betrachten, rief staunend aus: „O die herrlichen Tulpen!" Sie standen, lose oder zu Sträußen geordnet, in flachen Körben auf den untersten Stufen der Treppe und glichen, von weitem gesehen, einem Teppich, der über den Stein gebreitet war, bei näherer Betrachtung aber roten Flammen — das berückende Feuerwerk einer verschwenderischen Natur.

Neben den Blumen saß das Tulpenmädchen. Sie hockte da auf den Stufen mit hochgezogenen Knien und zwischen den Knien herabhängenden Armen, nachlässig, gleichgültig, erschlafft von der Hitze des Tages.

Näherte sich der Fremde aber den Stufen, so schien das Mädchen zu erwachen. In ihre Augen trat ein stumpfer Glanz, ihr Mund bog sich hinauf zu einem Lächeln, das ihre starken Zähne sehen ließ, sie reckte den Arm nach den Blumen, faßte lose hinein, hielt ein paar Tulpen hoch, und so lächelnd sagte sie: „Nehmen Sie, Herr."

Ging der Fremde, so fiel das Mädchen wieder in stumpfes Dämmern. Gleichgültig starrte sie die Straße hinab, die, staubig, bewegt und lärmend, immer die gleichen Massen von Menschen, Tieren und Fahrzeugen hin- und wieder zurückwarf, wie die Flut immer neuen Sand ans Ufer spült und wieder mit sich nimmt.

An diesem Tage — er neigte sich eben seinem Ende entgegen — saß noch jemand auf den Treppenstufen. Das Tulpenmädchen hatte ihn nicht kommen sehen; er saß plötzlich da, als sie den Blick seitwärts wandte: ein Jüngling, fast ein Knabe, in weißer Kutte, mit einem schmalen Gesicht, schmächtigen Schultern, zarten Händen — vielleicht ein Bettler, vielleicht ein Pilger oder ein Mönch —, ein Buch auf den Knien, das Kinn leicht in die Hand gestützt, den Blick in dieses Buch gesenkt, Stille auf der Stirn, in der Haltung, in den leise blätternden Fingern. Er saß da, als säße er schon lange so, als gehörte er recht eigentlich hierher, auf diese Stufen, vor diese Fassade.

Während das Tulpenmädchen den jungen Menschen mit offensichtlicher Neugierde betrachtete, dachte sie: „Ich möchte wissen, woher dieser gekommen ist. Er tut so, als säße er lange schon da, und ich habe ihn doch noch nicht gesehen. Der Staub liegt auf seinem Mantel, er sieht aus, als hätte er lange nichts gegessen. Es ist wohl ein Pilger."

„Aber er ist schön," dachte sie weiter, „trotz seines elenden Aussehens ist er sehr schön. Seine Brauen sind schwarz, seine Wimpern lang, und ich rate darauf, daß seine Augen dunkel sind. Wie weiß sind seine Hände! Trüge er nicht die schmutzige Kutte, so würde ich ihn für einen vornehmen Herrn halten. Wenn er nur einmal aufsehen wollte!"

„Und wie schlank er gewachsen ist!" dachte sie. „Er mag wohl groß von Wuchs sein. Aber was liest er? Warum liest er? Er soll mich ansehen. Ich will meinen Blick nicht von ihm abwenden, bis er mich ansieht."

Aber der Pilger sah nicht auf. Er schien überhaupt gar nicht zu spüren, daß er bemerkt worden war. Er hielt die Lider gesenkt und saß still, unbeweglich, versunken. Er las:



Digitized by Google

„Und sie zogen ihn aus, hängten ihm einen Purpurmantel um und flochten eine Krone von Dornen, legten sie ihm rings ums Haupt und ein Rohr in seine rechte Hand und beugten das Knie vor ihm und verhöhnten ihn."
Und das Tulpenmädchen dachte: „Ich glaube, ich habe einen so schönen Mann noch nicht gesehen. Ich kann ihn nicht vergleichen mit den Männern, die ich kenne; er ist ganz anders als jene. Er ist so, daß man jedes andere Gesicht darüber vergißt. Es ist irgend etwas an ihm, das ich nie und nirgend noch gesehen habe."
„Ich will zu ihm gehen," dachte sie, „ich will zu ihm gehen und ihm meine Blumen anbieten." Und während sie sich über ihre Körbe beugte, griff sie ein paar Blüten heraus und dachte: „Diese will ich ihm geben, und er wird mich ansehen."
Hierauf erhob sie sich, trat zögernd und doch wieder dreist an ihn heran, lächelte und sagte: „Nehmen Sie, Herr."
Aber der Pilger hob auch hier nicht den Blick. Er schien weder zu hören noch zu sehen, was um ihn her vorging. Seine ganze Haltung drückte Sammlung und Hingebung aus. Er las:
„Und sie spien ihn an und nahmen das Rohr und schlugen auf sein Haupt. Und als sie ihn verhöhnt hatten, zogen sie ihm den Mantel aus und legten ihm seine Kleider an und führten ihn ab zur Kreuzigung."
„Nehmen Sie, Herr," wiederholte das Mädchen, „nehmen Sie! Es sind schöne Blumen, rote Blumen. Und wenn Sie kein Geld haben — nun, ich schenke sie Ihnen."
„Sehen Sie," sprach sie weiter, „sehen Sie meine Tulpen an. Es sind die größten, die weit und breit zu haben sind, und auch die schönsten. Die Leute reißen sich um meine Blumen. Jedes Frühjahr habe ich welche. Man kennt mich schon. Vornehme Herrschaften kaufen meine Tulpen für teures Geld. Aber Ihnen gebe ich sie umsonst, es kommt mir nicht darauf an. So nehmen Sie doch, Herr! Ich sage ja, ich brauche das Geld nicht, ich schenke sie."
„Nun, Sie sind aber wunderlich!" rief das Tulpenmädchen, und sie wurde rot vor Ärger. „Sieh einer an! Grafen und Prinzen kaufen meine Tulpen, und dieser Junge da nimmt sie nicht geschenkt! So ein Landstreicher, so ein Tunichtgut! Rekelt er sich da herum an den Plätzen und stört die Leute bei ihrer ehrlichen Arbeit! So ein Bettelpack, so ein Lumpengesindel! Ins Loch sollten sie dich stecken, du Hungerleider, anstatt daß sie dich hier auf den Straßen herumlungern lassen!"
Das Tulpenmädchen hatte sich in einen großen Zorn hineingeredet, und ihre Wut wurde um so größer, je länger der Pilger schwieg. Vorübergehende wurden aufmerksam, blieben stehen und fragten, was es gäbe. Man stand und sah eine Weile zu. Als aber einer rief: „Sie schimpft, weil er ihr Kraut da nicht kaufen will!" lachte man und ging auseinander.
Von alledem merkte der Pilger nichts. Weder hörte er das Mädchen noch die Umstehenden, noch auch ahnte er, daß er der Mittelpunkt einer Straßenszene gewesen war. Er saß da — weiß, ernst, gesammelt —, Stille war um ihn gebreitet und lag auf seiner Stirne wie ein mahnendes Zeichen. Er las:
„Und sie gaben ihm Wein mit Galle vermischt zu trinken, und als er gekostet hatte, wollte er nicht trinken. Nachdem sie ihn aber gekreuzigt hatten, teilten sie seine Kleider, indem sie das Los warfen."
Plötzlich fing das Tulpenmädchen an zu weinen. Ihre Schimpfreden brachen jäh ab, lautes Schluchzen drang aus ihrer Kehle, Tränen quollen ihr aus den Augen und rollten ihr über die Backen, sie setzte sich, hielt sich die Hand vor den Mund und weinte das gekränkte Weinen eines eigensinnigen Kindes.



Digitized by Google

„Ach, ich unglückliches Wesen!" schluchzte sie. „Ich armes, verlassenes Geschöpf! Wie hart ist doch das Brot, das ich esse! Tag für Tag sitze ich da auf den Steinen und muß den Leuten meine Blumen feilbieten. Aber wer will denn meine Blumen, wer sieht denn ihre Schönheit? Sie gehen daran vorüber, und es ist ihnen gleichgültig, ob die arme Waise darüber zugrunde geht."

„Ich Unglückselige!" rief sie aus. „Niemand kümmert sich um mich, niemand will etwas von mir wissen! Wie verlassen bin ich doch! Und sitzt hier nicht einer, der mir helfen könnte? Er aber achtet weder auf mich noch auf meine Blumen. Ein papierenes Buch ist ihm mehr wert als das glühende Leben neben ihm. Er spürt nichts vom Feuer, das doch neben ihm brennt."

„Oh, er weiß nicht, was er sich selber damit antut!" rief sie. „Er weiß nicht, daß diese Blumen Flammen sind, die sein kaltes Herz erwärmen könnten, wenn dieses Herz nur wollte. Ach, wie hart ist doch die Welt, wie hart sind doch die Herzen, und wie wenig Liebe ist da zu finden!"

Ihr Weinen wurde leiser und ging in ein weinerliches Klagen über. Sie klagte noch eine Weile fort, dann verstummte sie, ihr Blick ging hinüber zu dem, der die Ursache ihrer Verzweiflung war, und blieb an ihm haften.

Immer noch saß der Pilger da, wie er gesessen hatte, mit gesenktem Blick, das Buch vor sich auf den Knien. Er las:

„Und von der sechsten Stunde an entstand Finsternis über die ganze Erde bis zur neunten Stunde. Und um die neunte Stunde rief Jesus mit lauter Stimme und sagte: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!"

„Höre," sagte das Tulpenmädchen nun und sah dem Pilger gerade ins Gesicht, „bist du denn blind, daß du diese Pracht nicht siehst, taub, daß du meine Worte nicht hörst, stumm, daß du keine Antwort hast auf mein Bitten, mein Schelten und mein Weinen? Sieh her, schöner Knabe. Sind diese Blätter nicht wie purpurner Samt, der die Fürsten ziert? Sieh ihr feines Geäder, sieh, wie sie den Kelch bewachen und sein Geheimnis hüten. Ist es nicht lebendiges Blut, das durch diese Blüten kreist und sie dunkel färbt? Berühre sie mit deinen Händen, und du wirst ihre bebende Weiche spüren und die Wärme ihres Feuers."

„O mein Lieber," sprach sie, „hast du denn noch nicht begriffen, daß das Leben kurz ist, der Tod aber lang? Willst du dich um dieses kurze Leben betrügen? Nimm die Blumen und sieh mir in die Augen, und du wirst mehr wissen, als dein Buch dir auf all seinen Seiten sagen kann."

„Komm, Geliebter," flüsterte sie, „willst du das Geheimnis meiner Blumen kennen? Flammentod heißt das Geheimnis. Komm, laß die Flammen über uns beiden zusammenschlagen. Es gibt nichts Schöneres, nichts Lebendigeres, nichts Beseligenderes als dieses."

Und der Pilger las:

„Jesus aber rief wieder mit lauter Stimme und gab den Geist auf."

Als der Pilger dieses gelesen hatte, schlug er das Buch leise zu. Eine Weile noch saß er in Gedanken versunken da, dann stand er auf, barg das Buch in den Falten seiner Kutte und stieg aufrecht, ernst und ruhig wie ein Nachtwandelnder oder wie ein sehr Wacher die Stufen hinab.

Da geschah es, daß das Mädchen sich ihm in den Weg warf. Sie griff nach seinen Händen, drängte sich an ihn und rief: „Geh nicht! Du mußt mir helfen!"

Der Pilger blieb stehen. Zum erstenmal schien es ihm, als dränge eine menschliche



Digitized by Google

Stimme an sein Ohr. Er hob langsam die Lider und sah das Mädchen an mit den Augen eines noch sehr jungen Knaben.
Getroffen von diesem Blick, wich das Tulpenmädchen einen Schritt zurück. Röte schoß ihr in die Wangen, ihre Augen irrten hilflos umher, und — da ihr nichts anderes einfallen wollte — reichte sie ihm zögernd ihre Tulpen hin. Nun streckte der Pilger seine Hand nach den Blumen aus. Als aber seine Finger die Stiele umschlossen, geschah etwas Seltsames: die Blütenblätter schrumpften zusehends zusammen, sie wurden braun und trocken, und eines nach dem andern sank verdorrt zu Boden.
Das Mädchen taumelte. Sie schlug die Hand vor die Augen, und während sie den Arm in heftiger Abwehr vorstreckte, schrie sie fast: „Wer bist du?"
Der Pilger aber barg sein Gesicht im Mantel und flüsterte: „Ein Unwürdiger."
Er wandte sich und ging. Und wie er so entwandelte, schien im hereinbrechenden Dunkel die Weiße seiner Gestalt immer leuchtender zu werden.

*

## Gotische Vitrinen

Ihr seid die Brände großer Kathedralen,
die Augen, die so trunken sind vor Licht,
daß aller Sonnen Flut daran zerbricht
und sich entzündet zu geprägten Malen.

Ihr jauchzt, ein stets entfesseltes Gesicht,
wenn alle Räume zwischen bleichen Qualen
gesetzter Mauern stöhnen und verfahlen
und jeder Stein von seiner Marter spricht.

Da aber brecht ihr an geweihten Stellen
das strenge Maß, und euer reifes Blut
stürzt nieder wie in tosenden Gefällen,

verwandelt alles, was noch still geruht —
aufschäumend um die letzten Pfeilerschwellen —
in eine ungestüme Farbenglut.

**Johannes Schalk**



Digitized by Google

# Pietà

## Von Gert Buchheit

Es war im Jahre 1486. Langsam neigte sich am tiefblauen Himmel die Sonne, überflutete Florenz mit ihren dunkelroten Strahlen und ließ ihren vollen Glanz über die Rosengärten und Marmorhallen des großen Lorenzo di Medici schweben, der ihr und aller Götter Liebling war. Da strahlten wie von überirdischem Lichte die schlanken Säulen aus dem Dunkel der Gänge. Geheimnisvoll zitterten und rauschten die Blütenranken der Bäume und Sträucher, und das Goldmosaik der Palastfront leuchtete in bleichem Schimmer. Droben auf dem Uhrturm hoben zwei Erzriesen die Arme, und ihre dumpfen Hammerschläge dröhnten über die Stadt hin und klangen schwellend fort bis in das fernste Gemach des Mediceerpalastes, wo Lorenzo Magnifico von des Tages Mühen und Sorgen Erholung suchte.

... Traulich und leise flackernd schwebt der roten Ampel Dämmerschein durch das düstere Zimmer. Ein verirrter Sonnenstrahl, der scheu die seidegewebten Vorhänge durchbricht, mischt sich mit dem Schein der Ampel zu einem seltsam verworrenen Zwielicht. Wie feinster Sprühregen zittert ein silberner Staubfaden ... Fern rauscht Wanderwind.

Zwei Gestalten stehen am Fenster und träumen in die Ferne. Der eine — Lorenzo di Medici ist es — hält in seinen alabasterweißen Händen eine große Pergamenthandschrift und blättert darin: Dante Alighieris „Göttliche Komödie". Wie schwarze Gespenster heben sich die großen verschnörkelten Buchstaben von dem blassen Weiß der Blätter ab. Blühende Farben sind zu seltsamen Bildern gemischt. Verhaltene Glut lodert im Spiel der Töne. Schwebende Figuren mit fliegenden Gewändern und wallendem Haar tanzen auf schwankendem Grund. Unhörbar schließt Lorenzo das Buch. Seine Hand ertastet die Rechte des Freundes. Er spricht zu Sandro Botticelli, der mit kunstreicher Hand die Gleichnisse des „Altissimo poeta" im Bilde festgehalten. Er spricht von der Schönheit des Werkes, vom Zauber der Worte, von der Wucht des Geschehens. Wie eine rätselhafte Flamme glüht lechzend und bangend eine große Sehnsucht in ihm und hebt ihn aus der Hölle des Erdendaseins in jene himmlischen Fernen, das — Paradiso!

Immer blauer und dunkler wölbt sich der Himmel. Immer schärfer umranden sich schwere Schatten. Lastender zittert Klarheit des Südens. Längs den Häusern starb der Menge Wimmeln ...

„Laciate ogni speranza, chi voi entrate" (Lasset die Hoffnung fahren alle, die ihr hier eingeht! Worte, die Dante über das Höllentor setzt), murmelt erschaudernd der Mediceer. Sein Geist irrt hinüber an den Palazzo Pubblico. Stumm starren von den weißen Wänden die Bilder der Verschwörer herüber, denen Lorenzos Bruder zum Opfer gefallen.

„Lasciate ogni speranza, chi voi entrate", flüstert zitternd der stille Knabe, der, scheu in die Ecke gedrückt, schon seit langem den beiden Männern andächtig zuhört. Wie in sich verloren steht er da, schaut mit seinen hellen blauen Kinderaugen bald auf die Zeichnungen Botticellis, bald heftet er den Blick auf Lorenzo und den Maler. Denkt auch er an die graue Hölle, die keiner noch verlassen hat, der sie betrat?! Nein. Ihm schwebt ein süßes, erlösendes Bild, gemeißelt aus



Digitized by Google

blendendem Marmor, vor Augen — denn in seinen Adern rollt heißes Künstlerblut, das schaffen will —, ein süßes Bild: die schmerzenreiche Mutter hält auf ihren Knien den Heiland, den Retter der Welt, der die Pforten der Hölle überwunden hat. Und darunter steht in flammender Schrift das kurze, heilige Wort: Pietà! In Begeisterung glühen des Knaben Augen und blicken bewegungslos, weltabgewandt ins Andre...
Sein Mund öffnet sich wie zum Gebet.
Seine Arme streckt er weit auseinander, als wollte er sein Werk umfassen...
Der letzte Sonnenstrahl ist verblichen. Eine dunkle Wolke hat ihn verschlungen. Die Düfte später Beete tränken die mildere Luft...
Erdodem dunstet dazwischen...
Da tönt der Klang zarter Musik von fernher durch den stillen Raum. Irgendwo spielt ein Einsamer eine Geige. Verirrt wankt ihr Ton und geht unter...
Helles Kastagnettengeklapper, Fiedelklang und jauchzendes Gelächter erschallt auf der erwachenden Straße und bricht den weihevollen Zauber der Stunde...
Langsam gleitet der blasse Knabe aus dem Zimmer. Mit schleppender Stimme fragt Botticelli seinen Freund: „Wer ist der kleine Träumer mit den Sonnenaugen?"
„Michelangelo heißt er", erwidert leise Lorenzo. Sein Wort erstirbt in dem tosenden Lärm der Straße.

*

## An den heiligen Franz

Von Torquato Tasso

Du Gottesknecht, den Gottesliebe bluten
An Wunden ließ, wie Gottes Sohn sie quälten,
Als er aus Mitleid mit uns irr Verfehlten
Hingoß aufs herbe Holz des Herzens Fluten —

O du, entrückt nun. Doch zu Himmelsgluten,
Wo deine Wunden gleich den ungezählten
Gestirnen flammen und dich Gott vermählten —
Schau mich nun an — mich treffen Gottes Ruten.

Mir sind die Schläge, die mich scharf zerschneiden,
So herb, wie dich die Wunden süß bedeuchten:
Dich schlug ja Liebe, mich zerschlägt Ergrimmen.

Du wolle gnädig lindern mir die schlimmen;
Mit Inbrunst, mit Ergebung mich erleuchten,
Bis ich in Gott lobpreise meine Leiden.

(Übersetzt von Irene Behn)



Digitized by Google

# Das graue Netz

## Erzählung von Richard Euringer

FARBLOS sind sie, sonderbar nackt und zerknittert, die Gesichter dieser Großstadt-Vorstadtkinder des Industriegebiets. Grau wie die spätherbstlichen Nebelbänke dort hinterm Rhein, durch dessen schmutzigbraune Fluten Kohlenkähne schleppen, grau wie das bißchen Himmel zwischen Zeche und Fabrikschlot, überm Qualm der Rangierbahnhöfe, hinterm Eisenfiligran kunstvoll konstruierter Brücken und gelenkiger Ladekrane. Altklug und irgendwie geschrumpft, mit eigentümlich erwachsenen Zügen und leblosen Augen, Hände in den Hosentaschen des blauen Bleyleanzugs, ein Knirps von knapp elf Jahren, schnuppert Bertken in die Luft. Er wittert etwas. Er weiß nicht, was es ist. Uralte Falten über die mißbildete Stirn, die Unterlippe verächtlich vorgeschoben, Typus des unterernährten Siebenmonatkindes, das nie mehr einholt, was versäumt ist, schnuppert er in den grämlich naßkalten Herbstwind.

Er wittert den Winter. Er spürt die kalten Füße und das Frösteln, wenn die Decke rutscht im Bett, er hat etwas gemerkt.

Die Sonne kränkelt, die Wolken kriegen Wassersucht; Bertken hat etwas gemerkt. Bald hocken sie wieder im Dunkeln, tappen im Dunkeln treppauf, treppab, schleppen Kohlenstaub in rieselnden Säcken vom Keller in die Küche, hören nur von Wochenlohn und Preisen, Not und Politik.

Böig buckeln die zerzausten Rauchfahnen der Fabrikschornsteine über verrußte Vorstadtdächer, da fällt es ihm ein, da meldet sich etwas in seinen skrofulösen Knochen wie eine kleine Pflicht, deren man sich eines Tags erinnert, wenn die Zeit gekommen ist.

Bertken stolpert vier Treppen hoch, schnappt durch geheimen Trick die Wohnungstüre auf, beginnt die Untersuchung.

Zwischen abgetretenen Stiefeln und Bohnerwachs, Sodabüchse und Wassereimern findet sich ein zerbrochener Besenstiel. Bertken überlegt. Aus der Küchentischlade kriegt er sich das Spreißelmesser, aber er wagt nicht recht, das Ding zu spähnen. Auch fürchtet er: es wird zu schwer.

Eine Latte wäre das richtige! Von einer Kiste weg, ohne Ast. Am Speicher droben? Abgesperrt! Aber aus dem alten Wäschekorb zieht er sich kunstvoll ein armlanges, schmiegsames Flechtrohr als Querrute und trollt befriedigt ab. An Kattungarn hat es nie gemangelt: eine dicke Spindel voll fördert er aus der Werkzeugkiste unter Vaters Bett hervor.

Die Nägel sind zu lang, aber man kappt sie einfach um.

Ach so, der Längsstab!

Bertken schlägt die Wohnungstür ins Schloß, rutscht vier Treppen tief geländerab, geht spazieren.

Harmlos pfeifend, aber wachsam und gewitzt. Das Endchen Schnur stiftet Toni Vogt, und eine frische Kartoffel verschwindet im Hosensack. Und da, im Bereich der Eisenbahnerkrautgärten, lockt der geborene Drachenstab: eine dünne, schlanke Gartenhäuschen-Latte. Ganz lose, daß man grad zu probieren braucht, ob sie noch hält.

Sie hält nicht mehr; sie bleibt ihm in der Hand.



Digitized by Google

Er wird sie wiedererstatten, sobald er sie nicht mehr braucht. Bertken tritt sie ein bißchen in den Dreck.
Zuhause — das erste, was er tut — schabt er die verräterischen Reste grüner Farbe ab und verbrennt sie sorgsam. Nun kann es jede andere Latte sein. Große Lagen Zeitungspapier breitet Bertken auf den Küchenboden, schneidert sie zurecht, bestreicht sie sachgemäß mit der Kartoffel. Die muß man auseinanderbrechen, dann klebt es besser. Bertken kennt das alles meisterlich. Fünfmal gleitet ihm die Schnur ab von der Stabspitze, dann kerbt er eine Rille, und sie sitzt.
Butterpapier wäre schöner und geeigneter, aber mit dem „Volksblatt" geht es auch zur Not.
Es dauert keine Stunde, und der Windvogel ist fertig. Ein richtig ausgewogener Papierdrache, den Bertken sachlich im Schwerpunkt auf der Fingerspitze balancieren läßt.
Schön. Gut. Nun bleibt die Lappalie, ihn so schräg zu stellen, daß er korrekt im Wind liegt. Kleinigkeit! Bis zur Querstabecke abgemessen und geknüpft!
Auf der Treppe begegnet ihm Maria, die Memme. Grau, farblosblond, zehn Jahre, unterdrückt.
Bertken hat nichts dagegen, wenn sie sich anschließt. Aber Maria muß erst noch rasch das Henkeltöpfchen Milch abstellen.
Vor Toni Vogts Kolonialwarenhandlung holt sie ihn ein. Toni junior schließt sich an, und Maria hüpft wie ein Hündchen in eckigem Phantasietanz um den Draken, dem nur noch der Stert fehlt.
„Obacht!" schreit Bertken mißgelaunt, wenn sie der zerbrechlichen Konstruktion zu nahe kommt; dann schlappt sie verschüchtert sechs Schritte hinterher, bis über den komischen Fluchtversuchen des windgerüttelten Vogels sie sich vergißt und wieder hüpft wie ein Hündchen.
Zwischen Gasfabrik und Eisenbahndamm, auf dem „kleinen Exerzierplatz", raufen sie Gras zu Büscheln, fertigen den Schwanz. Und dann müßte sich Bertken verdoppeln, den Drachen auf „eins, zwei, drei!" hochzuwerfen, gleichzeitig mit dem Band zu laufen; denn Toni ist ein Esel. „Ich!" schreit Maria plötzlich außer sich.
„Du . . ?" Bertken mißt sie voll Verachtung.
Die Maurer auf den Gerüsten benutzen die Gelegenheit, zu pausieren; die Obstfrau reckt die Nase in die Luft; aus der Rangierlokomotive zeigt ein schwarzer Kerl in die Wolken, und der Koksschipper vor der Gasfabrik hebt sein rußiges Gesicht, daß das Weiße unterm Auge sichtbar wird: da droben, im eigensinnig zerrenden Herbstwind, steht der erste Drachen der Saison!
Und wie er steht. Und wie er „treckt"! Daß Toni behauptet, das Kattungarn fasere durch.
In unbeirrter Sicherheit läßt Bertken Piepenlänge um Piepenlänge ab; der Drache steht. Turmhoch steht er über Vorstadthäusern im Qualm der Schlote, im weißen Dampf der Eisenbahn.
Je höher er steigt, desto straffer wird der Zug. Was er treckt, was er treckt! „Da!" Maria soll probieren.
Aber sie hat Angst, sie hat Angst, er schleppe sie auf und davon.
„Memme!" sagt Bertken voll Verachtung. Da geht sie sechs Schritt beiseite.

*



Digitized by Google

Jenen Herbst begründete Bertken seinen Ruf als Drachenbauer, aber so recht zum Sachverständigen vom Südostkamp avancierte er doch erst im nächsten Jahr. Das Modell zeigte fast doppelte Größe, Butterpapier und als Schmuck eine Art Kometen aus einem revolutionsroten „Sozi"plakat darübergeklebt. Neue Versuche überzeugten Bertken davon, daß es günstig sei zur Stabilisierung, das als Querkreuz verwandte Spanischrohr nach rückwärts durchzubiegen, straff zu wölben. Der Erfolg, vor einer Horde von Bewunderern demonstriert, übertraf die Erwartung. Bertken kam dazu, den Drachen durch plötzliches Loslassen der Leine zu Kopfschüssen zu verleiten, aus denen er sich automatisch wieder aufrichtete, ja, er landete ihn ohne jede Hilfsstellung wagrecht im Krautfeld. Als diese Künste nicht genügend Abwechslung boten, zog er eine rote Runkel aus befreundetem Terrain, höhlte sie aus, steckte die von Toni beizubringende Kerze in ihr Inneres, befestigte die Wunderampel am Drachenschwanz und gab der essenlodernden Fabriknacht eine Sonder- und Privatvorstellung von hoher Eigenart. Rubinrot und unheimlich bewegte sich der „Spion", der „Bombenflieger" in funkensprühender Dunkelheit hoch droben über den Häusern.
Ein Kinderwagen wurde requiriert, an die Drachenschnur gebunden, und Maria, die Memme, sollte das Kleine, das sie zu verwahren hatte, als Passagier beisteuern. Aber sie war bange.
„Memme!" sagte Bertken voll Verachtung. Dann ließ er die Leine los. Lustig hopsend kullerte der Wagen übers Feld. Aber es dauerte nicht lang. Mitten durch den Platz sperrte die neue Hochspannungsleitung, rechts und links starrten Gerüste, im Westen engte die Telegraphenleitung ein, der „kleine Exerzierplatz" war elend geschrumpft im Laufe dieses Jahres. Aber Bertken ist nicht zu verblüffen. Eine Schleuder konstruierte er sich, eine Art Wurfhammer, den er dem Ende der Schnur verband. Und in gezieltem Schwung schoß er nun die Schnur harpunierend über Telegraphendrähte, Trambahndraht und Elektrizitätsleitung; nur die Hochspannungsleitung respektierte er aus erzieherischen Gründen. Durch zwei Stadtviertel zog er so unterm Johlen seines Anhangs unter tausend Widernissen und Gefahren, ein Virtuose des Drachenbaus und Drachensports.
Bewundernd, das Kleine auf dem Arm, den Wagen vor sich herstoßend, folgte Maria in gehöriger Entfernung.

*

Tagelang baute Bertken das Jahr darauf an seinem Meistermodell, Nr. 3. Ganz aus rotem Papier stellte er es her, mit Schulterfransen, in unerreichter Schlankheit, aufs raffinierteste ausgewogen, anderthalb mal höher als er selbst; und er war doch ziemlich aufgeschossen diesen Sommer, wenngleich erschreckend mager, grau und welk. Nur Maria nahm er diesmal mit, deren Ängstlichkeit allein man den langen, papierbefransten Stert anvertrauen konnte; so stolperten sie die vier Treppen hinunter, durch den Hof, zur Gasfabrik, nachmittags um drei.
Bertken schnuppert in die Luft. Telegraphendrähte, Hochspannungsleitung, Lichtleitung, Bogenlampe, Telephondrähte von Fabrik zu Fabrik, von der Gießerei zum Eisenwerk, vom Lagerhaus zum Schuppen. Der „kleine Exerzierplatz" ist verschwunden, verschrumpft, verbaut. Hier geht es nicht. Gerüst und Unterführung. In sorgsamer Prozession, die lange Girlande in Marias erhobener Hand, pilgern sie weiter, unter Trambahndrähten durch, über Förderbahngeleis und Stolperdraht, zwischen Kino- und Parteiplakaten, unter Radioantennen, Schwebebahn und Passantenstegen durch.



Digitized by Google

Bertken schnuppert in die Luft.
Seine grauen, farblosen Äffchenaugen suchen ein Stück Himmel zwischen lauter Industrie und Draht. Hier ist es nichts. Nasenbohrend schließen sich kleine Mädchen an, Hände in den Hosentaschen schlappen Jungens mit. Ganz andächtig wird Maria zu Mut, wie sie so schweigend weiterziehen in stummer Prozession. Radioantennen und Telephon, Telegraph und Hochspannung. Bertken schiebt die Unterlippe vor. Vielleicht vergißt er, daß er den Drachen trägt; er starrt so gar verloren in das unentwirrbare Gespinst kreuz und quer gespannter Drähte, dies hoffnungslose Durcheinander von ganzen Bündeln Draht, Draht, Draht, drei, vier Stränge übereinander. Maria wird ängstlich zu Mut, denn sie bangt vor Bertkens Stille. Sie bangt vor diesen Runzeln in der runden Stirn, vor dem Zögern seiner Schritte. Jetzt wird er sie schimpfen, wird sich umkehren und ihr beweisen, sie trete auf den Stert!
Der Arm wird ihr lahm, aber sie traut sich nicht, zu wechseln. Von Gasse zu Gasse, von Fabrik zu Fabrik schlendert Bertken, folgt die stumme Prozession. Maria friert, fröstelt in dem dünnen Flaus, der Arm tut zum Zerbrechen weh, auch sollte sie heim; das Kleine ist allein! Ein paar Jungens flüstern hinter ihr her; die wissen einen Platz. Aber weil keiner sich zu melden wagt, ziehen sie mit, suchen sie mit, heben die lichtlosen Augen, über Vorstadthäuser hoch, dorthin, wo kein Himmel ist.
Zwanzig Vorstadtkinder suchen ein Stück Himmel, ein Fleckchen Himmel, und finden es nicht.
Letzte Hoffnung bleibt die Brücke; Maria fällt ein Stein vom Herzen, wie Bertken abschwenkt, auf den Strom zu: der Strom ist frei, die Ufer sind frei!
Aus grauen Nebeln strebt die Brücke auf in kühner Konstruktion.
„Halt!" wehrt am Stacheldraht der Franzosenposten. Besatzung. Besetztes Gebiet. Nachkrieg. Bajonett. Verlorenes Paradies.
Einen Augenblick stockt die Prozession. Bertken schnuppert. Dann ergibt er sich. Seine Augen frösteln, sein Gesicht wird hundert Jahre alt.
Zwanzig Kinder kehren um, tappen durch verrußte Gassen, stolpern über Damm und Gosse. Bertkens Drachen schleift im Dreck; es stört ihn nicht. Maria hat den Arm längst sinken lassen; wie eine Schlange schleppt, unfestlich, die Girlande hinterher. Was schadet es auch viel!: es ist vorbei; der Drache wird nicht fliegen.
Einmal noch hebt Bertken den Kopf: an der Stätte seiner einstigen Triumphe. Dann ergibt er sich; das Netz ist zugezogen, das Netz, das unentrinnbare, unheimliche, das knisternd über unsern Köpfen sich spinnt in täglich engeren Maschen, das große graue Netz.
Es gibt kein Entrinnen, es gibt keine fliegenden Spiele, keine himmelstürmenden Ausflüchte mehr; wir sitzen in der Falle.
Bertken hat etwas gemerkt. Mit der heroischen Sachlichkeit, mit der er überm Knie den neuen Drachen zerknickt, zerbricht er sein bißchen Kinderglück.
Andern Tags ging Bertken zur Fabrik . . .

*



Digitized by Google

# Holländische Lyrik

(Proben zum nachfolgenden Aufsatze)

## Marnix Gysen: Der Priester (Sonntagsmesse $12^{15}$ h)

„ . . . . . sicut vermis"

Er ist ein armer, alter Mann,
der greise Meß'leser mit kahlem Haupt,
dem die Welt nicht mehr behagen kann.

Unter der krachenden Last von Gold und Brokat,
vor schnödem Volke liest er die Messe, ganz in Weiß.
Er kennt die Ehebrecherin, die aufrecht steht,
und in der Bank dort den Wuchergreis.

Er ist einfältig und müd,
er begreift die Sünde und den Streit, tief und schrill:
die Frau, die die Wimpern schirmt
und des Mannes begehrlich Augenspiel.
Er weiß, wie voll Hochmut
dies reiche Geschlecht
und wie voll Stolz auf Fleisch und Kleid.
Er murmelt sein schnelles Gebet schlecht und recht
und beuget sein kahl Haupt in Leid.
Er spricht kein Wort
höher als die Plätscherlinie von *einem* Ton.
Er ist voll Ehrfurcht und alt
und Gottes demütigster Sohn.
Er öffnet die Arme und zeichnet ein scharf Kreuz:
unter *dem* Segen geht die muffige Frau
und der dicke Herr lachend nach Haus,
sie hörten ein halb Stündlein, zerstreut,
seine unhörbare Stimme.
Aber er schaut sie an
mit Betrübtheit, wie Job auf dem Mist.
Unter der Last von Gold und Brokat
betet er still und gebrochen.
Er ist einfältig und alt
und sein Wissen in Einfalt verkrochen.
Seine Schuhe gähnen: sein Hut hat nicht Farbe noch Form.
Doch er betet kindlich eintönig zu Christus,
der über der Erde hängt „wie ein Wurm".

Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. Kurt Zimmermann



Digitized by Google

## Ben van Eysselsteyn: Angst

Seltsame Vögel birgt die Nacht . . . . .
Hörst du ihr heiser krächzend Geschrei
nahen über dein einsames Haus?
Stille spült
Unter den großen Flügeln:
Sturm jagt mit ihnen durchs Dunkel,
Angst nagt und nagt
An ihren schwarzen Leibern . . . . .
Angst!
— Gott helfe ihnen. —
Hörst du das Dunkel zittern wie Kristall,
die Stimmen schweigen um dein Haus?
. . . . . Rufende Vögel
Durch die weite Nacht . . . . .

Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. Kurt Zimmermann

## Wies Moens: Knien will ich

Knien will ich
unter euch schlichten Leuten.
Der Schlag ihres Herzens
ist das ruhige Regelmaß
kupferner Pendel
in alten Uhrgehäusen
von Eichenholz.
Ich will dem Jagen Einhalt tun
meines Herzens,
mit leisem Riemenschlag
rudern zu Deinen Meeren des Lichts.
Da ist keine Furche
im Wasserspiegel,
wie keine Furche sich gräbt
durch Deines Antlitz Glätte.

Knien will ich
unter euch schlichten Leuten.
Sie tragen struppigen Bart
und speien auf den Boden Deines Heiligtums:
aber in ihren Augen ist
die Einfalt der Kleinen,
wenn sie lauschen auf dein Wort.
Ich will die Wurzel der Eitelkeit
reißen aus meinem Augapfel,
die hohe Pracht der Begehrlichkeit
waschen von meiner Netzhaut:
Daß meine Augen geweihet werden,
Winterelend zu schauen
und die Verspottung
armer Gefallener an der großen Straße.



Digitized by Google

# M. Nijhoff: Der Kinderkreuzzug

Sie hatten im Licht eine Stimme vernommen:
„Lasset die Kindlein zu mir kommen."

Da zogen sie singend, Hand in Hand,
In heiligem Ernst zum heiligen Land.

Irrend, ohne Führer und Held,
Wie ein Schwarm weißer Bienen über das Feld.

Eine Fahn und ein wolkenweiß Lämmlein warm
Und ein Kreuz trug eines der Kinder im Arm.

Von den Menschen bekamen sie warmen Brei /
Und Brot und Früchte und Milch dabei.

Und Küsse: und viele weinten laut
Um das Wort, dem die Kinder lächelnd vertraut.

Das Wort des Herrn wird denen nur kund,
Die's vernehmen aus Gottes eigenem Mund. —

Sie haben die Schiffe bestiegen im Hafen
Und auf Deck aneinandergeschmiegt geschlafen.

Der größte der Sterne zog vor ihnen her
Und wies dem Schiffe den Weg übers Meer.

Oft weinte eines im Traume und rief
Über das Wasser, bis es wieder schlief.

Mit dünner Hand vor seinem Gesicht
Verhüllte der Mond zur Hälfte sein Licht.

Sie fuhren vorbei an der Himmelswand,
Wo fern aus den Wolken der Tag erstand.

Dann standen sie singend vorn auf dem Schiff,
Und sahen im Meer, weiß, ein Haus auf dem Riff

Des Vaters Haus hat der Wohnungen viel,
Dort findet, wer alles verläßt, sein Ziel.

Der Anker rasselt und fällt in die See.
— „Domine infantium libera me —"

Das Herz eines Kindes ist warm und groß.
— „Pater infantium liberet vos —"

So fern aller Welt und so ängstelos,
— „Domine infantium libera nos —"

Daß sie gingen und selbst nicht Abschied nahmen,
— „Libera nos a malo Amen —".



Digitized by Google

# Moderne Poesie in Flandern und Holland

Von Wies Moens

NIEMAND wird leugnen können, daß sich im Leben der Völker, im großen Weltbetrieb weittragende Ereignisse abgespielt haben, die nicht nur das materielle Antlitz der Erde verändert und erneuert, sondern auch auf geistigem Gebiet einen starken Widerklang gefunden haben. Allein es gibt noch immer Leute, die der Kunst, also auch der Dichtkunst, das Recht, die deutlichen Spuren dieser Umwühlungen und Erneuerungen an sich zu tragen, glauben absprechen zu müssen. Als ob die Kunst davon absehen könnte, immer in dem, was das Veränderliche ihres Wesens ausmacht: in der Aufnahmefähigkeit für Verjüngung und Erneuerung, Spiegel ihrer Zeit zu sein.

Der Pulsschlag unseres Jahrhunderts — so tragisch in seinen dunklen Nöten und Schicksalsschlägen, so groß im Triumph des Menschen über den Stoff —, er klopft und dröhnt, er schleicht und rast, er jubelt und weint in Wort und Rhythmus der lebenden Dichter. Die großen Probleme, die das Menschliche beherrschen, das Problem der Kraft und Schnelligkeit in der Welt der Mechanik, die Probleme der Seele auf dem Gebiete der Philosophie, vor allem aber auf dem Gebiete der Psychoanalyse, das Problem der Demokratie, das wie ein Magnet alle sozialen Bewegungen und Bestrebungen über den ganzen Erdball hin in sich aufnimmt — man findet sie alle wieder in ihren Werken.

Unter dem Einfluß der großen Russen, eines *Walt Whitman*, dessen Stimme sich wie ein wunderbarer Frühlingswind um alle Lande und Nationen legte, wird die heutige Poesie sich mehr und mehr losmachen von der Elfenbeinturmlyrik des 19. Jahrhunderts. Der Krieg hat für immer das Gewissen der Dichter wachgerüttelt. Während in Frankreich vitalistische Tendenzen (unter Bergsons Einfluß) die neue Dichtkunst nähren, während in Italien Marionetti seinen Futurismus handhabt mit Barnum-Reklame und flammenden Manifesten, sehen wir doch überall in allen europäischen Ländern als Hauptkennzeichen einer wirklich modernen Dichtkunst die *humanitäre Beseelung* mit immer größerer Deutlichkeit in den Vordergrund treten. Dabei muß bemerkt werden, daß dort, wo die Andacht der Realisten und Nationalisten der vorausgegangenen Periode der Literaturgeschichte vorzüglich auf das Äußere gerichtet war, die modernen Künstler nach dem Innerlichen streben. Hier kann mit Kodak und Vergrößerungsglas nicht viel erreicht werden. Nur das Gefühl und die Intuition geben den Weg an. Es ist kein gerader Weg, wo schön bemalte Wegetafeln die Richtung anzeigten; es ist ein vielverschlungener Pfad durch ein Labyrinth von Geheimnissen. Der moderne Dichter zieht aus, um das Reich von Licht und Dunkel zu erobern, das alle Menschen, der Idiot und der Gelehrte, der Heilige und der Verbrecher, der flämische Polderbauer und der indische Kuli, in sich tragen und besitzen im Angesicht des Gebers aller Gaben von Geist und Gemüt. Die Sphäre dieser Dichter ist das Unbewußte, das Unterbewußte, das Übersinnliche, das Geheimnisvolle. Sein Drang nach Verinnerlichung läßt ihn in jedem Gegenstand nach dem Kern suchen: er will alles, das ganze wirkliche Leben vergeistigen. Dies alles bringt in der Kunst eine vollständige Umwälzung zustande. Klooses



Digitized by Google

Formel von der allerindividuellsten Emotion ist abgetan. Das Allgemein-Menschliche verdrängt das Individuelle. Die Kunst für die Kunst wird nun Kunst fürs Leben: eine Kunst, die das menschliche Leben in seiner zeiteigenen Erscheinung, in seinem vollen sozialen Umfang umfassen will, bestrebt, es mit junger, kräftiger Freude zu durchdringen und zu durchstrahlen.

*

Es schien nicht nur angebracht, sondern auch notwendig, die allgemeinen Merkmale einer erneuernden Dichtkunst in Europa und darüber hinaus aufzuzählen, ehe ich den Leser auf die mehr besonderen Eigenschaften der jüngsten dichterischen Literatur in Flandern und Holland aufmerksam mache.

Das Geschlecht, das jetzt in Flandern auf dem Gebiete der Dichtkunst zu Worte gekommen ist, unterscheidet sich vom vorhergehenden (dem der sogenannten „Van Nu en Straksers", mit Vermeijlen und van de Wosetijn an der Spitze) zuerst durch seine sozialpolitische Aktivität. Gegenüber dem rein theoretischen Auftreten der alten Garde stellen diese Jüngeren die Tat. Was sie vor allem kennzeichnet, ist ihr feuriges, streitfertiges Auftreten: sie stehen nicht länger über, sondern mitten in der Brandung der nationalen und internationalen Bestrebungen dieser Jahre. Sozusagen bis ins Herz dieses gewaltig großen Lebens wollen diese Jüngeren vordringen, sie wollen untergehen in der Masse, nicht allein mitfühlen, sondern auch mitkämpfen, mitweinen, mitjubeln mit den Millionen, die vom Gewühl des Jahrhunderts mit fortgerissen werden. Die Not des eigenen Volkes haben sie erweitert und verbunden mit der Not aller Völker auf Gottes weitem Erdboden. Sie, die alle Grenzsteine weggerückt sahen durch ein Meer von Eisen und Stahl, wollen nun selbst die Grenzen überspülen mit einem Ozean von Frieden und alles umfassender Liebe.

Man hat es mehr als einmal so dargestellt, als seien die modernen Dichter in Flandern nur dank dem Vorbilde der deutschen Expressionisten, deren Werke sie in den Kriegsjahren kennengelernt hätten, zu einer neuen Ausdrucksweise gekommen. Die flämischen Jüngeren, die durch den Krieg Gelegenheit hatten, mit dem großen germanischen Geistesleben in Berührung zu treten — wie andere mit dem lateinischen oder dem angelsächsischen Geistesleben Fühlung nahmen —, würden es sich gewiß als Schande anrechnen, wenn sie von der günstigen Gelegenheit, ihren eigenen kulturellen Horizont zu erweitern, keinen Gebrauch gemacht hätten. Es ist wahr, wenn der Gedankenaustausch derer, die in diesen Jahren auf geistige Zufuhr aus dem Osten angewiesen waren, mit den Ideen und Einsichten aller, die reichlich aus den Quellen lateinisch-angelsächsischer Kultur schöpfen konnten, vollzogen sein wird, dann wird man auf flämischem Boden erstehen sehen: eine Kunst, eine Literatur, eine Poesie, die selbst über die Grenzen unseres engen Sprachgebietes hinaus zu Geist und Herz der europäischen Zeitgenossen zu sprechen vermag.

Die neue Einstellung in der Poesie bei uns muß indessen auf tiefere Ursachen als die eines sogenannten literarischen Beispiels zurückgeführt werden. Es ging hier ja nicht um das Anlernen und Übernehmen einer bestimmten Stilart. Es ging um eine Kunst, die in Klang, Rhythmus und Bild die adäquate Verkörperung sein will von dem tiefen, brandenden Zeitbewußtsein bei jenen, die die Tragik der Kriegsjahre auseinandergerissen hatte. In allen Ländern Europas durchlitt und durchstritt die junge Generation diese Tragik auf eigene Weise.

Der junge Deutsche wurde unter den Kameraden der Laufgräben zum sozia-



Digitized by Google

listischen Revolutionär, der junge Franzose zum Revolutionär-Internationalisten, der junge Flame — im besetzten Gebiet in einem geheimnisvollen Seelenverbande mit seinen Kameraden in der Feuerlinie — reifte zum nationalistischen Rebellen heran. In einer großartigen Bewegung für neues Menschenglück, für Friede, Recht und gegenseitiges Begreifen (soviel der flammenden Schlagworte) liefen alle Bestrebungen zusammen. Wo diese Bestrebungen auch auf dem Gebiete der Kunst zur Äußerung kamen, ging es kaum anders, als daß bei soviel Gemeinschaft der Ideale auch die Form der Kunst sich mehr und mehr nach einer neuen, allgemeinen Norm richten mußte. In der flämischen Poesie von heute mußte wie überall die Metrik mehr und mehr dem freien, dynamischen Vers weichen. Plastische Unmittelbarkeit trat an die Stelle der impressionistischen Bildentfaltung und Bildzerfaserung. Die Poesie suchte sich zu demokratisieren. Sie wechselte bei uns wie bei den anderen das steife Gewand, worin der individualistische Dichter sich zeigte „als ein Gott in den tiefsten Tiefen seiner Gedanken", mit dem Alltagskleid des Künstlers, der jeden Morgen sich selbst aufs neue gesteht, daß er ein Mensch sei, in allem seinen leidenden und jubelnden Mitmenschen gleich. Wie überall, kulminierte auch in Flandern die ethische Botschaft, und die jungen Poeten hielten sich für berufen, sie der im Materialismus versunkenen Welt unter der Idee der Verbrüderung aller Menschen zu bringen. *Paul von Ostoyens* repräsentatives Bündel: *„Het Signaal"*, am Vorabende des Waffenstillstandes erschienen und durch die niederländische Zensur der weiteren Verbreitung entzogen, ließ uns am Ende die Vision eines neuen Paradieses schauen, wo die Menschen einander begrüßen mit dem strahlenden Namen „Mein Sonnenbruder, mein Sonnenkind". *Marnix Gijsen* betete am Ende seiner *„Loflitanie van Sint Franciscus"* wie folgt: Gib, daß die Menschen jeder des anderen Vaterland lieben lernen, laß die Welt ganz Freude werden von weißem Frieden und innigster Vereinigung, gleich deinem frohen nackten Leib bei deinem Sterben. O mein Freund, mein Bruder, mein heiliger Vater Franziskus. *Achilles Mussche* besang in seinen Psalmen wiederholt das große, doppelte Heimweh: Das Heimweh nach Gott und den Menschen.

Obschon sich so die Menschheitsträume der flämischen Modernen meist im Lichtkreis christlicher Lebensauffassung bewegten, war von einer wesentlich orthodoxen Beseelung im Anfang selbst bei den Katholiken unter ihnen nicht viel zu bemerken. Romain Rollands und Tolstois Stimme klingt in ihren ersten Gedichten bisweilen lauter als die Stimme des Meisters im Evangelium. Dies alles wird aber mit der Zeit besser werden. Der Augenblick konnte nicht ausbleiben, wo die katholischen Jüngeren, durch den Bankerott aller irdischen Friedenstheorien gezwungen, wieder an dem ewigen Jungbrunnen der uralten Kirche niederknien sollten, der Kirche, die da jünger und geschmeidiger ist an Kraft, wärmer an sanfter Freude, reicher an jungem Lebensglück als unsere heutige Clarté-Bewegung oder was immer in dieser Richtung liegt. Nicht Brüderlichkeit allein, *Lebensweihe*, das Leben des Jahrhunderts emporzuheben zum Antlitz Gottes, das von unvergänglichem Frühling widerstrahlt, wurde nun ihr Ideal. Herrlich schrieb einer von ihnen (*Paul Verbruggen*) in einem Brief an einen Freund: „Der Dichter muß das Schaukelbrett für den Heiligen sein, ein Wegweiser zum Glück". Unter den jungkatholischen Dichtern in Flandern, die hauptsächlich auf dem Gebiete des Schauspiels tätig sind, zeichnet sich der schon ältere *Karl van den Oever* durch eine staunenerregende Fruchtbarkeit



Digitized by Google

und durch eine Streitfertigkeit aus, die keineswegs an greises Haar und an ein in vielen literarischen Zweikämpfen besiegtes und zum Stillstand gekommenes Herz erinnert.

Unter dem Einfluß der katholischen Modernen in Flandern entstand in Holland die Bewegung der „*Roomsche Jongeren*" — im Anfang um *Dr. Moller*, den Hauptschriftleiter der Monatsschrift „*Roeping*", geschart —, die nun über die vielen Arbeitsfelder eines allzu zahlreichen Zeitschriftenwesens verteilt ist.

Um den Wert der jungen katholischen Dichtkunst in Niederland (eine Poesie, die nicht allein nach Erneuerung in der Form strebt, sondern zu gleicher Zeit das Aufblühen eines vertieften, in apostolischem Eifer erglühenden Glaubenslebens sein will) für das europäische Geistesleben abzuwägen, ist es noch zu früh. Ebenso wie es noch zu früh ist, das katholische Volk zu diesem erhebenden Schauspiel aufzurufen: dem glorreichen Durchbruch einer die Flachlande am Meere weißdurchströmenden Flut katholischer Poesie, dem Herzen aller dichterischen Beseelung selbst entsprungen. In der Literaturgeschichte eines Volkes, das die strahlende Größe eines Vondels, die Innigkeit eines Stalpaert van der Wiele zu dem schwachen Abglanz der sicher nicht christlich eingestellten Poesie der Achtziger erbleichen sah, bedeutet die jung-katholische Lyrik unserer Zeit zum mindesten eine glückliche Wendung.

Drei Männer sind es vor allem, die jetzt schon unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken: der Ordensmann *Jak. Scheurs, M. S. C.*, der jubilierende Diener Gottes, dem alle Lämmlein freundlich entgegenblöken, den alle Maßliebchen am Wege jungfräulich schüchtern grüßen, dem es aber vorerst noch an einer gewissen künstlerischen Aszese mangelt, um mit gediegener Arbeit von nicht zu leugnender Kraft und tiefer Ergriffenheit auf den Plan zu treten, der junge, überschwengliche, noch allzu unpersönliche Liedersänger *Albert Kuyle*, dessen Muse in einigen wenigen rein klingenden Momenten doch schon die Lebenserhöhung zu schenken vermag, die wir nicht mit Unrecht von der Kunst unserer Zeit glauben fordern zu müssen, und der meist gerühmte, wiewohl noch unbezähmte und meistens rhythmenarme Lyriker *Henry Brüning*. Von den drei genannten Dichtern vergißt der letzte am meisten, daß die Poesie, wie Paul Claudel kürzlich noch erklärte, in ihrem echten, reinen Wesen Gesang ist.

Eine katholische Poesie, die ganz unserer Zeit und ganz der Ewigkeit angehören soll, besitzen die Niederlande zurzeit noch nicht. Vielleicht ist diese Generation auch nur die Brücke, über die unsere Nachkommen ziehen werden zur Eroberung all dessen, was wir mit verlangender Sehnsucht nur in der Ferne anzudeuten vermögen. Da lebt eine junge Dichtkunst mit der Geste des ausgestreckten Armes, und in ihr zittert des Pfeiles eilfertige Kraft. Da lebt neben ihr auch eine Dichtkunst, die diese Geste nicht hat, die nur das schlaffe Gebaren eines Dandy hat, der seinen Schlips bindet oder seine Zigarette langsam zum frechen Munde hebt. Merkmale der letzteren sind: Reiz, Geschmack, Zierlichkeit und etwas von dem schwülen Behagen, das stets das Perverse begleitet, wogegen die erstgenannten Ecken und Schärfen aufweisten, woran wir wie bei gotischen Bildern die Flamme emporzüngeln sehen, die die Köpfe dieser Bilder in feurige Blumen verwandelt. Der moderne Salondichter führt Kunsttänze auf, gleich der Fliege auf dem Rande des Champagnerbechers, der moderne Gotiker schlägt den Stein, und gar oft geschieht es, daß er Funken schlägt.

*



Digitized by Google

# Dichtung und Leben

## auf der Gralwerte. Von Friedrich Markmann

ES geschah einmal, daß ich in einer großen Versammlung in der Aula maxima der Berliner Universität die rhetorische Frage stellte: „Hat es je einen deutscheren Mann gegeben als den Rembrandtdeutschen?" Sofort kam aus der Tiefe des Saales und von den Galerien her das vielfache Echo: „Bravo, bravo! Ja, er war ein echter Deutscher." Nach einer kleinen Pause fragte ich weiter: „Und wissen Sie auch schon, daß dieser Rembrandtdeutsche katholisch geworden?" Und es ward eine große Stille. Bekanntlich hat der langjährige Freund des berühmten *Rembrandtdeutschen* — sein eigentlicher Name war *Julius Langbehn* —, *Momme Nissen*, seines Zeichens Maler und heute Priester und Benediktinermönch, eine in ganz Deutschland hochgeschätzte Persönlichkeit, das Vermächtnis des großen Deutschen übernommen. Schon vor Jahren schenkte er uns die veränderte 60. Auflage des epochemachenden Werkes Langbehns. Nun läßt er eine ausführliche Biographie folgen, die sachlich und reizvoll zugleich geschrieben wurde. In dem Problem des Rembrandtdeutschen stecken gewisse, für uns hochwichtige Wahrheiten. Wer die deutsche Literatur kennt, der weiß, daß bei manchen unserer größten Dichter und Denker der Gegensatz von römischem und deutschem Wesen beinahe ein Gemeinplatz geworden ist. Schriften wie etwa die von Jean Paul und Konrad Ferdinand Meyer oder auch von Lagarde und Wilhelm Schäfer sind stark von derartigen Tendenzen durchsetzt. Ja, man muß gestehen, daß es noch immer zu den unüberwindbaren Vorurteilen weiter Kreise in Deutschland gehört, die Vereinbarkeit von Katholizismus und Deutschtum anzuzweifeln. Es geht dabei nicht so sehr um das Deutschtum im engeren Sinne, als vielmehr um römische und germanische Art. Infolge dieser Ideologie scheint es vielen selbstverständlich, als könnte ein Katholik niemals ein zuverlässiger Deutscher sein. Man meint, es müßte die Liebe zum römisch-katholischen Glauben und die Liebe zur deutschen Heimat in der katholischen Seele immerfort zu tragischen Konflikten führen. Wie oft man auch von katholischer Seite darauf hingewiesen hat, daß doch in den Zeiten des Mittelalters aus der Verbindung von Germanentum und katholischem Glauben nicht nur ein starker Staat, sondern auch eine glänzende Kultur hervorgegangen sei, man hat im Deutschland der Hohenzollern dies nicht nur niemals begriffen, sondern überhaupt nicht beachtet. Das täuschende Licht einer jungen elektrischen Kultur blendete die Augen eines sonst so tiefsinnigen Volkes dermaßen, daß sie die Sonne nicht mehr sahen, die göttlich groß über den Glanzzeiten unserer Geschichte stand. Um so mehr bemühte man sich, in Luther und Kant die einzigen Deutschen zu sehen und das Kulturbild dieser Geister in den festen Rahmen des protestantischen Kaisertums einzuspannen. Man begreift, wie in jener Aula maxima eine geradezu beängstigende, an Todesfurcht erinnernde Stille entstand, als man hören mußte, der Rembrandtdeutsche, einer von denen, deren germanische Seele sich nicht mehr in Zweifel ziehen ließ, nachdem ein paar Dutzend Auflagen seines Werkes dafür Zeugnis abgelegt hatten, daß ausgerechnet dieser Mann katholisch geworden. (Entscheidende Stellen zu unserem Thema s. S. 310 ff.) Es war doch eine Tatsache, die mit der Wucht eines Gegenwarts-



Digitized by Google

ereignisses ganze Reihen von geschichtlichen Kartenhäusern, die man sich im Rausche seiner Professorenherrlichkeit erbaut hatte, wie ein Sturmwind wegfegte. Es war wie ein Zwischenruf in die gewohnten Tiraden vaterländischer Reden hinein, den man nicht überhören konnte, und auf den es doch keine Antwort gab. Momme Nissen sind wir zu tiefstem Danke verpflichtet, daß er mit der ihm eigenen zähen Energie am Vermächtnis seines Freundes weiterschaffte. So schnellebig ist die Zeit, daß die wichtigsten Antriebe in ihr untergehen, noch ehe sie zu einer vollen Auswirkung gelangt sind. Das darf gerade im Falle des Rembrandtdeutschen nicht geschehen. Die ganze germanische Welt hat ein Interesse daran, das Bild eines Konvertiten zu beachten, dessen Leben heroisch war, voll Reinheit, Würde, Kraft und Persönlichkeit, und der für all dieses sein germanisches Erbgut Erfüllung gefunden hat in der katholischen Kirche. Gerade der germanischen Welt muß es wichtig sein, innerhalb der Weltkirche darauf zu bestehen, daß römisch-katholisch niemals gleich romanisch-katholisch sein könne. Uns ist der Heilige Vater in Rom nicht der Patriarch der italienischen Nation und der italienischen Kultur, so sehr wir beide achten, sowohl in ihrem nationalen als auch in ihrem menschheitlichen Wert. Nein, der Heilige Vater in Rom ist uns der wahre Völkerhirt, der Nachfolger dessen, der seine Apostel geschickt hat in alle Welt, damit sie alle lehren, nicht nur die Romanen, sondern auch die Angelsachsen und die Germanen. Wir urteilen nicht über das, was man geschichtlich unter dem Namen der Reformation begreift. Wer möchte aber leugnen, daß sich auch in diesem tragischen Erlebnis der germanischen Welt die Schuld auf beide Seiten verteilt? Wie dem aber auch sei, es kann und darf die Religion des Evangeliums nicht eingeschränkt werden auf die spezifischen Formen eines Volkes und einer Kultur. Vielmehr sollen in der neuen Botschaft des Evangeliums die Stimmen aller Völker sich vereinigen und die Gestalten aller Kulturen neu aufleuchten. Gerade der Rembrandtdeutsche beweist es uns, welch ein wundervolles Heldenbild entsteht, wenn sich germanische Kraft mit der Milde Christi vereint und wenn das göttliche Opus operatum zusammenwirkt mit dem Opus operantis des ethisch-gewaltigen Individuums. Es hat schon einmal in der Geschichte eine Zeit gegeben, in der germanische Kraft berufen wurde, die Kirche Christi zu verteidigen. Was sich damals auf der Ebene mehr physischer Kräfte ereignete, könnte sich in der Zukunft noch einmal wiederholen auf der Ebene des Geistigen. Wir wollen nicht den Stolz einer selbstbewußten Nation herausfordern und wissen, daß den germanischen Vorzügen auch beträchtliche Mängel zur Seite stehen; aber wir wollen doch auch nicht die große Idee des Gottesreiches verkümmern lassen. Der Russe Solowieff hat in seinen wundervollen Schriften zur nationalen Frage es immer wieder betont, daß ein Volkstum zu Grunde gehen muß, wenn es sich dem Dienste seiner Nationalgötzen ergibt, in denen es doch immer nur sein eigenes Bild anbetet. Vielmehr soll jedes dazu beitragen, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen. Das ist in der Tat ein Stern, dessen ganzes Licht sich gerade dann entfaltet, wenn dunkle Nacht sich in Zeiten weltgeschichtlicher Krisen über das Schicksal eines Volkes breitet. Wesen und Wort des Rembrandtdeutschen weisen uns hin auf diesen Stern, unseren Schicksalsstern.

„*Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn.*" Von seinem Freunde *Benedikt Momme Nissen*. Mit fünf Tafeln. 1.—5. Tausend. 360 S. Großoktav. Freiburg i. B. 1926. Herder & Co.

*



Digitized by Google

„*Florenz Christian Rang* war es, der den Plan faßte, aber nicht mehr verwirklichen konnte, eine Zeitschrift herauszugeben des Namens *‚Grüße aus dem Exil'*. Ein Jude, ein Katholik und ein Protestant sollten sich dazu vereinen. So tun es nun die drei Herausgeber." Exil bedeutet für sie alle einen persönlichen Standort, der außerhalb der zurzeit geltenden Bindungen liegt. Nicht nur die Herausgeber, sondern alle Mitarbeiter sind einsame Menschen. Sie verstehen einander, wie sich Einsame verstehen. Es geht ihnen nicht darum, mit dieser Einsamkeit zu posieren; vielmehr treibt sie ein Drang, das in der Einsamkeit Erfahrene den Menschen zu übermitteln. „Von einer Bindung freiwerden ist ein Schicksal; das trägt man wie ein Kreuz, nicht wie eine Kokarde." Die Weisheit dieses Kreuzes wäre ein neues Verhältnis zu allen Dingen. Indem die drei sich gläubig nennen, bleibt dieses Verhältnis im Rahmen des Geschöpflichen. Indem sie sich mehr oder weniger aussondern von den bestehenden Gemeinschaften, stürzen sie sich mit besonderer Inbrunst auf die durch alle Gemeinschaften, durch die Reiche der Menschen, der Tiere, der Pflanzen und aller Kreaturen gehende Verbundenheit, die eben darin liegt, daß alles von Gott kommt, alles mit Liebe geschaffen wurde, alles untereinander verwandt ist und alles in dieser seiner wichtigsten Wesenheit wertvoll und eins.

Aus den vielen Gedankengängen der neuen Zeitschrift „*Kreatur*" möchte ich hier nur einen herausnehmen, der unmittelbar auf den Kern geht. Ihn verständlich zu machen, knüpft man am besten beim Expressionismus an. Es lag in dieser Richtung etwas Revolutionäres. „Renne, renne, renne wider die alte Zeit!" Das war ein Vers Franz Werfels, eines ihrer stärksten Wortführer. Mit unheimlichem Zerstörertrieb zerschlug man alle überkommenen Formen und Gestalten. Übrig blieben allein das Chaos auf der einen Seite und das Individuum auf der anderen. Zwischen diesen beiden mußte eine neue Gleichung gesucht werden. Es ist psychologisch begreiflich, daß man sich zuerst an das Allernächste hielt, nämlich das Individuum. Seine Stimmungen, seine Geistesblitze, seine bildhaften Projektionen waren eine Zeitlang das einzig Wichtige. Um sich zu halten gegenüber dem unheimlichen Anfluten einer chaotischen Lava, wurde es notwendig, sich auf die stärkste individuelle Kraft zurückzuziehen, nämlich den Charakter, die Freiheit, die Verantwortlichkeit. Fast auf jeder Seite der neuen Zeitschrift finden wir nicht nur das Wort Verantwortlichkeit, sondern eine geradezu verkrampfte Steigerung desselben. Einer der Mitarbeiter, Wilhelm Michel, hat vor kurzem in einer Studie über Martin Buber die Frage gestellt: „Wann und wo beginnt das neue, das 20. Jahrhundert?" Seine Antwort lautet „Es beginnt nicht mit Jahr und Stunde, sondern es beginnt für jeden von uns mit dem Ernstmachen. Es beginnt mit dem Aufhören der Stumpfheit, mit der Erschütterung, mit dem Übergreifen der Einsicht in das Bereich der tatsächlichen Lebensentscheidung. Es beginnt mit dem Aufhören des bloßen Betrachtens oder vielmehr mit der Erkenntnis, daß Betrachten nur dann Wert hat, wenn es die Kraft besitzt, uns praktisch zu verpflichten."

Horcht man indessen genau zu, so vernimmt man in dem anscheinend so frischen Gebälk das pochende Bohren eines Totenwurms. Wie könnte in der logischen Ordnung die Zerstörung aller Gestalten haltmachen vor der Gestalt des Individuums? Es muß unweigerlich mit in den Strom hinein, der weder Ufer hat noch Ziel, sondern nur tosende, wogende Wirbel, und über sich einen Himmel, an dem es keine Sterne mehr gibt. Logisch ist das Individuum nicht zu retten,



Digitized by Google

und so muß man die Wege der Logik verlassen, um sich in das Überlogische und Alogische zu flüchten, ins Mystische oder, wie das Wort heißt, das stets zur rechten Stunde sich einstellt, ins Pneumatische. Gott wird zu einem gänzlich unberechenbaren Wesen, die Geschichte zu einem Spiel irrationaler Überraschungen, das Dasein, das gesamte Universum ein einziges Wunder. Auch diese Motive tauchen bei allen Mitarbeitern der „Kreatur" immer wieder auf. In der Ordnung des Begrifflichen bedeutet das vollkommene Skepsis. Der Geist Florenz Christian Rangs, dessen Lebensbild uns in einem Schlußbeitrag von Alphons Paquet übermittelt wird, gespenstert in dieser Zeitschrift. Rang schrieb einst: „Was wissen wir, was Christus bedeutet? Wer berechtigt uns, spekulativ festzusetzen, daß sein Reich das der Vollkommenheit ist? Warum nicht einer Unvollkommenheit, eines minderen Zustandes, der, wenn auch unserem Ideal nicht, doch Gott genügt? Nur keine apokalyptischen Träumereien, nur keine messianische Dogmatik. Das alles kann ganz anders sein." Martin Buber aber ruft in einer Rede über das Erzieherische: „Die immer wieder vorgebrachte Frage ‚Wohin, auf was zu soll erzogen werden?' verkennt die Situation. Auf sie wissen nur Zeiten, die eine allgemein gültige Gestalt — Christ, Gentleman, Bürger — kennen, eine Erwiderung, nicht notwendig mit Worten, aber mit dem auf die Gestalt hin ausgestreckten Zeigefinger, die deutlich über aller Köpfe in der Luft steht... Wenn aber alle Gestalten zerbrachen, wenn keine mehr die gegenwärtige Menschheitsmaterie einzubewältigen, einzugestalten vermag, was ist da noch zu bilden? Nichts anderes mehr als das Ebenbild Gottes."

Die letzte Antwort ist offenbar eine dialektische Irreführung und ein täuschendes Wortspiel. Denn wo Gott selber gestaltlos geworden, wie kann man da noch von einem gestalteten Ebenbilde reden? Doch dies nebenbei. Klar liegt vor Augen, daß der Geist dieser Zeitschrift Anarchie ist. Wir können in diesen oft schwer verständlichen, intellektualistisch zugespitzten Auseinandersetzungen keinen Fortschritt erblicken. Es werden nur Motive wiederholt, die wir längst aus dem Lager derer gewöhnt sind, die das Reich des europäischen Geistes in eine Räuberhöhle des Bolschewismus verwandelt haben.

Dennoch wäre hiermit noch lange nicht alles gesagt. Je öfter man nämlich diesen krausen Gedankenwirbeln nachgeht, um so mehr findet man, daß in dieser Zeitschrift nicht das Logische und überhaupt das Gedankenhafte die Hauptsache ist, sondern vielmehr das Lebensgefühl. Insofern sind die Ehrlichsten hier noch *Joseph Wittig* und *Wilhelm Michel*, indem sie in der ganzen Fassung ihrer Aufsätze auf den verschleiernden Gedankenapparat verzichten und mehr persönliche Erlebnisse geben. Was diese im Grunde wollen, ist sehr einfach, ist das Wollen sehr vieler, ist ein in der Menschheit von heute wieder urkräftig aufwachender Instinkt. Je mehr nämlich die großen Worte von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und Religion die Menschen in immer zahlreichere Gruppen und Sekten scheiden, in denen nicht so sehr das volle Menschentum herrscht als vielmehr ein verengender Fanatismus, um so mehr werden sich einzelne starke Individuen gegen alle diese Ghettomauern aufrecken, sie, mehr dem dunklen Triebe als der klaren Einsicht gehorchend, unterschiedslos durchbrechen, um wieder auf freies Feld zu kommen, in Gottes freie Luft, in das unendliche Universum, in den herrlichen Liebesbund aller Geschöpfe. Keinen Deut geben diese Menschen mehr auf das Babel unserer Kultur. Ein Fleckchen Waldwiese, ein grasendes Reh darauf und etwas Abendsonnengold in den Tannen-



Digitized by Google

wipfeln, das ist ihnen mehr als alle Börsen und Parlamente. Dieses Lebensgefühl findet in der „Kreatur" seinen elementaren Ausdruck. Es wäre sinnlos, hier das Echte übersehen zu wollen, und es wäre auch unehrlich, wo wir doch alle heute leiden nicht an der Welt, die Gott gemacht hat, sondern an einem Zeitalter, das gottlose Menschen verdorben haben.

Es ist zweifellos richtig, was der eine oder andere dieser Mitarbeiter fühlt: daß dieses Lebensgefühl auch zu den Mauern der Kirche hinaufbegehrt. Wird die Kirche imstande sein, diese ungeheure Welle der Zeit, die, ähnlich wie einst die Welle der Aufklärung, sich über alle Kontinente wälzt, in sich aufzunehmen, oder aber soll sie zur Revolution werden, die Dämme zerreißt und weite Gegenden überflutet? Wenn wir im Bereich der Ideen bleiben, die durch die Beziehung Schöpfer und Geschöpf bestimmt sind, so ist es zweifellos, daß der Gottesbegriff, den die katholische Kirche bietet, auf eine Realität hinweist, die sich zu diesem starken Gefühlsstrome der Zeit immer noch verhält wie ein Ozean zu allen Wassern, die in ihn einmünden. So sicher nämlich dieser Gottesbegriff dem göttlichen Wesen Existenz und Persönlichkeit zuspricht, so sicher erklärt er auch die Wesensart dieser Existenz als ein undurchdringliches Geheimnis. Indem wir in der neueren Apologetik genötigt waren, die Existenz Gottes selber zu verteidigen und immer neue gedankliche Stützen in diesen Beweis einzufügen, konnte es leicht geschehen, daß darüber das Sichversenken in die Tiefe und Weisheit des Ewigen zu kurz kam. Und so wurde für viele Gott zu klein, und so verengerte sich alles, was mit Gott in Beziehung steht, und so trat vor dem einseitigen Intellekt das religiöse Leben zurück. Ganz zweifellos wird heute mehr geschrieben als gedacht und mehr gedacht als gebetet. Ganz zweifellos hat für viele die Eingliederung in die zahlreichen rationalen Systeme, die unser Dasein beherrschen, eine Verkümmerung des Sinnes für das Geheimnis und für das Wunder zur Folge gehabt, und so mag uns diese Zeitschrift ein erneuter Anstoß sein, einer Welt, die wieder das Auge für Wunder und Geheimnisse öffnen will, all das, was in den mystischen Tiefen unserer Religion sich verbirgt, nicht vorzuenthalten, und wenn man es im anderen Lager ausspricht, daß man nicht mehr glauben könne, wenn nicht der Glaube in einem ständigen Tun seine Bewährung finde, so mag uns dies anfeuern, mit ganz besonderem Nachdruck neben die katholische Lehre das katholische Leben zu stellen.

Dann käme am Ende manches aus dem Exil zu uns zurück. Das wäre Heimkehr der Gebildeten zum Volk. Das wäre Frühlingserwachen im 20. Jahrhundert.

**„*Die Kreatur*." Eine Zeitschrift, viermal im Jahr erscheinend, herausgegeben von Martin Buber, Viktor von Weizsäcker und Joseph Wittig. Verlag Lambert Schneider, Berlin.**

*

*Martin Rockenbach* hat die undankbare Aufgabe übernommen, die geschätzte Literaturgeschichte von *Karl Storck* in einer zehnten Auflage des Werkes zu vervollständigen und neu zu bearbeiten. In seinem Vorwort nennt der Neuherausgeber die Arbeit seines Vorgängers ein „frisch und jugendlich unbekümmert geschriebenes Buch". Karl Storck wäre wohl erstaunt gewesen über einen solchen Ausdruck, nachdem er doch in seinen eigenen Vorreden und namentlich auch in dem beigefügten Literaturverzeichnis ausdrücklich betont, wie sorgfältig und gewissenhaft er gearbeitet habe, er, der trotz seiner seelischen Jugendlichkeit reife Mann. Martin Rockenbach hat es nicht für nötig gehalten, das Literaturverzeichnis weiterzuführen, und zeigt durch die wenigen Hinweise im



Digitized by Google

Text (Gundolf, Fritz Strich!), daß er über die zahlreichen Neuerscheinungen der wissenschaftlichen Literaturgeschichte nur ganz dürftig unterrichtet ist. So bleibt die Neuauflage wissenschaftlich erheblich hinter der neunten zurück. Die Grundanschauung Karl Storcks war christlich-germanisch und betonte bei aller Beachtung der Form mit Nachdruck den Gehalt. Rockenbachs Auffassung ist so ungefähr das gerade Gegenteil, das man am Ende bezeichnen könnte als Polaritätsrelativismus. Dichtung wird nicht mehr betrachtet in ihrem Verhältnis zum nationalen, sozialen und christlichen Ideal, sondern mehr in sich, in ihrem eigenen Sein, dessen Wert einzig durch den Instinkt erschlossen wird. Irgendeinen objektiven Maßstab, um die Echtheit zu messen, gibt es nicht. So wird die ganze Geschichtsschreibung, wenn man diese Bezeichnung überhaupt noch anwenden darf, rein subjektiv, willkürlich und oberflächlich. Es ist im besten Falle, und hier liegt die eigentliche Begabung Rockenbachs, eine Charakterisierung durch wohlgewählte Beiworte. Indem nun diese ganz verschiedenen Anschauungsweisen unvermittelt nebeneinander und durcheinander laufen, ist ein wahres Monstrum entstanden. Ganz verlorengegangen ist der wuchtige männliche Ernst und das starke Gefühl für die wahren Werte des Lebens. Um nur ein Beispiel zu nennen, an dem man die Unterschiede ablesen kann, sei hier angeführt, was Karl Storck über Heinse sagt: „Rücksichtslos den Kultus unverhüllter Sinnlichkeit trieb Wilhelm Heinse, dessen in ‚Laidion' und ‚Ardinghello' hervortretende Art, ‚durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen', Goethe bitter verurteilte. Freilich muß zugegeben werden, daß Heinse in vorher ungeahnter Weise in ein sinnliches Genießen der Kunst — vor allem der bildenden, aber auch der Musik — einzuführen verstand." Bei Rockenbach wird daraus: „... Weitaus bedeutender Wilhelm Heinse, dessen in ‚Laidion' und ‚Ardinghello' hervortretende Art, Sinnlichkeit und persönliche Denkweise durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen, Goethe verurteilte. Heinse verstand in vorher ungeahnter Weise, in ein sinnliches Genießen der Kunst einzuführen." Es ist das ja nicht die Hymne, die Arthur Binz jüngst auf Heinse gesungen hat, aber es ist doch eine für das ganze Buch charakteristische Abschwächung eines ruhigen Manneswortes. Man kann die Storcksche Literaturgeschichte in Zukunft weder gläubigen Protestanten noch gläubigen Katholiken empfehlen, weil über das Grundverhältnis der Dichter zu Glaube und Sitte gar nichts oder nur Unzulängliches daraus zu ersehen ist. Da Rockenbach nicht den Takt und die Pietät besessen hat, da, wo er Karl Storck ändert, dies auch zu bemerken, so ist mit dieser Herausgabe das ganze Buch stark entwertet. Über Handel-Mazzetti hatte Storck eine ganze Seite. Bei Rockenbach sind davon noch 23 Zeilen geblieben, die das jüngste Werk der Dichterin abtun mit den Worten: „Der Roman ‚Das Rosenwunder' ist fast nur noch ein Skelett der früheren dichterischen Fülle." Dafür erhält Josef Winckler, der innerlich haltloseste Poet, der vielleicht je auf deutschem Boden gelebt hat, das Zeugnis, daß er „nach dem Sinn des Seins und des Lebens ringe", und obendrein zwei Seiten. Franz Eichert war von Storck kurz und ehrenvoll bedacht worden. Rockenbach tilgt hier alles mit Werk und Namen, kennt von delle Grazie nicht die neueren Werke, widmet aber seinem Freunde Jakob Kneip 5½ Seiten. (Zur Entschuldigung mag gesagt sein, daß in diesen und anderen Fällen ein schon vorher in der Presse oder in Zeitschriften erschienenes Feuilleton vorlag, das dann einfach übernommen wurde.) Die knappen Worte, die Storck Stefan George zugedacht hatte, besagen mehr und Richtigeres



Digitized by Google

als Rockenbachs ganz ungeorgische Huldigung an ihn, die voll von persönlicher Bewunderung, aber frei von der Bearbeitung der gerade hier sehr reichen Literatur ist. Was schließlich in der Verbindung von Erotik und Göttlichkeit geleistet wird, verdient wirklich einen Hinweis auf Fritz Fuchs' seinerzeit im „Hochland" erschienene, nur zu berechtigte Satire, und geradezu auf das zweite Gebot Gottes, das da lautet: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht vergeblich führen!" Komisch wirkt es, wenn man sich zwischendurch zufällig an ein Wort von Thomas Mann erinnert, der wirklich ein Moderner ist, dazu noch ein ganz feinfühliger Ästhet: „Das Religiöse wird unsere ganze nächste Zukunft bestimmen, das Ästhetische in jeder Form ist endgültig vorüber." Karl Storck war modern genug, um das 1920 schon zu wissen, indem er als einen der letzten Sätze seiner Literaturgeschichte schrieb: „Wir fühlen, daß die Kunst dieses gewaltigen Erlebens (nämlich des Krieges und der Gegenwart überhaupt) Meister werden, daß sie aus ihm einen ungeheuren Inhalt gewinnen müsse. Das bedeutet eine gewaltige Steigerung der Bedeutung des ‚Was' in der Kunst, die um so wichtiger ist, als ... in den letzten Jahrzehnten dieses ‚Was' zu Gunsten des ‚Wie' zurückgestellt worden war." ... Zweihundert neue Namen hat Rockenbach für wert erachtet, in eine Literaturgeschichte einzugehen, deren Herausgeber früher versichert hatte, man könne zwar auf oft genannte Namen nicht verzichten; es sei aber wichtiger die Herausarbeitung der ganzen Entwicklungslinie. Selbstverständlich war die Folge, daß von kaum einem der 200 Namen, deren Werke der Verfasser wohl nur zum kleinsten Teile gelesen hat, mehr als ein paar Randglossen ausgesagt werden können. Nach all diesen Ausstellungen, denen ich mit dem besten Willen nichts Positives zur Linderung beizufügen vermag, muß man zu dem Ergebnis kommen, es wäre besser, der Verlag druckte die alte Ausgabe neu, als daß er es bei dieser so gänzlich mißlungenen Bearbeitung ließe. Noch sei betont, daß dies alles ganz unpersönlich gesagt wird. Im Grunde genommen war es unmöglich, daß solche Jugend, und wäre sie noch so fleißig und begabt, ohne erfahrenere Leitung einer derartigen Arbeit gewachsen sein konnte.

*„Deutsche Literaturgeschichte."* Von *Dr. Karl Storck.* Zehnte, vermehrte Auflage. Bearbeitet von *Dr. M. Rockenbach.* XII. und 605 S. Lexikon-Format. Ganzleinen 16 Mk.

*

Der Türmerverlag, Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, legt nun auch die beiden letzten Reihen von Friedrich Lienhards gesammelten Werken in der bekannten vornehmen Ausstattung vor, nachdem bereits vor mehr als Jahresfrist die erste Reihe, die weitverbreiteten Erzählungen und Romane — darunter der Kulturroman „Oberlin" — erschienen ist. (Vergl. „Gral" 1925, Heft 5.)

Die zweite Reihe umfaßt die Lyrik und Dramatik in 5 Bänden. Die Lyrik, wohl Lienhards stärkste Seite (Lieder eines Elsässers, Nordlandslieder, Burenlieder, Lichtland), ist gesammelt im 1. Band unter dem Titel *„Lebensfrucht"*. Innige Liebe zur Stille, Natur und Heimat im weiteren Sinne, edles, vaterländisches Gefühl lassen nicht selten aufhorchen auf tiefen, vollen Klang. Für Lienhard ist sein Schaffen Prophetenamt:

Auf, Menschen, meine Brüder! Auf!
Euch, Kinder der Sehnsucht,
Den Lichtflug zu lehren, bin ich gesandt!
Euch, Seufzer des Erdballs,
In Jubel zu wandeln, bin ich gesandt!



Digitized by Google

Euch, Dämonen, Hetzer der Menschheit,
Selber zu hetzen, bin ich gesandt!
Auf!

Der „Lebensfrucht" angefügt ist eine Frühlingsdichtung, *„Die Hochzeit in Schilda"*. Das Hauptproblem der dramatischen Werke (4 Bände) ist der Gegensatz des Einzelnen, Einsamen zur Masse und Umwelt, Kampf und Selbstbehauptung gegen das Schicksal (Weltrevolution, Till Eulenspiegel, Gottfried von Straßburg), Sieg des Künstlers über Schicksalswucht (Wieland der Schmied). In der Wartburgtrilogie (Heinrich von Ofterdingen, Die hl. Elisabeth, Luther auf der Wartburg) ringt deutsches Schicksal nach Gestaltung. Über Elisabeth hinweg hebt sich Luther als die stärkste Ausprägung deutschen Charakters und deutschen Wesens. Es ist das Glaubensbekenntnis eines Protestanten, der sich doch in seiner Weise müht, tolerant zu sein.

Die dritte Reihe enthält die Gedanklichen Werke in 6 Bänden. Band 1: Neue Ideale — Türmerbeiträge. Reiches Wissen, Früchte eisernen Fleißes werden hier geboten, immer im Kampfe gegen sittlichen Niedergang in der Literatur, Wegweiser zu sein im *deutschen* Geistesleben (mit wohl etwas zu stark betonter Vorliebe für Weimar). Band 2, 3 und 4 die Bücher der Stille — Wege nach Weimar — Beiträge zur Erneuerung des Idealismus. Hier führt er uns die Meister der Welt, Emerson, Heinrich von Stein, Gobineau, Shakespeare, Homer, Hölderlin, Friedrich der Große, Herder, Jean Paul, Schiller und Goethe, vor. Dazwischen das Tagebuch aus Florenz und *Assisi*. „Südland — Lichtland." „Wärme-Erzeugung: da liegt das ernste Geheimnis! Alle Freundschaft, alle Liebe zum Weiblichen, alle Hilfe, alles Gebet, alle Angstanfälle der Sehnsucht — es ist Wärme-Suchen! Franz von Assisi war ein Wärme*bringer*." . . . „Oh, ihr Deutschen, es gibt nur einen Weg zum Frieden: den Weg in die Seelenstille. Bethanien, Tabor, Gethsemane, Golgatha — Stätten der Stille." . . .

In Band 5 und 6 „Der Meister der Menschheit", Beiträge zur Beseelung der Gegenwart — die Abstammung aus dem Licht — Akropolis, Golgatha und Wartburg Reichsbeseelung — ist Lienhards religiöse Lebensanschauung niedergelegt.

Lienhards Wesen gibt sich überall weich und licht, äußert wohl einmal starke Worte gegen Frivolität und Niedergang, um ihnen dann doch nicht den Nachdruck strenger, durch keinen Rationalismus geschwächter Gläubigkeit geben zu können. Viele Sterne leuchten über Lienhards Himmel, und er versenkt sich in ihre Schönheit. Das Zeichen aber, das unerbittliche Entscheidung fordert, flammt nicht darin auf. Es ist schon so, wie früher im „Gral" gesagt wurde: „Das Kreuz unter Rosen . . . am Ende mehr Rosen als Kreuz, und doch immer noch das Rosenkreuz."

*„Fr. Lienhard: Erzählende Werke."* 4 Bände. In Ganzleinen gebunden Mk. 40.—, in Halbfranz Mk. 60.—, in Ganzpergament Mk. 100.—.
*„Lyrik und Dramatik."* 5 Bände. In Ganzleinen Mk. 50.—, in Halbfranz Mk. 75.—, in Ganzpergament Mk. 125.—.
*„Gedankliche Werke."* 6 Bände. In Ganzleinen Mk. 60.—, in Halbfranz Mk. 90.—, in Ganzpergament Mk. 150.—. Jede Reihe auch einzeln erhältlich. *R. W.*



Digitized by Google

# Neue Lyrik

## Von Josef Hachmann

MEHR als bei dem Epiker und mit anderer Wirkung als auf den Dramatiker besteht bei einem Lyriker das schmerzhafte Bewußtsein von der großen Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit. In ganz besonderem Sinne und in besonderer Art liegt sein dichterischer Eros im verlorenen Paradies, und es gibt keine echt lyrische Zeile, die nicht in ihren letzten Hintergründen einen Schrei nach Gott darstellte.

Gewiß wird es zu allen Zeiten Lyriker geben, deren Verse eine Verneinung der Metaphysik bedeuten, aber trotzdem sprudelt ihre Quelle aus der Sehnsucht nach einem Idealreich, nur daß sich ihr Ruf nach Gott in Resignation verkehrt oder gar in bissige Ironie oder bitteren Sarkasmus wandelt.

Wenn eine Zeit, die tief in den Niederungen des Materialismus steckt, der Dichtung nicht günstig sein kann, so gilt dies ganz besonders für die Lyrik. Gewiß vermag man „naturalistische" Verse zu schmieden, welche die materielle Welt photographieren, aber sie kommen nicht über ein wissenschaftliches Interesse hinaus, weil ihnen die Seele fehlt.

Nun ist uns durch den Weltkrieg die Banalität und Bestialität des Erdenlebens so sehr zum Bewußtsein gekommen, daß die Sehnsucht nach einer überirdischen Welt wieder wachgerufen wurde. Die große Kluft zwischen Wirklichkeit und Ideal wurde aufgerissen und so grell beleuchtet, daß uns eine wahre Sündflut von Kriegsgedichten überschwemmte. Die Lyrik der ersten Nachkriegsjahre verrät folgerichtig eine Flucht von der irdischen Erde in jenes reinere Land des Ideals. Man macht keine Kompromisse, sondern steigt in die Höhen der Metaphysik — alles Irdische und Erdgebundene ignorierend. Ob sich heute allmählich wieder die Einsicht Bahn bricht, daß man hiermit in den Fehler des anderen Extrems verfallen ist? Fast will es mir scheinen.

Jedenfalls ist der Gedichtband von *Jakob Muff*, *„Die erste Mahd"* (Verlag Otto Walter A. G., Olten), ein bedeutsames Anzeichen dafür. Schon die ersten Zeilen des ersten Gedichtes, die man dem Werk als Motto geben könnte, verraten ein Zurück auf die Erde:

> Das sind die großen, weiten Stunden,
> wo du das Glück der Erde in dir trägst.

Das Glück aber liegt bei ihm in dem bescheidenen und dankbaren Genießen der kleinen Freuden, die uns das Leben bietet, in der Kunst, „nur die Sonnenstunden des Lebens zu zählen", nicht hinaufzuschauen zu jenen, denen es besser geht als uns, sondern hinunter zu jenen, die „mit Fäusten und Nacken sich durchs Dasein schlagen":

> Sahst du noch nie
> Menschen von Leid gebogen bis auf die Knie?
> Du gestehst:
> deine Tage seien vorübergegangen
> wie ein sonniges Lächeln über Kinderwangen,
> und du wissest nichts von Wunden.

Zwei Menschen scheinen in dem Leben des Dichters eine Rolle gespielt zu haben: die Mutter, die ihm starb, und der er das Buch widmet, und ein Mädchen, das er liebte und verlor. Aber weder der Tod der Mutter noch die Untreue des geliebten Mädchens vermögen ihn ganz aus seinem bescheidenen Glück und seiner stillen



Digitized by Google

Zufriedenheit herauszureißen. Wenigstens muten sowohl die Verse, die er mit dem Sammelnamen „Mutter" kennzeichnet, als auch seine Liebeslieder an, als ob die Ereignisse für ihn in weiter, weiter Vergangenheit lägen und ihn nicht mehr berührten. Wir sind gewiß die Letzten, welche die Distanz eines Dichters von seinem Objekt als künstlerisches Manko bezeichnen, bei einem Lyriker aber steht das Ich (ganz gleich, ob es sich in erster, zweiter oder dritter Person ausdrückt) so sehr im Mittelpunkt seines Schaffens, daß diese Distanz bei ihm zu einer künstlerischen Gefahr werden kann. Ganz sicher liegt diese Gefahr bei Muff vor. Man lese nur, wie er von den Händen seiner toten Mutter spricht:

Sie waren so fein,
nun sind sie tot,
sanft erlöschend wie ein Rot.

Das sind Zeilen, die rein registrierend wirken und nicht warmmachen können, sondern das Zeug zu einer Erkältung in sich tragen.

Alles in allem aber legt man das Büchlein nicht unzufrieden aus der Hand; manch schöner Vers ist gelungen und berechtigt zu Hoffnungen. Dafür zeugt schon allein das „Heimatlied":

In Nächten, endlos weiten,
wenn mich der Schlummer mied,
dann kam, wie windvertragen,
zu mir mein Heimatlied.

Ich hört' mit leisen Sohlen
es durch mein Zimmer gehn,
als wär' es meine Mutter,
die kam, nach mir zu sehn.

Wie ganz anders als der stillglückliche Muff hat *Rudolf Habetin* in seinem *„Dunkle Blumen"* (Verlag von Otto Hillmann, Leipzig) die Leier gestimmt. „Dämmernebel drücken schwer herein" — nicht nur in seine „Vorstadtschenke", sondern auch in die Sehnsucht seiner verlorenen slavischen Heimat. Das Heimweh wirkt lähmend — auch auf den Künstler. Es läßt ihn nicht glücklich werden, selbst nicht in seiner Liebe, wo der Heimatlose wild nach Glück verlangt:

Du keckes Kind voll Übermut,
du mit dem raschen Blick,
du mit dem heißen wilden Blut,
gib mir von deinem Glück!

Aber immer wieder fühlt er sich zurückgeworfen. Trotzdem er sich manchmal genug glücklich wähnt in Umarmung und Liebe, faßt ihn plötzlich eine eisige Kälte, die an Mißtrauen grenzt. So endet das „Maienglück" mit der Strophe:

Ich fühle dich — mein Glück ist reich, ist weit,
mein sonnefremdes Herze faßt es kaum — — —
da plötzlich weckt mich meine Einsamkeit —
und Käte, Käte, alles war — ein Traum. . . .

Neben den „Tänzen" scheinen mir seine „Slavischen Klänge" am besten gelungen. Zigeunerlieder, brünstig-wild, sorgenfrei, mit Tanz und Sprung und Bajazzolachen. Es möge hier das „Slavische Wiegenlied" Platz finden, das zwar nicht so sehr wie die anderen das feuerheiße Blut sprüht, aber dafür etwas Ergreifend-Menschliches in sich birgt:

Brauner Knabe, schlafe,
still ist nun der Hain,
durch die kahlen Bäume
schaut der Mond,
der blasse Mond herein.



Digitized by Google

Träne deiner Mutter
an der Wiege wacht,
ferne eine Fiedel
weint so weh,
so weh in bleicher Nacht.

Hast noch deine Heimat,
kennst nicht unser Leid,
wirst erst später trauern
um mein Lied,
mein Lied aus alter Zeit.

Letzte Geigenklänge
sterben nun im Hain,
kleiner brauner Knabe,
schlaf' auch du,
auch du im Mondenschein.

Wo ist der Komponist, der diese musikalischen Verse in Töne setzt?
Nimmt man von den „Dunklen Blumen" Abschied, so hat man den Wunsch, der Verfasser möge den Dudelsack mit seinem Singsang von Herz und Schmerz beiseitelegen — wie viel besser versteht er, der Geige wild-wehe Lieder zu entlocken, mit Schellen zu klingeln und das Tambourin zu schlagen.
„Steil und streng" gibt sich die *Sommer-Sonette* von *Hans Brandenburg* (Haessel-Verlag, Leipzig, 2. Auflage). Die Verse sind nicht spielerisch zu lesen, sie enthalten viel Gedankliches, dem sich aber die vollendete Form überraschend anschmiegt. Nur selten und dann nur mit tastendem Finger berührt die Sonette ein Du, sondern dreht sich um das Ich:

Was pflück' ich hier? Was ist's? Was trägst du hier, mein Land?
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — Es blieb ein einzig Beet:
mein Ich!

Viel Bitterkeit, viel Trotz (die „verkannte Größe", die Schriftstellerkrankheit unserer Zeit, ist hier wohl mit im Spiel) umkreist dies Ich — und viel Selbstbewußtsein, das sich gelegentlich bis zur Überhebung steigert:

Wer ist in mir, den ich als meinesgleichen grüße,
aus dem der Rausch einbricht in bürgerliche Welt,
vor dem nichts sicher ist, vor dessen Füße
die Gattin und die Braut frohlockend niederfällt?

Oder hören wir die Vermessenheit des folgenden Dialoges, der nicht etwa zwischen Gott und Mensch, sondern zwischen zwei Liebenden geführt wird:

„Willst du", so fragst du, „mehr als mein Vertrauen?
Willst ‚Glauben', wie die Heilige Schrift ihn meint?"
„Ja," ruf ich übermannt, „laß mich ihn schauen,
und nie betrüg ich ihn, der dich mir eint."
— Da strahlt, auf Knien, dein Wesen stolzer noch:
„Die Last ist süß, und sanft wird mir dein Joch."

Mehr als solche Entgleisungen interessieren die Auseinandersetzungen des Ich mit dem Du. Der Dichter verspürt tief die Kluft zwischen Mensch und Mensch, aber der Zwiespalt ist nur da, um in Schmerz und Kampf die größere Einheit zu gebären:

Entzweiung — ja gewiß! Doch nur, doch nur,
weil Zweiheit erst erzeugt die höhere Einheit.
— — — — — — — — — — — — — — —
Entzweiung — ja, gewiß! Doch nur, weil nur
aus Höllen sich die Paradiese ringen.



Digitized by Google

Aber das Ich geht nicht unter in der Vereinigung mit dem Du. Es wächst wieder heraus in neuer Kraft und neuer Schönheit. So heißt es am Schlusse eines anderen Gedichtes, welches dasselbe Thema zu fassen sucht:

**Der Liebe Meer nimmt uns Verschlungne hin**
**und gibt gestärkt zurück nur das „Ich bin!"**

Auch das „Schicksal" spielt bei Brandenburg eine nicht unbedeutende Rolle:

**„Doch ob ihr mich segnet, ob ihr mir flucht:**
**ich hab mir mein Geschick nicht ausgesucht,**
**Schicksal zu sein — bin ihm, wie ihr, ergeben."**

Oder an einer anderen Stelle:

**Kein Wollen gilt, es gilt nur heiliges Müssen!**
**Erprobt, gefeit in tausend Schmerzgenüssen,**
**haben wir nichts denn Schicksal zu erfahren.**

Diese und andere Verse Brandenburgs streifen hart das Fatalistische, und sein Heldentum klingt leise an das Heldenideal der Antike an: Das Unabwendbare mit würdiger Ruhe und stoischem Gleichmut zu ertragen.

Der Leser wird nach der Lektüre der Sommer-Sonette ein gewisses Unbehagen nicht los. Gern geben wir gelungene Verse zu, deren Wert wir nach Gestalt und Gehalt unsere volle Anerkennung zollen. So verrät beispielsweise das Gedicht, wo Brandenburg das Verhältnis zu Natur und Geist gestaltet, eine wahre Sommerreife („Gattung, Geschlecht, Natur, ich will — du willst"). Auch kann man sich (es sei nochmals gesagt) an der guten Form erfreuen, die wohltuend berührt in unserer formlosen Zeit. Aber die Form allein macht nicht den Dichter. Ebenso wichtig scheint mir für die Beurteilung einer Dichtung der Inhalt mit der dahinterlauernden Menschlichkeit zu sein.

*

# Deutsche Übersetzungen moderner französischer Dichtungen

Von Hermann Preindl, München

IN der Aprilnummer 1924 habe ich in dieser Zeitschrift über die geistigen Hauptströmungen der neueren französischen Literatur berichtet. Wie es im Plan dieser Arbeit lag, habe ich wenig von einzelnen Werken und gar nicht von Übersetzungen von solchen ins Deutsche gesprochen. Das mag manchem für seine Zwecke als eine Lücke erschienen sein. Ich versuche, sie im folgenden einigermaßen auszufüllen, denen zuliebe, die sich mit neuer französischer Literatur durch eigene Anschauung vertrautmachen wollen, was ein sehr lohnendes Unternehmen ist, und dann denen zuliebe, die nicht Originale benutzen können, weil sie ihnen nicht erreichbar sind oder weil sie die französische Sprache nicht oder nicht genügend beherrschen oder sie nicht gebrauchen wollen, weil sie es vorziehen, auch fremde Dichtungen in ihrem geliebten Deutsch zu lesen, was ein durchaus berechtigter Standpunkt ist.

Freilich müssen sich diejenigen, die französische Werke in deutscher Übersetzung lesen, darüber klar sein, daß durch die Veränderung der Ausdrucksmittel des Erlebens, das die Dichtung darstellt, durch die Übersetzung dises Erleben selber und damit die ganze Dichtung eine Wandlung erleidet. Aber das ist nicht schlimm. Denn



Digitized by Google

jedes Kunstwerk erfährt, wie ich bei verschiedenen Gelegenheiten schon ausführlich dargelegt habe, durch die subjektiv aneignende Spiegelung im Geiste dessen, der es in sich aufnimmt, eine je nach dem Grade der Verwandtschaft des Welt- und Lebensgefühls des das Kunstwerk Schaffenden und Aufnehmenden mehr oder minder durchgreifende Wandlung; dadurch, daß ein schöpferischer, nicht bloß mechanischer Leser das Erlebnis, das die Dichtung ausspricht, nacherlebt, d. h., sein Welt- und Lebensgefühl daran steigernd, es innerlich nachschafft, wird die Dichtung sozusagen zu einem gemeinsam vom Dichter und Leser Geschaffenen und dadurch umgewandelt, auch wenn der Leser der gleichen Nation wie der Dichter angehört. Ist der Leser anderer Nation, so wird die Umschaffung eine tiefergehende sein, auch wenn er das Original liest, und auch in diesem Falle liegt seiner Lektüre, auch wenn er die Sprache noch so gut beherrscht, so was wie eine Übersetzung zugrunde. Denn allen Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen eines Menschen haftet eine Beziehung zu seiner Sprache an.

Ich übergehe die zahlreichen, leicht zugänglichen, oft recht guten Übersetzungen der Werke Balzacs, dem man doch wohl zuviel Aufmerksamkeit bei uns schenkt, Flauberts, Zolas, Maupassants und des A. France, auch die wenigen des bei uns in seiner Bedeutung kaum voll gewürdigten Bourget, um mich ganz denen widmen zu können, die von Dichtungen der französischen Neuromantiker, unseren nicht bloß temporären, sondern auch geistigen Zeitgenossen veranstaltet wurden. Sie werden gerade auch für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse sein. In Betracht kamen dabei nur Erlebnis- und Bekenntnisdichtungen, die für das geistige Leben und Streben unserer Zeit von Bedeutung sind. Ganz ausscheiden mußten die zahlreichen Unterhaltungsromane, etwa auch die des besonders von den Snobisten vielbewunderten Remy de Gourmont und des auch bei uns vielgelesenen Claude Farrère. Sie sind nicht viel besser als die oft auch von den heutigen Romanschriftstellern gering geschätzten Unterhaltungsromane des bürgerlichen Naturalismus, wie diese müßige Erfindungen müßiger Literaten und Phantasieerotiker für müßige „Kunstgenießer", werden sie, wenn einmal der Hedonismus im Verhältnis zur Kunst noch mehr überwunden ist, überhaupt nicht als Kunst und Dichtung gelten, soweit sie nicht etwa doch da und dort ein wirkliches Erleben aussprechen.

Die Entwicklung der französischen Literatur aus dem bürgerlichen Materialismus in die neue Romantik kann man konzentriert in dem Lebenswerk des *J. K. Huysmans* studieren. Seine naturalistischen Unterhaltungsromane sind heute nur für Literarhistoriker von Wichtigkeit. Eine Übersetzung von demjenigen Buch, in dem sich zuerst der Umschwung zum Religiösen ankündigt „*A veau-l'eau*" („Stromabwärts"), ist von *Else Otten* in den geschmackvollen kleinen Propyläenbüchern (Berlin) erschienen. Die beiden Übergangsromane „*Gegen den Strich*" („*A rebours*"), eine Art Bekenntnisroman und das Erzeugnis des Überdrusses am Materialismus, des Pessimismus und Ästhetentums, und „*Tief unten*" („*Là Bas*"), der Versuch eines gegen die bürgerliche Wissenschaft gerichteten, dem Spiritualismus und Okkultismus huldigenden, gern im Satanismus verweilenden modern-romantischen Romans, sind, ersterer in der Übersetzung von *Hans Jakob*, letzterer in der von *Viktor Henning Pfannkuche*, in der handlichen Sammlung „Das neue Buch" (Gustav Kipenheuer, Verlag, Potsdam) herausgekommen. Die Übersetzer waren ihren außerordentlich schwierigen Aufgaben gewachsen. Von den drei letzten großen, ganz von einem theozentrischen Welt- und Lebensgefühl erfüllten und



Digitized by Google

ausschließlich der Darlegung des Wesens des Katholizismus gewidmeten Bekenntnis- und Erbauungsromanen ist der erste, *„En route"*, der von der Mystik handelt, unter dem demonstrativen Titel *„Vom Freidenkertum zum Katholizismus"* (bei Franz Borgmeyer, Hildesheim) von *Dr. Alb. Sleumer*, der zweite, *„La cathédrale"*, der die Symbolik darstellt, von *Hedda Eulenberg* (bei Kurt Wolff, München), der dritte, *„L'oblat"*, der sich ausführlich über Liturgie ergeht, m. W. noch nicht übertragen. Diese Bücher verlangen vom Übersetzer auch sachliche Kenntnisse in den Gebieten, von denen sie sprechen. Solche besitzt offenbar *Sleumer*, aber nicht genügend *Hedda Eulenberg*. Diese hat dafür einen freieren deutschen Stil, der dem französischen Original wenigstens im allgemeinen künstlerisch besser gewachsen ist, wenn er auch von dessen Einzelfeinheiten noch genug verwischt. Hoffentlich bekommen wir bald eine Verdeutschung von *„L'oblat"*, die allen Anforderungen, die man an sie stellen muß, gewachsen ist. Von den ungemein fesselnden, kunsthistorischen und -kritischen Schriften des *Huysmans* möchte ich besonders *„Trois primitives"* empfehlen. (Ausgezeichnet übersetzt von *Stephanie Strizek* in *„Geheimnisse der Gotik: 3 Kirchen und 3 Primitive"*, bei Georg Müller, München.) Das prächtige Buch ist leider zurzeit vergriffen. Glücklicherweise ist wenigstens der für uns wichtigste Teil, der meisterhafte Grünewald-Essay, in der Übertragung von *Arth. Rößler*, die bei C. Konegen in Wien erschienen ist, gesondert zu haben.

Von den vom bürgerlichen Naturalismus zur Romantik führenden Übergangsdichtern gehören neben Huysmans *Villiers de l'Isle-Adam* und *Barbey d'Aurevilly* zu den bedeutendsten und fesselndsten Erscheinungen. Aus den Erzählungen des ersteren ist in den sehr begrüßenswerten Zweimarkbüchern des Verlags Georg Müller in München, in dem von *H. H. Ewers* alle Hauptwerke des Dichters in Übertragung herausgegeben wurden, eine gut einführende Auswahl erschienen. Von dem letzteren ist eine ähnliche Auswahl recht bald zu wünschen.

Wer sich tiefer in den Geist der modernen französischen Romantik einarbeiten will, muß sich mit der philosophischen Grundlage bekannt machen, die *H. Bergson* dafür geschaffen hat. Sein Hauptwerk, *„L'évolution créatrice"*, ist in gut lesbarer Übersetzung von *Dr. Gertrud Kantorowicz* bei Eugen Diederichs in Jena erschienen. Der Kult, der von den Anhängern dieser Philosophie mit dem Leben getrieben wird, findet besonders hinreißenden Ausdruck in *„Paroles devant la vie"* des *Alexandre Mercereau* („Worte vor dem Leben", in einem stilistisch sehr gut angepaßten Deutsch von *Paul Friedrich* im Insel-Verlag zu Leipzig 1914 erschienen). Hier macht sich in den „Worten vor der Braut, der schwangeren Frau und der Mutter" eine ethisch so hochstehende Auffasssung vom Weibe und der Liebe zu ihm geltend, wie sie in der französischen Literatur nicht allzu häufig ist. In den besonders herrlichen „Worten vor dem Dichter" sind stolze Gedanken über den Beruf des Dichters und sein gewaltiges Ausdrucksmittel, die Sprache, verkündet, wie sie ähnlich bei uns durch die Schule Stefan Georges verbreitet wurden. Von *Charles-Louis Philippe* möchte ich besonders die *„Jugendbriefe an Henri Vandeputte"* (sehr gute Übertragung von *Wilhelm Südel* im Insel-Verlag zu Leipzig, wo auch seine gesammelten Werke erschienen sind) empfehlen, die eines der packendsten, wahrhaftigsten, erlebtesten Bücher der ganzen modernen französischen Literatur bilden. Nichts gibt in die seelische Entwicklung eines geistig regen, im Gemüte bis zur Widerstandsunfähigkeit empfänglichen, grundgütigen jungen Menschen der letzten Generation in einer Großstadt so tiefe Einblicke. Reife Menschen werden auch in Philippes Romanen seine warme liebreiche Menschlichkeit überall herausfühlen.



Digitized by Google

„*Charles Blanchard*" (ausgezeichnet von *W. Südel* und *Fr. Burschell* übertragen) gibt Zeugnis davon, welch strenger künstlerischer Arbeit sich in Frankreich auch die Neuromantiker unterzogen. In dieser Beziehung einer der gewissenhaftesten und überhaupt einer der größten Dichter der neueren französischen Literatur ist *André Gide*, nebenbei bemerkt, einer der nicht sehr zahlreichen Protestanten unter den französischen Dichtern. Ein esoterisches Werk, das nur Literaten ganz zugänglich sein wird, die ähnliche Erlebnisse selber gehabt haben, ist die skizzenhafte Erzählung „*Paludes*" („Die Sümpfe"), die *Felix P. Greve* sehr subtil übersetzt hat (erschienen bei J. C. Bruns, Minden i. W.). Eines seiner beliebtesten Bücher in Frankreich und vor allem wert, auch in Deutschland bekannt zu werden, ist „*La porte étroite*" („*Die enge Pforte*", auch von *F. P. Greve* übertragen). Religiös-sittliche und künstlerische Strenge vereinigen sich hier zu einer leuchtend schönen, packenden Dichtung von ganz seltenem Seelenadel. Von bestrickender seelischer Zartheit und Tiefe ist auch die „*Pastoralsymphonie*", die erst kürzlich in vortrefflicher Übersetzung von *Bernhard Guillemin* in den schon erwähnten „Propyläenbüchern" erschienen ist. Unter den deutschen Dichtern ist *Gide* vielleicht *R. M. Rilke* am nächsten verwandt. Es war daher zu erwarten, daß ihm, der gern seine sprachliche Meisterschaft gelegentlich an Übersetzungen erprobt, auch eine Dichtung Gides übertragen würde. Seine Verdeutschung des „*Verlorenen Sohnes*" (erschienen in den „Inselbüchern"), derjenigen modernen französischen Dichtung, die ich mit am meisten liebe, ist durchaus Dichterschöpfung, in der die philologische Arbeit völlig aufgesogen ist, ist ganz magische „Sprache des Unaussprechlichen" mit dem ganzen unberührten, unverkümmerten Reiz einer im Tiefsten erlebten Originaldichtung. Beinahe ebenso meisterhafte deutsche Übersetzer wie Gide hat *Romain Rolland* gefunden. Die Übertragung des großen vielbändigen Romans „*Johann Christophe*", desjenigen Werkes der modernen französischen Literatur, das uns Deutsche am meisten angeht, von *Otto* und *Erna Grautoff*, und des „*Clérambault*", der leidenschaftlichsten Auseinandersetzung edler Menschlichkeit mit den vom Kriege auferlegten seelischen und ethischen Problemen, von *Stefan Zweig* darf zu den großen Leistungen deutscher Übersetzungskunst gerechnet werden. Das starke persönliche Ethos und die warmblütige Menschlichkeit Rollands kommt fesselnd und erhebend auch in der Biographie Tolstois, einer der sichersten Einführungen in das Wesen dieses Dichters, die von *O. R. Sylvester* übersetzt wurde, und in manchen Abschnitten des ungemein kenntnisreichen und reizvollen Buches „*Musikalische Reise ins Land der Vergangenheit*", die *L. Andro* übertrug, zum Ausdruck. Die Lektüre des auch bei uns vielgelesenen „Lebens Michelangelos" kann sich ein Deutscher schenken, da er hier doch nur aus zweiter Hand erhält, was er bei den deutschen großen Michelangelo-Biographen aus erster Hand haben kann. Noch weniger unerläßlich ist die Kenntnis des manchmal ein wenig gewaltsam humoristischen Romans „*Meister Breugnon*", den auch *Otto* und *Erna Grautoff* in einem recht gut angepaßten Stile übersetzt haben, und der neuesten Unterhaltungsromane Rollands. Alle die angeführten Übertragungen von Werken von ihm sind in der Literarischen Verlagsanstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschienen. Will man von dem literarischen Hysteriker *Suarèz* eine Probe kennenlernen, so lese man „*Fahrten des Condottiere*". (Eine italienische Reise, von *Fr. Blei* geistesverwandt verdeutscht, in Leipzig 1914 erschienen.) Man wird dann finden, daß wie der deutsche auch der französische modische Expressionismus schon vielfach recht gemacht und daher veraltet wirkt.



Digitized by Google

Von den Dichtern, deren Welt- und Lebensgefühl am umfassendsten theozentrisch geartet ist, weil es im Katholizismus eine feste Grundlage gefunden hat, die daher in ihrem innersten Wesen am meisten Romantiker sind und deshalb in ihrer Dichtung der nationalen Neigung zum Ästhetisch-bildnerischen am wenigsten nachgeben, ist wohl *Paul Claudel* der größte. Da seine Dichtungen entsprechend der geistigen Verfassung, aus der sie entstanden sind, dem Typus der reinen Erlebniskunst zum Teil ziemlich nahekommen, sind sie auch sehr schwer zu übertragen. Trotzdem hat er in Deutschland in *Jakob Hegner* einen sehr guten Übersetzer gefunden, dessen romantisches Gefühl seiner Eigenart freudig und verständig entgegenkam. Um seinem nicht leicht erschließbaren Wesen näherzukommen, eignet sich wohl am besten die in der Inselbücherei erschienene kleine Auswahl „*Aus der Kenntnis des Ostens*" und das wie eine Reihe anderer Dichtungen von ihm bei Jakob Hegner in Hellerau herausgekommene „*Geistliche Stück in vier Ereignissen und einem Vorspiel: Verkündigung*", das tiefstes religiöses Erleben erschütternd ausdrückt. Diejenigen, die sich für die beiden bedeutendsten Dichter der französischen Neuromantik, *Gide* und *Claudel*, interessieren, verweise ich auf die „*Studien*" des angesehenen Kritikers *Jacques Rivière*, die in Übersetzung von Hans Jakob 1921 bei Gustav Kipenheuer in Potsdam veröffentlicht wurden. Leichter zugänglich und in mancher Beziehung wohl auch noch sympathischer als Claudel ist *Francis Jammes*, der eine auch für deutsches Empfinden bestrickende dichterische Begabung hat. Der köstliche „*Hasenroman*" ist eine Zeitlang bei uns sehr in Mode gewesen und auch wohl etwas überschätzt worden. Kaum überschätzt können aber die kleinen Erzählungen voll intensivsten dichterischen Erlebens werden: „*Almaide oder der Roman der Leidenschaft eines jungen Mädchens*", der schwül und blendend von mächtiger südlicher Sinnen- und Sonnenglut ist, „*Röslein oder der Roman eines leicht hinkenden Mädchens*", eine unvergeßliche Geschichte voll Anmut, Edelmut und Schwermut, und „*Klara oder der Roman eines jungen Mädchens aus alter Zeit*", in dem die unberührte und darum bei jeder Berührung leicht tödlich verletzte Zartheit einer knospenden Mädchenseele mit all ihrem rührenden Zauber unnachahmlich geschildert ist. Die vier genannten Dichtungen sind in einem für feine dichterische Reize sehr empfindlichen, ausdrucksvollen und musikreichen Deutsch von *Jakob Hegner* übersetzt und in seinem Verlage in Hellerau herausgegeben worden. Für dichterische Feinschmecker erwähne ich den ungemein liebenswürdigen „*Dichter Ländlich*" (in der Übersetzung von *Claire Goll* im Rheinverlag), der reich an idyllischen und humoristischen Zügen voll Anmut ist, und verweise noch mit Nachdruck auf den „*Pfarrherrn von Ozeron*" (leider unter Weglassung des Vorwortes übersetzt von Fr. Burschell, im Dreimaskenverlag in München), eine fromme Lebensgeschichte, welche mit seelischer Zartheit, die jeder Tragik gewachsen ist, und seelischer Überlegenheit erzählt ist, aus der ein sublimer Humor erblüht. Die franziskanische Lebensstimmung, die hier herrscht, ist naiver, weniger literarisch-sentimentalisch als die im „Hasenroman". Wie in diesem Priesterleben ist in dem Roman „*Der Geopferte*" von *E. Baumann* (ausdrucksvolle Übertragung von *Fr. Faßbinder*, im Verlag Dr. Fr. Filser, Augsburg) das dichterische Erleben ganz aus dem Katholizismus geschöpft: Dieser ist hier geradezu das Thema, das mittelbar durch die Erzählung einer schließlich in dem reinsten, edelsten Theozentrismus einmündenden Lebensentwicklung gestaltet ist.



Digitized by Google

# „Rein muß das Herz des Sängers sein"

## Erwägungen zu der „menschlichen und dichterischen Reinheit" bei Wilhelm Schmidtbonn

ALS Wilhelm Schmidt aus Bonn am 6. Februar 1926 seinen 50. Geburtstag feierte, brachten ihm achtzehn seiner Freunde, Literaten von höherem und niederem Range, ihre Grüße und Glückwünsche in der Gestalt eines Büchleins dar, um so „den Meister vom Rheine" zu ehren. („Chor um Schmidtbonn." Zu Wilhelm Schmidtbonns 50. Geburtstage. Herausgegeben von Herbert Saekel. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 77 S. Kart. 1 Mk.) Diese Gabe sollte keine biographische, kritische und literarhistorische „Würdigung" sein, wie es wohl sonst bei solchen Anlässen zu sein pflegt, diesmal sollte der Dichter nicht bei lebendigem Leibe seziert, sollte sein Werk und Wesen nicht analysiert werden, um daraus die Bilanz zu ziehen, sondern diese Schrift sollte ein „duftender Strauß von Freundschaftsgrüßen" sein, sollte von Wilhelm Schmidtbonn Zeugnis ablegen, von dem Menschen und dem Freunde.

Und viel Gutes ist da wahrlich über ihn verraten worden: Die einen loben ihn als den unwandelbar deutschen Menschen mit der männlichen und starken, aber auch kindlichen und gläubigen Seele, die anderen sehen den einsamen und verschlossenen, aber gütigen und liebenden Mann in ihm, wieder anderen gilt er als der „gotische Mensch, eckig und ungebärdig, obwohl von unirdisch-gläserner Zartheit, arm anscheinend und Reichtum verschwendend, stumm und voll unterwühlender Inbrunst".

Trotzdem nun das Büchlein nur dem Menschen gelten will, so wird doch auch viel über den Dichter gesagt. Wie wäre das auch anders möglich, da doch die Dichtung dem Menschen entspringt, und so mit dem Menschen der Dichter und mit dem Dichter der Mensch gekennzeichnet ist! Fast will es so scheinen, als ob das Lob auf den Dichter stärker sei als das auf den Menschen. Alle, die sich zu Worte melden, stimmen für Schmidtbonns bedeutende dichterische Begabung, zeugen für seine erstaunlichen lyrischen, dramatischen und epischen Fähigkeiten und bürgen für die Schönheit und Pracht seiner Sprache, für die farbige Lebendigkeit seiner Bilder und für die glutvollen Tiefen seiner Empfindungen.

Von alledem läßt sich gewiß nicht viel abstreiten, aber über allem Lobe haben die Freunde eins vergessen: den Freund auf einen großen Fehler an seinen Werken aufmerksam zu machen, auf den Mangel an Reinheit und an sittlicher Tiefe. Auf aller Lippen liegt die Klage, daß dieser wirklich große, rheinische Dichter seinem Volke viel zu wenig bekannt sei, daß ihm die Gunst des Volkes fehle, daß eine gewisse Mißachtung der Literaten an ihm hängengeblieben sei. Aber kein einziger der Freunde nimmt die königliche Pflicht der Freundschaft wahr, zu dem Freunde Schmidtbonn zu sagen: „Das bist du doch nur selber schuld. Wie könntest du Menschen mit einer edlen und hohen Seele und mit Empfänglichkeit für die Reize der Sitte und der Tugend gewinnen, wo du ihnen jegliche Freude an deinem großen dichterischen Vermögen durch deine leichtsinnige Lebensauffassung und durch deine maßlose, ekelhafte Erotik unmöglich machst! Suche die Schuld bei dir und nicht bei dem Volke!"

Doch so gut meint es keiner mit dem Freunde, so aufrichtig ist keiner zu ihm.



Digitized by Google

Im Gegenteil, man preist sogar Schmidtbonns unantastbare „menschliche und dichterische Reinheit". Wie kann man nur so unehrlich sein! Wo ist — *„Raben"* und *„Das Glücksschiff"* ausgenommen — diese so laut gepriesene Reinheit zu finden? Vielleicht in Schmidtbonns Prosawerken: *„Uferleute"*, *„Der Wunderbaum"* oder *„Heilsbringer"*? — vielleicht in seinen Dramen: *„Mutter Landstraße"*, *„Der Graf von Gleichen"*, *„Hilfe"*, *„Ein Kind ist vom Himmel gefallen"*, *„Der spielende Eros"*, *„Die Stadt der Besessenen"* oder *„Der verlorene Sohn"*? — oder vielleicht in seiner Lyrik: *„Lobgesang des Lebens"*? Wollte man das behaupten, dann müßte schon Dekobra als Sittenrichter darüber entschieden haben.

Wer in den früheren Werken Schmidtbonns vergebens nach Anstand und Reinheit sucht, der wird sie auch in seinem letzten Buche, mit dem er sein Volk zu seinem 50. Geburtstage „beschenkte", nicht finden, in den *„Geschichten von den unberührten Frauen"*. (Schmidtbonn, A.: „Die Geschichten von den unberührten Frauen". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1926. 8°. 245 S. Geb. 5,50 Mk.) Zwar schreibt der sonst ernste und hochstehende Verlag über dieses „Geschenk": „In strahlendem Glanze leuchtet ihm (Schmidtbonn) das Phämomen der Liebe, das er in den kostbaren, kleinen Lebensbildern seines neuesten Buches: ‚Die Geschichten von den unberührten Frauen' zu packen sucht." Und ein anderes Mal heißt es von diesem Danaergeschenk: „Entzückend pointiert, launig und geistvoll, beziehungsreich reihen sich die Geschichten aneinander zu einem Geschmeide, dessen einzelne Perlen den dunkleren oder lichteren Glanz der Erfahrung tragen." Wie kann man so etwas über ein Buch sagen, worin der Liebe reinstes Wesen mit Brunst verwechselt wird! Es handelt sich nämlich nicht um den Preis der Unbefleckten, was man nach dem Titel annehmen könnte, sondern um Erzeugnisse einer überstarken Sinnlichkeit, zum großen Teil um einfache Schund- und Schmutzstücke, in denen die wilde Lust von Begierde zu Genuß taumelt, um im Genusse nach Begierde zu verschmachten. Die Darstellung des Niedrigen und Gemeinen geht manchmal bis zum Ekel und Abscheu. Kommt es auch nicht immer bis zum Besitz der „Unberührten" Schmidtbonnscher Prägung, so deshalb nur, weil dadurch die Beute um so sicherer wird. Klingen die Kapitel gegen Schluß auch an Verzicht und Entsagung an, so doch nur aus Übersättigung und Überdruß, nicht aus Überwindung. Es ist schade um dieses Buch, das rein literarisch genommen, sicherlich eine Leistung ist. Schade um diese Kunst der Darstellung, die zwar mit allen Mitteln des Naturalismus geschult ist, aber nirgends im Naturalistischen steckenbleibt, sondern überall beseelt und von einem Hauche feiner Romantik überzogen ist! Schade um diese volksliedhafte und musikreiche Schönheit dieser singenden und klingenden Sprache! Schade, daß ein so schönes Gefäß einen so elenden Inhalt umschließt! Glücklicherweise hat Schmidtbonn auch noch Freunde, die es aufrichtiger und ehrlicher mit ihm meinen als jener „Chor", die in ihrem Lobe nicht blind und in ihrem Tadel nicht ungerecht sind. Zu ihnen hat sich Dr. Heinrich Saedler mit seinem jüngsten Werke gesellt, in dem er Schmidtbonns Leben einfach aufzeichnet und Proben aus seinen Werken bietet. (Saedler, Heinrich: „Wilhelm Schmidtbonn. Auswahl und Einführung". Führer-Verlag, M.-Gladbach o. J. Gr.-8°. 113 S. Geb. 3 Mk.) Auch Saedler kargt nicht mit Lob auf die ursprüngliche und volkstümliche Art des Dichters. Aber er steht auch nicht davon ab, immer wieder die unerquicklichen Motive, die sinnliche Schwüle, die aufwühlende Leidenschaft, die aller Sinnenlust zu zügellos nachgebende Behandlung des



Digitized by Google

Geschlechtlichen und die breit ausgemalte, schrankenlose Genußsucht und Wollust zu tadeln. Hier spricht ein wahrer Freund.
Ein noch offeneres Wort wagt Dr. Froberger in dem jüngst erschienenen, nicht hoch genug zu schätzenden „*Literarischen Ratgeber des Borromäus-Vereins*". Nach einer Zulassung der beiden Bücher: „*Raben*" und „*Das Glücksschiff*" sagt er wörtlich: „Leider können die anderen Werke des Dichters, sowohl die prosaepischen als auch die dramatischen oder der Lyrikband: „*Lobgesang des Lebens*", vielleicht mit alleiniger Ausnahme des besten seiner Dramen: „Der Zorn des Achilles", in keiner Weise empfohlen werden. Die Freude an dem starken epischen und dramatischen Können wird gründlich verdorben durch die rein diesseitige Lebensauffassung des Dichters und seine ungezügelte, wilde Erotik, die in der Wahl wie in der Behandlung des Stoffes dann und wann geradezu anekelt. Des Dichters starke Phantasie schwelgt förmlich in der Ausmalung wüst erotischer Szenen."
Hart ist diese Rede wohl, aber sie ist wahr. Es geht wirklich nicht an, dem Volke auf goldenen Schalen Schund darzureichen und sich dann noch zu wundern, wenn keiner zulangen will. Gibt es doch auch keinen bildenden Künstler, der seine Werke aus Schmutz zusammensetzte und die Welt zur Bewunderung aufriefe, sich aber noch beklagte, wenn niemand zum Staunen käme.
Wie traurig ist es, daß dieser „große, rheinische Dichter", dieser „Meister vom Rheine", so das eigentliche Ziel der Dichtkunst und damit aller schönen Künste verkennt: die Veredelung des Menschen und seine Erziehung zur Würde der Menschheit! So faßte nämlich Friedrich von Schiller den erhabenen Zweck aller Kunst auf. Vielleicht gehört er nicht zu den „wenigen ganz großen Dichtern und Menschen aller Zeiten", wozu Erich Mosse den Freund Schmidtbonn krönt, aber er war auf alle Fälle ein erleuchteter Geist, ein großer Verkünder seines Volkes und ein mutiger Streiter für Reinheit und Sitte. Und sein Wort über die Dichter und Künstler soll bestehen:

**Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,**
**Bewahret sie!**
**Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!**

**Hubert de Reuter**

*

# Die fremden Blumen

Und des Südens Frühlingswehen
sandte nordwärts seinen Schimmer.
Blühende Mimosen stehen
Gelb und still in meinem Zimmer.

Wenn die andern Blumen plaudern,
müssen jene Fremden schweigen —
Können nur mit leisem Schaudern
furchtsam ihre Köpfe neigen.

Abends doch, wenn müde alle
mit dem Tage schlafen gehn,
bei dem letzten Sonnenstrahle
die Mimosen auferstehn.

Regen sich und strömen süße
Düfte in den Abend aus:
Gleich als atmeten sie Grüße
Nach dem Süden zu, nach Haus.

**Wolff Bloß**



Digitized by Google

# Ein Zeitgedicht

## Zu einer neuen Übersetzung der „Göttlichen Komödie"

Von Gottfried Hasenkamp

1321, am Fest der Kreuzerhöhung, ist Dante zu Ravenna aus diesem Leben geschieden. 1921 feierte das Abendland die 600. Wiederkehr des Tages, an dem er die Reise in die Ewigkeit angetreten hat, jene Reise, die sein erhabenes Gedicht uns im Geiste vorwegnehmen läßt. Dante und sein Werk, von vielen genannt und gelobt, wenigen aber bekannt, wurden Gegenstand zahlreicher Feiern und Ehrungen. Benedikt XV. widmete ihm eine eigene Enzyklika. Die Literatur über Dante wurde um manche Schrift vermehrt, wenn auch nicht immer bereichert. Aber trotz allen Aufhebens ist zu bezweifeln, ob seine Werke bekannter geworden sind, ob vor allem die „Göttliche Komödie" seitdem auch in Deutschland jenen Leserkreis gefunden hat, auf den sie Anspruch erheben kann.

Man hat Dante als den Verbinder von Mittelalter und Neuzeit in der Dichtung hingestellt und in seinem Werke dichterische Werte gefunden, durch die er, wie Stefan George mehr prunkvoll als deutlich sagt, „für jedes in Betracht kommende Volk (mithin auch für uns) am Anfang aller neuen Dichtung steht". Bei aller Begeisterung für das „Dichterische" an Dantes Gedicht spürt man doch so etwas wie eine geheime Scheu, die sich bis zur uneingestandenen Feindschaft steigert, gegenüber dem „Mittelalterlichen" heraus. Und wenn man näher zusieht, so wird man oft genug finden, daß diese Begeisterung einen Mangel an Willen zudeckt. Man möchte sich gar nicht ernstlich auf die konkrete Fülle des Danteschen Gedichtes einlassen. Der Stolz des modernen Menschen auf das, was er dem Mittelalter voraus hat, mag sich mit seiner Unkenntnis über das, was er seitdem verloren hat, und der Hilflosigkeit gegenüber einer fremden geistigen Welt in die Schuld an dieser Haltung teilen. Das abschließende Urteil ist dann, daß Dante zwar ein großer Dichter gewesen, aber daß er doch keinesfalls mehr zeitgemäß sei. Es wäre natürlich falsch, die Zeitgebundenheit der „Göttlichen Komödie", in der wie in einem unendlich tiefen und klaren See die Ströme Dantescher Dichtung zusammenfließen, bestreiten zu wollen, soweit es sich um Einzelheiten handelt. Vieles ist nur aus der zeitlichen Perspektive heraus zu verstehen. Die Urteile, die Dante über Zeitgenossen und Menschen vergangener Zeiten abgibt, haben für uns nicht mehr die aktuelle Bedeutung, die sie für den Dichter und seine Zeit hatten. Die Höhe der ethischen Haltung, die ihnen zu Grunde liegt, wird uns ersetzen müssen, was uns an lebendiger Beziehung zu diesen Einzelheiten fehlt. Die staatlichen Verhältnisse haben sich seit Dantes Zeiten grundlegend verändert, und es wird heute kaum einen Menschen mehr geben, für den die Staatsauffassung des großen Florentiners noch jenes absolute Gewicht besäße, wie für ihn selbst und manche seiner Zeitgenossen. Aber das Wort Gottes und die ihm im Heiligen Geiste vermählte Kirche sind dieselben geblieben, und mit ihnen steht die Himmel und Erde umspannende Wahrheit der „Göttlichen Komödie". Der Streit um Dantes Zeitgemäßheit läuft also auf die Wahrheitsfrage hinaus, aber auch hier noch wird man die Einschränkung machen müssen, daß die Einkleidung der christlichen Wahrheit bei Dante eine spezifisch mittelalterliche ist in ihrer theologischen und philosophischen Terminologie. Wir sollten jedoch in Hinsicht auf diese Tatsache



Digitized by Google

nicht allzu selbstbewußt denken, denn bis auf den heutigen Tag hat es keinen Dichter gegeben, der in einem Zeit und Ewigkeit umspannenden Gedichte eine solche Fülle und Tiefe der Anschauung mit einer so durchsichtigen Gestaltung zu vereinen gewußt hätte wie Dante. Es ließe sich eine dichterische Form denken, die dem modernen Menschen den Zugang zu dem Gehalt der „Göttlichen Komödie" — soweit er überhaupt ablösbar ist von ihrer Gestalt — von der natürlichen Seite her leichter machen würde, als Dante selbst es tut. Aber sie ist bis heute nicht vorhanden, und deshalb wird es besser sein, die geistige Glut der Anschauung Dantes hinter seiner dem Verständnis des modernen Menschen nicht immer leicht zugänglichen Form zu suchen, als daß wir unsere Begriffe über die Möglichkeiten der Dichtung bei solchen Dichtern bilden, bei denen jenes „Dichterische" zwar in Hülle und Fülle vorhanden ist, deren Entfernung von der geoffenbarten göttlichen Wahrheit aber zugleich das Maß ihrer Unverbindlichkeit bestimmt. Das göttliche Wort, in dem Himmel und Erde gegründet sind, ist es, das die „Göttliche Komödie" heute wie zur Zeit ihres Entstehens zeitgemäß sein läßt, weil seine Ordnung und Schönheit in so wunderbar lichtvoller Weise widerstrahlen aus ihr. Seine ewige Schönheit läßt es um so zeitgemäßer erscheinen, als sie bis auf den heutigen Tag niemanden gefunden hat, der sie gleich tief und umfassend besungen hätte. Darum ist die „Göttliche Komödie" auch heute noch ein *Zeitgedicht*.

Der Deutsche wird im allgemeinen den Weg zu Dante nur über eine *Übersetzung* finden. Hierbei wird ihm manches verlorengehen, aber eine gute Übersetzung wird ihm dennoch das geistige Licht und die Quellen der Symbolik, welche die „Göttliche Komödie" erfüllen und durchströmen, erschließen können. An Übersetzungen ist nun kein Mangel, wenn es auch nicht viel gute unter ihnen gibt. Da wird man sich fragen, ob der Mut, mit dem *August Vezin* jetzt als nachträgliche Ehrengabe zum Dantejubiläum eine *neue Übersetzung* der „Göttlichen Komödie" vorlegt[1], nicht an Vermessenheit grenzt. Man wird von vornherein zugeben, daß das Äußere des Buches besticht. Ein gewählter Zweifarbendruck auf edlem Papier und ein vornehmer Leineneinband empfehlen sich dem Auge. Außerdem hat Vezin seinem Buche eine gründliche Einleitung vorausgeschickt, die mit ihren reichlich 250 Seiten allein schon den Umfang eines normalen Buches hat und den Leser im großen und kleinen mit allem bekannt macht, was für ihn zum Verständnis Dantes und der „Göttlichen Komödie" notwendig ist. Ferner geht jedem Gesange eine zusammenfassende Übersicht voran, die ein tieferes Verständnis ungemein erleichtert, und außerdem hat Vezin für den, der sich eingehend mit Dante befassen will, die betreffenden Parallelstellen aus der Heiligen Schrift und den geistlichen und weltlichen Schriftstellern unter dem Texte beigefügt. Endlich wird die Einführung durch einen Anhang ergänzt, in dem der Übersetzer noch zu verschiedenen Fragen der Lebensgeschichte Dantes Stellung nimmt und seine Ausführungen durch Übertragungen aus anderen Werken Dantes vertieft. Er gebietet auch über die für einen Danteübersetzer unerläßliche Vertrautheit mit den theologischen Grundlagen der „Göttlichen Komödie". Aber bei allem Wert, den die genannten Vorzüge in sich haben, kann doch nur die *Übersetzung selbst als deutsches Sprachwerk* die Drucklegung eines so kostspieligen Buches rechtfertigen, dessen Kauf für manche ein kleines Opfer bedeuten wird. Man darf sagen, daß Vezins Übersetzung diese Rechtfertigung in sich trägt.

[1] *Dante Alighieri*: „*Die Göttliche Komödie*". Übersetzt und erläutert von **August Vezin**. 1123 S. Brosch. 25 Mk., in Gzl. 28 Mk. Verlag Kösel & Pustet, München 1926.



Digitized by Google

Er hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht. Es ist keine Kleinigkeit, Dantes Terzinen in deutsche umzuformen, ohne sich Nachlässigkeiten zu gestatten. Für die hohe Einschätzung des *geistigen Wertes der Form* als solcher, die hinter diesem Bemühen steht, wird man dem Übersetzer dankbar sein müssen. Gewiß konnte es nicht ausbleiben, daß mancher Vers gebrochen klingt; denn die Klangfülle des Urtextes läßt sich einfach nicht eindeutschen. Solche Unebenheiten muß man als Spuren eines mutigen Kampfes um die Reinheit der Form auffassen, der an sich schon Vezins Übersetzung über andere hinaushebt. Im allgemeinen ist es ihm aber gelungen, eine sehr lesbare Übersetzung zu schaffen. Andere mögen über eine stärkere Sprachkraft verfügen. Dafür hat Vezin seine Übersetzung, die eine gepflegte und sorgfältige Sprache aufweist, von jeder ästhetischen Verschleierung freigehalten. Dieser Vorzug ist gerade bei einer Danteübersetzung, die mit einer einseitigen Hervorkehrung des „Dichterischen" nur entstellt würde, nicht leicht zu hoch eingeschätzt.

So ist der Gesamteindruck ein ausgesprochen günstiger und Vezins Übersetzung wohl geeignet, den modernen Leser tiefer mit Dante und seinem großen Gedicht bekannt zu machen. Ihr besonderer Vorzug ist die *Reinheit und Strenge der Form*, die bei Dante einen so tiefen Sinn hat. In seinen heiligen Terzinen fügen sich ja in steter Folge drei Reime zur Einheit, aus der von neuem die Dreiheit hervorgeht. So singt er im Gleichnis der Form unaufhörlich das Lob Gottes, des Einen und Dreifaltigen, und nicht zuletzt um dieses aus der Reinheit der Terzinen seiner Übersetzung aufklingenden Gotteslobes willen findet hoffentlich auch die formstarke Übersetzung Vezins einen lebendigen Widerhall in unserer Zeit.

*

# Zu unserer Kunstbeilage

## Von Dr. Gert Buchheit

**Max Klinger, Simplicius.** — Einen Hymnus auf die Geheimnisse der deutschen Landschaft könnte man Klingers Simplicius-Radierungen nennen, einen Hymnus auf die Seele des deutschen Waldes, der, jahrhundertelang unbetreten und unerprobt, erst durch Dürers Zauberhand bildhaft geworden ist und damit allen träumenden Deutschromantikern für immer augen- und seelenhaft sichtbar blieb. Der deutsche Wald ist der Born, aus dem unsere alten Sagen und Märchen emporsteigen, der Raum, in dem Wünschelrute und Zaubersprüche, Zwerge und Nixen, behexte Prinzen und Dornröschen, Unke und Nickelmann ihr zärtlich oder unheimlich Wesen treiben, die Atmosphäre, die wie ein alles umfassender Atem Nachtigallenschlag und Mondschein, Sommernacht und Frühlingsreigen umweht. Und doch — Klingers Bildzeichen sind mehr und weniger als ein Hymnus auf die deutsche Waldesnatur. Was sie von allen reinen Naturbildern sondert, ist der großartig düstere Stoff des Simpliciusmythus, der die erste Anregung gegeben hat. Über die Jahrhunderte hinweg, die Rousseaus Naturverehrung, Goethes Natursentimentalität, Tiecks Naturphantastik erlebt haben, reicht ein philosophischer Künstler einem philosophischen Dichter die Hand. Was sie trennt, ist die ganze Breite ihres Bildungserlebnisses, die seelenzerstörende Macht eines materialistischen, pessimistischen Jahrhunderts. Denn Klinger ist im tiefsten Grunde seines Wesens Pessimist — stärker als Rodin, der trotz innerster Trauer sein Zeitalter bejaht, stärker als Rilke, der in östlicher Religiosität die Erlösung seines aus Resignation geborenen westlichen Formalismus findet.

Klinger, grüblerisch, unbefriedigt, spekulativ, liebt einen aphoristischen Nietzschestil und mit ihm all das Doppelsinnig-Geistreiche, Überspitzte und Wirkungssüchtige. Bei der Betrachtung der vier Simpliciusbilder, des alten verhutzelten Einsiedelmannes, der den Jungen die Schreibekunst lehrt, des verzweifelten Simplicius, der beim Anblick des Todes das Ende des Waldfriedens erlebt, der raubenden Soldaten, die einbrechen in ein gehegtes Land — misère de la guerre —, da überkommt uns nicht nur das Wissen um das Dämonische deutscher Waldlandschaft, sondern eine leise Trauer wird in uns wach, weil wir keine Lösung



Digitized by Google

sehen, die auf ein Göttliches hinweist — wie es der Meister des Simplizissimusromans in seinem Werk getan.

Klinger hat nicht den Weg des jungen, regsamen Menschenkindes zum reifen Manne zeichnen wollen, er gab Impromptus, künstlerische Phantasien, und das genügte ihm. Der andere aber, eingereiht in den ungeheuren Rhythmus seiner Zeit, von geschichtsbildendem Geiste erfüllt, wollte mehr: er schuf, wie später Goethe und Keller, eine Weltanschauungsdichtung ganz großen Stils, gab das erschütternde Bekenntnis eines nach Erlösung ringenden Menschen, eben des Simplicius Simplizissimus, der kein anderer ist als Grimmelshausen selbst, der lange Verkannte, noch heute vom Zwielicht des Zweifels umdämmerte Konvertit. Kein Wunder, daß sich um einen solchen, abseits vom gewöhnlichen Pfade Wandelnden der Streit der Meinungen erhebt, daß zwei Konfessionen versuchen, ihn für sich in Anspruch zu nehmen.

Für den Tatsachenmenschen, der nicht hinter den Phänomenen zu lesen versteht, genüge der äußere Abriß des Lebens: ein buntes Wechselspiel von Eignungen, Schickungen und Berufungen, Soldat, Beamter, freier Wanderer und Schriftsteller, umschließt dessen Ring. Zuletzt das unfragwürdige Ende, das uns — nach Ausweis des Totenscheines — den früheren Protestanten als Katholiken zeigt.

Einsam wie der Held steht auch das Werk vor uns. Mit seiner Vollendung hat sich der Schöpfer im vollen Sinne des Wortes „zu Ende" gesungen. Denn seine übrigen Poetereien bleiben im Stile der heroisch-galanten Romane jener Zeit. Was ihn einzig und durch Einzigkeit unersetzlich macht, ist allein der „Simplizissimus", unter den Schriftzeugnissen des europäischen Geistes am ehesten „Guliver", „Don Quixote" und „Robinson" vergleichbar, deren Urheber wir nur einen großen Wurf verdanken. Was ihn für uns Deutsche — über diese Tatsache hinaus — notwendig erscheinen läßt, ist die weite Weltschau, die uns aus seinen Worten kund wird. Einen vielgestaltigen Kosmos sehen wir in tausenderlei Brechungen aus dem großbogigen Werke emporsteigen. Das persönliche Weltbild eines Einzelnen weitet sich zu allgemein-menschlicher Lebensweisheit. Diese ist streng individualistisch, denn in ihr handelt es sich um die Ruhe der Einzelseele. Nicht das Ideal der staatlich eingeordneten, harmonisch gebildeten Persönlichkeit schwebt Grimmelshausen vor. Dem allzeit unfertigen, „werdenden" Nordmenschen bleibt der Strebende, Ringende, nie oder nur spät zum Ausgleich gelangende Mensch Sinnbild eignen Welterlebens. Parsival und Faust steigen vor unsern Blicken auf wie *ein* Geschlecht und enthüllen uns so das Bildungsideal unseres Volkes in seinen geschichtlich entscheidendsten Epochen.

# Neue Bücher

## *Literaturwissenschaft*

*Aronstein, Philipp*: *„Oscar Wildes Werke in fünf Bänden"*. Deutsche Bibliothek, Berlin.

Der bestens bekannte Anglist legt uns hier erneut seine frisch anregende, wissenschaftlich fundierte Gesamtausgabe von Wildes Werken in deutscher Übertragung vor. In der Einleitung nimmt er den Werken Wildes gegenüber weder die Stellung des moralisierenden Tugendrichters noch die des wohlmeinenden Apologeten ein, sondern er sucht vor allem den intelligiblen Menschen zu erkennen im Sinne des ruhigen und sympathischen Beobachters. Die Verdeutschungen der Gedichte, Dramen, Essays, Erzählungen stammen von verschiedenen Übersetzern und lassen nichts zu wünschen übrig, was die Treue gegen das Original und die Schönheit des sprachlichen Ausdrucks angeht. Die Lektüre dieser Übersetzungen läßt aber wieder erkennen, daß der Kritiker Wilde den Dramatiker überleben wird trotz des in Europa immer noch nicht ganz überwundenen Wilde-Fiebers. Die Ausstattung der fünf Bände ist sehr geschmackvoll. *Dr. Karl Arns.*

*Bornstein, Paul: „Der junge Hebbel"*. Wesselburen. Lebenszeugnisse und dichterische Anfänge. Erich Reiß, Berlin 1925. 2 Bde. Gr. 8°. 299 u. 262 S.

Das Leben des jungen Hebbels ist nicht nur psychologisch, sondern auch entwicklungsgeschichtlich bedeutsam. Die Geschichte kennt keinen zweiten großen Dichter, der schon in der Jugendzeit gegen so ungeheure Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte wie der Wesselburener Tagelöhnersohn. Armut und Not, Entsagung und Entbehrung, eine harte Erziehung daheim und das Mißtrauen des Vaters drückten ihn vielleicht nicht so schwer nieder wie der verfehlte Beruf eines Schreibers beim Kirchspielvogt seines Heimatortes, der den ungemein begabten und wissensdurstigen jungen Menschen verkannte und, wie er glaubte, gar verachtete. Bornstein hat indes die allzu harten Züge des Bildes, das der Dichter später von Mohr gezeichnet hat und das von den Biographen übernommen worden ist, etwas gemildert. Die dunklen Schicksalsmächte hatten H. aber nicht niederzuringen vermocht. Aus der Enge arbeitete sich sein eiserner Wille empor. Aus der Dumpfheit und Dämmerung strebte er zum Lichte. Und damit berühren wir die andere



Digitized by Google

Seite des Problems: Hebbel war schon beim Verlassen Wesselburens nach einem Selbstbekenntnis in gewissem Sinne der Fertige. Daher interessiert uns diese Periode besonders.
Mit Fleiß und Sorgfalt hat der Verfasser alles Wissenswerte zusammengetragen. Das Lebensbild des jungen Dichters ersteht aus „verstreuten Selbstzeugnissen" (Tagebuchaufzeichnungen, Briefen und Notizen des späten Hebbels), „zusammenfassenden Berichten" (Autobiographischen Briefen und Stammbuchblättern) sowie „zeitgenössischen Erinnerungen". Die einzelnen Phasen der Entwicklung sind nach sachlichen Gesichtspunkten dargestellt.
Der II. Band ist dem werdenden Künstler gewidmet. Alle Dichtungsgattungen sind vertreten. Eine ganze Reihe wertvoller Stücke offenbaren schon den Meister. Hebbels Geist spricht fast aus allen Zeugnissen. Von Stellen, die das katholische Empfinden verletzen könnten, sind die vorgelegten Dichtungen durchweg frei. Einige sind sogar von hohem sittlichem Ernst getragen und bekunden den Glauben an die Vorsehung. Das mit einem reichen kritischen Apparat ausgerüstete Werk zeugt von der strengen Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit des Verfassers.

*K. Berger.*

*„Hölderlins Werke".* Herausgegeben von Hans Brandenburg. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bände. 8°. 526 und 542 S. In Leinen geb. 8,50 Mk. Bibliographisches Institut, Leipzig o. J.
Während die großen kritisch-historischen Ausgaben der Hölderlinschen Werke von Franz Zinkernagel und von Norbert von Hellingrath (fortgesetzt von Friedrich Seebaß und Ludwig von Pigenot) allen Ansprüchen der gelehrten Welt genügten, fehlte bislang noch eine Ausgabe, die aus den Ergebnissen jener doppelten Textforschung das ausgewählt geboten hätte, was von Hölderlins gesamtem Werk für einen größeren Leserkreis in Frage kommt. Hier ist diese Ausgabe von Hans Brandenburg trefflich besorgt. Das Ziel ist erreicht: durch den Text, durch die Einleitung und durch die Erläuterungen ein Gesamtbild des Dichters zu geben, der selbst die Schuld daran trägt, daß sein Werk nicht vollendet wurde, und daß das Vollendete nicht eher wirklich zu Tage trat.

*H. de Reuter.*

*Schiller, Friedrich: „Gestalt und Gedanke".* (Bücher der Bildung, 16. Band.) Auszüge aus Schillers historischen sowie philosophischen und kritischen Schriften. 8°. 272 S. A. Langen, München 1925.
Der erste Teil enthält Charakterbilder namentlich aus dem „Abfall der Niederlande" und dem „Dreißigjährigen Krieg". Auch heute noch verfehlt der große Dichter mit seiner farbigen und lebensvollen Darstellung der Massenszenen seine Wirkung nicht. Die im zweiten Teil gebotene Auslese birgt Schätze von tiefen und dauernden Gedanken, die das Bild des gewaltigsten dichterischen Interpreten Kants stets festhalten. Ein kurzes Nachwort von Tim Klein unterweist treffend über das künstlerische Schaffen Schillers.

*J. K.*

*Strich, Fritz: „Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit".* Ein Vergleich. Meyer & Jessen, München 1924. 2., verm. Aufl. Gr.-8°. 411 S. Brosch. 6,50 Mk., geb. 8,50 Mk.
In zweiter Auflage erschien Fritz Strichs Buch: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Wenn auch der Untertitel übertrieben ist, so gibt er doch die Grundthese des ganzen Werkes in der kürzesten Fassung wieder, die durch das ganze Buch festgehalten und streng durchgeführt wird. Nocheinmal muß gesagt werden, daß Strich durch seinen Vergleich ganz erhellende Schlaglichter auf die Werke der Klassik und auf die Dichtungen der Romantik wirft. Aber es bleibt auch dabei, daß sein Werk im einzelnen überall anfechtbar ist, daß er seine Gegenüberstellung fast bis zum Dilemma treibt, daß er damit sich und jedem Beurteiler unzulässig und bis zu einem bedenklichen Grade, ja, sogar bis zur Willkür Zugeständnisse macht. Strich ist mit seinem Buch von der deutschen Klassik und Romantik ein Beispiel von besonderer Bedeutung dafür, daß der Literaturbetrachtung auf geistesgeschichtlicher Grundlage doch zu häufig die objektiven Maßstäbe fehlen, im Gegensatz zu der philologischen und literarhistorischen Schule, die so häufig zu Unrecht geschmäht wurde und wird.

*Hubert de Reuter.*

*„Die Gräfin Tolstoi und Frau Dostojewskij."* Mit einer Einführung von Prof. J. J. Eichenwald und zwei Bildern. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt von Engel & Torche, Berlin 1926. 8°. 254 S. Geh. 4,— RM., Gzl. 6,— RM.
Mit liebevoller Sorgfalt unternimmt ein feinsinniger Gelehrter die Übermittlung der näheren Kenntnis und Erkenntnis zweier Frauen, die in der gesamten Weltliteratur mit an erster Stelle genannt zu werden verdienen. Die Selbstbiographie der Gräfin Tolstoi und einen Auszug aus den Aufzeichnungen der Gattin Dostojewskijs formt er zu einem Ganzen, indem er selbst ein Charakterbild der beiden Gattinnen hinzufügt. Wie er in der Einführung betont, ist ihm vor allem daran gelegen, die Gattin Tolstois gegen die Anklagen zu verteidigen, die vornehmlich von seiten der Freunde Tolstois gegen sie erhoben worden sind. Sein ritterliches Vorgehen verdient gewiß Anerkennung, doch bietet die Selbstbiographie der Gräfin Tolstoi, im hohen Alter als eine Art Selbstverteidigung niedergeschrieben, nur eine schwache Rechtfertigung gegenüber dem Vorwurf, Hauptschuld getragen zu haben an der Tragödie ihrer Ehe mit dem Dichter.



Digitized by Google

Sie kann nur verlieren bei der Gegenüberstellung mit der zweiten Dichtersgattin, aus deren schlichten, bescheidenen Zeilen eine Heldin spricht, weniger bedeutend vielleicht an Geistesgaben, dafür aber ihrer Schicksalsgenossin zweifellos überlegen in der tiefsten Erkenntnis und Erfassung ihrer Aufgabe. *Ch. Demmig.*

*Glasenapp, Otto von: „Indische Gedichte aus vier Jahrtausenden in deutscher Nachdichtung".* Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Helmut von Glasenapp. W. Grote, Berlin 1925. 8°. 177 S. Geheftet 5 Mk., Ganzleinen 7 Mk.

Für die Auswahl dieser Stücke ist ihr dichterischer Wert und ihre literar- und religionsgeschichtliche Bedeutung maßgebend gewesen. Da die Veden und andere heilige Texte uns durch Übersetzungen schon mehrfach bekannt geworden sind, sind die literarischen Leistungen besonders berücksichtigt worden, die in unsere Literatur noch nicht eingeführt worden waren, z. B. die religiösen Dichtungen in Hindi und Bengâli. Einige Gedichte sind sogar zum erstenmal in einer abendländischen Sprache wiedergegeben. Besonders willkommen sind die Gedichte von Rabindrânâth Thakûr, die in einer dem Versmaß und dem Reim angepaßten Weise übertragen worden sind. Ein Abriß der Geschichte der indischen Literatur von Helmut von Glasenapp leitet die Sammlung ein und Erläuterungen und Nachweise von ihm schließen sie ab. Abgesehen von einigen Unebenheiten bleibt das Werk des verdienten Vizepräsidenten der Reichsbank eine anerkennenswerte Leistung. *Hubert de Reuter.*

*Wasserzieher, Ernst: „Leben und Weben der Sprache".* Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin 1924.

Dieses Büchlein besteht aus einer Reihe einzelner Aufsätze, die in anregender Art Fragen der Wortbildung und Wortbedeutung behandeln.

*Dr. Th. R.*

## *Kunst*

*Osswald, Cajetan: „Matthäus Schiestl".* Mit 123 Bildern, darunter 14 farbigen und 10 zweifarbigen Einschaltblättern. 8°. 130 Seiten. 4. vermehrte Auflage. Gesellschaft für christliche Kunst, München 1925.

Osswald nennt Matthäus Schiestl den stillen Kalendermann, Alban Stolz vergleichbar, der keine großen, aber um so ausdrucksvollere Gesten mache, der am Ende doch ein großer sei, weil ein starker, charaktervoller Gestalter in ihm wohne. Freilich hat Schiestls Kunst nicht die geringsten Berührungspunkte mit der landläufigen, berüchtigten, sogenannten Kalenderkunst. Aber seine Bilder reden die kernige, volkstümliche Sprache des bodenständigen Künstlers, der allem Gezierten, Gespreizten, Gemachten abhold ist. Seine Kunst hat Seele und versteht, in einzigartiger Weise Freud und Leid, Ernst und Humor der Volksseele wiederzugeben. Gerade darum ist Schiestl allen unverbildeten, geraden und schlichten, sinnigen und religiösen Menschen ein so lieber Freund geworden. *A. T.*

*Landauer, Georg: „Palästina".* 300 Bilder. Einleitung von Sven Hedin. Mit ausführlichem, beschreibendem Text. Herausgegeben von Georg Landauer. Meyer & Jessen, München 1925. Folio. 4°. 242 S. In Leinen geb. 20,— Mk.

Sven Hedin hat über dieses hervorragende Werk das entscheidende Wort gesprochen: „Ich kann mich an keinen Fleck der Erde erinnern, der einen tieferen und mächtigeren Eindruck auf mich gemacht hätte als Palästina. Aber Worte reichen hier nicht aus. Diese Bildersammlung wird eine viel plastischere Vorstellung vermitteln, als es eine noch so eingehende Schilderung vermöchte." In der Tat läßt diese treffliche Sammlung mit ihren 300 prächtigen Bildern auf feinem Kunstdruckpapier Palästina vor uns erstehen, das Land mit dem Glanz dreier Weltreligionen, das Land mit der größten Geschichte, das Land mit den wundervollsten Kulturstätten, das Heilige Land mit seinen Geländen, mit seinen Menschen, mit seinen Festen und Gebräuchen. Daß der Verlag und der Herausgeber die Errungenschaften des Zionismus so besonders hervorheben, kann man ihnen schwerlich verdenken. Nur wäre es recht und billig gewesen, auch der anderen Völker mit Lob zu gedenken, die doch ebenfalls der aufbauenden Arbeit in diesem Lande genug geleistet haben. *Dr. R. Düringer.*

*Scheuber, Joseph: „Der Kreuzweg unseres Herrn in der Kunst".* Mit 25 Bildern. Gesellschaft für christliche Kunst, München 1923. 8°. 50 Seiten.

Das schmucke Heft muß Liebhabern der religiösen Kunst Freude bereiten. Für die Anlage von Kreuzwegstationen in den Kirchen wird es auch dem Klerus ein willkommener Wegweiser sein. Die Entwicklung der Kreuzwegandacht wird kurz dargelegt. Daran schließt sich eine vortreffliche Würdigung der Kreuzwegmaler in deutschen Landen bis in die Gegenwart an. Sehr fesselnd ist die Besprechung der 14 Stationen, wie sie sich entsprechend dem Charakter und der Auffassung der Künstler lebendig gestalten. Die Bildproben lassen die verschiedenartigen Auffassungen recht anschaulich hervortreten. *A. T.*

*Bayer, H. W.: „Der syrische Kirchenbau".* Studien zur spätantiken Kunstgeschichte. Herausgegeben von Delbrück & Lichmann. W. de Gruyter, Berlin 1925. Bd. I. Gr.-8°. 183 S. Text mit 105 Bildern und 3 Tafeln.

Seit Strzyzowskis grundlegenden Forschungen in seinem „Orient oder Rom" und „Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte" hat die Erkennt-



Digitized by Google

nis sich Bahn gebrochen, daß in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kunst vor allem die kleinasiatischen Gebiete verschiedene Anlagetypen und Einzelheiten des Kirchenbaues erstmals formuliert haben, die, dann auf das Abendland übertragen, dort bis in die romanische Zeit hinein ihre Nachwirkungen fanden. Einer der denkmälerreichsten Provinzen dieses Ursprungslandes christlicher Baukunst ist das vorliegende Buch eines evangelischen Theologen gewidmet. Es bietet auf Grund des umfangreichen, durch Expeditionen (namentlich amerikanische) der letzten zwei Jahrzehnte gewonnenen Aufnahmenmaterials eine systematische Darlegung der verschiedenen Grundtypen der altchristlichen Basilika aus den Ruinenstädten Altsyriens und der darin verfolgbaren Entwicklung von der konstantinischen Zeit bis auf Justinian. Die daraus sich ergebenden Feststellungen geben dem Verfasser die Möglichkeit, eine ganze Anzahl, freilich oft höchst überraschender Übereinstimmungen zwischen altsyrischer Kirchenbaukunst und der Frühromantik Deutschlands — namentlich in der Gliederung und Dekoration des Außenbaues — aufzuzeigen, womit denn die außerordentlich solide Spezialforschung in eine allerdings nur eben angedeutete Perspektive über weite Zusammenhänge der kirchlichen Architekturgeschichte ausläuft. *Prof. Wackernagel.*

*„Deutsche Lande, deutsche Kunst."* Deutscher Kunstverlag, Berlin W 8, Wilhelmstraße 69. 1. Heft: *Hildesheim*, von Otto Beyse. Mit 79 Tafeln. Kart. 5 Mk. 2. Heft: *Wismar*, von Werner Burmeister. Mit 47 Tafeln. Kart. 4 Mk. 3. Heft: *Stralsund*, von Friedrich Adler. Mit 47 Tafeln. Kart. 4 Mk. 4. Heft: *Mecklenburg*, von Werner Burmeister. Mit 135 Tafeln. Kart. 9 Mk.

„Die Bildnerei des (deutschen) Nordens ist bisher nicht genügend gewertet worden", so schrieb vor kurzem der Ratzeburger Missionspfarrer Joh. Thomas in einem wertvollen Aufsatz in der „Akademischen Bonifazius - Korrespondenz" (1926, Heft 3) zur 700-Jahre-Fier der freien Reichs- und Hansastadt Lübeck. Dieselbe Ansicht hegen offenbar auch Verleger und Herausgeber der neuen Reihe *„Deutsche Lande, deutsche Kunst"*, da sie ihr neues Unternehmen, das die alte deutsche Kunst in unseren Städten und Landschaften zusammenfassend behandeln soll, mit lauter Städten des deutschen Nordens eröffnen: Hildesheim, Wismar, Stralsund, Mecklenburg, die vier ersten Bände liegen mir vor. Mit Freude nimmt man die stattlichen, in Gr.-8° (25 × 18 cm) gehaltenen und in jeder Weise prächtig ausgestatteten Hefte zur Hand. Der Umfang der Hefte schwankt zwischen 46 und 135 ganzseitigen Bildern auf feinstem, glänzendem Kunstdruckpapier und 2—3 Bogen Text. Die Herausgabe der ganzen Sammlung liegt in den Händen von Burkhard Meyer, der Bilderteil beruht fast ausschließlich auf neuen Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle, für die Bearbeitung des Textes sind die besten Kenner der Kunstgeschichte der betr. Stadt gewonnen. Gute, fließende Darstellung und sorgfältige Auswahl der Bilder („wobei oft den mehr malerischen der Vorzug vor den rein sachlichen gegeben wurde") machen die Hefte auch über den Kreis der Fachleute interessant und wertvoll. Aber bei der Betrachtung der Bilder erkennt man zugleich die Wahrheit der weiteren Worte des Ratzeburger Missionspfarrers, die dieser zwar zunächst von Lübeck gebraucht, die aber auch für alle nordischen Städte gelten: „Das Bild der Stadt, wie sie war, wird unvollständig sein, wenn nicht auch der alles bürgerliche und kulturelle Leben beseelende *katholische Charakterzug* eingezeichnet wird. Die Worte, die Görres vom Rheinlande sprach, gelten auch von Lübeck und von den Gestaden der Ostsee, wo jetzt Diaspora ist." Diese Werke, in denen katholische Opferfreude ihre Betätigung, katholische Glaubensinnigkeit ihren Ausdruck, katholischer Glaubensinhalt seine Verkörperung gefunden hat, befinden sich heute fast ausschließlich in einem Umkreis, der ihren künstlerischen Ausdruck vielleicht (?) zu würdigen weiß, ihrer tiefsten Idee aber fast völlig verständnislos gegenübersteht. Um so mehr haben wir Katholiken Grund, uns dieser neuen Sammlung zu freuen, die es uns ermöglicht, uns zu erbauen an diesem Ausdruck echt katholischer Gesinnung, uns hineinzuversenken in diese alten Denkmäler katholischen Geistes, die uns hier in so reichem Maße und so vollendeter Form geboten werden. Hier verstehen wir die oben angedeuteten Worte von Görres: „Wo ihr in die Erde einschlagt, da oder dort, in diesem oder jenem Zeitalter, überall quillt das katholische Urwasser aus dem primitiven Stein euch entgegen." *Dr. A. Kahle.*

*Duchartre, Pierre Louis: „Die mittelalterliche Plastik in Frankreich"*, aus dem Manuskript übertragen von René Prérot. Mit 40 Lichtdrucktafeln. Delphin-Verlag, München 1925. Kl.-4°. Im Karton 22 Mk.

Neben der Überzahl von Publikationen über die mittelalterliche Plastik Deutschlands bekommen wir hier endlich ein Buch über die französische Skulptur, die ja in ihrer größten Periode, dem 12. und frühen 13. Jahrhundert, der Tätigkeit der deutschen Bildhauer vielfach die Wege gewiesen hat. Sehr willkommen und dankenswert ist die Darbietung dieser 40, fast ausnahmslos vortrefflichen Abbildungstafeln, bei deren Auswahl — was besonders hervorzuheben ist — solche Denkmäler bevorzugt wurden, die nicht allgemein bekannt und auch anderwärts öfter abgebildet sind. Eine doch wohl zu weitgehende ästhetische Empfindlichkeit hat jede Textangabe von diesen Tafeln ferngehalten. Aber auch wer das Abbildungs-



Digitized by Google

verzeichnis nachschlägt, wird dort mit vielfach gar zu allgemeinen und unbestimmten Angaben (oft sogar ohne Ortsangabe der reproduzierten Bildwerke) abgefertigt und stößt dabei auf einzelne Datierungen (wie bei Taf. 14—40), die selbst einen kunstgeschichtlichen Anfänger den Kopf schütteln machen dürften. Ähnliche Irrtümer und Unklarheiten haften auch dem kurzen Einführungstext allenthalben an. Doch entschädigt die gewandte, anregungsreiche Art der Darstellung in dieser mit echt französischem Esprit und feinfühligem Kunstempfinden gewürzten Causerie. Der Autor mag sich freilich über diesen Auftrag eines deutschen Verlegers einigermaßen gewundert haben. Etwas Entsprechendes dürfte auf dem französischen Büchermarkt wohl noch auf lange hinaus undenkbar sein.

*Kunze, Herbert*: „*Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland*". Fr. Cohen, Bonn o. J. 4°. 15 S. Text mit 80 ganzseitigen Abbildungen 3 Mk.

In der bekannten Folge der „Kunstbücher deutscher Landschaften" erscheint nach den „Bildwerken Westfalens" und der „Gotischen Plastik der Rheinlande" nunmehr dieser mitteldeutsche Band, dessen Verfasser sich durch eine umfangreiche Spezialarbeit aus demselben Denkmälergebiet schon vorteilhaft bekannt gemacht und der kürzlich die Leitung des Erfurter Museums übernommen hat. Der Text und die Bilderproben illustrieren den Verlauf der gotischen Entwicklung von den ersten keimhaften Anfängen bis zum Ausklang des Stils um 1530, innerhalb eines landschaftlich und rassenmäßig zusammenhängenden Gebietes, das als Hauptschauplätze bildnerischer Tätigkeit Magdeburg, Halberstadt, Naumburg und Erfurt in sich schließt. Außer den allbekannten Werken, die den kunstgeschichtlichen Ruhm dieser Städte ausmachen, wird aber auch manches seltener abgebildete, mehr beiseite liegende Stück aus dem reichen Denkmälerschatz der sächsischen und thüringischen Lande mitgeteilt. Eine auf gründliche Vorabeiten basierte Einleitung sowie sachliche Erläuterungen zu den einzelnen Bildern stehen an der Spitze des recht begrüßenswerten Bändchens. *Prof. Wackernagel.*

## Kleine Anzeigen

*Grimmelt, Humborg* und *Rohfleisch*: „*Philosophisches Lesebuch*". In Verbindung mit Clemens Bäumker, Stanislaus von Dunin Borkowski, Martin Grabmann, Wladislaus Switalski und J. Werra. Aschendorff, Münster i. W. 1925. Gr.-8°. VIII und 392 S. Geb. 6,50 Mk.

An dem vorliegenden Werke haben Männer mitgearbeitet, die zu den besten Kennern der Philosophie gehören. In sich geschlossene Abschnitte aus den Werken der großen Philosophen aller Zeiten behandeln, wenn auch nur einleitend, die Hauptgebiete der Philosophie. Die chronologische Anordnung der Artikel sowie die Behandlung der einzelnen Fragen von den verschiedenen Standpunkten der einzelnen Philosophen aus führt gleichzeitig in die Problemgeschichte der Philosophie ein. Nun ist ein Buch, das bereits auf den höheren Schulen die Philosophie zu wirklichem Bildungswert machen könnte, wohl kaum denkbar, weil eben der Philosophie erst Bildungswert durch Erfahrung und Erlebung zukommt, nicht durch Lesung oder Studium. Aber das Buch kann doch viel dazu beitragen, daß sich die Jugend nicht ohne Prüfung philosophischen Richtungen ohne Bewährung und Bestand anschließe, daß sie von einer erkämpften Weltanschauung aus an die Lösung der Aufgaben des eigenen Lebens herangehe und an den letzten und höchsten Fragen mitarbeite. *H. d. Reuter.*

*Mehlis, Georg*: „*Plotin*". Fr. Fromanns Verlag, Stuttgart 1925. 8°. 148 S. Brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Der Verfasser versteht es, Plotins Lehren, der alles das in seine Philosophie aufgenommen hat, was der Geist der Griechen Wertvolles geschaffen hatte, klar und verständlich darzustellen. Aber entgegen seiner Ansicht halten wir hieran fest: wie damals das Christentum das Chaos in einen Kosmos umarbeiten konnte, so wird auch heute nur das ganze, lebendige Christentum, das alles andere ist als „äußere Form", „Bild und Symbol", den Sinn höchster Weisheit in klarer Gestalt verkünden und die Welt umgestalten können.

*Metz, Rudolf*: „*George Berkeley*". Leben und Lehre. Fr. Fromanns Verlag, Stuttgart 1925. Gr.-8°. XI und 248 S. Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Nach einer gedrängten Lebensbeschreibung Berkeleys geht der Verfasser dazu über, das ganze Gebäude der Philosophie des Iren in gründlicher Arbeit aufzubauen. Es kommt ihm darauf an, den systematischen Gesichtspunkt herauszuarbeiten und die dem ganzen Schaffen Berkeleys zu Grunde liegende Einheit der Gedanken zu erweisen. Infolgedessen hat die ganze Abhandlung etwas Abgerundetes und Einheitliches. Der philosophisch geschulte Leser wird die Irrtümer auf erkenntnistheoretischem und metaphysischem Gebiete unschwer feststellen.

*Petersen, Peter*: „*Wilhelm Wundt und seine Zeit*". Fr. Fromanns Verlag, Stuttgart 1925. Gr.-8°. XI und 306 S. Geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Eine schwere Arbeit hat Petersen mit dieser Monographie über Wilhelm Wundt und seine Zeit bewältigt. Sein Hauptziel ist, die Philosophie Wundts mit ihrer gewaltigen Wucht darzustellen. Daß er dabei an der politischen Wirksamkeit Wundts in den sechziger Jahren nicht vorbeigehen konnte und erst recht nicht an den psychologischen Leistungen, ist selbstverständlich. Leider läßt es Petersen an jeder Kritik fehlen, zu der doch so manche Lehren Wundts ohne weiteres herausfordern. *J. Schmitz*, Religionslehrer.



Digitized by Google

*Benson, Robert Hugh*: „*Ein Durchschnittsmensch*". Religiös-psychologischer Roman. Autorisierte Übersetzung von H. M. von Lama. 8°. 550 S. Kösel & Pustet, Regensburg.
In dem vorliegenden Roman erörtert Benson seelische und religiöse Fragen im Gewande des modernen Gesellschaftsromans. Auch hier ist er ein kluger Menschenkenner und ein scharfer Beobachter. Humorvoll und sarkastisch sagt er der englischen Gesellschaft manche Wahrheit.
*Chesterton, G. K.*: „*Priester und Detektiv*". Übertragen von H. M. von Lama. Kösel & Pustet, Regensburg. 8°. 410 S.
Ein ungewöhnlicher Scharfsinn und eine unerschöpfliche Erfindungsgabe sprechen aus diesem Werke. *Dr. Karl Arns.*
*Fleischer, Viktor*: „*Absturz*". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1925. 8°. 74 S. Geb. 3 Mk.
Fleischer gibt die eigenartige Lebensgeschichte eines Mannes wieder, den eine dämonische Gier nach der Erforschung ungekannter Höhen und Tiefen des Lebensgefühles zum Empörer und zum Störer der Ordnung macht, um ihn schließlich in den Abgrund, in den Tod zu stürzen. Eine gewisse Kraft der Gestaltung und der Feinheit des Stils vermögen den Leser über das Abstoßende und Groteske der Handlung nicht hinwegzutäuschen.
*Frischauer, Paul*: „*Albrecht Dürer*". P. Zsolnay, Berlin 1925. 8°. 380 S.
Es gelingt dem Verfasser nicht ganz, die Gestalt Dürers und seine Zeit in ihrer Gesamterscheinung erlebbar zu machen. Das Sprunghafte, Abgerissene der einzelnen Bilder trägt nicht unwesentlich zu dem unklaren, verschwommenen Eindruck des Ganzen bei. Sieht man von diesen Mängeln ab, so kann man dem Verfasser ein ehrliches Suchen und Forschen nach dem Letzten und Tiefsten im Menschen, in den Dingen und Geschehnissen nicht absprechen.
*Haebler, Hans von*: „*Vom glückhaften Sterben*". Theodor Weichert, Leipzig 1925. 8°. 49 S. Geb. 4 Mk.
Haebler erzählt allerlei Kriegserlebnisse als Geschichten für solche, denen auch heute die Ehre noch mehr als das Leben gilt.
*Istrati, Panait*: „*Kyra Kyralina*". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. o. J. 8°. 248 S. Geh. 4 Mk., geb. 6 Mk.
Dieses Buch ist von dem Verfasser am treffendsten beurteilt worden, indem er bekannte: „Ich bin kein Schriftsteller und werde es niemals sein".
*Kugler, Franz*: „*Das Zauberhaus*". Kösel & Pustet, München 1925. Kl.-8°. 176 S. Geb. 1,50 Mk.
Abenteuerliche und tragische Erlebnisse, eine Fülle fesselnder Gestalten, wechselvolle Stimmungen und Landschaften, all das ist in diesen gefälligen und schlichten Erzählungen geschickt eingefangen. *Ch. D.*
*London, Jack*: „*Wolfsblut*". Aus dem Englischen von M. Laue. Fehsenfeld, Freiburg i. Br. 1926.
Ich stehe nicht an, diesen Tierroman als eines der wertvollsten Erzeugnisse auf seinem Gebiete zu bezeichnen. Er hat in der Moderne jedenfalls nicht seinesgleichen. Die Übersetzung ist, von einigen Unebenheiten abgesehen, gut gelungen. *Dr. K. Arns.*

*

*Müller-Lisowski, Käte*: „*Irische Volksmärchen*". Eugen Diederichs, Jena. 8°. 333 S.
Diese Schalk-, Lügen-, Feen- und Heldenmärchen lassen uns tief in die Seele eines Volkes schauen, dessen Geschichte die tragischste aller europäischen Völker ist, und das sich trotzdem eine zähere Lebenskraft bewahrt hat als alle Eroberer. *Dr. K. Arns.*
*Paludan, Jacob*: „*Die Neue Welt*". Berechtigte Übertragung von Erwin Magnus. Franz Schneider, Berlin SW 11. 8°. 187 S. 4 Mk.
Dieser junge, unbekannte Däne weiß uns den Daseinsrhythmus des fremden Landes, wohin ihn sein rastloses Wickingerblut lockt, viel anschaulicher zu vergegenwärtigen als manche gereifte deutsche Amerikafahrer. *Dr. K. Arns.*
*Paquet, Alfons*: „*Lusikas Stimme*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925. 8°. 46 S.
Paquet erfreut uns durch seine gewohnte, stets von neuem fesselnde Klangschönheit und Ausdrucksfülle seiner Sprache, in der er hier leider nur einen zu alltäglichen Stoff gestaltet.
*Schreiner, Olive*: „*Träume*". Aus dem Englischen von Margarete Jodl. Mit einer Einleitung von Friedrich Jodl. Cottas Nachfolger, Stuttgart und Berlin 4. Aufl. 8°. 97 S.
Schreiners „Träume" gehören mit zu dem Besten der englischen Dichtung in Afrika. Auch diesen, von Margarete Jodl trefflich verdeutschten, kurzen, legendenhaften Federzeichnungen eignet ein starker ethischer Zug und eine gestaltungskräftige Phantasie. *Dr. K. Arns.*
*Stevenson, Robert Louis*: „*Die tollen Männer*". Deutsch von Marguerite Thesing. Habbel & Naumann, Regensburg und Leipzig. 8°. 63 S.
Stevenson, der Maler des Meeres, führt uns an die irischen Riffe, wo die mächtigen, furchtbaren Stimmen der Wirbel, die „tollen Männer", brüllen, unaufhörlich nach Aufruhr und Verderben schreien, als wären sie ein Teil des Bösen in der Welt und von allem Leid des Lebens. Das Seelische dieser unheimlichen (übrigens musterhaft übersetzten) Geschichte teilt sich uns als unwiderstehliche Suggestion mit. *Dr. Arns.*

*

*Bichlmair, Georg*: „*Urchristentum und katholische Kirche*". Tyrolia, Innsbruck o. J. 8°. 368 S. Preis 6 Mk.
Das vorliegende, stattliche Buch will weniger wissenschaftlichen als praktischen und seelsorgerischen Zwecken dienen: der Förderung des



Digitized by Google

christlichen Lebens und der Erhöhung der Liebe und Begeisterung für die katholische Kirche, besonders in ihrer herrlichen und bezaubernden Jugendzeit.

*Cohausz, Otto*: *„Der erlöste Mensch"*. Eine Erklärung des Römerbriefes. Vier-Quellen-Verlag, Leipzig. 8°. 229 S. Geb. 4 Mk.

P. Cohausz bietet mit diesem Buche eine ganz vorzügliche, in ihrer Klarheit und Abgewogenheit mustergültige Deutung des Römerbriefes.

*Cohausz, Otto*: *„Jesus Christus, der Erlöser"*. Missionsdruckerei, Steyl. 8°. 143 S.

In fünf Abschnitten entwickelt P. Cohausz mit gewohnter Meisterschaft den Hauptinhalt des Lebens Jesu in seiner Bedeutung für die Welt.

*„Der Weg der Kirche im Heiligen Jahr 1926."* Herausgegeben von der Abtei Maria Laach. 8°. 206 S.

Ein Kalendarium (entsprechend dem Direktorium des Priesters) zu den Meßformularen des Meßbuches und zu den Festen der einzelnen deutschen Diözesen, das Kirchen-, nicht das bürgerliche Kalenderjahr umfassend. Die drei Viertel des Büchleins füllenden Aufsätze über liturgische Fragen, Hymnenübersetzungen usw. sind von bleibendem Wert.

## Notizen

*Edgar Burrow.* Wer errötete nicht noch vor Scham ob der Schande um „Tarzan"? Kaum ist die trübe Flut dieses elendesten aller Machwerke verebbt, kaum hat das unergründlich dumme deutsche Volk seine Maulschellen und seine Fußtritte dankend eingesteckt und der Engländer sein schweres Geld schmunzelnd eingestrichen, da kommt noch die Nachricht, daß der „vornehme" Verfasser dieser „Denkreden" auf die „schweinsköpfigen, skrupellosen, erbarmungslosen deutschen Hunnen" ein ganz schamloser Abschreiber und Dieb ist. Der Pariser Mitarbeiter der Rigaer Zeitung „Sewodnja", W. Strujaki, hat die bemerkenswerte Feststellung gemacht, daß des Franzosen Robida, eines Pariser Bohemiens, wenig bekanntes Buch: „Die Abenteuer des Kapitäns Saturnin Fermandoule" ganz getreu mit den Tarzan-Romanen übereinstimmen, daß die Darstellung und die psychologische Durchdringung in dem französischen Vorbilde aber unweit besser sei als in dem Plagiat. — Schade, daß dieser diebische „edle Lord" in dieser „Glanzzeit" des Rechtes und der Sitte lebt! Hätte er einige hundert Jahre eher seinen Schwindel betrieben, so würde man vermutlich nach Wattenbachs Rezept mit ihm verfahren sein:

„Wer das puech stel,
desselben chel
muzze sich ertoben
hoch an eim galgen oben."

*Franz Eichert.* Zum 70. Geburtstage des Dichters wird demnächst eine Gedenkschrift in ganz erlesener Ausstattung unter dem Titel erscheinen: *„Sänger und Prophet"*. Sie wird neben der ersten vollständigen Darstellung von Eicherts Leben viele Proben aus seinen Werken und etwa 40 Beiträge hervorragender Zeitgenossen enthalten. Die Festschrift (Gr.-8°, 15 Bogen, mit den neuesten Bildern des Dichters und vielen Heimatbildern) wird mit Verzicht auf den üblichen Gewinn des Buchhandels zu 8 Schilling abgegeben. Bestellungen können bei dem Reichsbund der katholischen Jugend Österreichs, Wien I, Grashofgasse 3, gemacht werden. — Ehre dem, dem Ehre gebührt!

*Bernard Shaw.* Dieser englische Dichter gefällt sich immer mehr im Schatten Shakespeares. Jüngst antwortete er einem Frager nach den bedeutendsten englischen Dramatikern der Gegenwart: „Es gibt drei: Bernard Shaw, B. Shaw und Shaw". — Gut gebrüllt Löwe! Gaukler und Dichter sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gerne.

*Goethes „Faust".* Bei einer Faustaufführung in neuer Übersetzung zu Paris hat man dem Meister Goethe doch mächtig am Zeuge geflickt. So hat man es ihm sehr verargt, daß er sich, dem französischen Geschmack ganz zuwider, viel zu lange bei den Hausfrauentugenden Gretchens und bei ihren abgearbeiteten Händen aufhalte. Auch wurde gelinde gemeint, daß die Liebenden doch zarter, ritterlicher, taktvoller sein müßten (vermutlich nach den leuchtenden Vorbildern bei Balzac und Zola). Das Schlafmittel, das Faust dem Gretchen für ihre Mutter gibt, bezeichneten die gestrengen Sittenrichter des neuen Babels für Paris als unmöglich (offenbar, weil man dort dem Pistolet größeres Vertrauen schenkt). Manchen besonders erleuchteten Köpfen ist sogar die Erkenntnis gekommen, daß Gretchen ganz die Tochter eines Volkes sei, das der Barbarei noch sehr nahe stehe. Neben all den Fehlern am Dichter war aber nur ein einziger an dem Regisseur zu beklagen, nämlich daß er nur den ersten Teil der Tragödie zur Aufführung brachte und den zweiten Teil, diese „Summe geistiger Poesie", dem Volke vorenthielt, und das gerade dem Volke von Paris, das doch bekanntlich allen schönen Künsten und Weisheiten die Wiege geschaukelt hat. — Wie weh müssen der alten Mutter an der Seine die Zehen tun, wo so gelehrte Pantoffel drücken!

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet



Digitized by Google

## *Zur Besprechung eingegangene Bücher:*

*Albrecht, Paul*: „*Der verlorene Sohn*". Neuland-Verlag, Hamburg 1926. 8°. 32 S. Brosch. 0,40 Mk.

*Babits, Michael*: „*Kentaurenschlacht*". J. M. Spaeth, Berlin 1926. 8°. 258 S. Leinenband 5 Mk.

*Beyer, Hermann Wolfgang*: „*Die Religion Michelangelos*". A. Marcus u. E. Webers Verlag, Bonn 1926. 8°. 159 S. Geh. 5,50, geb. 7,50 Mk.

*Bienstock, Gregor*: „*Neue Ufer*". E. Laub, Berlin 1926. Kl.-8°. 166 S.

*Bonsels, Waldemar*: „*Der Wanderer zwischen Staub und Sternen*". (Weltanschauung und Werk, dargestellt von Hanns M. Elster.) Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin o. J. 8°. 370 S.

*Breme, M. Ignatia*: „*Neue Festgrüße*". Ferd. Schöningh, Paderborn 1926. Kl.-8°. 119 S.

*Bruders, Heinrich*: „*Die Theologie der Rheinlande von 925 bis 1925*". L. Schwann, Düsseldorf 1926. 8°. 150 S.

*Carus, C. G.*: „*Reisen und Briefe*". Ausgewählt von Eckart von Sydow. E. Haberland, Leipzig o. J. I. Teil: Kl.-8°. 223 S. II. Teil: Kl.-8°. 285 S. Ganzleinen je 3,50 Mk.

*Carus, C. G.*: „*Psyche*". Ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Klages. Eugen Diederichs, Jena 1926. Gr.-8°. 318 S. Brosch. 9 Mk., geb. 12 Mk.

*Eidlitz, Walther*: „*Die Gewaltigen*". Novellen aus drei Jahrtausenden. Paul Zsolnay, Berlin 1926. 8°. 203 S.

„*Eleonora Duse.*" Bildnisse und Worte. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Bianca Segantini und Francesco von Mendelssohn. R. Kaemmerer, Berlin 1926. 4°. 168 S.

*Eulenburg, Karl zu*: „*Die Brunnen der großen Tiefe*". Fr. Wilh. Grunow, Leipzig o. J. 8°. 292 S.

*Feuchtwanger, Lion*: „*Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch*". Gustav Kiepenheuer, Potsdam 1926. 8°. 309 S.

*Fischer, Joh. Maria*: „*Enrica v. Handel-Mazzetti*". Auswahl und Einführung. Führer-Verlag, M.-Gladbach o. J. 8°. 125 S.

*Frank, Bruno*: „*Trenck*". Roman eines Günstlings". Rowohlt, Berlin 1926. 8°. 329 S.

*Freytag, Gustav*: „*Bilder aus der deutschen Vergangenheit*". Herausgegeben von Johannes Bühler. Insel-Verlag, Leipzig o. J. 8°. 1225 und 1154 S.

*Gollob, Hedwig*: „*Der Wiener Holzschnitt*". Krystall-Verlag, Wien o. J. Gr.-8°. 88 S.

*Grillparzer, Franz*: „*Gesammelte Werke*". In 15 Teilen, 7 Bänden. Herausgegeben und mit einem Lebensbild versehen von Stefan Hock. Bong & Co., Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J.

*Havemann, Julius*: „*Pilger durch die Nacht*". Roman. Wilh. Grunow, Leipzig 1926. 8°. 728 S. Geh. 8,50 Mk., geb. 12 Mk.

*Hohenheim, Theophrast von, genannt Paracelsus*: „*Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften*". Herausgegeben von Karl Sudhoff. O. W. Barth, München. I. Abtlg. 9. Band: Paramirisches. Gr.-8°. 704 S. 704 S. Brosch. 28 Mk. II. Abtlg. 1. Band: Philosophia Magna I. Gr.-8°. 359 S. Brosch. 14 Mk., geb. 14 Mk.

*Holden, Nelly*: „*Elisabeth Chryssantis*". Roman. Rikola-Verlag, Wien 1926. 8°. 179 S. Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

*Holländer, Eugen*: „*Anekdoten aus der medizinischen Weltgeschichte*". Ferdinand Enke, Stuttgart 1925. Gr.-8°. 224 S. Geh. 20, geb. 22,50 Mark.

*Huch, Ricarda*: „*Der wiederkehrende Christus*". Eine groteske Erzählung. Insel-Verlag, Leipzig 1926. 8°. 253 S.

*Kuny, Jakob*: „*Gottes Mühlen*". Ein kulturgeschichtlicher Roman. Sachsen-Verlag, Leipzig o. J. 8°. 184 S.

*Lagerlöf, Selma*: „*Charlotte Löwensköld*". Roman. Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau. Albert Langen, München 1926. 8°. 277 S. Geh. 4 Mk., geb. 7 Mk.

*Leonow, Leonid*: „*Die Bauern von Wory*". Paul Zsolnay, Berlin 1926. 8°. 573 S.

*Lieb, Fritz*: „*Franz Baaders Jugendgeschichte*". Die Frühentwicklung eines Romantikers. Chr. Kaiser, München 1926. Gr.-8°. 258 S. Brosch. 9 Mk., geb. 10,50 Mk.

*Mager, Alois*: „*Theosophie und Christentum*". 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. F. Dümmler, Berlin u. Bonn 1926. 8°. 119 S. Kart. 2,50 Mk.

*Oppenheim, Paul*: „*Die natürliche Ordnung der Wissenschaften*". Grundgesetze der vergleichenden Wissenschaftslehre. Mit 25 Abbildungen. Gustav Fischer, Jena 1926. Gr.-8°. 288 S. Brosch. 12 Mk., geb. 13,50 Mk.

*Otto, Rudolf*: „*West-Östliche Mystik*". Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung. L. Klotz, Gotha 1926. 8°. 397 S. Geh. 9 Mk. geb. 12 Mk.

„*Ostwart-Jahrbuch.*" Herausgegeben von Viktor Kubczak. Bühnenvolksbund, Breslau 1926. 4°. 200 S.

*Polgar, Alfred*: „*Ja und Nein*". Schriften des Kritikers. II. Bd.: Stücke und Spieler. E. Rowohlt, Berlin o. J. 8°. 339 S.

*Presber, Rudolf*: „*Haus Ithaka*". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 491 S. Geb. 7 Mk.

„*Reinhart Fuchs.*" Das älteste deutsche Tierepos aus der Sprache des 12. Jahrh. in unsere übertragen von Georg Baesecke. Max Niemeyer, Halle 1926. 8°. 71 S. Kart. 3 Mk.



Digitized by Google

*„Romantische Naturphilosophie."* Ausgewählt von Christoph Bernoulli und Hans Kern. Eugen Diederichs, Jena 1926. Gr.-8°. 429 S. Brosch. 11 Mk., geb. 14 Mk.

*Roth, Ernst: „Die Grenzen der Künste".* J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1925. 8°. 253 S.

*Sauer, Wilhelm: „Grundlagen der Wissenschaft und der Wissenschaften".* Eine logische und sozialphilosophische Untersuchung. W. Rothschild, Berlin-Grunewald 1926. Gr.-8°. 437 S.

*Schilling, Heinar: „Das Königslied".* 1. Teil: Skiöldunge. Im Verlage des Hochstifts für deutsche Art, Hellerau 1925. 4°. 150 S. 15 Mk. (Volksausgabe 4,50 Mk.)

*Schnitzler, Arthur: „Traumnovelle".* S. Fischer, Berlin 1926. 8°. 136 S. Geh. 3,50, geb. 5,50 Mk.

*Schnürer, Gustav: „Kirche und Kultur im Mittelalter".* 2. Band. Ferd. Schöningh, Paderborn. Gr.-8°. 561 S. Geb. 13 Mk.

*„Schöpfung."* Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer. Band 7, 8, 9, 10. Mit vielen Abbildungen. Furche, Berlin o. J. Preis 4,50 Mk., Glanzleinw. 6,50 Mk.

*Trebitsch-Stein, Marianne: „Irische Märchen".* Von Königen, Helden, Riesen und Ungeheuern. Mit 6 vierfarb. Vollbildern von Erwin v. Bartá. Rikola-Verlag, Wien 1926. 4°. 119 S. Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

*Undset, Sigrid: „Kristin Lavranstochter".* II. Bd.: Die Frau. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 8°. 586 S.

*Vetter, August: „Nietzsche".* Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen. Abt. VIII. Die Philosophie der neuesten Zeit, II, Band 37. Ernst Reinhardt, München 1926. 8°. 328 S. Geh. 7 Mk.

*Wallace, Edgar: „Der Frosch mit der Maske".* Roman. Aus dem Englischen von Alma Johanna König. Rikola-Verlag, Wien 1926. 8°. 396 S. Brosch. 5,20, geb. 6,40 Mk.

*Woermann, Karl: „Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen".* 2 Bände. Bibliographisches Institut, Leipzig 1924. Gr.-8°. 487 und 426 S. Mit 20 Tafeln. Geb. 16 Mk.

*Zenker, E. V.: „Geschichte der chinesischen Philosophie".* I. Band. Gebr. Stiepel, Reichenberg 1926. 8°. 346 S. Geb. 8 Mk.



Digitized by Google

Soeben erschienen:

**Prälat Dr. Hugo Laemmer** oder die Erbarmung des Herrn im Leben eines heiligmäßigen Gelehrten von P. Dr. Schweter. 480 Seiten mit 5 Bildern. Gebunden Mk. 8.—, broschiert Mk. 6.50.

**Die Stadtpfarrkirche von Glatz** unter besonderer Berücksichtigung der religiösen Gedankenwelt ihrer Innenausstattung, von Pfarrer Dr. theol. Franz Monse. Mit 14 Illustrationen. Gebunden Mk. 3.50, broschiert Mk. 2.—.

**Schematismus des hochw. Klerus der Grafschaft Glatz** Arnestus-Kalender 1927 in prächtiger Ausstattung. Mehrere Kunstbeilagen. 75 Pf.

**Franz Boden** Ein heiligmäßiges Laienleben der Gegenwart, von Polykarp Niestroj. Mit 7 Illustrationen. Preis gebunden Mk. 2.50.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder direkt vom

**Verlag Arnestus-Druckerei G. m. b. H.**
Glatz, Preuß.-Schlesien, Wallstraße 2

FREDEBEUL & KOENEN
VERLAG, ESSEN (RUHR)

Soeben erschien:

**Sünte Michel**

Plattdeutsche Gedichte
von Dr. Augustin
Wibbelt

In farbenprächtigen Bildern schildert Wibbelt das mannhafte Ringen mit Luzifer und seine nie rastende Hilfe für Judenvolk und Christenheit und den Endscheidungskampf mit dem Antichrist. — Eine köstliche Gabe für den Weihnachtstisch für alle Freunde des Dichters und der niederdeutschen Sprache.

Oktav. Auf völlig holzfreiem Papier gedruckt. Ganzleinen 4 Mk.

NEUERSCHEINUNG

Anna Bernard

**Tränende Herzen**

Novellen

gebunden in Halbleinen 2.25 Mk.

Diese Novellen werden in unserer problemüberhitzten Zeit wie ein notwendiges Labsal, wie ein heilsamer Gegenpol wirken. Eine starke, gesunde Dichterseele beschwört in ihnen, von geheimnisvoller Wahlverwandtschaft angetrieben, das steinerne Mittelalter herauf. Fernab dekadenter Sensibilität und psychologischer Tüftelei, verfügt die Verfasserin über die bezwingende Kraft urwüchsiger Gestaltung, der jeder Leser unentrinnbar verfällt.

**Frankes Buchhandlung,**
**Habelschwerdt**

Digitized by Google

# Ein gutes Buch – das schönste Geschenk!

### Henriette Brey:

**Die vom Heidehof,** Roman, gebunden . . . . . 4.–
**Es fiel ein Reif,** Roman, gebunden 4.–
**Des Lebens Wellenschlag,** Novellen, gebunden . . . . . 4.–
**Aus Höhen und Tiefen,** Novellen, gebunden . . . . . 4.–
**Gestalten,** Novellen, gebunden . . 2.50
**Das Burgfräulein,** Legende . . 2.–
**Nur den Saum seines Gewandes,** Christuserzählungen, gebunden . 2.–
**Das Licht der Welt,** Christuserzählung, gebunden . . . . . 2.–

### Jassy Torrund:

**Die Hergottstanne,** Novellen, gebunden . . . . . 2.50
**Die Burg ihrer Ahnen** . . . . 1.–

### Theodora Korte:

**Am Meere,** Novellen, gebunden . 4.–
**Emsland,** Novellen, gebunden . . 4.–
**Die Schwestern,** gebunden . . . 1.–

### R. Fabri de Fabris:

**Gradje,** Novellen, gebunden . . . 2.50
**Zwischen Himmel und Erde,** gebunden . . . . . 1.–

### Dr. Ernst Breit:

**Was die Seele singt,** gebunden . 1.–
**Der Sonne zu** . . . . . 1.–

### Margarete Seemann:

**Hörende Herzen,** Ein Buch von Gott, gebunden . . . . . 2.50
**Hörende Herzen,** Ein Buch von Liebe, gebunden . . . . . 2.50
**Hörende Herzen,** Ein Buch von der Seele, gebunden . . . . . 2.50

### Elfenbüchlein

ausgewählte Kleinodien der Gegenwartsliteratur mit Illustrationen in elegantem Kunsteinband von Henriette Brey:

**I. Reihenfolge** (4 Bände) in Etui 4.–
(Einzelband)
1. Maria geht über die Heide . . . 1.–
2. Das steinerne Herz . . . . . 1.–
3. Das tote Tal . . . . . 1.–
4. Die goldene Harfe . . . . . 1.–

**II. Reihenfolge** (4 Bände) in Etui 4.–
(Einzelband)
1. Der Brautschleier . . . . . 1.–
2. Magnolienblüte . . . . . 1.–
3. Heidezauber . . . . . 1.–
4. Blätter im Winde . . . . . 1.–

**III. Reihenfolge** (4 Bände) in Etui 4.–
(von anderen Verfassern)
(Einzelband)
1. **Ernst Breit,** Was die Seele singt 1.–
2. **R. Fabri de Fabris,** Zwischen Himmel und Erde . . . . . 1.–
3. **Jassy Torrund,** Die Burg ihrer Ahnen . . . . . 1.–
4. **Theodora Korte,** Die Schwestern . . . . . 1.–

**IV. Reihenfolge** (4 Bände) in Etui 4.–
(Einzelband)
1. **Josef Wittig,** Osterbrunnen . . 1.–
2. **Henriette Brey,** Herzschläge . 1.–
3. **v. Handel-Mazzetti,** Seine Tochter . . . . . 1.–
4. **Ilse Franke,** Schwester Armuts Königreich . . . . . 1.–

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

## BERGLAND-VERLAG / ELBERFELD


Digitized by Google

# Der Gral

## Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lasser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Friedrich Muckermann S. J.

# Inhalt

Zwei Tote, die nicht sterben dürfen. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Meine Seele. Gedicht von Johannes Josef Nußpickel / Menschheitsmorgen. Eine eucharistische Symphonie. Von Ernst Noeldechen / Das Sündenwasser. Roman von Heinrich Luhmann / Die Trennung. Eine Erzählung aus der Zeit des Trojanischen Krieges. Von Gertrud Herzog-Hauser / Sonnenstäubchen. Gedicht von Franz Sagebiel / Kroatische Lyrik / Die kathol. Literaturbewegung in Kroatien. Von Dr. Ljubomir Marakovic / Abendsonne im Tessin. Gedicht von Ilse Franke / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Die Memoiren des Marquis Claes Lagergren. Von Ernst Alker / Assumptio. Gedicht von Karl Frank / Vergleichende Gedichtstudien. Von Dr. Oskar Katann / Entglommen. Gedicht von Hengstenberg / Zur hundertsten Wiederkehr des Todestages J. P. Hebels. Von Dr. Joseph Kahle / Zu unserer Kunstbeilage. Von Prof. E. Schaffran / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Notizen / Kunstbeilage: Krönung Marias / Inhaltsverzeichnis 1925/1926

20. Jahrgang **Heft 12** September 1926

Fredebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen

Digitized by Google

Ein Buch voll echter Ritterromantik

# Anterm Sparrenschild

## Ein Thüringer Roman von Ludovica Hesekiel

Ein Buch voll echter Ritterromantik aus dem ausgehenden Mittelalter, als Reformation und Bauernkriege die religiösen und sozialen Gegensätze im deutschen Volke zu offenbaren begannen. Das Herz Deutschlands, Thüringens Berge, Wälder, Burgen und Städte, sind der Schauplatz. Bilder voll spannender und zuweilen abenteuerlicher Handlung rollen sich ab, und anmutige, stimmungsvolle Naturschilderungen aus dem Thüringer Land rahmen sie ein. Die wertvolle Ausstattung, die der Roman in dieser Neuausgabe gefunden hat, wird dazu beitragen, ihm noch mehr Freunde als bisher bei allen denen zu verschaffen, die sich die Freude an deutscher Sitte und Art bewahrt haben.

Auf holzfreiem Papier. In Halbleinen gebunden RM. 4.—

Hanseatische Verlagsanstalt * Hamburg 36

# Plattdeutsche Werke

## Von Dr. Augustin Wibbelt

(Pfarrer zu Niehr bei Cleve)

Die Werke des weit über die Gaue seiner engeren Heimat geschätzten und beliebtesten Dichters sind in vielen Tausenden verbreitet. Mit seiner dichterischen Kraft, seinem kernigen, gesunden Humor nimmt Wibbelt heute den ersten Platz unter den plattdeutschen Schriftstellern ein. Bei ihm ist das Wort Humor, der unter Tränen lacht, keine Phrase.

**Der Pastor von Priedeck.** Erzählungen in niederdeutscher Mundart. Gebunden RM. 4.—.

**Pröfe-Möhne.** Lustige Geschichten in münsterländischer Mundart. 3 Bände. 3.—5. Auflage. 330, 335 und 359 Seiten, in Leinen gebunden à RM. 4.50.

**Schulte Bitte.** Erzählungen in münsterländischer Mundart. 2 Bände. 2. Auflage. 358 und 371 Seiten, in Ganzleinen gebunden à RM. 4.50.

**Bildrups Hoff.** Eine Erzählung in münsterländischer Mundart. Mit 29 Illustrationen von J. Müller-Maßdorf. 4. Auflage. 258 Seiten. Gebunden in Ganzleinen RM. 4.50.

**Aus Dahlen.** Eine Erzählung in münsterländischer Mundart. 3. Auflage. 302 Seiten stark. Gebunden RM 4.—

**De lesten Blomen.** Verteilfels ut'n Münsterlanne. 2. Auflage. 238 Seiten. Gebunden in Ganzleinen RM. 3.50.

**De Störung.** Erzählung in münsterländischer Mundart. 2. Auflage. 278 Seiten. Gebunden RM. 4.—.

**Ut de feldgraone Tied.** En Verteilfel ut'n Münsterlanne. 2 Bände, 2. Auflage. Band 1: De grunde Tied. Band 2: De swaore Tied. In Ganzleinen gebunden, pro Band RM. 6.—.

**Mäten-Geschlief.** Gedichte in münsterländischer Mundart. Mit einem Bilde des Autors. 256 Seiten. Elegant gebunden RM. 4.—.

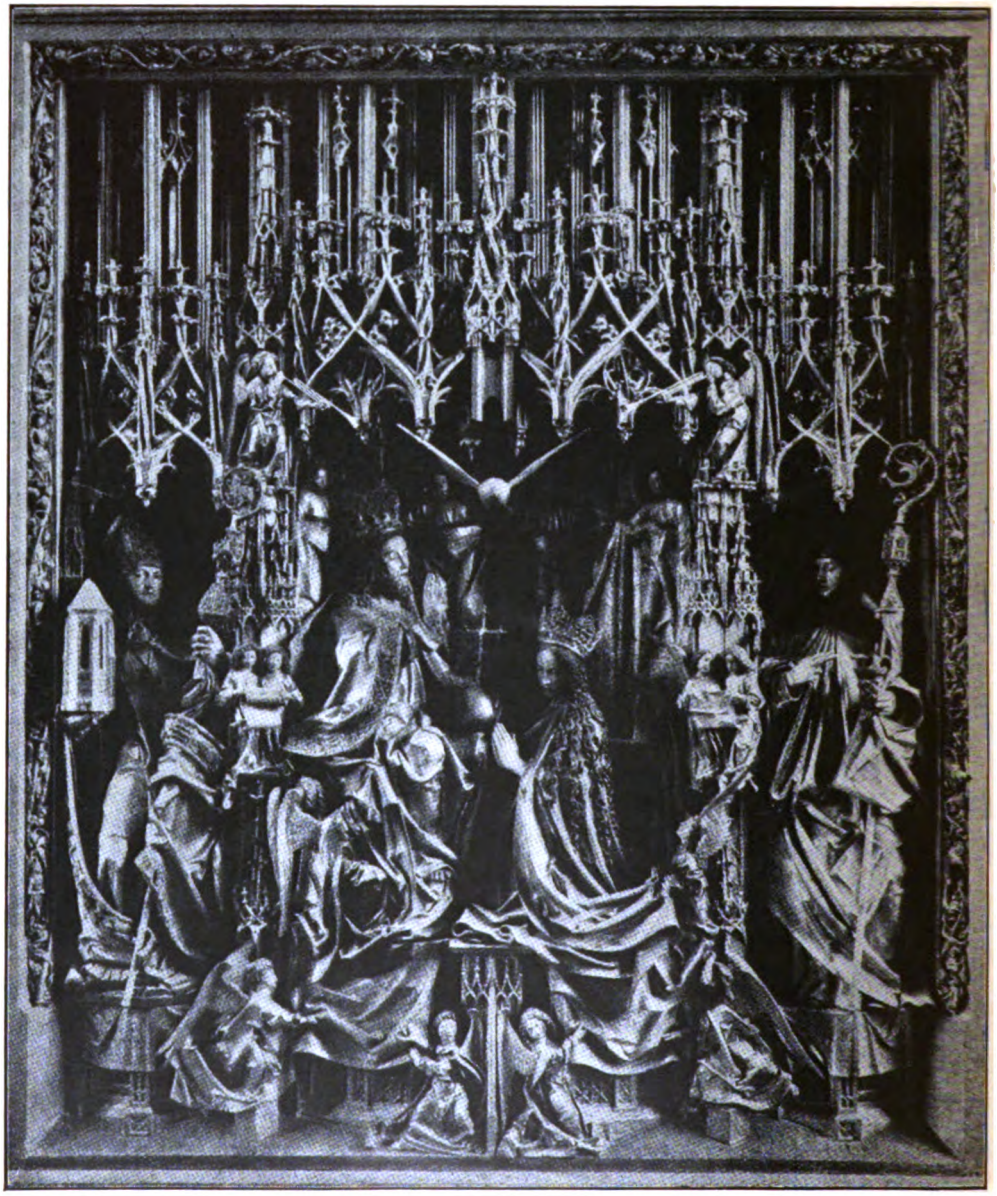
**Pastraoten-Saoren.** Gedichte in münsterländischer Mundart. 208 Seiten, in feinem Ganzleinenband RM. 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

Digitized by Google



Michael Pacher: Krönung Marias
Schnitzwerk: Mittelschrein des Altars in St. Wolfgang in Österreich.

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang Heft 12 Essen, im September 1926

# Zwei Tote, die nicht sterben dürfen

Von Friedrich Muckermann, S. J.

FRANZ Eichert und Bischof von Keppler sind eingegangen in das Land, das ihnen schon hienieden Heimstätte ihrer Seele gewesen ist. Indem wir den Kranz der Trauer auf ihre frischen Gräber legen, erinnern wir uns noch einmal ihrer Taten und ihres Geistes. Unser wie des ganzen deutschen Volkes Empfinden sagt uns ja, daß sie beide außerordentliche Männer waren. Erinnerung an solche ist immer auch Erneuerung ihrer Kraft in uns, und darum geht es hier vor allem.

Daff man beide in einem Atemzuge nennen? Gewiß war ihr Los verschieden, verschieden auch ihr Charakter. Gleich aber war bei dem einen wie bei dem anderen dasjenige, was ihres Wesens größter Adel ist: Persönlichkeiten waren sie, deren männliche Geschlossenheit aus der Kraft ihres Glaubens erwuchs. Man kennt Bischof von Keppler nicht, wenn man nur seine entschiedenen Kampfschriften betrachtet. Auch in seinen „Wanderfahrten im Orient", in seinen weitverbreiteten Büchern „Mehr Freude" und „Leidensschule" ist er noch nicht ganz. Um in seine letzten Tiefen zu dringen, muß man etwa zu dem Werk „Unseres Herrn Trost" greifen, das in der wissenschaftlichen Strenge, die es auszeichnet, doch vor allem von der Liebe zeugt, mit der er sich in die zarten und mystischen Worte der Abschiedsrede des Herrn versenkt hat. Auch Franz Eichert darf man nicht nur würdigen nach seinen geharnischten Streitgesängen und auch nicht nur nach den vollendeteren, rein lyrischen Dichtungen, die lieblich und duftend dazwischenblühen, sondern vor allem nach jenen Strophen, die in die letzten Geheimnisse der Religion hinaufragen. Charakteristisch für ihn war ein kritisches Wort, das er mir einmal zu irgendeinem im „Gral" erschienenen, an und für sich klassisch vollendeten Gedicht geschrieben hat: „Der Strahl des Mysteriums zittert nicht darin". Er konnte auf dieses feine, himmlische Element in den Werken katholischer Dichtung nicht verzichten. Es war ihm unmöglich, sich anzufreunden mit irgendeinem Geist, der nicht gezeichnet war vom Heiligen Geist.

Welch eine Gnade es ist, und in Verbindung mit dieser Gnade welch eine Kraft des Charakters dazu gehört, um eine solche geschlossene katholische Haltung bis in jede Sekunde des Lebens hinein und bis in jede Zeile, die man schreibt, zu bewahren, das weiß jeder, der ehrlich um diese Dinge gerungen hat. Es ergibt sich auch aus einer einfachen Erwägung darüber, wie sehr die Umstände und die ganze



Digitized by Google

Entwicklung des neuzeitlichen Lebens dazu angetan sind, christliches Wesen zu schwächen, zu vergiften und zu zerstören. Katholisch sein wollen heißt heute gegen den Strom schwimmen, heißt immer wieder Absage und Absage, heißt für manche Bezirke des Lebens fortgesetzt Ölberg und Kalvaria. Beide aber haben ihr Knie nicht vor Baal gebeugt, und beide sind als Helden dahingegangen, wie sie als Helden gelebt haben. Zu den ganz wenigen haben sie gehört, die auch in den Irrungen und Wirrungen des letzten schweren Jahrzehnts mit ruhiger Klarheit an den ewigen Polsternen ihrer Religion Richtung und Ziel ihres Lebens und Schaffens abgelesen haben. So bewahrten sie sich Kindlichkeit und Einfachheit. So blieben sie ganz und ungeteilt. So wurden sie für Millionen Künder und Führer. Der außerordentlichen Kraft ihrer Feder ist es gelungen, Menschen zu sammeln und Gemeinden zu bilden. Gerade dieses ist eine seltene Leistung. Die Verhältnisse des Dichters von heute sind ja nicht mehr die glücklichen einer verschwundenen Zeit. Einstmals war es so, daß Volkstum und Religion, Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst, Mystik und Technik zusammenklangen zu einem einzigen universalen Kunstwerk des Lebens. Bei den großen Festen der Nation gab es noch nicht Besonderung, sondern immer nur Gemeinschaft. Eines trug das andere, eines lebte aus dem anderen, und gewaltige, allen verständliche und vor aller Augen leuchtende Symbole bargen des Lebens tiefe Geheimnisse, vor denen jedes Knie sich beugte und die Himmel und Erde umspannten. Heute ist das nicht mehr so. Volksfeste, getragen von allen Schichten und aufjubelnd im gleichen Lied, gibt es in Deutschland nicht mehr. Veranstaltet sie der Staat, so ist es nicht mehr jener Staat, dessen Schwert und Krone in der Weihe einer heiligen Idee erstrahlen. Feiert sie die Kirche, so können die ärmlichen Vertreter des Staates auf solchen Tagungen nicht darüber hinwegtäuschen, daß das mächtigste irdische Kulturgebilde, das es gibt, eben der Staat, mit seinem Innersten nicht dabei ist. So kann kein gemeinsamer Sang mehr emporsteigen, und so kann es keinen Dichter mehr geben, dessen Herz das Herz des Volkes ist, des Volkes in seiner gesamtstaatlichen und -kirchlichen Einheit. Mag es einer versuchen, es wird ihm wie Hölderlin ergehen, der im Wahnsinn endete.

Keine andere Wahl ist dem großen Dichter und dem prophetischen Führer heute möglich, als entweder den Weg Hölderlins zu gehen und das Lied der Gemeinschaft einer ungeheuren, geradezu kosmischen Einsamkeit zu vertrauen, wo denn kein Echo mehr kommt und letzte Lockrufe im verzweifelten Lallen ersterben, oder aber die einstigen Kräfte der Gemeinschaft in die eigene Brust zu reißen und die wenigen zu sammeln, in denen noch Volk lebendig ist. Solche Persönlichkeiten drängen sich heute noch enger als ehedem an die Kirche. Denn immerhin, mag es sonst auch nirgendwo mehr zu finden sein, um die Altäre herum sammelt sich noch Volk, indem einer den anderen auch im Tiefsten versteht. In den Hymnen der Religion allein singt noch des Volkes Mund und des Volkes Herz. Hier ist noch Sturm, der eines Dichters Wort über die Lande trägt, und auch noch Stille, die auf sein heimlichstes Flüstern lauscht. Und so bewahrt die heilige Gemeinde, vielfach abgeschlossen von des Marktes Lärm und Gedränge, der deutschen Seele Kraft, Innigkeit und Tiefe. Man sage nicht, daß gerade die Zartheit mittelalterlicher Liebfrauenbilder heute gänzlich geschwunden sei. Wie immer es in der Malerei darum stehen mag, in der Dichtung erklingen noch solche Töne, aber immer nur da, wo in einer Dichterseele noch der Ton aus einer anderen Welt ein Echo weckt. Solche Dichter zu sammeln und solche Dichtung zu pflegen, das ist Aufgabe



Digitized by Google

dieser Zeitschrift. Je nach der Stufe, auf der etwas dieser Höhe zu steht, schätzen und werten wir. Auf großes Verständnis können wir dabei nicht rechnen. Wir wissen nicht um die Zukunft, und es mag wohl sein, daß wir mit diesem unserem Lied wieder in die Katakomben gehen müssen. Aber wir werden es singen und wir werden es pflegen, indem wir im Innersten überzeugt sind, daß in diesem unserem Erbe das Erbe unseres Volkes liegt. Gleichgültig mag es sein, ob das feine Samenkorn im Boden ruht oder ob es als mächtiger blühender Baum seine Äste über das Land reckt. Im Keim ist alles und in der Blüte nicht mehr als im Keim. Mag des deutschen Volkes Größe und Beruf, die einst aufgestrahlt sind im herrlichsten Reiche, das die Geschichte je gekannt hat, heute nicht mehr sein als ein im Verborgenen ruhender Keim, „das heimliche Deutschland". Wir werden ihn hüten und schützen, daß sein Wesenskern da sei in jener Stunde einer neuen Schicksalswende, wo es wieder Frühling wird und sich's urkräftig unter harter Scholle regt.

*

## Meine Seele

Du —
die ich liebe
wie meiner eigenen Seele weiße Kirche,
gleich dem Tag,
der die Straßen schmückt,
daß sie alle zu mir wallen und singen.

Du —
deren Säulen ich in mein weites Feld gezogen
unwiderstehlich,
daß mir ausreicht die Kraft,
den Bau zu errichten,
der aus mir wogt wie ein ragendes Säulenmeer
und der Dächer noch harrt
zukünftiger Wohnungen,
wo die Menschen sich singend bewegen,
fern dem Strom ihrer Nöte,
in dem Gewand einer hehren Stille.

Ich liebe dich, die der Schleier der Engel umlächelt,
deren Stirn mir meine zukünftigen Königreiche kündet,
die ragende Stadt,
die thront.

Noch unvollendet stehen die Tore und Türme,
die unbewehrten Wälle der Stadt,
doch emsig gehen die Werkleute.

Johannes Josef Nußpickel



Digitized by Google

# Menschheitsmorgen

## Eine eucharistische Symphonie von Ernst Noeldechen

*Die Winde über der Heide*: Wohin?
*Die Weite*: Überall hin!
*Die Himmel*: Aufwärts!

*

*Der Fromme*: Ich sehe eine schlanke, weiße Kerze.
Ich sehe eine Flamme, schmal und feierlich wie ein Cherubsschwert.
Opfer sucht Gott.
Es lockt in mir.
Es lockt im Unendlichen.
*Die Weltnacht*: Ich b i n mit allem Wehe.
Wirke ich nicht auch in dir?
*Der Fromme*: Du wirkst in mir,
Doch durch mich wandelt milder Mond:
Durch dich wandelt milder Mond.
Mein Lied wird Tanz ...
Ich sehe eine schlanke Kerze. Ich sehe Flamme über den Dingen.
*Der Feind*: Nimm diesen Hieb, du weißer Tor!
Ich hasse deiner Demut Fallstrick.
*Der Fromme*: Die Kerze schmilzt dahin;
Zu Tränen löst sie sich auf
Mehr und mehr,
Doch die Flamme erhöht sich ...
Aus Peinigung und Verachtung blüht der Himmel.
*Die Furcht*: Mit der Kerze vergehst du; —
Ihr Schicksal: das deinige!
Ist sie zu Ende, bist du es auch!
*Der Fromme*: Nimmer endige ich.
Mein Besseres wird mit dem Licht emporfliegen!

*

*Die Wellen im Strom*: Wohin?
*Die Weite*: Überall hin!
*Das Meer*: In die ewige Ruhe,
In das Leuchten über Tiefen, —
Dann zurück zur Urregung aus Gott!

*

*Der Fromme*: Ich brenne.
Sehnsucht!
Gott!
*Der Mönch*: Eine Verheißung zieht durch die Welt.
Ein Feuer wandelt.
Gottes blinkendes Auge
Ruft jenes große, schweifende Gefühl, —
Wie es auch mich ruft.
*Die Einsamkeit*: Ich läutere und erhebe jenes wie dich!



Digitized by Google

*Der Fromme*: Im Gewühl der Welt bin ich allein.
*Die ewigen Leute*: Narr!
*Die Dirne*: Narr!
*Der Völler*: Narr!
*Der Selbstzufriedene*: Narr!
*Der lange Weg*: Komm!
*Der Strom*: Komm!
*Der Sturm*: Komm!
*Der Fromme*: Adlerflügel rauschen.
Eine Kerze strahlt.
Aus mir strahlt es ihr entgegen!
*Die Einsamkeit*: Ich läutere und erhebe.
Der Markt ödet.
Fluch keimt dort aus Satans, des Listigen, Saat!
*Der Fromme*: Ich suche Gott.
Eine riesenhafte Kerze leuchtet und vertropft,
Verzehrt sich in Flamme. —
Ich will sterben in Gott
Und auferstehen in Ihm.
*Der Zeitgeist*: Lust! Taumel! Wahn!
*Ein Kind*: Brot!
*Eine Mutter*: Fluch dem Wolf, der uns frißt!
*Der Wucherer*: Gold! Gold!
Ich bin bestohlen, bestohlen!
Gold, Gold, Gold!
*Der Fromme*: Gnade für die Schwestern und Brüder, die verschmachten!
Senke lieber mich in Schmerz und alle Prüfung, Allmächtiger!
Mich erhebt die Not.
Ich will sterben an der fernen Flamme!
*Der Vagant*: Ich bin verworfen und schmutzig . . .
Ein Reiner geht, der wie mein Bruder aussieht.
Seine Kleider zerreißen wie die meinigen.
Frost zerfleischt ihn wie mich.
Seine Haut welkt wie die meine,
Aber seine Stärke ermattet nicht.
Aus Ruhelosigkeit, die ihm eigen,
Träufelt Frieden in meine Ruhelosigkeit.
Er hat noch Mitleid mit mir
Und dem hungernden Vogel im Winter.
*Die kreischende Lüge*: Meiner Fäulnis droht Gott.
Es geht eine Wahrheit durch die Welt;
Der ewigen Wahrheit folgt sie unverwandt.
Eine heilige Flamme sucht die Urglut; . . .
Findet sie sie —
Dann wehe mir gaukelndem Gift!
Zwei donnernde Flammen werden mich zwischen sich zerpressen!
*Der Fromme*: Eine ferne, wunderbare Kerze leuchtet mir.
Ich leide im Leid der Zeit und sehne daraus hervor.



Digitized by Google

Jede andere verdunkelte Sehnsucht
Möchte ich lichtwärts reißen,
Daß sie zu Glück werde!
Ach, ich vermag es nicht.
Ich bin der Schwächste der Schwachen!
*Wirre Stimmen*: Es wirkt eine unsichtbare, lächelnde Kraft;
Gottes Befehl kommt sie nach.
Sie wuchtet sanft und fließt doch.
Blitz zuckt von der Erde nach oben . . .
Wird das Neue, das diese Zeit von der Zeit erlöst?
*Gottes Stimme*: E r n e u e r t e u c h i n m i r!
*Die Welt*: Wie singt es seltsam irgendwo!
*Der Fromme*: Es klingt aus mir.
Ich muß singen, singen!
Singe ich selbst?
Singt es über mir?
Ein Lied erhebt sich, ein jauchzendes, kämpfendes, siegendes Lied von Gott.
Ich wandele dem Lichte zu und singe . . .
Der Kerze Wachs vertropfte fast,
Doch die Flamme wurde ganz herrisch, wurde ganz süß!
*Die Welt*: Eine himmlische Geige tönt.
Wärme breitet sich aus.
*Das Lied*: Liebe! Sehnsucht!
*Luzifer*: Ich hasse — und finde das Ende der Liebe nicht.
Ich vernichte rastlos.
Ich finde dennoch das Ende der Liebe nicht!!
*Gottes Stimme*: Liebe wird immer wieder auferstehn!
*Luzifer*: Ich vernichte!
*Gottes Stimme*: Liebe wird immer wieder auferstehn.
In den Ärmsten senke ich mein Licht,
Daß es doppelt reich emporflamme!
*Die Welt*: Lied!
*Der Fromme*: Mein Lied ist Lerchenton,
Mein Lied ist Nachtigallenschlag, —
Mein Lied ist der Schluchten sanfter Donner,
Der Widerhall des frühlingstrunkenen Höhenschreis!
Mein Lied ist demütige Nacht
Und aufgehende Sonne . . .
Deine Schöpfung verherrlicht dich, Herr!
Deine Schöpfung verherrlicht dich dankend durch mich!
Alles gute Fühlen schloß sich in mir zusammen.
*Die Vielen*: Ein Lied aus Gott ist in uns. —
Wir sehen eine ferne Kerze steigen,
Aufstrebend aus schwer hängendem Dunkel.
Eine kleine Flamme schwebt über ihr! . . .
*Der Fromme*: Der verglimmende Docht meines Lebens sinkt. —
Ich komme, Vater!
*Der Tod*: Lieber Bruder Mensch!



Digitized by Google

*Das Lied*: Sehnsucht!
*Der Fromme*: Ein ernster Engel in dunkelm Gewande
Schreitet durch blühende Ebenen daher.
Es duftet,
Es duftet von tausend und aber tausend nie geschauten Blumen.
*Der Wucherer*: Ich herrsche.
*Der Wahnwitzige*: Rache. Blut!
*Der Wucherer*: Mein Gold will der Räuber. —
Ich schlinge es herab!
*Der Wahnwitzige*: Totschlag!
*Der Wucherer*: Flucht!
*Der Tod*: Ich würge dich!
*Der Wucherer*: Zu glühendem Blei wurde das Gold in mir.
Meine Eingeweide verzehrt der flüssige Brand.
*Gottes Stimme*: Mein ist die Rache!
*Die Wahnwitzigen*: Stürmt weiterhin!
Erschlagt und plündert!
*Die Stimme des Frommen aus dem Unfaßbaren*: Ich schwebe.
Oh, wie weich umschmiegen meine Sohlen die Wolken!
*Die Welt*: Ein Katarakt von Licht
Löst sich aus Wolkenferne!
*Die Stimme des Frommen, im Unfaßbaren Gott anredend*: Bin ich bei dir?
*Gottes Stimme antwortend*: Du bist bei mir.
Flimmere, Lichtlein, meines Thrones Herrlichkeit!
*Die Stimme des Frommen*: Gnade für die Menschheit!
*Die Stimme Gottes*: Gnade ihr. — — — — —
*Die Welt*: Morgen. Weltmorgen!
Das milde Wunder ist da!
Selige Geheimnisse offenbaren sich lächelnd.
Himmlisches Licht küßt die Erde.
Nacht zerfließt völlig.
*Die Vielen*: Wir sahen ferne Kerzen leuchten;
Ihr Glanz vermählte sich dem Morgen,
Der vom Himmel steigt!
*Der Friedensengel*: Materie stürzt.
Alles auf Erden wurde leicht!
*Luzifer*: Unnütz ich!
Lawine rollt ins Nichts und trifft nur Luft!
Jeder will ja der Liebe dienen.
*Die Vielen*: Der Tag der Liebe brach an.
O Morgenwunder!
Aus eines toten, unbekannten Bettlers Haupt und Herzen
Blühn Rosen,
Blühn weiße, weiße, weiße Rosen;
Sie duften süß.
*Der Feind*: Versöhnung allen!
Ich war ein Tor.
Selig haucht das Arom des neuen Tages mich an.



Digitized by Google

Land fließt in Land.
Eine Woge honiggewürzten Weins
Schwemmt jede Herbheit hinweg!
*Der Ost*: Liebe! — *Der West*: Liebe! — *Der Nord*: Liebe! — *Der Süd*: Liebe!
*Alle*: Die sonnige Stille begegnet uns endlich!
*Die Stille im Licht singt*: Ich heiße Urklang.
Schwinge in mir, was zu schwingen vermag!
Die Starrheit belebe ich.
Selbst den Stein will ich verklären,
Daß er klinge!
Ein Kind umarmt einen frostigen Riesen.
Der Riese weint!
*Ein Erweckter*: Ich will Gebrechen und Elend lindern helfen!
*Ein erweckter Reicher*: Mein Haus sei der Armen Asyl!
*Ein Bauer*: Meines Feldes Frucht reife für die Menschheit!
*Engelchor*: Gelobt sei der Vater
Von Himmel zu Himmel —
Von Reich zu Reich auf Erden!
*Die Welt*: Gelobt sei die Stunde der Versöhnung in Gott!
*Der Himmel über den Himmeln*: Klarheit, ewige Güte, Heil!
*Die Welt*: Fackel aus allen Gestirnen!
*Die Lüge*: Abgrund gähnt! — Absturz! — Untergang!
*Der Vagant*: Durch die neuen, milden Röten fliegt eine Taube.
Weißes Gewand umhüllt mich.
Mein Trotz ging mir der Nacht.
Der Wurm in meiner Seele starb!
*Der Reiche*: Mein Irrtum hatte dich verwirrt.
Ich machte dich arm.
Nimm meine Hand, verzeih mir, ärmster Bruder!
*Luzifers brüllende Stimme*: Das Kreuz wird zum Schwert, das mich richtet!

*

*Der Dichter*: Gottes Auge flammt
Durch malmenden, stürzenden Fels,
Durch wuchtenden Stein,
Durch saugende Mauer
Und findet in Höhlen und unter dem Eise Funken.
Gottes Liebe glüht und sucht!
Frost, an ewiger Wärme mußt du dennoch klirrend zerbrechen.
Haß, vergeblich schmiedest du Ketten.
Immer wieder zerstäubt der Staub.
Jeder Gewinn, jeder Sieg, jede Furcht auf Erden ist Täuschung,
A b e r d a s e w i g e G l ü h e n l e b t!
Seele, dich hält kein Gefängnis!
Deine lichten Füße zertreten die Not!
Deine lichten Füße zertreten die Welt! . . .
Über Tränenmeere
Steigt und winkt ein schimmerndes Tor.
Purpurne Barken stoßen ab!!



Digitized by Google

# Das Sündenwasser

## Roman von Heinrich Luhmann

EINMAL, als auf den Äckern das Korn in Reife stand, war eine mondhelle Nacht.

In dem Quellgebiete des Flusses und an seinem Unterlaufe mußten heftige Gewitter und Regengüsse niedergegangen sein. Davon wälzte er eine hohe gelbe Flut murrend hin.

Diese Nacht neigte sich der gerade gefüllte Mond tief zur Erde, als wollte er auf ihr ruhen. Sein Licht war groß und voll geheimer Macht über alles Leben.

Anna lag in der Kammer. Sie fühlte im Schlafe eine Gewalt über sich. Von großer Unruhe erwacht, fand sie das ganze Gemach in blauweißer Helle und sich selbst schwimmend mitten darin. Der Mond hielt gerade vor ihrem Fenster. Gleichzeitig glaubte sie unten Kamps Stimme klagen zu hören. Sie horchte, aber nur der Strom sprach aus der Fülle seines Wesens. Sie sank wieder in leichten Schlummer, erwachte aber bald, und nun hörte sie deutlich ihren Namen rufen.

Der Alte saß zur Strömung gewandt, aber mit halbem Körper zu ihrer Kammer hin.

„Es ist tiefe Nacht," sagte Anna zum Fenster hinaus, „geh auch zur Ruhe!"

Er antwortete nicht. Er saß und sah unbewegt zu ihr hinauf.

Eine unsägliche Hilfslosigkeit lag in diesem stummen Hinwenden zu dem Mädchen.

Plötzlich hob er beide Hände.

„Kind," rief er, „komm zu mir!"

Es war ein Schrei aus Qualgründen der Seele. Anna fühlte sich von ihm fortgerissen. Alle Einwände, daß es tiefe Nacht und sie müde vom Tage sei, schwiegen. Sie begab sich gleich hinunter an den Fluß.

Ein Baumstamm, eine entwurzelte Weide, lag dort an der Böschung. Darauf saß Kamp.

„Du hast mich gerufen, Vater," sagte Anna, „ich will dich in die Kammer bringen."

Er sah in die gewaltig rollende Flut und antwortete nicht.

Ohne Hut war er, mit wirrem Haar und Bart. Die Narben seines Gesichtes brannten. Anna glaubte ihn nie so entstellt gesehen zu haben wie in dieser Nacht.

„Du hast mich gerufen", sagte sie abermals.

Sie saß ihm fern auf dem andern Ende des Baumstamms und wagte nicht, ihm nahe zu kommen. Plötzlich rückte er hastig zu ihr hin und drückte ihre Hände. Sie entzog sie ihm jäh, denn seine brannten wie heißes Eisen. Er riß sie abermals an sich und ließ sie nicht mehr. Dabei war sein furchtbar entstelltes Gesicht mit qualvoll geweiteten Augen nahe über ihr. Anna erstarb jeder Laut auf den Lippen.

„Ich muß es dir sagen, Kind —"

Er keuchte es. Sein ganzer Leib schüttelte sich wie im Krampf.

Anna fing zu weinen an.

Er aber ließ plötzlich die eine ihrer Hände, griff seine Krücke, gab sie ihr und rief, ihr wieder nahe:

„Schlage mich, Anna, schlage mich tot!"

Die Krücke entglitt ihr, sank ins Wasser und schoß in der Strömung fort. Annas Tränen fielen. Es war, als kühlten sie seine Not. Er wurde ruhiger, rückte von dem Mädchen ab und saß nun tief gebeugt da, den Bart auf den Knien. Um seine Füße spülte bereits die steigende gelbe Flut.



Digitized by Google

Sie schwiegen beide. Nach einer Weile fragte Kamp:
„Glaubst du jetzt, was sie von mir sagen?"
Er sprach es mehr für sich und für die Wellen als für Annas Ohr. Sie hatte es doch vernommen und antwortete klar und fest aus ihrem guten Herzen:
„Ich glaube es nicht!"
Da ließ sich der Alte von dem Baumstamm niedergleiten, kroch zu ihr hin, faßte ihre Knie und weinte:
„Kind, habe Mitleid mit mir, stoße mich ins Wasser! Laß mich sterben!"
Er lag zerwühlt in ihrem Schoß.
Da schrie die Stimme Johannes im Traum aus der Kammer auf. Sie war wie der Ruf eines Tieres, aber doch zu verstehen:
„Als sie nun auf der Tenne waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder und schlug ihn tot!"
Es war, als stünde das Wasser still. Der Mond am Himmel schien zu schwanken. Wäre die Welt untergegangen in berstenden Himmeln, brechenden Strömen, fallenden Monden, mit großer Schauernis — es hätte Anna nicht gewundert. Kamp war zur Erde geglitten aus ihrem Schoß und lag dort regungslos.
Es war eine furchtbare Stille zwischen den beiden Menschen. Dann stand Anna auf, trat zu ihm hin und sagte mit zerbrochener Stimme und klanglosem Ernst:
„Du hast es doch getan!"
Er regte sich nicht. Er lag mit dem Gesicht im Sand, wie ein Wurm, der in den Staub getreten ist.
„Steh auf", sagte sie endlich. Nun war ihre Stimme hart.
Er erhob sich gleich — Nässe und Schmutz hingen ihm in Bart und Haar — und kroch auf seinen Sitz zurück. Anna stand vor ihm, und ihre Augen, aus denen alle Kindheit verweht war, trafen ihn wie Flammen.
„Rede!" befahl sie.
Er hing nun beinahe über dem Flusse, als wolle er aus ihm trinken. Immer näher sprangen die Wellen. Er sprach in ihr Rauschen hinein, leise keuchend, qualzitternd, und wieder schlug ihn Beben wie ein Krampf:
„Er war Knecht auf dem Hofe und stark wie ein junges Pferd, und er hatte einen mächtigen Willen. Seine Augen gingen durch alle Dinge bis auf den Grund. Er war der Herr und ich sein Knecht. Hörst du, ich mußte sein Knecht sein und tun, was er wollte! Ich mußte! Da kam ein Haß in mich wie Feuer. Ich konnte nicht gegen ihn an. Da aber, jenen Morgen, Bohnen lagen auf der Tenne gebreitet, und die Flegel warteten auf Arbeit, als ich ihn wecken wollte, kam er aus der Kammer Dortes, deiner Mutter." —
„Ist er mein Vater?" schrie Anna. Sie war auf den Baumstamm gesunken, saß dort steinern und ohne Tränen im Mondlicht.
„Dein Vater", sagte er. Dann aber, als fürchte er, sie möge ihn in sein furchtbares Schweigen zurückstoßen, fuhr er gleich fort, tiefer zum Strome geneigt:
„Da, als er sich beugte, eine Garbe aufzubinden, brach alles Feuer in mir aus und war vor mir, rot und tanzend. Seine Augen und ihre Gewalt waren mir verborgen. Wer ist der Herr? schrie es in meine Ohren. Immer brausender: wer ist der Herr? An Dorte, und was er mit ihr hatte, dachte ich nicht mehr. Was kümmerte es mich? Immer nur schrie es in meine Ohren: wer ist der Herr? Zeige ihm, daß du es bist! Und da — wollte ich es eigentlich? Ja, ich wollte es, denn ich haßte ihn, weil er Gewalt über mich hatte! Da fiel der Flegel. Linnewever kam als erster zum Dre-



Digitized by Google

schen. Er redete verworrene Worte und sagte, daß es so sein müsse, weil er es in der Dunkelheit gesehen. Er war mir treu und tat, was ich wollte, dumpf ergeben — er fuhr den Toten ins Wasser. Er sträubte sich nicht. Er sagte, auch so müsse es sein . . ."

Anna weinte nun doch, ganz in Schmerz aufgelöst. Die tiefste Nacht war überstanden. Es ging schon in den Morgen hinein. Der Mond verlor seine Gewalt, nur der Fluß stieg höher.

„Nun hatte ich Ruhe," sprach Kamp hastig weiter, wie Annas Weinen auch seine stöhnende Klage niederdrückte, „ich hatte Ruhe; denn es war mir nicht leid. Viele Jahre hatte ich Ruhe, die wilden Jahre, und ich war der Herr. Da aber, als ich an euer Wasser kam, Kind, da war es erst, als müsse ich den ganzen Fluß austrinken, als wolle er in mich hineinfließen. Aber eine Nacht, die erste, als es mich ans Ufer jagte, da sah ich ihn mit den Wellen kommen, ihn, Christ, und seine großen, zwingenden Augen waren wie Messer auf mich gezückt". Sein Stöhnen war Flüstern geworden, und sein Gesicht lag unter furchtbarer Angst. „Kind," sagte er zitternd, „nun kommt er alle Nächte, und ich muß ihn sehen. Nun ist er wieder Herr, und ich bin der Knecht." — Plötzlich war er Anna wieder nahe, hielt ihre Füße umklammert und flehte mit einer Stimme, die wie ein niederbrennendes Feuer in letzter Kraft aufschlägt: „Stoße mich, habe Mitleid, laß mich sterben!"

Sie stieß ihn mit den Füßen an. Gleich aber fuhr sie schaudernd zurück. War er noch ein Mensch? Ein Tier war er. Aber der Gedanke brannte in ihrer Seele und schmerzte heftig. Da kam es über sie, daß sie fort müsse, in dieser Stunde noch. Oder sollte sie ihm doch den Tod geben, ihn versenken in das Wasser seiner Sünde? Sie fühlte aufschießende Kraft in sich. Da aber brach eine Röte am Himmel durch, flammend und groß. Eine erste Lerche sang aus der Höhe. Da ließ sie die Hände fallen, sah ihn nicht mehr an, sprang das Ufer hinan und lief aufweinend fort, in ihre Kammer hinauf. Nicht lange aber, so verließ sie das Haus wieder, eilte die Wiesen hinauf, über den Hillweg, durch die Felder, tiefer und weiter, sah sich nicht um, lief wie ein gescheuchtes Wild eilig, immer noch laut weinend.

Die Sonne stand über dem Tage, und die Sommerwelt war erwacht.

Durch hohe Saatfelder zwang sich ein Weg nach Mittag zu.

Den lief das Mädchen, und die goldenen Mauern standen zu beiden Seiten hoch.

Der Himmel klang jetzt von Lerchen wieder, süß und feierlich. Ganz fern in den Kämpen riefen Kühe nach den Melkerinnen. Überall, aus der Erde steigend und vom Himmel fallend, war Duft und Atem der Reife.

Friede und Reinheit waren hier.

Da erst hielt Anna die Schritte an, trocknete die Augen und fühlte mit den Händen die Luft.

Der Weg ging bereits leicht bergan. Nach Abend zu lag Grau geballt, während sonst nach allen Seiten lichtdurchblitztes Blau schwamm.

„Dort ist Dunkelheit und Sünde", sagte Anna.

Sie suchte das Wasser, aber es war nicht mehr zu finden.

Da wandte sie sich nach Mittag, dahin sich bereits die Sonne neigte.

„Hier ist das Land Anna Hellhofs, der Großmutter; es soll meine Heimat sein."

Sie lächelte wieder ihr Kinderlächeln, und die Sonne färbte ihr Gesicht schön und warm.

Da brach eine Schar weißer Tauben durch die Luft, von Süden kommend, verweilte über ihrem Haupte und wandte sich gleich zurück.



Digitized by Google

In Anna war plötzlich eine große Traurigkeit aufgequollen. In Zorn und Nacht war sie fortgegangen... Aber sie konnte doch nicht um... In ihr Ohr klang das Wasser. Sie sah es ans Ufer stoßen und sah Kamp dort sitzen, wie die Flut ihn umleckte... Anna Hellhofs Schicksal, der Möhne und Johannes Dunkelheit, der Mutter Bitternis — alles wurde groß in ihr. Da drängte sie weiter und sah nicht zurück, bis plötzlich aus dem Grase vor ihren Füßen seltsam weiße Blumen aufsprangen, wie sie am Ufer nicht wuchsen. Sie bückte sich, brach davon, weinte ihre letzten Tränen hinein, wandte sich und warf den Strauß von sich in der Richtung, wo sie das Wasser wußte.

Nun war sie müde und bedurfte der Ruhe.

Auf einem Felde hatte ein Schnitter eine Garbe niedergelegt. Darauf bettete sie ihr Haupt und schlief bald ein. Große Einsamkeit war um sie. Der Morgen glitt auf goldenen Schuhen in den Mittag. Die Vögel waren still geworden, dafür aber läuteten die feinen Stimmen der Insekten über das Meer der Halme hin, besänftigend und friedlich.

Als Anna erwachte, stand die Sonne hoch. Da schritt sie rüstig aus, ihr entgegen.

*

Auch diesen Sommertag drängte die Zeit in die Vergangenheit. Die Jahre kamen und gingen.

Immer noch saß der Alte am Flusse in furchtbarem Warten. Er starb hundertfachen Tod; denn er konnte nicht sterben.

Die Kinder kamen von ferne, ihn zu sehen. Wenn dann seine Gestalt am Wasser aufwuchs, Bart und Haar im Winde wehten, liefen sie eilig und geängstigt fort, als hätten sie den Teufel selbst gesehen. Wer von den Erwachsenen in der Dunkelheit abends oder nachts dringlicher Geschäfte wegen allein in jener Gegend zu tun hatte, eilte klopfenden Herzens vorbei.

Ein Mäher hat ihn eines Morgens vom Hofe kommen sehen, schleppend und quälend. Er soll etwas unter seinem Kittel getragen haben, ein Gerät, eine Harke oder Forke. Er hat es im Zwielicht nicht erkannt. Die andere Nacht aber, als derselbe Mäher mit ein paar Heimlichen von jenseits zurückkam, haben sie ihn beschlichen. Da hat er gehuckt, zur Flut geneigt gesessen. Er hat etwas in der Hand gehabt, es im Wasser gescheuert und gespült, immer gescheuert und gespült. Dazu hat er klagend dumpf und unverständlich gesprochen — sie haben nur hin und wieder eine bange Frage wie eine Flamme aus dem Gemurmel aufschlagen gehört: Wer ist der Herr? Da ist ihnen, als sie schon auf der Heimkehr waren, ein Frostschauer über den Rücken gelaufen.

So blieb es Jahre.

Tagsüber saß er stumm, ragend und wartend da. Nachts aber, wenn die Welt um ihn versunken war, holte er den vergrabenen Flegel aus dem Sande, neigte sich und scheuerte ihn. Oft auch erhob er sich, hielt ihn in den hellen Mondenschein, als prüfe er ihn. Gleich aber sank er winselnd zurück, aufs neue zu scheuern. Er hörte nur auf, wenn die Stunde des Toten kam — alle Nächte trug der Strom ihn an ihm vorbei. So wenigstens glaubte die Not seines lange versunkenen Gewissens.

Er ware nicht irre und nicht kindisch. Aber er war völlig ausgestoßen aus aller Menschengemeinschaft, lebte nichts anderes als seine dunkle Tat. Hundertfach, tausendfach tat er sie wieder in Gedanken, und hundertfach, tausendfach starb er qualvollen Tod, weil er nicht sterben konnte.

„Wer ist der Herr?" fragte er zage und zitternd, wenn die furchtbare Stunde des



Digitized by Google

Toten kam. Gleich aber war es wie Wimmern eines geschlagenen Kindes: „Du bist der Herr! Du bist der Herr!"

Es erfüllte sich ihm ein grausames Geschick. Der Tote herrschte über den Lebenden. Lebte er noch? Jahr reihte sich zu Jahr. Er hatte die Achtzig wohl längst überschritten. Grauen hing um ihn wie eine unheilvolle Wolke.

Einmal, es war schon später Herbst eines trockenen Jahres, sahen sie ihn einen Tag und einen zweiten nicht mehr an seinem alten Platz sitzen.

Die Melkerinnen in der Laake hatten ihn zuerst vermißt. Die Nachbarn fragten bei Dorte nach ihm, denn sie glaubten ihn krank oder gar gestorben. Sie fuhr sie mit harten und kalten Worten an, daß sie nichts wisse. Als aber der zweite Tag verstrich, ohne eine Nachricht von ihm zu bringen, sagten sie, was sie schon lange gedacht hatten: „Er ist ins Wasser gegangen," und fügten, begütigend fast, hinzu, „es hat ihn hineingezogen."

Sie huben an, auf Kähnen nach ihm zu suchen.

Da bekundeten die Melkerinnen weiter flußhinauf, einen Mann an zwei Stöcken gesehen zu haben, ohne Hut, in langem, wirrem, aber schlohweißem Haar, unsteten Wesens, der immer die Strömung hinaufgegangen — nein, gekrochen sei. Immer hinauf, wie Anna Hellhof damals hinabgewandert war. Sie forschten es nach, da wollte man ihn auch in den Dörfern, die dem Wasser abgerückt und näher zur Stadt liegen, gesehen haben. Dort aber mitten in der Nacht. Dann verlor sich seine Spur.

Da dachten sie in der Laake, wenn ihm kein Unheil zugestoßen sei und er sich nicht selbst den Tod gegeben habe, werde er zurückkommen.

Eines Abends, als Melkerinnen die letzte Milch holten, kam er in der Tat zurück. Dicht am Wasser, ihm nach, schlich er, wieder ganze Strecken kriechend. Nur eine Krücke trug er noch. Oftmals wandte er sich und sah stieren Blickes zurück. Dann aber, als sei ein Hund hinter ihm, humpelte er weiter. Gegen Mitternacht langte er am Kripperhause an.

Die aus der Laake sahen ihn andern Tages, bei frühem Morgen schon, wieder an seinem alten Platz sitzen.

Sie glaubten aber, eine große Veränderung an ihm wahrzunehmen. Er schien ihnen plötzlich gegen sein immer schon hohes Alter nun uralt geworden, eigentlich über alle Menschenzeit hinaus.

Lange lag Geheimnis über den Tagen seiner Abwesenheit. Endlich kroch das Gerücht den Fluß hinauf, er sei in der Stadt gewesen, seine Schuld vor dem Richter niederzulegen und Strafe für sie zu begehren. Man habe ihm keine Sühne abnehmen können — weil dreißig und mehr Jahre seine Tat bedeckten. In der Laake und weitum im Lande wollte man es nicht glauben. Aber die Angelegenheit war bereits zu einer Neuheit geworden, die in Zeitungen und juristischen Abhandlungen besprochen wurde. Außerdem erstand in einem Bauern aus der Flußniederung ein Zeuge, der dem Volke mehr galt als Geschriebenes. Der Mann hatte als Schöffe in jener Verhandlung gesessen, in die Kamp hineingekommen war. Ganz gegen alle Zulassung ist er vor dem Richter niedergestürzt, hat sich als Mörder bekannt und um den Tod gebeten. Man hat ihn für einen Irren gehalten, den eine Wahnidee verfolge, und abführen lassen. Er hingegen hat nicht aufgehört, sich anzuklagen, in solch einer Klarheit und Bestimmtheit, mit beinahe fanatischer Beharrlichkeit, daß man ihn hat hören müssen. Da hat sich bald die furchtbare Wahrheit seiner Aussage bestätigt. Jener Schöffe ist dann zufällig zugegen gewesen, wie der Richter dem Alten auf sein Flehen um Strafe — Kamp hatte gebettelt wie die arme



Digitized by Google

Seele um den Himmel — die Antwort gegeben hat, daß ihn nichts mehr treffen könne. Der Schöffe ist der Jüngste nicht mehr gewesen und ein bärenstarker Mann, aber er hat noch nach zehn Jahren behauptet, niemals einen solchen Augenblick erlebt zu haben als den, wo Kamp jene Antwort erhalten habe. Hätte er das Beil in seinem Nacken gesehen, pflegte er zu sagen, es wäre nichts gegen den Anblick gewesen: seine Krücken haben ihn mit einem Male nicht mehr gehalten — er ist in seiner ganzen Länge auf die Erde hingeschlagen, plötzlich, und mit solcher Gewalt, wie nur ein Toter, den der Schlag niederschmettert, fällt. Wie ein Toter hat er mit der Stirn auf der Erde gelegen. Dann aber hat er sich auf die Knie gehoben, ist vor sie hingekrochen und hat mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr in sich hatte, geschrien, unaufhörlich geschrien, sie möchten Erbarmen haben und ihm Strafe geben. Er hat ihre Füße umklammert, mit seinem wirren Bart auf ihren Schuhen gelegen und immerfort geschrien, ihn nicht an das Wasser zurückkehren zu lassen, sondern Erbarmen zu haben und ihn abzuurteilen — nichts hat man ihm sagen können als immer dasselbe: Zu spät! Und wenn er Papst und Kaiser erschlagen hätte: Zu spät! Dann — erzählte der Schöffe weiter —, nachdem der Unglückselige sich müde und heiser geschrien, sei ein grauenvolles und hoffnungsloses Schweigen über ihn gekommen, schrecklicher eigentlich noch als sein Schreien, aber er sei nicht aus dem Gerichtsgebäude fortzubringen gewesen. Und wenn er wirklich Papst und Kaiser erschlagen hätte, gestand der Schöffe, sie hätten sich des Mitleids mit ihm nicht erwehren können in seiner übermenschlichen Qual. Sie hätten versucht, ihm begütigend zuzureden, hinweisend auf die lange Zeit seiner Gewissensbuße. Sie hätten ihn endlich gewaltsam am späten Abend hinausschaffen müssen. —

Dieses Ereignis verhalf Kamp zu einer gewissen Berühmheit. Nicht nur, daß Zeitungen noch mehrfach von ihm berichteten, die Laaker haben bemerkt, wie es sich im Sommer darauf rege in die sonst weltabgelegene Gegend von Fremden lief, die zweifellos Neugierde trieb. Es wurde freilich bald wieder still von ihnen, denn sie sahen nichts anderes als den überalten Mann, nach Art müder Greise, die die Sonne suchen, am Fluß sitzen, tief zu ihm hingeneigt, ihrer gar nicht achtend. Er schien ewige Zeit bleiben zu wollen. Er war wohl neunzigjährig. Aber wer zählte seine Tage? Weiche, sehnsüchtige Frühlingsnächte strichen wie fremde Vögel um ihn und ließen ihn einsam. Herbstschauer umbrausten ihn, aber trugen ihn nicht fort. Winterflut bespülte seine Füße, aber riß ihn nicht in die Tiefe. Es lief das Wort durchs Land, nichts könne ihn töten, nicht Wasser, nicht Feuer und keine Macht der Elemente. Überhaupt war seit seiner Heimkehr aus der Stadt seinetwegen viel dunkelgeheimes Raunen unter den Leuten am Flusse, mehr als jemals. Da erzählten sie in einem Dorf, er habe völlig die Sprache verloren und sei wie ein Stein, der zur Erinnerung an eine Untat hingestellt sei. Andere wußten das gerade Gegenteil zu berichten, daß er nämlich jede Nacht um Erbarmen und Buße rufe, so furchtbar, daß die auf den Weiden verbleibende Rinderherde wie bei einem Gewitter zusammendränge. Wieder andere sagten aus, er habe sich zweimal selbst in den Fluß gestürzt, Dorte habe ihn einmal — unverständlicherweise — daraus gerettet, und zum andern Schlächter, die ein Rind von der Weide holten. So weit die Meinungen und Aussagen über ihn indes auch auseinandergingen, darin waren alle einig, daß er nicht sterben könne.

Sein Schicksal war völlig über das Menschliche hinausgehoben — eigentlich unter alles Menschliche gesunken. Mit Sicherheit ist nur zu sagen, daß er seit seiner



Digitized by Google

Heimkehr in eine grauenhafte Verzweiflung gestürzt ist, die um so entsetzlicher gewesen sein muß, als er immer noch bis ins letzte Alter bei klaren Sinnen geblieben ist. Es spricht nicht dagegen, daß er nun auch oft am Tage den Flegel aus dem Sande grub und ihn in schwerer Mühe scheuerte, immer scheuerte. Erst recht bedeutet es nichts gegen die beinahe unbarmherzig grausame Wachheit seines Geistes, daß alle Nächte noch der Tote vom Wasser aus über ihn herrschte. Es ist unfruchtbar, zu denken, wo die Verzweiflung den Unseligen am heißesten mit Höllenflammen brannte, ob eben in diesem letzten Sieg des Toten, ob in seiner Schuld oder in der Qual, sie nicht in der von Menschen auferlegten Buße tragen zu können — das Wort: Zu spät! an jenem Tag vor dem Richter hat ihn, darüber gibt es kein Denken und Zweifeln, völlig vernichtet, eigentlich lebendig begraben. Wer ihn sitzen sah, bekreuzte sich. In den Kirchen beteten sie für seine Ruhe. Um diese Zeit hatte man begonnen, dem Fluß einen Kanal zur Seite zu graben. Freilich kam die Arbeit erst allmählich in Gang und vorerst nur am industriebenachbarten Unterlauf. Dort sollte seine ewig reiche Wasserfülle dienen, wie sie bisher die Jahrhunderte seit Schöpfungstagen in wilder Freiheit hingebraust oder in tückischer Gier geschlichen war. Wenn auch zage, so doch unfehlbar sicher rückte die neue Zeit auch jenem Ufer näher, wo Kamp mit der Sünde der Alten saß und nicht sterben konnte.

Noch trug sich die Flut immer gleich und ungebrochen an ihm vorbei. Wenn wieder Jahre hingekrochen waren, sahen die aus der Laake für einen Sonntag ein junges Weib zum Kripperhause schreiten. Bald brachte sie ein Knäblein mit, ein Mädchen auch die folgenden Jahre und wiederum Knabe und Mädchen. Blühend war sie, eine Rose, von Knospen umstellt. Grau silberte nach und nach auch auf Annas Stirn, und ihre Kinder ragten zur Mutter hinan, aber immer fanden sie dasselbe am Wasser: ein tiefgebeugtes stummes Weib, eine irre Stimme aus dem Hause dringend, wie aus Fernen kommend, und den Alten am Flusse. Sie blieben, solange die Sonne am Himmel hing, wenn sie aber in den Untergang glitt, gingen sie schnell von dannen.

In diesen Jahren wirkte ein junger Priester in dem Kirchdorfe unten. Der war ein Eiferer des Herrn und von einem heiligmäßigen Leben. In einer schwachen, ewig kranken Hülle brannte und verbrannte eine erdentrückte Seele. Man sagte ihm wunderbare Dinge nach, die er unter dem Volke vollbringe. Wenn das nicht zu beweisen ist, sein Leben unter dem Himmel war vor aller Augen. Er warb um die Seelen mit der stürmischen Gewalt seiner starken Seele, um Kamp warb er wie der Pfingststurm um die junge Gottesschar. Bald erzählten sie sich in der Laake, wie er ganze Stunden, bis in die sinkende Nacht bei dem Alten am Flusse wache. Es tönen wundersame Worte aus der Tiefe auf, hieß es, Singen und Beten, milde Güte, dann aber werde es laut, als kämpften sie unten einen Kampf gegen die Mächte der Finsternis oder gegen den Teufel selbst — es sei nicht auszudeuten. Wenn aber Stille sei, leuchte das Gesicht des Priesters rein und weiß durch die Dunkelheit — jeder möge kommen und sehen!

Sie sahen und waren scheu und schweigsam, als die Zeit sich füllte und der Priester nicht von der Seite des Alten wich. Sie wähnten, einmal große Dinge zu erleben, nicht bedenkend, daß die größten bereits geschehen waren.

Als Kamp endlich starb, einen rauschenden Morgen, war in derselben Nacht auch der junge Priester verschieden. Da sagten sie am ganzen Ufer und weit im Lande, der Gerechte habe seine Seele mit fortgerissen in die ewige Erlösung.

*Ende.*



Digitized by Google

# Die Trennung

## Eine Erzählung aus der Zeit des Trojanischen Krieges

### Von Gertrud Herzog-Hauser

DER junge Mann und die junge Frau hatten einander an den Händen gefaßt und tanzten in seligster Freude um ein halbfertiges Haus herum. Die Leute lachten, aber Homeros, der göttliche Dichter, hat es — später, als alles das geschehen war, was geschehen mußte — nicht verschmäht, dieses „halbfertige Haus" zu besingen.

Protesilaos und Laodameia waren schon einen ganzen Tag verheiratet. Als die Frühsonne rot wie ein Granatapfel vom Olympos herübergerollt kam, da hatten heilige Opfer und Segensworte die beiden Menschen zueinander gefügt, die schon so sehr zueinander gehörten. Er war ein starker Krieger, wie es viele in Thessalien gab, und fast alle waren auch so groß, so schlank, so hellblond und so braungebrannt wie er, vom Thessalier Achilleus, dem Nymphensohn, bis zum ärmsten thessalischen Schafhirten hinunter. Aber was Protesilaos ganz allein hatte, und worin ihm keiner auch nur von ferne gleichkam, das war die Kraft seines Glaubens und seiner Liebe. Glauben und Lieben war im Grunde eins für ihn: er glaubte an die Götter und darum liebte er sie, er liebte sein Weib und darum glaubte er an sie.

O was hatten sie ihm alles erzählt, wie hatten sie ihn geängstigt und gewarnt! „Nimm sie nicht: sie ist eine Fremde, sie stammt aus dem Süden!" — „Nimm sie nicht: ihre Großmutter ist eine Hexe, die Mörderin ihres eigenen Sohnes!" — „Siehe, Laodameias Vater Meleagros ist nicht wie ein Krieger gestorben, er bringt deinem Hause Schande, er ist hingesiecht wie ein welkendes Kraut, vom Mutterfluch verzaubert!"

Aber der junge Protesilaos hatte zu allen diesen Reden die honiggelben Locken geschüttelt und hatte, strahlend wie ein Sonnengott, die bleiche, stille Laodameia aus ihrer schönen Heimatstadt geholt, aus Kalydon. Zuerst war das Mädchen mit weitoffenen Veilchenaugen, stumm und verschüchtert, in Palastwinkeln oder auf einsamen Waldplätzen gesessen; wie betäubt war sie, betäubt von der großen Ruhe, die plötzlich um sie war, und wie geblendet von der Lichtlosigkeit der Landschaft, deren dunkle Wälder und Schluchten so verschieden waren von der Breite und Helle der heimatlichen Wiesen und von den stets belebten Eichenwäldern, den Jagdgebieten Kalydons. Und kein leichter Wind war da, der mit Schmeicheln vom blauen Meere herkam, vom blauen Meer, das ihr immer soviel Schönes und Neues schenkte: Muscheln und Sterne, als sie noch klein war, und dann später goldene Ketten und Bernsteinperlen und feine Stoffe, die fremde Männer auf geschnäbelten Schiffen mit sich brachten.

Und ein Schiff, ein gepriesenes, gesegnetes, hatte ihr den Mann gebracht, der sie aus dem Lärm und dem Licht der Heimat in die Stille und Kühle des griechischen Nordens führte. Als er noch der Jagdgast ihrer Verwandten war, da hatten sie beide schon gewußt, daß sie miteinander gehen würden. Mit seinen Augen sah sie plötzlich: da war der kosende Wind nicht mehr lieb, und die breiten Eichen waren nicht mehr schön, und die Feste waren zu laut, viel zu laut dafür, daß ihre beiden Eltern so jung gestorben waren, und die Großmutter wurde nicht mehr angestaunt wegen ihres sagenhaft hohen Alters und ihrer nie versagenden Weisheit, sondern



Digitized by Google

mit einem Male fühlte man die Kälte ihres Denkens und Wesens, die vernichtende Kraft ihres Hassenkönnens, und der Wunsch ward wach und groß, sie zu verlassen. Hier war alles, alles vergessen, was böse und unheimlich war, sogar der langsam sterbende Vater und die arme Selbstmörderin, die Mutter. Hier sang der große Fluß von guten, tapferen Helden, der kleine Teich bot sein klares Spieglein dar, mächtige Bäume wollten einen in samtenen Schatten hüllen, und hohe Berge standen wie Wächter. Was aber das Beste von allem war: von Osten, über den Gebirgsrand, schimmerte weiß der Olymp herüber, der Göttersitz, und immer wußte man: die Götter sind nahe!

Sie wollten sich ein eigenes Haus bauen, die beiden jungen Menschen, obwohl die guten Eltern, der alte Fürst und die alte Fürstin, ihnen den ganzen Palast angeboten hatten. Protesilaos selbst baute mit seinen Freunden an dem Hause; Knechte hatte er nicht: er hatte nur Freunde. Das Haus aber hatte er so angelegt, daß Laodameia aus ihrem Zimmerchen alles sehen konnte, was sie liebte: das kleine Spieglein des Teiches, die dunklen Bäume, die hohen Berge und den weißen Schimmer der Götterwohnung.

Es war erst halb fertig, das Haus, aber die Freude war darum doch nicht halb, sondern ganz. Und sie tanzten wie Kinder herum und wieder herum, bis sie müde waren. Und dann wurde die Sonne wieder rot wie ein Granatapfel und versank in den Wipfeln der Bäume. Die klugen Leute waren fortgegangen, man brauchte also ihre klugen Reden nicht mehr anzuhören: es sprach niemand mehr als der ferne, große Strom und die sanftbewegten großen Bäume. Und niemand sah das halbfertige Haus, in dem zwei junge Menschen glückselig miteinander ruhten, nur die Götter sahen es, ganz von ferne, vom Olympos her.

Als Laodameia erwachte, glühten ihre Wangen wie die Sonne, und ihre Augen waren blank wie der Spiegel des Teiches. Protesilaos aber schlief noch mit wirren Locken und frohlächelnden Lippen. Sacht streichelte die junge Frau das liebe Haupt, dann ging sie leisen Schrittes vor das Haus. Im Morgentau atmete die Wiese, die Blumen und Gräser funkelten. Die Bäume wiegten sich langsam im frischen Wind, und über den blauen Bergen, selbst bläulich umwoben, schimmerte rein der Schnee des Olymps.

Es war alles wie sonst, nur feierlicher und neuer, irgendwie waren Vergangenheit und Zukunft in das gegenwärtige Bild eingedrungen und sprachen in ihren stummen Sprachen mit. Laodameias Auge, mehr nach innen als nach außen sehend, gewahrte in jeder Blüte, in jedem Blatt das große Glück der vergangenen Nacht, und überall ahnte sie neuquellende Fülle von Glück, von Liebe, von gegenseitigem Schenken ...

Aber — was war das? Nicht nur stumm kündete die Landschaft, was das Herz des Menschen empfand. Nicht nur trillernder Vogelsang pries den kommenden Gott des Tages, nein: es war auch etwas wie ein leises Dröhnen der Erde zu vernehmen und ganz in der Ferne ein Brausen, ein Surren — oder war es nicht eher ein Klirren und Stampfen zugleich? Und feine Rufe waren hörbar, schärfer als Vogelrufe, fast so, als kämen sie aus ehernen Rohren.

Laodameias Herz begann laut und rasch zu klopfen. Ihre großen Augen richteten sich in flehender Frage auf den Olymp. Aber kalt schwieg die weiße Pracht. Nun kam der göttliche Ball hervor: da gingen zitternde Rosenwellen über Berg und Tal und Bäume und Blüten, ein Schauer des Glückes überlief die Welt. Und die Vögel konnten nicht anders, als ihre zartjauchzenden Stimmen mit Macht an-



Digitized by Google

schwellen zu lassen — doch auch die fremden, nie gehörten Stimmen schwollen an: männliche Kehlen riefen unverständliche Laute, ein Dröhnen und Klirren wie von Panzern und Schilden erscholl, und Zinken schmetterten mit Trompeten um die Wette.

Ein schriller Schrei der Angst brach aus Laodameias Mund. Sie wandte sich der Türe des Hauses zu. Da stand Protesilaos, jäh geweckt, aber nur ihr galt die Frage in seinen Augen. Es sah sie heil, da wurde sein Antlitz wieder hell und froh. Weit breitet er die Arme aus und ungestüm wie ein verirrtes Kind, das seine Mutter wiederfindet, birgt sich Laodameia an seiner Brust.

Umschlungen stehen sie, eins geworden, wie Baum und klammernder Efeu; hören sie das Näherkommen der Tritte und Töne — oder hören sie's nicht? Da rauscht die Hecke am Haus und teilt sich, goldener Glanz springt aus schwärzlichem Grün hervor, springt gewaltig auf die Liebenden zu — wie ein Jäger auf das Wild zuspringt, nein —, wie ein wildes Tier auf einen friedlich Wandernden: *Achilleus* ist es, der Sohn der Meergöttin und des reichsten Fürsten von Thessalien, Achilleus im gleißenden Schmuck seiner Rüstung und seiner Schönheit. Und mit der ungebrochenen harten Stimme der Jugend, die noch nicht weiß, was Liebe ist, mit der Stimme, die nur nach dem Erz der Waffen klingt, schreit er jubelnd: „*Krieg mit Troja*!"

Laodameias umschlingende Arme sinken herab, sie wankt — ihr junger Gatte hält sie fest, selbst wie erstarrt. Sein strahlender Blick ist erstorben — doch er wacht rasch wieder auf, er wird ja mit unentrinnbarer Gewalt geweckt: der blonde Löwe zieht ganze Rudel seinesgleichen hinter sich her, sie fluten durch das stille, morgendliche Tal wie ein rasender Gießbach. Und nun bricht ein Mann durchs Dickicht, dumpfer und schwerer als Achilleus und alle seine Myrmidonen, nicht löwenblond und löwenschlank, sondern wuchtig und finster wie ein stürzender Eber: *Odysseus*, der große König von Ithaka! Die Gewalt seines gedrungenen Körpers, der Prunk seiner Waffen, die hyazinthenbläuliche Flut seiner Locken — alles vergaß man über der beherrschenden Schärfe seiner Rede. Anders als die rauhen und guten thessalischen Riesen formte er seine Worte, daß sie einen voll schwebender Süßigkeit zum Hören verlockten und zugleich wie unbarmherzige Schwertspitzen zu Tode wund stachen.

„Freunde," rief Odysseus, „ohne Protesilaos werden wir Troja nie gewinnen! Das Orakel sagt, daß er der erste unter allen Griechen sein wird, der an trojanisches Land springt!"

Wie ein Knabe steht Protesilaos, der junge Gatte, sein fast entseeltes Weib in den Armen. Er blickt die beiden Führer an, den Löwen und den Eber, er blickt über ihre wogenden Rudel hin, die blonden Myrmidonen, die schwarzen Ithakesier. Wie einem Knaben ist ihm zu Mute, der reiten will und kein Pferd hat, der segeln will und kein Schiff hat.

Da — kaum hat Odysseus zu Ende gesprochen — ist eine Gestalt aus dem Waldboden gewachsen: ein Wurzelweib? Oder eine Hexe, wie sie in Thessaliens Höhlen leben gleich Fledermäusen? Nach der klingenden Stimme des Fürsten von Ithaka krächzt und kreischt es wie Krähenschrei aus dem grauen Faltenmund:

„Der zuerst an Land geht unter den Griechen allen,
Wird als erster von den Griechen — fallen!"

Das letzte Wort ist ekles Jubilieren, Siegeslied eines Totenvogels — und niemand



Digitized by Google

kann sagen, wohin das Wesen entschwunden ist. Laut schluchzt Laodameia auf: „Weg mit euch, ihr Mörder!"
Wie gefesselt stehen alle Thessalier. Odysseus aber ruft, ein spottendes Lächeln um seine klugen Lippen: „Seit wann glauben Männer an Kinderschreck und Ammengeschwätz?"
Wie vor einem Götterbildnis fällt Laodameia vor ihm nieder, den linken Arm um seine Knie geschlungen, den rechten seinem Antlitz entgegengestreckt. Die Krieger erbeben, so rührend fleht ihr junger Mund: „O Herr, erbarme dich meiner! Ich bin ein Weib, ich weiß nicht viel, aber ich fühle mehr als ihr alle zusammen: ich fühle, daß der — Spruch — in — Erfüllung gehen wird!"
Odysseus sah sie an, sein Auge, voll Schwärze, blieb undurchdringlich, wenn ihm auch seine Seele sagte: „Sie hat Recht", wenn ihm auch das Mitleid mit dem jungen Weibe und dem jungen Manne wie ein schmerzender Ring das Herz beengte.
„Hellas muß seine Ehre rächen!" sagte er, und die Worte wurden schön und voll durch die Morgenluft getragen wie weiche Schneeflocken.
„O was ist das, die Ehre von Hellas?" jammerte Laodameia. „Sieh, dies ist Protesilaos, der Schönste, der Beste der Menschen, mir vermählt — seit — gestern — erst!"
Achilleus und seine Riesen wandten sich errötend und sahen zur Erde hin, die kleinen, gewandten Männer von Ithaka lächelten bedauernd. Odysseus aber runzelte die dunklen Brauen und sprach drohend:
„Weiber mögen fühlen — und schweigen! Auch ich habe ein junges Weib daheim gelassen — mit einem Knaben an der Brust!"
Er verschwieg, daß er sich wahnsinnig gestellt hatte, um — wenn dies irgend möglich wäre — dem verhaßten Feldzug zu entgehen, und daß ein noch Schlauerer ihn entlarvt hatte.
Laodameia aber, bis ins Tiefste ihres kaum erschlossenen Körpers erschauernd, verstummte in Scham; was konnte sie diesem Manne noch sagen? Da sah Odysseus, daß er Laodameia besiegt hatte, und wandte sich Protesilaos zu, der den Blick nicht von seinem Weibe ließ.
„Junger Herrscher von Phylake!" sprach der kluge Mann, „du wirst mich nicht fragen: ‚Was ist die Ehre von Hellas?' Unsere großen Könige, die Atreussöhne, sind durch die Entführung der Königin Helena beleidigt worden. Wir müssen Helena zurückbringen, wir müssen Hellas gegen Räuber verteidigen!"
„Ja, das müssen wir!" rief Achilleus und schlug mit dem Schwerte an den Schild.
„Das müssen wir!" schrien die Myrmidonen, und nun klangen alle Schwerter und Schilde aneinander, unwiderstehlich wie Zaubergesang für die Ohren der Männer.
„Ich gehe mit euch!" rief Protesilaos und sah Laodameia nicht mehr. „Ich habe vierzig Schiffe, und wenn ich fallen sollte, ich habe auch noch einen jungen Bruder im Palast, der wird meine Mannen führen, wenn ich . . . Sei guten Mutes, liebe Laodameia, die Götter der Heimat sind mit uns!"
„Die Götter!" seufzte Laodameia, als sie sich allein sah vor ihrem halbfertigen Hause, alle Blumen zerstampft von den Füßen der Krieger. „Die Götter strafen ein Weib, das liebt, um eines Weibes willen, das die Ehe brach. Ist das die Ehre von Hellas?"

*

Bis zur Küste fuhr Laodameia mit, aber Protesilaos gehörte ihr nicht mehr. Zwischen seiner Mutter und seinem Vater, die sie zärtlich stützten, saß sie, wie



Digitized by Google

zwischen Fremden; etwas wie Grauen empfand sie vor dem Streicheln der Greisenhände, die so lind und leblos waren. Die Hände aber, in denen ihre eben noch gelegen waren, die heißen, die starken, die mußten Waffen tragen. Hunderte von Mannen hörten und blickten auf ihren Geliebten, und er befehligte sie. Wie hätte er sich um sein Weib bekümmern können?

Aber als er sie in den Armen hielt, die Stumme, Zitternde, da fühlte er: dieser weiche Leib, diese blauen Augen sind das Schönste, was die ganze große Welt für ihn hat; nirgends, weder auf hohem Meer noch auf weitem Felde, wird er je so Schönes sehen, so Gutes. Wird er es überhaupt je wieder sehen? Als er fortging aus seinem halbfertigen Hause, da war sein Fuß an die Schwelle gestoßen — ein böses Vorzeichen, hatte der alte Vater gesagt.

Laodameia erriet die Gedanken des Scheidenden; die erste Wolke, die über die klare Stirne ihres jungen Gatten zog, mußte verscheucht werden. Alle Kraft des Herzens raffte sie zusammen und lächelte: „Du kommst mir wieder! Dein Fuß zeigte mir die Stelle, die du betreten wirst, wenn du wiederkehrst! Und daß du heil wiederkommst, dafür werden die Götter sorgen: von allen Altären sollen meine Opferflammen zu ihnen aufleuchten — für dich, Protesilaos, für dich!"
Er sog das blaue Licht der Zuversicht in sich, das ihm aus ihren Augen strahlte. Sein Antlitz war hell und heiter, als er zu Schiffe stieg mit Podarkes, seinem jungen Bruder. Laodameia aber trat auf die Höhe der höchsten Klippe und sah die Schiffe wimmeln und hörte die Mannen rufen. Aber sie sah nur seine Gestalt, sie hörte nur seine Stimme — lange noch, sie wußte nicht, wie lange —, bis die alten Eltern in fast verzweifelnder Sorge sie mit eiskaltem Quellwasser aus tiefer Ohnmacht ins Leben zurückwecken mußten.
Laodameia wollte nicht im Palaste wohnen; in dem halbfertigen Hause im Walde lebte sie. Aber sie tat nichts, was Frauen tun: sie schmückte weder sich noch das Haus. Die Spinnen umwoben sie, wenn sie schlummerte, und wenn sie auf der herbstlichen Wiese oder durch den herbstlichen Wald ging, dann umwoben und umspannen sie ihre Gedanken. Und Träume kamen in Fülle zu ihr, gute und böse — Protesilaos brachten sie immer: einmal blühend, einmal traurig, einmal kosend, einmal tot, immer war er bei ihr.
Die alte Königin suchte sie auf und führte Dienerinnen mit sich: „Kind, du mußt Sklavinnen haben und königliche Kleider. Sieh, hier ist Purpur und Schmuck für dich!"

Laodameia, am kalten Herde sitzend, die Haare gelöst, im Aschengewand: „Mutter! Er leidet vielleicht Durst oder Hitze, Hunger oder Kälte, er hat vielleicht eine schmerzende Wunde, vielleicht bedeckt ihn Staub und Blut, vielleicht — Mutter, wie kannst du mir von Schmuck und Purpur reden oder von dienenden Mägden?"

Die Fürstin ging, und Laodameia blieb allein. Sie war nicht müßig: einen Altar nach dem anderen baute sie aus schweren Steinblöcken, die sie mühsam herbeischleppte. Wenn ihre weißen Hände aus tiefen Rissen bluteten, wenn ihre Knie fast brechen wollten, dann war sie froh: „Ein wenig Mühe und Schmerz habe ich doch auch!"

Ein Kranz von Felsenaltären stand um das halbfertige Haus; das Gelb und Rot der Flammen loderte vom moosigen Grün der Steine empor durch die klare Luft. Eifrig durchstreifte Laodameia die Flur nach duftenden Kräutern, die sie in die



Digitized by Google

Opferfeuer warf, mit heißen Lippen betend, die Arme zum Himmel ausgestreckt, den Blick flehend zum weißen Olymp gerichtet.
Einst war es später Abend. Bleich sah der Mond in die roten Flammen. Schatten zuckten und flatterten über den Wiesengrund. Da regte sich ein dunkles Wesen neben Laodameia — aus der Nässe der Erde oder aus der Glut des Feuers geboren? Es war das Hexengeschöpf, das den bösen Spruch gesprochen hatte. Jetzt krächzte leise, heiser sein faltiger Mund:

„Weißt du, wo alle Griechenschiffe sind?
In Aulis stehn sie still, dort weht kein Wind!"

Wachte Laodameia oder träumte sie? Das Wesen war entschwunden. Sie stürmte ins Haus — sie wollte sich als Jüngling verkleiden und nach Aulis laufen — nein, einen Brief schreiben und einen eilenden Boten nach Aulis schicken! Noch lagen die Schiffe im Hafen, noch konnte sie ihn zurückrufen! O Protesilaos, komm zurück — warum sollst du, Reiner, für die beschmutzte Ehe eines andern kämpfen? Kann der Schwächling sich nicht selber rächen? Protesilaos — junger Gatte, zur Liebe geschaffen, warum soll dein goldenes Haar, dein schönes Angesicht im Staube liegen statt an meiner Brust? Ich schwinde hin vor Leid, weil deine Arme mich nicht mehr umfassen! Warum mußt du nach Troja fahren und das Land der Feinde betreten? — Nicht als erster, Protesilaos, nur nicht als erster, sonst mußt du fallen! — So hat die Zauberstimme gesprochen. Fallen mußt du für die Ehre von Hellas! Und Laodameia schlummerte ein und träumte.

*

In Aulis aber hatte die Windstille aufgehört, als der Führer der versammelten griechischen Flotte, Agamemnon von Argos, den Zorn der Gottheit versöhnt hatte. Und die Krieger kamen nach guter Fahrt an Trojas Küste. Heiß glühte ihnen der gelbe Strand entgegen, die geschnäbelten Schiffe schwammen ihm zu wie Schwäne — ruhig und stolz. Doch die Feldherren und Mannen waren nicht ruhig, ihre Herzen schlugen laut, ihr Atem ging rascher, die Hände griffen zu den Waffen, die Blicke hingen an der hohen, herrlichen Festung Ilion, die ihnen trotzig entgegenstarrte. Nun war der Strand schon so nahe, daß man die Muscheln im Sande liegen sah — da regte es sich in den grüngrauen Tamariskenbüschen, und Ketten dichtgereihter phrygischer Krieger brachen hervor; ein großer Mann führte sie, in erzfunkelnder Rüstung, das tiefbraune Kriegerantlitz vom Roßhaarbusch umflattert, der drohend herniedernickte vom glänzenden Helmbügel.
Drei Schiffe legten zugleich an; wer von den drei Führern wird zuerst die feindliche Erde betreten: Odysseus oder Achilleus oder Protesilaos?
Unübersehbar wallte hinter ihnen die schwarze Menge der Griechenschiffe, ameisengleich tummelte es sich auf ihren Verdecken, Protesilaos stand in ernsten Gedanken. Sein schönes Haupt wandte sich der Sonne zu, die purpurn über dem Berge Ida heraufkam. Satt erglänzte das Grün, friedlich weideten die Rinder und Schafe: oh, wer hat den männermordenden Krieg gesät in dieser friedvollen Welt? Laodameia, bist du wohl schon erwacht in unserem kleinen, halbfertigen Hause?
Da fällt Odysseus' Stimme wie Donnergrollen in die schmerzliche Helligkeit seiner wachen Träume: „Wer geht zuerst an Land, ihr Helden?"
Protesilaos zuckte zusammen; stumm deutete er auf die wimmelnde Masse der Schiffe und Krieger. Odysseus blickte finster von Protesilaos auf Achill. Der aber rief laut und voll Leidenschaft: „Ihr Gefährten, wisset mein Los: ein kurzes, aber



Digitized by Google

ruhmvolles Leben ist mir bestimmt. Ich muß und will vor Troja sterben, aber erst will ich noch viele heldenhafte Taten vollbringen dürfen. Ein andrer soll darum als erster ans Land steigen!"

„Protesilaos!" erscholl da zum zweitenmal Odysseus' Stimme, „fürchtest du das Orakel? Ich fürchte es nicht! Springen wir zugleich an Trojas Gestade!"

„O Helios," klang es in der jungen Seele, „o Laodameia, ich muß nun Abschied nehmen von euch, und ihr seid so licht und süß! Aber was hilft es mir: tausend Augen sind auf mich gerichtet — es gilt meine Ehre und — die Ehre von Hellas!"

„Ich bin bereit!" klang es aus todgeweihtem jungem Mund. Und die beiden Feldherrn sprangen in ihrem klirrenden Waffenschmuck, die Lanzen schwingend, ans Land, ihnen nach ihre guten Krieger. Wie lauernde Wüstentiere stürzten die Trojaner den Feinden entgegen, im Kampfgewühl prallten die Männer aneinander, der Sand erhob sich zu wirbelnden Fahnen.

So hatte niemand gemerkt, wie Odysseus, der klügste Held aller Zeiten, dem Orakelspruch entronnen war: knapp bevor seine Füße den fremden Strand erreichten, hatte er seinen Schild vorausgeworfen, und auf den Schild war er gesprungen, nicht auf die Erde. Und so war es doch — Protesilaos, der als erster von allen Griechen an Land gegangen war!

Der junge Fürst sah das Gold der Sonne nicht mehr, sah das Grün der Berge nicht mehr: Hektors Lanze hatte sich wie eine Natter aus dem Busch gegen seine Brust gezückt, tief bohrte sie ihre tödliche Spitze, hoch auf sprang das rote Blut.

„Laodameia" war das letzte Wort der erbleichenden Lippen. Odysseus aber rief: „Getrost, ihr Mannen! Das Orakel hat sich erfüllt, Hellas ist gerettet!"

*

Laodameia erwachte. Alles war wie sonst! War nicht der Olymp eingestürzt in dieser grauenvollen Nacht? Das unheilkündende Wesen aus dem Walde, war es nicht eben noch mitten im Zimmer gestanden? Die Worte, die aus dem Faltenmund geglitten waren wie schlüpfrige Kröten, saßen ihr noch traumschwer im wehen Herzen:

„Protesilaos liegt auf Feindesstrand,
Die weißen Knochen deckt der gelbe Sand!"

Das junge Weib strich sich über die Stirne und über die Augen. Schmerz, Schmerz, wie groß kannst du werden, größer als Hunger und Durst! Aber sie weinte nicht, sie schrie nicht, sie pries mit dankenden Lippen den großen Schmerz, denn er machte sie sehend: klar wie noch nie zuvor sah sie die Gestalt und das Antlitz des Toten, wohin sie auch blickte.

Als die Mittagssonne glühte, saß Laodameia im Grase wie ein spielendes Kind: seit langem waren ihre Wangen wieder gerötet. In ihrem Schoße, auf dem armen Aschengewand, lag eine goldgelbe Scheibe Wachs; die schmalen Hände der Frau umschlossen sie zärtlich wie ein liebes Kind. Frohen Auges beobachtete Laodameia, wie das Wachs weich wurde. Dann begann sie, als stünde neben ihr ein befehlender Lehrmeister, Antlitz und Gestalt des Geliebten, Zug um Zug, Glied um Glied, in Wachs zu bilden. Protesilaos erstand aus ihren Händen, auf ihrem Schoße. Mit weitoffenen Augen knetete sie das Wachs, indes ihr Mund ein leises Danklied an die kleinen Bienen sang, die ihr wie gute Schwestern geholfen hatten. Das Bildnis war fertig. Laodameia trug es ins Haus und stellte es auf einen selbst-



Digitized by Google

gefügten Altar. Die duftigsten Blumen streute sie aus und schmückte das Bild. So kam die Nacht heran.
Da lag Laodameia, köstlich gesalbt, die dunklen Haare mit Violen geschmückt, eingehüllt in die zarten Schleier ihres Hochzeitskleides, auf dem Ehelager. Im Glanz des Mondes schimmerte das wächserne Bild. Laodameia aber, mit allen Gluten ihres Herzens, die Augen fest auf das Angesicht des Toten gerichtet, betete: „O Hades — gib ihn frei, o Persephone — gib ihn frei! Nur diese Nacht, nur diese eine Nacht! Protesilaos, mein Gemahl — o komm zu mir!"
Und der Gott des Todes und die Göttin des Todes erbarmten sich ihrer: Drei Stunden weilte Protesilaos bei seinem Weibe. . .
Man fand Laodameia, bräutlich geschmückt und lächelnd, inmitten verwelkter Blumen, einen Dolch in der Brust. Vom Altar her blickte das wächserne Antlitz des Gatten wie eines milden Gottes Angesicht auf die Tote. Da machten die Leute aus dem halbfertigen Hause einen Tempel.

*

## Sonnenstäubchen

Schwer war die Nacht. — Als der Lerche Sang
Früh aus ruhlosem Lager fuhr,
Stand dir im Antlitz, zerquält und bang,
Noch der Träne verwischte Spur.

Und du horchtest — ich sah es gut —
Horchtest der Lerche jubelndem Sang,
Irrtest zum Licht mit gebrochenem Mut . . .
Krank warst du lange, zu Tode krank. —

Durch unser Fenster von draußen fiel
Schmal noch und zögernd ein Sonnenstrahl,
Leuchtende Stäubchen in wildem Spiel
Tanzten darin in unendlicher Zahl.

Und du lächeltest scheu und gequält,
„Ob wir viel mehr als diese sind — ?"
Sahst auf den Staub, den die Sonne erwählt . . .
Sonnenstäubchen im Morgenwind. —

**Franz Sagebiel**



Digitized by Google

# Kroatische Lyrik

Übersetzt von Zlatko Gorian (Proben zum nachfolgenden Aufsatz)

## Isidor Poljak: Eine Nacht ohne ihn

Die fernen Wasser rauschen
und durch das Fenster starrt — ein Schwarzgespenst — die Nacht.
Entlang der Mauer kalte Winde fliegen,
Wildzebra ähnlich;
und wimmern wie ein neugebor'nes Kind
und heulen wie die Wölfe, hungrig wütend,
der Bäume Äste brechend, rasen sie durchs All.

Der Schlaf ist mir entflohen.
Ein Schwarzgespenst — die Nacht — starrt durch das Fenster.
Ich denk an Ihn, an alle meine Schmerzen,
aus meinem Heim ich habe Ihn vertrieben;
wollt' sein mein eigner Herr. — Er nahm ganz still
den goldnen Stab. — Und er verschwand,
auf mich stets blickend, unhörbar und lautlos.

Ich sprach zu meinem Herzen: Nun regiere froh.
Ein Kind, merkwürdig, ist mein Herz, kann keine Ruhe finden.
Verkrochen in der Ecke wimmert es und trostlos fleht.
O kehr' zurück, mein stiller, guter König,
wohl kann ich leben ohn' Freund und alten Vater,
auch ohne Vaterland, nicht aber ohne Dich,
o Gott, mein Gott!

## Isidor Poljak: Credo

Wie eiskalte Tropfen
des Herbstschauerregens
auf blecherne Dächer —
fällt auch auf meine
schwarzdunkle Kutte
Hohn und Gelächter:
Pfaff', Pfaff', Pfaff'. —

Von lärmenden Plätzen
eil' in mein Heim ich,
meiner wo harret
die öde Zelle
mit dünnfeinen Netzen
der Spinnengewebe,
Meiner wo harret
das alte Wandkreuz
und all meine Schmerzen:
auf mich sich zu stürzen
wie hungernde Hunde.

Dort harren meiner:
Leere des Lebens,
die Langeweile,
verfluchte Zweifel.
Mit knochigen Fingern
führen sie meine
Blicke aufs Wandkreuz:
Christus am Kreuz hängt,
gelb und gebrochen,
auf langen Wimpern



Digitized by Google

blutige Tropfen.
Und meine Schmerzen,
die Langeweile,
verfluchte Zweifel
bellen die Wand an:
Er ist's, der deine
Seele dir tötet,
er, der dein Leben
gallig verbittert.
Laß' ihn, verlass' ihn,
Laß' ihn, verlass' ihn!
Wund wie ein Vogel
krampft sich die Seele,
starrt auf das alte
gelbfahle Wandkreuz —
Hilfe begehrend.

Die bleichen Lippen
Christi geschlossen,
still schweigt er im Schweigen; —
singt meine Seele:
ich glaube,
ich glaube,
ich glaube.

## Gjuro Sudeta: Der Dieb

Dieb! Dieb!
Schon Tage hindurch
hör' ich ihn schleichen,
kriechend mein Haus erreichen:
er sucht sich den Eingang aus.
Ich fühl' ihn schon tagelang:
Verlassen —
allein
zu Haus.

Schon ist er hier!
Im Hof, im Garten,
am Feld, auf der Straße; —
ich lausche gespannt
seinem frostigen Tasten,
dem Rauschen des regendurchnäßten Gewandes.

In mir kein Laut erwacht,
zu schreien, zürnend zu toben
oder zu beten. —
Ich bin so schwer,
hilflos und ohne Macht
und sehe, wie er
jedesmal mehr
mit sich trägt fort:

die Blumen des Morgens, die Tage, den Lenz,
die Vögel, den Himmel,
Sehnsüchte, Freuden,
Wolken, Glück, Sehnsucht und Freuden, —
alles, was glückslüstern die Seele begehrt
— die Sonne, den Tau,
Lieder und Glockenklang.



Digitized by Google

Und doch
will's mir scheinen:
es konnte nicht anders sein.
Und anstatt zu weinen,
da ich verloren Blumen und Morgen, in Schmerzen
möcht' ich singen und lachen;
denn ich weiß: ohne Herbst
und die Qualen, die uns beschieden,
nie könnte das Leben
so herrlichschön sein!

## Gjuro Sudeta: Ave Maria!

Bedecket mich, o schläfert mich doch ein,
Ihr Segen werd' auch mir zuteil, mir Sünder,
wenn Sie zu euch herniedersteigt im Heilgenschein,
— Getreide,
— Gräser,
— Muttergotteskinder,
bedecket mich, o schläfert mich doch ein!

Die Müdigkeit in meiner Hand zu groß,
zu Ihr erheben kann ich sie nicht mehr.
Ich kann es nicht — mein Schmerz ist hoffnungslos;
ganz eigen fühle ich es immer mehr,
die Müdigkeit in meiner Hand wird groß.

Was kann ich tun? — Was könnt' als Mensch ich geben?
Wär' meine Liebe mächtig wie das Meer!
Als Sonne würd' ich ewge Strahlen weben!
Am Karmel-Berg, wenn eine Blum' ich wär'!
Was kann ich tun? — Was könnt' als Mensch ich geben?

Könnten erhabener meine Hymnen sein
als Grillenlieder, die abenderfreuten?
Welch' Bild ist schöner als der Abendschein,
wenn durch die Goldsaat zieht das Abendläuten?
Konnten erhabener meine Hymnen sein?

Und was bedeuten Chopins Meisterklänge,
Raffaels große und schönste Gebilde —
in Anbetracht der Grüße und Gesänge
der Mutter Gottes durch Saatengefilde?
Oh, was bedeuten Chopins Meisterklänge?!

Was soll es nur mit diesem unsren Schönen,
Begeisterung, die kindergleich wir wähnen?
Blind lauschen wir der Vögel Wimmertönen,



Digitized by Google

wenn wir des Heil'gen Stimme nicht vernehmen!
Was soll es nur mit diesem unsren Schönen?

Hör'! Irgendwo bang eine Glocke läutet,
der Lilien goldne Glöcklein beben.
Ich schäme mich!
Blick hin: Sie schreitet . . .
Wo soll ich hin? . . . Könnt' ihr mir Schutz nicht geben?
Ist's nicht, als ob die Sterbeglocke läutet?

Bedecket mich, schläfert mich ein, ihr Brüder!
Ihr Segen werd' auch mir zuteil, mir Sünder,
wenn Sie zu euch herniedersteigt im Heilgenschein,
— Getreide,
— Gräser,
— Muttergotteskinder,
bedecket mich und hüllet ganz mich ein!

*

## Isidor Poljak: Postcommunio

Im heiligen Wasser
ich heut badend lag;
strahlend bin ich heute
wie ein Sommertag.
Weiß bin ich wie frischer,
kaum gefall'ner Schnee, —
lohe, glühe, brenne
flammend in die Höh'. —
Wie Tauglanz der Blätter,
der schimmernd verfließt:
Heut hat meine Seele
mein Christus geküßt.

*

## Isidor Poljak: Du bist eifersüchtig

Du bist eifersüchtig,
willst, daß ich alleine
lieben soll nur dich.
Die Winde und Stürme
schicktest du auf meine
weiße Saatenfrucht.
Alle Blumen brachen,
die ich innig liebte.
Einen grauen Wutwolf
hast du auf die stille
Traumherde getrieben,
auf Träume, im Mondschein
auf der Höh' die weiden.
Gelbgallige Wasser
stürzten sich auf Wege,
denen ich mühsam folge.
Und frostgrauer Nebel
wie kalte Gespenster
ließen sich auf meine
Wegbiegungen nieder.
Nahmst mir jede Hoffnung; —
bang mein Herz erzittert,
friert — weint fürchterlich: —
willst, daß ich alleine
lieben soll nur dich.



Digitized by Google

# Die katholische Literaturbewegung in Kroatien

Von Dr. Ljubomir Marakovic (Zagreb)

DIE fortschreitende Entfremdung der kroatischen Intelligenz und des öffentlichen Lebens von dem in der ganzen Tradition und Geschichte des kroatischen Volkes tief eingewurzelten lebendigen Glauben und der altbewährten Treue an die römisch-katholische Kirche nahm gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine überaus bedrohliche Form an. Eine ganze jüngere Generation in Prag geschulter Intelligenz leitete unter dem Einfluß der dortigen „Realisten" den sogenannten „fortschrittlichen" Kurs in Politik und sozialökonomischem Leben, und in der Literatur entfaltete die unter mannigfachem Einfluß des Auslandes entstandene Richtung der Moderne sich plötzlich zu einer unerhofft mächtigen Blüte.

Die Literatur, die nach Abschluß der romantisch-klassizistischen Periode der nationalen Wiedergeburt durch den vorwiegend unter russischem Einfluß stehenden realistischen Roman an Ideengehalt vielfach bereichert wurde, hatte sich bisher einer unausgeglichenen, wenig biegsamen Sprache und einer nicht besonders mannigfachen Phraseologie bedient, während die Form über eine ziemlich äußerliche Verschmelzung der landläufigsten ausländischen Versarten mit den häufigsten metrischen Formen der Volkspoesie nicht hinauskam. Die Moderne, die nun unter der Losung: l'art pour l'art einsetzte, hatte den Vorteil, über einige wahrhaft bedeutende dichterische Talente zu verfügen, die zum erstenmal seit Preradovic' genialer Erscheinung die Sprache vollständig in ihrer ganzen bezaubernden Reinheit und berückenden Schönheit beherrschten, die dem dichterischen Ausdruck nicht nur die so charakteristische, raffinierte Abgegrenztheit, sondern auch eine bisher noch nicht dagewesene Geschmeidigkeit und Nuancierungsmöglichkeit zu verleihen imstande waren. Selbstverständlich eroberte die unwiderstehlich dahinstürmende Logik eines Nazor, Domijanic, Vidric, Begovic die Gemüter um so mehr, als sie in der allgemeinen Niedergeschlagenheit, der politischen Hoffnungslosigkeit durch ihren praktischen Paganismus kein Ertragen, keinen Aufopferungssinn verlangte, sondern quand même eine übersprudelnde Lebensfreude und eine leidenschaftliche Lebensbejahung predigte. — Diese Erfolge, gestützt auf die damit verbundene Eroberung des Theaters durch die neue, Ibsen und Strindberg abgelernte Bühnentechnik, waren um so bedenklicher, als in der allgemeinen Knebelung der Geister unter dem berüchtigten Regime des Grafen Khuen-Hedervary die Literatur die einzige freigebliebene Stimme der Öffentlichkeit geworden war in einem Volke, das seit jeher ästhetischen Gesichtspunkten vor allen anderen den Vorrang einräumte und in seinen Trachten und Bräuchen, in seinen Tänzen und seiner Musik, in seiner ganzen Lebensgestaltung heute noch einen seltenen Geschmack und eingeborenen Schönheitssinn bekundet. Charakteristischerweise hatte die Moderne nur einen einzigen Roman, den skeptisch resignierten Bekenntnisroman: *„Die Flucht"*, von *M. Nehajew*, aufzuweisen, während die beiden Theoretiker der Moderne, der reife Doktrinär *M. Mojanovic* sowie der bis zur Unmöglichkeit unstete Franzosenschüler *H. H. Matos*, auch nicht imstande waren, den positiven Ideenkreis der Bewegung bedeutend zu erweitern.



Digitized by Google

Als daher um die Jahrhundertwende ein Sohn des slowenischen Brudervolkes, der im Jahre 1896 zum Bischof der kroatischen Diözese von Krk (Veglia) im Küstenlande ernannte *Dr. Anton Mahnic*, sich zur energischen Abwehr gegen diese rücksichtslose Entfachung aller Sinnesmächte stellte, hatte er es nicht schwer, die eigentliche Ideenarmut und den zum allgemeinen Bankrott des Geisteslebens führenden verheerenden Einfluß des Modernskeptizismus aufzudecken. In den bedeutenden, meist selbstverfaßten Artikeln seiner apologetisch-philosophischen Revue: *„Die Wacht von Kroatien"*, gegr. 1903, unterzog er die Haupterscheinung der kroatischen Literatur in den letzten Jahrzehnten einer unerbittlichen, jedoch äußerst objektiven Kritik vom Standpunkte der christlichen Philosophie, wobei er nicht nur auf die folgenschweren Einflüsse der naturalistischen Denker, wie Schopenhauer, Hartmann, Renan u. a., dokumentarisch hinwies, sondern auch die absurden Perspektiven solcher Gedankengänge in Literatur und Kunst aufdeckte. Groß war das Aufsehen, das die sehr reichhaltigen, zweimonatlich erscheinenden Bändchen hervorriefen, und wohl selten war es einer derart abseitsgelegenen Publikation beschieden — Krk liegt im äußerten Nordwesten, und die Diözese war seit jeher eine der kleinsten und ärmsten —, eine solch tiefgreifende Sensation im Geistesleben des Volkes hervorzurufen.

Die praktischen Folgen blieben auch nicht aus. Einige Monate nach Erscheinen der ersten Nummer hatte der Bischof Mahnic väterlich wachsamen Auges die Gründung des ersten kroatischen katholischen akademischen Vereins, „Kroatien", an der Wiener Universität angeregt, und bereits im Jahre 1904 kam es zur Gründung einer katholischen Studentenzeitschrift: *„Die Fackel"*. Was die „Wacht von Kroatien" im kritischen Sinne war, wurde die junge Zeitschrift im Sinne positiv schaffender Arbeit. Sie wurde, weit über ihren Bestimmungsplan hinaus, zum Organ einer immer mächtiger anschwellenden Bewegung, die ihre Betätigung zunächst gerade auf das Gebiet der Literatur übertrug. Talente wurden wach, Diskussionen erhoben sich, man suchte, als Gegenstück und Ergänzung zu Bischofs Mahnic' analytisch kritischer Tätigkeit, die Aufstellung eines literarischen Programms und die faktische Abrechnung mit den wirklichen literarischen Werten der Moderne hervorzurufen. Die beiden Jahrgänge des von demselben akademischen Verein herausgegeben literarischen Almanachs: *„Unser Reigen"* (1912 und 1914), in Verbindung mit dem programmatischen Büchlein: *„Neues Leben"*, literarische Betrachtungen vom Verfasser dieser Zeilen, stellen die Auslese des im ersten Ansturm positiv Geleisteten dar. In den beiden Büchern des Almanachs traten je 22 Dichtergenossen auf, unter denen einige die Züge ausgesprochener Talente aufwiesen; so das zart gestimmte, durch die schweren Lebenskämpfe hart geschürfte, weiche Gemüt des als Kapuzinermönch gestorbenen *Drujan Augustin Dujmujic* († 1916), dann der frühreife, ganz eigenartige, stark an Novalis gemahnende, farbenprächtige Mystiker *Kuzma Petkovic* (Pseud. Roman Tieck, † 1915), sowie der ukrainische Kolonist *Gavro Kostelnik*, der im Laufe der Zeit zum ukrainischen Dichter wurde und den Gral-Lesern durch sein herrliches „Lied an Gott" bekannt ist.

Jahre vergingen in den schweren Wirren der Zeit, und nur Erlesene konnten sich nach Wiederaufnahme friedlicher Tätigkeit als treue Überlebende um die alte Fahne scharen. Gar manchen hatte menschlicher Eigendünkel und unbändiger Auflehnungsgeist auf falsche Bahnen geleitet, so den begabten Novellisten, den nunmehr abtrünnigen Priester *Gjuro Vilovic*, der in seinem Roman: *„Ästhet"*, als die



Digitized by Google

Vorstufe seines Abfalles, das unstete Leben der Bohème Wiens in der Kriegszeit schilderte, sowie den zu einem verzweifelten Expressionisten gewordenen, einst feinen Lyriker *Stanko Tomasci* u. a. Was aber aufrechtblieb, gelangte zu schöner Reife. Die Augenblicksdichter der bewegten Jugend fielen weg, die Talente traten ins reife Mannesalter. Am bedeutendsten ragen die beiden Priesterdichter hervor: *Milan Pavelic* und *Isidor Poljak*. Beide von durchaus einfachem Lebenslauf, beide jahrelang bescheidene Seelsorger in entfernten Landen, wo sie den Seeleneifer der Literatur vorzogen, jedoch die Weihe des Erhabenen, des Mächtigen, des Einfach-Schönen für ihre Poesie erwarben. Isidor Poljak, der impulsive Konvertit und Mystiker, widerspiegelt es in seinen Gedichten im Zeichen schwerer Kämpfe um Gott gegen die Welt und sich selbst, wobei er sich zu lichten Höhen verklärter geistlicher Lyrik durchringt. (Seine erste Gedichtsammlung erschien 1909, die zweite im Juli 1923, einen Monat vor seinem Tode.)
*Milian Pavelic*, der stille Aszet, versteht es, mit berückender Naivität das kindlich schöne Kleinleben der Natur zu schildern, wie es denn überhaupt christlichen Dichtern vorbehalten zu sein scheint, das echte Idyll zu schaffen. (Francis Jammes) *Anton Matasovic* übernahm das Erbe des früh verstorbenen Franziskaners *Fr. Eugen Matic* (Dichtername Narcis Henko, † 1918) aus Bosnien, der in kleinen feuilletonartigen Erzählungen das farbenprächtige, primitiv schlichte Leben seiner Heimat schilderte und in seinem leider unvollendet gebliebenen Roman: *„Spiritus Procellarum"* eine moderne Konversionsgeschichte im Rahmen der Weltkriegsereignisse zu entwerfen suchte. Anton Matasowic aus dem fruchtbaren Slawonien, ist ein Novellist von eigenartiger Begabung. Wiewohl sich sein Schaffen noch nicht bis zur endgültigen Form durchgerungen hat, zeigt er vor allem das ausgesprochenste Bestreben, an die katholische Vorzeit in der Weltliteratur, vor allem an Calderon anzuknüpfen, und erzielt in seinen vollendeten Produkten eine innig poetische, reizvolle Verknüpfung von Natur und Übernatur unter dem charakteristischen Titel: *„Begegnung"*. In anderen, von einem vorzeitigen Realismus getragenen Erzählungen aus dem Volksleben sucht er das Problem der künstlerisch wertvollen Erzählung im Volkston zu lösen.
Der jetzt aufkeimende Nachwuchs schart sich nunmehr um die im 12. Jahrgang stehende literarische Zeitschrift: *„Die kroatische Kultur"*, geleitet seit 1920 vom Schreiber dieser Zeilen, die zum Mittelpunkt des katholischen literarischen Lebens wurde. Von den Jüngsten gaben bisher zwei ein abgerundetes Bild ihres Schaffens in selbständig herausgegebenen Sammlungen. *Ilija Jakovlovic* aus der Herzegowina entwarf intime Schilderungen seiner *„Heimat"*, bald realistisch psychologisch, bald lyrisch intim, mit sicherem Stilempfinden gezeichnet, sowie ein schmuckes Bändchen: *„Studien und Feuilletons"*; ferner *Gjuro Sudeta*, ein junger Volksschullehrer, mit seiner Gedichtsammlung: *„Auf einsamen Wegen"*, wo neben wehmütiger Welttrauer kindlich fromme Rufe zu Gott von ergreifender Wahrhaftigkeit stehen. Nicht unerwähnt bleibe auch der einzig dastehende durchschlagende Erfolg des durchaus originellen Mysteriums: *„Ein klein eingezäuntes Gärtlein"*, aufgeführt von Schulkindern im Zagreber Nationaltheater, aufgebaut auf Motiven von Volksliedern, die die Barmherzige Schwester *Bernardina Horvat* zur Verfasserin haben. Um aber das Bild zu vervollständigen, müssen wir noch hinzufügen, daß die eigentliche katholische Literaturbewegung eine Gruppe älterer, geistig verwandter Dichter zum Vorläufer hat, von denen einige, ausgehend von einem unbestimmten philosophischen Idealismus, sich zur Wahrheit durchgerungen und in ihrer Poesie



Digitized by Google

sich freudig zu ihr bekannt haben. So besonders die beiden Konvertiten *Marin Sabic* und *Dr. Velimir Dezelic*, der nunmehr 60jährige Nestor der katholischen Poesie, Lyriker und Verfasser zahlreicher historischer Romane aus der kroatischen Vorzeit, hervorragend besonders durch seine herrlich an der Schwelle des 20. Jahrhunderts stehende Gedichtsammlung: „*Katakombenklänge*". Zu dieser Gruppe gehört auch der Dichter Erzbischof von Serajewo, *Dr. Iwan Saric*, mit seinen innigschlichten Sammlungen lyrischer Gedichte in mehreren Bändchen.

## Abendsonne im Tessin

Blautrauben schwellen an der Pergola,
Saftprall und schwer und silbrig stumpf bereift.
Kastanienwälder wogen himmelsnah,
Von Duft berauscht, wenn sie der Seewind streift.

Steilhänge stürzen jäh und schroff zu Tal.
Schuttbeladen sonnen sich, steinüberrannt,
Die strotzigen Felsenflanken ragen kahl,
Wie finstre Riesen, die ein Fluch gebannt.

Wildwasser stäuben schleierweiß zu Schaum.
Die Grillen zirpen wie geschliffenes Glas,
Von Vogelliedern klingen Busch und Baum.
Kürbisse kriechen nackt und feist im Gras.

Um Fugenmauern spinnt sich Dornengarn.
Eidechsen huschen, bronzebraun und schlank.
Mit stolzen Fächern weht im Wind der Farn.
Die Erde duftet unterm Wildgerank.

Steinscheunen hocken einsam und verstreut,
Von Rosenkränzen lebensheiß umfaßt.
Vom Campanile bimmelt hart Geläut...
Die Seele schreckt aus weicher Dämmerrast.

Steinzäune halten plump und trotzig Wacht.
In Feigengärten summt ein Bienenschwarm.
Den samtnen Sternenmantel spannt die Nacht
Und birgt den müden Tag im Mutterarm.

**Ilse Franke**



Digitized by Google

# Dichtung und Leben

## auf der Gralwarte Von Friedrich Dockermann

IN der gesamten katholischen Presse Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und Hollands sind *Franz Eichert* ehrenvolle Nachrufe gewidmet worden, nicht selten verfaßt von ausgesprochenen Gegnern seiner Anschauung, aber alle erfüllt von Bewunderung für eine starke, sich selbst und ihrer Idee getreue Persönlichkeit. An dieser Stelle soll noch nachträglich auf etwas hingewiesen werden, das wir an diesem frischen Grabe bei aller weihevollen Stimmung nicht verschweigen dürfen. Arm, wie er gelebt, ist Franz Eichert auch arm gestorben. Nur ein wenig Mäzenatentum, und die Leistung dieses Mannes wäre zweifellos um ein Bedeutendes vergrößert worden. *Dr. Josef Eberle* knüpft an diese Tatsache Erwägungen, denen wir bei anderer Gelegenheit auch schon Raum gegeben haben und die wir immerfort wiederholen müssen, so schwach die Hoffnung ist, daß es etwas helfen werde. Der Herausgeber der *„Schöneren Zukunft"* erinnert an ein Wort, das Cardinal O'Connell, der Erzbischof von Boston, unlängst geäußert hat: „Es gab einmal eine Zeit, wo ich wünschte, daß alle unsere Katholiken mit Reichtümern gesegnet wären, aber heute denke ich anders. Mit wenigen Ausnahmen machen die reichgewordenen Katholiken den Geldbeutel zu, während zu Reichtum gelangte Nichtkatholiken Millionen für gute und wissenschaftliche Zwecke schenken." Dr. Eberle fährt dann fort: „Die Anklage des amerikanischen Kirchenfürsten gegen gewisse heutige Katholiken Nordamerikas ist ein neuer Appell an die heutigen vermögenden Katholiken Mitteleuropas. In Zeiten, wo die Schlachten des Geistes, die Ringkämpfe der Kulturen, ganz wesentlich auf dem Gebiete von Literatur und Presse ausgefochten werden, ist das Mäzenatentum für katholische Literatur und Presse größte Zeitaufgabe. Die Juden gelten allgemein als die führenden Vertreter des Materialismus; aber es ist merkwürdig: die Juden wissen ganz klar, daß die Welt letztlich mit Geist umgetrieben wird, und deshalb ist es jedenfalls ihr größtes Bestreben, alle auftauchenden literarischen Talente durch materielle Förderung für sich zu gewinnen oder doch ihre Gegnerschaft gegen sich zu verhindern. Vom früheren Herausgeber der „Neuen Freien Presse", Moritz Benedikt, ist bekannt, daß er literarischen Talenten im Christenlager bis zu 5- und 10 000 Goldkronen Honorar für einen Aufsatz anbot, nur, um sich solche Talente zu sichern. Die jüdische Presse ist heute vor allem deshalb so stark, weil sie die Förderung der gesamten jüdischen Unternehmerwelt durch Inseratenaufträge erfährt. Wie jämmerlich ist demgegenüber die Förderung der christlichen Literatur und Presse durch die Christen! Wer heute noch die großen Literatur- und Presseaufgaben verkennt, spielt mit der eigenen Existenz. Der Fall Eicherts ist neuerdings eine große Warnung und ein großer Appell. Nicht Bildergalerien, Kirchenglocken, Paramentenschätze werden das heutige Österreich vor dem Ansturm des Sowjetismus retten; die Rettung ist vielmehr davon abhängig, ob sich gewisse Kreise dazu entschließen können, nach dem Beispiel derer, die im Kriege Gold für Eisen gaben, weltliche Kunstwerke dritten und vierten Ranges in aktives Kulturkapital für die Kulturkämpfe der Gegenwart umzuwandeln."



Digitized by Google

Indem ich an so manche unter uns lebende Talente, die größte Not leiden, denke, möchte ich wenigstens die *Vertreter unserer Presse*, die für diese Dinge Verständnis bewahrt haben, inständig bitten, dem jüngeren Nachwuchs mehr entgegenzukommen. Wieviel ist schon mit Kleinigkeiten geholfen, mit dem Abdruck von Skizzen und dergleichen, und wie leicht läßt sich unter normalen Umständen ein Honorar etwas nach oben abrunden, und jedenfalls braucht man doch, nachdem die Sache einmal angenommen, den armen Geistesarbeiter nicht noch ein halbes Jahr auf ein paar Mark warten zu lassen. Leider macht man auch hier die traurige Erfahrung, daß nicht selten die leistungsfähigsten Blätter sich auf diesem Gebiete durch einen Geiz und eine Knickerigkeit auszeichnen, die in einem interessanten Gegensatz steht zu den großzügigen finanziellen Fischzügen eben dieser Blätter, die selbstverständlich im Namen der katholischen Idee mit sozusagen heiligen Netzen gemacht werden. Nur vergißt man bei der Rechnung, daß jeglicher Raubbau, auch auf dem Gebiet des Geistigen, seine üblen Folgen hat. Aus dem Beispiele einiger Zeitungen, die sich in dieser Richtung ehrlich bemühen, kann man ersehen, was objektiv möglich ist. Wenn nur dieser kleine Umstand gebessert würde, die *Beziehungen nämlich zwischen Schriftsteller und Presse*, so wäre schon Großes geschehen, und wir brauchten noch nicht einmal einen besonderen Heroismus zu fordern, denn die hier verlangte Liebe zum Nächsten würde sich schon geschäftlich lohnen.

Geben wir uns keinen Täuschungen hin, auch das gesamte Literaturleben wird mehr und mehr amerikanisiert, das heißt abhängig von finanziellen Mächten. Niemals aber ist der Mammon eine neutrale Größe. Immer steht er im Dienste des Menschen, der seiner Natur nach zu irgendeinem Geistigen hinmuß, sei es Gott oder sei es Dämon. Wer die Berichterstattung in Sachen der mexikanischen Christenverfolgung nur ein wenig prüfend betrachtet hat, wird deutlich bemerkt haben, daß es geheime Weltmächte gibt, die wissen, was sie wollen. Sie haben die Summen zur Verfügung, mit denen man Dichter mietet wie ein Auto oder wie den Kabeldienst. Wir wissen wohl, daß der Kampf gegen dieses Mysterium iniquitatis nur geführt werden kann mit den Kräften unserer Mysterien, aber wir wissen auch, daß die Heilsökonomie des Christentums nicht als ein unorganisches Element in den Kosmos der Natur eingefügt wurde, sondern daß der ewige Schöpfer aller Dinge sie organisch darin eingebaut hat, so daß sie nun verbunden ist mit allen Zweigen menschlicher Tätigkeit und mit allen Fragen der Kultur. Das ist der tiefe Sinn von Christus Rex, und so gibt es in der Tat einen Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Religion wie zwischen Finanz und Dichtung.

*

Es gab wohl einige, die sich durch die ein wenig satirische Art, wie jüngst eine *Tanztragödie* im „Gral" behandelt wurde, seelisch bedrückt fühlten. „Er hat schon recht," sagten sie, „aber man konnte das doch auch anders ausführen, sozusagen vornehmer und unter edler Verhüllung." Mir scheint es indessen richtiger, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Auch darf wohl daran erinnert werden, daß mancherlei Kulturschwindel in der Provinz nur darum wuchern kann, weil provinziale Kritik im allgemeinen den großen Zug der großstädtischen vermissen läßt und geradezu zittert in den Angstgefühlen einer ausgesprochen provinzialen Angst, man könnte am Ende irgendeines der Stadthäupter oder irgendeine große



Digitized by Google

Familie am Ort oder einen lieben Freund, Tante oder Vetter, die gewiß bei der Sache beteiligt waren, dabei verletzen, und dann würde man doch in der Bürgergesellschaft darüber sprechen, und das wäre doch entsetzlich. Man lese einmal nach, wie manche Weltblätter in solchen Dingen zu Werke gehen. Zufällig spricht in der *„Frankfurter Zeitung"* ein Mitarbeiter über den vielgenannten Film *„Wege zu Kraft und Schönheit"*. Einige Sätze daraus mögen beweisen, wie erfrischend klar auch dort unser Standpunkt vertreten wird: „Die neue Auflage des bekannten Ufa-Films hat sich mehr als die erste den gesundheitlichen Bedürfnissen und materiellen Möglichkeiten des kleinen Mannes angepaßt — eine Wendung, die gutgeheißen werden kann. Außerdem sind die Sportberichte auf den letzten Stand gebracht: Nurmi, Rademacher und Suzanne Lenglen bewegen sich unter der Zeitlupe zu Wasser und zu Lande. Seine Vollständigkeit macht den Film zu einem Kompendium der Körperkultur; seine Wahllosigkeit zum Magazin." Es folgen dann einige Zeilen über die Vernünftigkeit einer gesunden Körperpflege. Demgegenüber heißt es dann weiter: „Die andere Richtung, die sich leider stark hervordrängt, wird durch einen Satz des Filmprospekts gekennzeichnet, der die ‚ethische', man möchte fast sagen ‚religiöse' Bedeutung der Körperkultur rühmt. Eine Überschätzung des Bloßnatürlichen, der die Körperkraft und Körperschönheit unversehens zum Kult gerät. Daß er dem der Antike gleiche, behaupten die Bildtitel oft genug, aber sie irren: In der Antike war der schöne Körper nicht Selbstzweck, sondern er wuchs aus der Verehrung der Helden und Götter als das lebendige Sinnbild der verehrten Gestalten. Nicht auf die griechischen Kampfspiele — auf ein seiner bildhaften Gehalte entleertes Heidentum greifen die Anhänger der abstrakt-mythologischen Körperkultur unserer Tage zurück. In einer Filmszene verwandeln sich die Tänzerinnen eines antiken Vasenbilds in griechisch kostümierte Girls, die den Reigen auf der Vase kopieren. Ihre Schönheit ist nicht zu bezweifeln; doch den Geist, dem die schöne Gebärde der Vasenfiguren galt, sucht man bei ihnen vergeblich. Er erblüht auch nicht aus der rhythmischen Gymnastik, wie feierlich immer die Mary-Wigman-Schule schreite oder Amtsgerichtsrätinnen das von Mensendieck vorgeschriebene Ritual verrichten. Der Gott ist wirklich unbekannt, dem diese und andere edelverbrämten Gesten derer zugedacht sind, die in Schönheit nicht nur sterben, sondern auch leben wollen. Oder vielmehr: er ist der vergötzte Körper selber, aus dessen Training sich die Seele gewiß nicht herausschlagen läßt. Seinem Dienst sind nicht zuletzt die übertriebenen sportlichen Bewegungen geweiht, die das Phantasieleben der Massen heute mehr beschlagnahmen, als es für das Ziel der körperlichen Ertüchtigung erforderlich wäre. Ob zu ethischem oder religiösem Nutzen? Die Frage beantwortet sich selbst. Die Setzung des Körpers als der alleinigen Grundlage alles Höheren entspringt der Konfusion. Der Geist sprießt nicht aus dem Körper wie ein Gewächs hervor." Ich denke, daß sich die Ufa für diese Kritik freundlichst bedankt hat. Eine Provinzialfilmgesellschaft würde allerdings protestieren.

*

Literarische Fehden nehmen im „Gral" manchmal eine schärfere Form an, weil es uns bei ihnen nicht um Literatengeschwätz, sondern um die ewigen Werte der Menschheit geht. Ob man nun die Religion als eine innerliterarische Angelegenheit betrachte, oder aber ob man sie theoretisch mehr in ihr Eigengebiet zurückweise, eines ist sicher: die Heilsidee bleibt das Höchste in der Hierarchie der Werte.



Digitized by Google

Eine Literatur, die sich nicht fördernd, sondern hemmend zwischen Mensch und Gott stellt, verdient, daß man sie zerschmettere, wie nur immer Moses das goldene Kalb. Bei solchem Tun aber arbeitet man nicht mit dem sanften Fächer, mit dem man die Luft von üblem Parfüm befreit, sondern mit Meißel und Schwert. Dankend begrüßen wir es, daß das *Generalsekretariat des Borromäusvereins* uns die sechste, bedeutend erweiterte und veränderte Auflage des *„Literarischen Ratgebers des Borromäusvereins"* geschenkt hat. Soweit ich die Urteile über Autoren, die mir bekannt sind, nachgeprüft habe, muß ich gestehen, daß sie ästhetisch vollkommen auf der Höhe, weltanschaulich unzweideutig klar sind. Dieser Ratgeber gehört in jede katholische Buchhandlung, Bibliothek und Feuilletonredaktion hinein. Wird er Gemeingut aller Kritiker, so haben wir hier eine ganz konkrete Basis, auf der man sich einigen kann. (Wie streng wissenschaftlich im Borromäusverein gearbeitet wird, zeigt, nebenbei bemerkt, die Studie *„Kind und Buch"* von *Dr. A. Rumpf*. Der in der Bonner Zentrale wirkende Gelehrte hat nicht gerastet, bis er die Lieblingsbücher von etwa 36 000 Kindern und Jugendlichen durch Umfrage festgestellt hat. Selbstverständlich versagen auch die genauesten Methoden dem unendlich komplizierten Leben gegenüber. Das weiß auch der Verfasser. Aber was strenge Methode leisten kann, das ist hier in bisher unerreichter Weise geleistet worden. Diese Studie wird alle Jugendführer sehr interessieren.)

Über *Albert Soergels „Dichtung und Dichter der Zeit, neue Folge: Im Banne des Expressionismus"* ist nur zu bemerken, daß die eigentliche Literaturgeschichtsschreibung für das viele in diesem Lesebuch gesammelte Material dankbar sein muß. Indem der Verfasser sich stark an das Gegenständliche hält, greift er letzten Werturteilen nicht vor, und das war klug von ihm. Katholische Dichter fehlen fast ganz, obgleich es doch auch hier eine Art Expressionismus gegeben hat, wie etwa im *„Weißen Reiter"* und bei *Leo Weismantel*.

Über die deutsche Lyrik um 1925 unterrichtet vortrefflich die von *Albert Sergel* (von dem eben Genannten zu unterscheiden) herausgegebene Sammlung *„Saat und Ernte"*. Leider fehlen auch hier die Katholiken fast ganz, auch so anerkannte Lyriker wie *F. J. Weinrich*. Es war wohl nicht Absicht, bleibt aber eine unentschuldbare Parteilichkeit. Die einzelnen Dichter haben je vier Seiten zugeteilt erhalten und durften die zu druckenden Proben selbst aussuchen. Das gibt der Sammlung eine besondere Note, wenn mir auch scheinen will, daß Dichter nicht immer die besten Kritiker, zumal nicht in eigener Sache, sind. Wenn Stefan George prinzipiell sich ausschließt, wird man seinen Willen achten. Wenn aber ein Verlag „seinem" Dichter Rilke nicht die Freiheit gestattet, ein paar Gedichte für eine solche Sammlung abzugeben, so scheint uns das Banausentum zu sein. Eine ganz feine Sammlung erlesenster Lyrik bietet uns *Rudolf Borchardt*. Wir kennen diesen Verfasser nicht nur als einen außergewöhnlich kenntnisreichen, sondern vor allem auch als einen Mann, der zarteste Organe besitzt für das Geheimnis von Strukturen und unter der sichtbaren Oberfläche verborgen wirkenden Kräften. Er kennt die Lebenseinheit von Gehalt und Gestalt und ahnt darum, hierin Nadler verwandt, den Anteil des Blutes und überhaupt der Erde am geistigen Kosmos der Kunst. Die 40 Seiten Einführung, die am Schluß der Sammlung stehen, enthalten mit das Reifste, was über deutsche Lyrik je geschrieben worden, mag sich auch eine gewisse Magie darin nur ehrfürchtigem Hinhorchen erschließen. Welch tiefe Weisheit enthalten die Sätze: „Es ist ein Irrtum, anzunehmen, es



Digitized by Google

könne einen Dichter im nationalen Vakuum geben, einen einzigen, und sonst nichts: einen Karpfen im Frühlingshimmel, eine Lerche im Teichschlamm und einen Rubin im hohlen Baum. Der Dichter sitzt auf der Bildungstendenz, Willens- und Leidenslage seines Zeitalters und seiner Generation so fest auf, wie das Juwel auf dem Mineral seines Vorkommens, in dem seine Verfärbungen schon ahnungsvoll und trübe ziehen; wie und wodurch er auf ihm entsteht, ist schon Geheimnis genug und ausreichend für das Los seiner Einsamkeit." Von hier aus versteht man, daß es für Borchardt nach der Romantik keine Poesie in Deutschland mehr geben kann. Wir möchten die Unterscheidung wagen, daß es wohl mit der Poesie des Makrokosmos seitdem vorüber sei, daß aber doch noch die des Mikrokosmos bleibe, der Persönlichkeit, die mit der ihr eigenen Lebenskraft die noch so zersplitterten Elemente des zerbröckelten Hauses der Nation in eine organische Einheit zwingt. Bemerkenswert sind einige Urteile, so das über Annette von Drostens Christentum: „Ihr Christentum sieht aus wie dasjenige, das es im Grunde ist, wie die frische Rachsucht des Schwertbekehrten, des Leugners eines alten Glaubens: als hätten nicht Generationen vor ihr diesem Gotte, seinem Heilande und seinem Allerheiligsten bergauf, landab Dome und Schreine gebaut, in deren Gruftschatten sie ruhen, als wären nicht ihren Ahnen namens dieser Sakramente durch Jahrhunderte die Lebensstationen geweiht und die Sünden vergeben, die Gedanken geformt, die Seelen angewöhnt und eingeeignet worden; eine greise, wilde Heidin ringt um das Paradies." Man fühlt hier durch, wie mehr künstlerische anstatt religiöse Kategorien das Urteil bestimmt haben. Über Luther heißt es, daß er „viel eher der Totengräber der kirchlichen Poesie in Deutschland geworden als ihr Begründer; ja, nur sektierische Befangenheit kann übersehen, um wieviel die namenlose geistliche Lyrik des alten Glaubens die gereimte Pastorengeschwätzigkeit des neuen dichterisch schlägt, eine Geschwätzigkeit, die hoffnungslos wird, nachdem Weisen und Motive der alten Weltlieder aufgehört haben, in die Choräle hinüberzuwirken, und die nur durch so seltene und große Naturen wie Gerhardt, durch so in Leiden und Lernen, Lernen und Leiden verfeinerte, wie Gellert, ruckweise überwunden werden kann." Brentano ist dem Verfasser „der größte geistliche Dichter der deutschen Poesie und einer der größten ihrer weltlichen", wie sich denn sein ästhetisches Gesamturteil über unsere Literatur dahin formt: „Die deutsche Poesie ist von derjenigen aller europäischen Nachbar- und Brudervölker dadurch unterschieden, daß in ihr von den ersten Anfängen bis auf den heutigen und wohl den ewigen Tag das Verhältnis des Sterblichen zum Unsterblichen immer wieder aufspringt und fast alle anderen ewigen Relationen des Menschlichen in sich verschlingt." Borchardts Sammlung gehört zu den wenigen überzeitlich wertvollen Büchern der Gegenwart. Sie ist gewachsen in der Stille ruhig harrender Geduld und genährt aus dem Wurzelboden der Jahrhunderte.

*„Literarischer Ratgeber des Borromäusvereins."* Sechste, bedeutend erweiterte und veränderte Auflage (21.—26. Tausend) des Literarischen Ratgebers der Bücherwelt. Herausgegeben vom Generalsekretariat des Borromäus-Vereins. Borromäus-Verlag, Bonn 1926. Gr.-8°. 500 S. 6 Mk.

*„Kind und Buch."* Das Lieblingsbuch der deutschen Jugend zwischen neun und sechzehn Jahren. Auf Grund einer Umfrage. Von Dr. Albert Rumpf. Mit 10 Tafeln und zahlreichen Tabellen. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn 1926. Gr.-8° 106 S. 4 Mk.

*„Dichtung und Dichter der Zeit."* Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte von Albert Soergel. Neue Folge: Im Banne des Expressionismus. Mit 346 Abbildungen. R. Voigtländer, Verlag, Leipzig 1926. Gr.-8°. 896 S. 24 Mk.



Digitized by Google

„*Saat und Ernte.*" Die deutsche Lyrik um 1925. In Selbstauswahlen der Dichter und Dichterinnen. Mit kurzen Eigenbiographien und Angabe ihrer Werke. Herausgegeben von Albert Sergel. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, Leipzig, Wien. 8°. 500 S. Geb. 8 Mk.

„*Ewiger Vorrat deutscher Poesie.*" Besorgt von Rudolf Borchardt. Verlag der Bremer Presse, München 1926. Gr.-8°. 510 S. In Pappband 12 Mk., in Ganzleinen 14 Mk., in grünem Oasenziegenlederband 36 Mk.

*

Bekanntlich machte *Goethe* im Jahre 1790 gelegentlich einer Mobilmachung Preußens gegen Österreich eine Reise in die Grafschaft Glatz. Willst du erfahren, ob das zu Pferd oder zu Wagen geschah, ob der große Dichter dabei gut geschlafen oder nicht, wo er am 26. August, am 27., 28. und 29. gewesen, wo er an diesen Tagen um einhalb zehn, um einhalb zwölf Uhr und um einhalb sechs, willst du dies und ähnliches erfahren, so lies die kleine Schrift „*Goethe und Landeck*" von *Dr. Otto*. In dem Broschürchen „*Der Kreuzbrunnen, Goethes Heiltrank*" findest du im einzelnen entwickelt, mit welch kostbarem Brunnen der Dichter seine Gesundheit wieder herstellte, wieviel Flaschen er bezogen, wie sie verkorkt waren und dergleichen mehr. Wichtig vor allem wäre, daß man mit den Vorstellungen über Goethes unverwüstliche Gesundheit aufräumen muß. Der Dichter war im Gegenteil trotz „kräftigem Knochengerüst" und einer „gut entwickelten Muskulatur" „empfindlich, reizbar und für Krankheiten sehr empfänglich". Das Büchlein unterrichtet auf das genaueste darüber und bestätigt Heines Wort von dem unsterblichen Husten und dem unsterblichen Schnupfen mancher unsterblichen Götter. *J. M. Lutz* sucht in einer Studie, „*Der Götzendienst Goethe*" genannt, der wir gereiftes Urteil allerdings nicht zusprechen möchten, die Fortschritte nachgoethischer Poesie vor den starren Anbetern des ein und für allemal feststehenden Hochgipfels des deutschen Parnaß in Weimar zu retten und betont — dies schon mit Recht — Mereschkowskis Wort, es sei „Goethes Sandbank das Soziale" gewesen. *Emil Zeissig* entwickelt uns die Erziehungsmethoden in Goethes Elternhaus. Der Verfasser von „Goethe als Erzieher und Lehrer" sagt auf Grund reichlichen Materials viel pädagogisch Wertvolles. *Wilhelm Stölten* versucht der Jugend einen Goethe zu schenken, was keine ganz leichte Aufgabe ist. Daß sich viele Tatsachen aus Goethes Leben erzieherisch wohl verwerten lassen, unterliegt keinem Zweifel, während doch andererseits Goethe als Heiligenbild und gar als Jugendheiliger einem advocatus diaboli wohl allerlei Handhaben bieten könnte. Der Verfasser hat sich seiner heiklen Aufgabe mit viel Takt und Liebe gewidmet, wo eben Bruchstellen waren, die Kränze der Legenden geschickt darumgewunden, nicht aufdringlich, harmloser Jugend gegenüber vielleicht ungefährlich, vor dem Antlitz der Wirklichkeit allerdings ein wenig gewagt. In der *Dreiturm-Bücherei* ist neu erschienen eine treffliche Auswahl des *Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller*, mit den notwendigsten wissenschaftlichen Zusätzen versehen und handlichem Gebrauch gut angepaßt. *Viktor Hehns „Gedanken über Goethe"* erfreuen sich allgemein solcher Wertschätzung, daß man dem *Dürerbund* dankbar sein muß für eine neue Veröffentlichung (in Auswahl) in der Reihe der *Hendel-Bücher*. Besonders Lehrerkreise finden bei Viktor Hehn vorzügliche Anregung. Eine wundervolle *Prachtausgabe des „Faust"* in vorbildlich moderner Ausstattung ist im Verlag der Bremer Presse, München, erschienen. Das Werk reiht sich den vornehmsten Lieblingen der Bibliophilen würdig an. Von hervorragender Bedeutung für die gesamte Goetheforschung sind die Erinnerungen der *Karoline Jagemann*, der großen Schauspielerin und der Maitresse Karl Augusts. Menschlich besonders fesselnd ist der seelische Kampf einer Frau, die wohl um Frauenehre



Digitized by Google

und Frauenwürde wußte und sich doch endlich zu einem Schritte entschloß, der Leben und Lieben für sie zu etwas Tragischem machte. Überaus anmutig weiß sie zu erzählen von den Erlebnissen ihrer Jugend in Weimar und Mannheim wie von den Höfen in Berlin und in Wien. Echt fraulich hat sie einen Blick für kleine charakteristische Züge, ohne daß sie doch darum die großen Zusammenhänge außer acht ließe. Die Geschichte des Weimarer Theaters spielt in dem stattlichen Bande eine Hauptrolle, wobei denn auch manches Licht auf Goethe fällt, der mit Ehrfurcht genannt wird, aber doch im Gewande einer Menschlichkeit auftreten muß, die ihre Schwächen zeigt wie jede andere. Was das Drama betrifft, huldigt Karoline Jagemann vor allem dem Genius Schillers und rückt übrigens auch die Art und die Verdienste Kotzebues und besonders Ifflands in die rechte Beleuchtung. Interessant ist, daß die „Trauer um Wielands Tod im Januar 1813 alle Kriegsleiden übertönte" — so schätzte man damals die Dichtung, und so tief unten sah man das Volk. Wir können auf den Reichtum dieses prächtigen, mit zahlreichen Porträts ausgestatteten Buches nur kurz verweisen, um noch ein paar Zeilen zu gewinnen für den eben herausgekommenen „Faust" von *Julius Bab*. Wir haben es hier nicht zu tun mit einem ausführlichen Kommentar, sondern mit einer von einem Kenner des Dramas sowohl wie der Bühne verfaßten Studie, die besser vielleicht als jede bisher erschienene dem Gebildeten zu einem Verständnis der Faustdichtung verhilft. Man muß dem Verfasser beipflichten, wenn er den ersten Teil des Faust seinem historischen Wachstum gemäß behandelt, immer Dichtung und Leben miteinander verflechtend, eine Methode, die für Faust II aus begreiflichen Gründen aufgegeben werden mußte und dort mehr der ästhetischen weicht. Indem Julius Bab tief in die innere Struktur des Dramas eindringt, macht er die Lücken kenntlich, die das Verständnis stören, besonders die große Lücke im Helena-Akt, wofür ihm der Leser dankbarer sein wird, als er es für manches philologische und antiquarische Beiwerk gewesen wäre, was man auch anderswo findet und in dieser Art nicht vermißt. Nachdrücklich wird auf die „neue Ebene, auf die durch Goethe die ganze Faustsage gestellt ist", hingewiesen: „Nicht im Ringen um eine jenseitige Seligkeit, in der rastlosen Erfüllung der Daseinspflicht auf Erden, soll sich der höchste menschliche Wert kundtun." So gut wie fast alle neueren Goethe-Forscher leugnet auch dieser jedes positive Christentum in Goethes Religion sowohl wie in seinem Faust.

*„Goethe und Landeck."* Von Dr. A. Otto. Verlag Victor Zimmer, vorm. Leuckartsche Sortiments-Buchhandlung, Inhaber Bruno Althaus und Karl Müller, Breslau I. Kl.-8°. 52 S.

*„Der Kreuzbrunnen. Goethes Heiltrank."* Eine balneologisch-literarische Studie von Med. Dr. Emil Wachtel, Marienbad. Mit einem Goetheporträt nach Kiprinsky. 24 S. Verlag Buchhandlung Franz Gschihay und Ernst Lerchl, Marienbad 1925.

*J. M. Lutz: „Der Götzendienst Goethe".* 56 S. Drei-Eulen-Verlag, Haas & Co., München 1925.

*„Goethes Vater und Mutter nach ihrem Wesen und erziehlichen Wirken."* Ein Beitrag zu gesunder Kindererziehung von Emil Zeissig. Verlag Oskar Bonde, Altenburg i. Thür. Gr.-8°. 52 S.

*Stölten Wilhelm: „Goethe."* Eine Einführung in sein Leben und Werk. Treue-Verlag 1926. 8°. 154 S. Kart. 3 Mk., geb. 4.50 Mk.

*„Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller."* In Auswahl herausgegeben von Wilhelm Zillinger. Dreiturmbücherei Nr. 3. Druck und Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin 1925. 8°. 68 S. 1,60 Mk.

*„Gedanken über Goethe"* (Auswahl) von Victor Hehn. Herausgegeben vom Dürerbund. Otto Hendel Verlag (Hermann Hillger), Berlin W 9. 8°. 310 S. Brosch. 2 Mk., in Leinen geb. 3,60 Mk.

*„Faust."* Eine Tragödie von Goethe. Verlag der Bremer Presse, München 1925. Gr.-8°. 581 S.



Digitized by Google

*„Die Erinnerungen der Karoline Jagemann."* Nebst zahlreichen unveröffentlichten Dokumenten aus der Goethezeit. Herausgegeben von Prof Dr. Eduard v. Bamberg. Sybillen-Verlag, Dresden. Gr.-8°. 624 S. 24 Mk.

*Julius Bab: „Faust. Das Werk des Goetheschen Lebens."* Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig. 8°. 223 S. Geh. 4,50 Mk., geb. 6 Mk.

*

Julius Petersens *„Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik"* fesselt insofern, als darin von einem kritischen Kopf sämtliche Deutungen des Begriffes Romantik zerlegt werden, um doch schließlich Positives genug übrigzulassen, was dann zu einer umfassenderen Begriffsbestimmung gesammelt wird. Weil uns in diesem Bereich Versuche aller Richtungen der heutigen Literaturwissenschaft begegnen, so vermittelt Julius Petersen am typischen Fall Romantik einen Einblick in sie alle. Nur Christoph Flaskamp ist vergessen und im übrigen alles Moderne bevorzugt, so daß man also auch die augenblicklich in der Literatur als Geisteswissenschaft herrschende Unlogik, Methodenlosigkeit und allgemeine Verwirrung hier herrlich beisammen hat. Daß wieder einmal die sogenannte, erst durch Luther gebrachte „Berufsauffassung" von Max Weber und Troeltsch kritiklos übernommen wird (S. 127), findet man bei einem überlegenen Geist wie Julius Petersen erstaunlich. Ob es sich alles in allem der Mühe lohnt, das lebendige historische Gebilde der deutschen Romantik auf eine begriffliche Formel zu bringen, bezweifeln wir nach dem Ergebnis auf Seite 180 entschieden und fühlen eine heiße Sehnsucht danach, daß doch endlich die Akrobatik des Geistes übergehen möge in objektive Forschung und ruhige, seelisch gesättigte Erkenntnis. Die bedeutendste Wahrheit des Buches über Romantik steht auf Seite 162 und stammt von Hegel.

*„Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik."* Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft von Julius Petersen. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. 8°. 211 S. 6 Mk.

*

*Albert Reinwald* wendet sich mit seinen nun schon in dritter, erweiterter Auflage vorliegenden *„Menschen"* vor allem an die deutsche Jugend. In wohlgeformten, gedrungenen Essays, die starke Anklänge, bei Stefan George sogar wörtliche, an andere Autoren verraten, ist es dem Verfasser gelungen, etwas Einheitliches und Starkes zu gestalten. Die Akzente seiner Weltanschauung liegen auf „Gehorsam, Ehrfurcht, Selbstverleugnung, Beschränkung, Würde, Anerkennen der mit der Geburt gegebenen Ränge und Stufen, die Fähigkeit zum rechten Binden und Trennen, insgesamt Liebe und Einfalt, diese beiden als Urkräfte . . ." Es ist der Geist des Rembrandtdeutschen, wenn auch nicht dessen originale Wucht. Die Zeitwelle, auf der dieses Schifflein zu stolzer Wikingerfahrt auszieht, ist die faschistische, als Gegensatz gedacht zu sozialistischer und enzyklopädischer Demokratie. Vorstoßend bis in die Tiefe der religiösen Fragen, sieht der Verfasser den Zusammenhang von Luther und katholischer Kirche in verheißender Vision — einer von denen, die um den Kampf des Lebens wissen und doch den großen Frieden in der göttlichen Ordnung wollen.

*Adalbert Reinwald: „Menschen".* I. Band: Männer. Verlag E. Haberland, Leipzig. 8°. 235 S. Geh. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk.

*



Digitized by Google

*Ricarda Huch* hat ihr neues Buch „*Der wiedererstandene Christus*" eine Groteske genannt und durch die eigentümliche Art, wie die Ereignisse überraschend eintreffen, tatsächlich auch den Eindruck des Grotesken erreicht. Eine solche dichterische Form mußte sich um so mehr empfehlen, als den Verirrungen des Zeitalters gegenüber die harmlose Satire nicht mehr genügt. Der tiefe Gegensatz zwischen der Welt, die mit ihrem äußerlichen Machtprinzip an die Dinge herantritt, und Lucius, dem wiederkehrenden Christus, der still, wunderwirkend und wohltatenspendend durchs Land geht, klafft grauenhaft auseinander. Die Front des Evangeliums: hie Christus und hie die Pharisäer entwickelt sich durch die gesamte Gegenwart. Schade, daß die Dichterin, deren Fanatismus wider Rom wir kennen, noch immer nicht zu der Einsicht gekommen, daß freilich dieser Gegensatz zwischen Macht und Liebe, wie durch jede Menschenbrust, so auch durch die katholische Kirche geht, daß es aber historisch unrichtig, psychologisch unmöglich und an unserem zerrissenen Volk unverantwortlich gehandelt ist, Christus und die katholische Kirche als wesenhafte Gegensätze zu sehen. Wo ist denn Christus heute noch, wenn man ihn sucht? Starke Gestaltungskraft ist nicht mehr in dem Buch, das um so kleiner wird, je mehr es den Schatten Dostojewskis heraufbeschwört. Und doch spürt man in dieser Dichterin das Herz, das ähnlich wie bei einer Handel-Mazzetti zur großen Liebe rufen möchte. Aber es war dieses Herz nicht stark genug gegenüber dem Erbe Luthers, der einst in Todesnähe seinen Getreuen den großen Haß wider Rom geradezu testamentarisch vermachte.

„*Der wiederkehrende Christus.*" Eine groteske Erzählung von Ricarda Huch. Insel-Verlag, Leipzig 1926. 8°. 253 S.

*

Ganz in die Höhe reiner Kunst führt das entzückende Buch „*Eleonora Duse*", *Bildnisse und Worte*. Sie war die größte Schauspielerin um die Jahrhundertwende und erhält hier den Kranz aus der Hand der Künstler, die ihr verpflichtet sind, aufs Grab gelegt. Merkwürdig, sie alle, Gerhart Hauptmann, Hermann Bahr, Bernhard Shaw, Hermann Bang, Gabriele d'Annunzio, Rainer Maria Rilke, H. v. Hofmannsthal, Luigi Pirandello u. a., so verschieden nach ihrer Art, sprechen hier in gleicher Weihe. Unangebracht wäre es, die Schönheit einer dunklen Blume zergliedern zu wollen. Unter ihren letzten Worten waren auch diese: „Sehen Sie, ich möchte, bevor ich auf immer fortgehe, mich durch meine Kunst und für meine Kunst bis zu den größten Fernen emporheben zu den heiligen Themen — bis zum Leben des Mysteriums. Das Theater ist aus der Kirche hervorgegangen. Ich möchte doch ein wenig, daß es einmal mit mir wieder in sie zurückkäme." Robert de Flers fährt dann fort in seinem Epilog: „Und die Duse erhob den Blick — diesen so glühend am Leben hängenden Blick — diesen über das Leben hinausgerichteten Blick. An der Schwelle des Mysteriums ist sie erlegen. Ihrem Schicksal treu, ist sie steigend gefallen. Mit ihr geht die Letzte des wunderbarsten Trios der großen Künstlerinnen dahin, die der Stolz der dramatischen Kunst unserer Zeit waren: Sarah Bernhardt, Réjane, Eleonora Duse. Die drei Stimmen sind stumm geworden: Die Stimme, die singt, die Stimme, die lebt, die Stimme, die leidet."

„*Eleonora Duse.*" Bildnisse und Worte. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Bianca Segantini und Francesco von Mendelssohn. Verlag Rudolf Kaemmerer, Berlin 1926. Gr.-8°. 168 S. Geb. 8,50 Mk.



Digitized by Google

# Die Memoiren des Marquis Claes Lagergren

## Von Ernst Alker

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß in neuerer Zeit die Memoirenliteratur besonders in protestantischen Ländern blüht — zumindestens innerhalb des germanischen Weltkreises.

Die Ursache dafür — von den Erinnerungsbüchern der Heerführer und Staatsmänner sei aus leicht begreiflichen Gründen abgesehen — dürfte ohne Mühe gefunden werden können: sie ist Beichtersatz.

Es gehört zu den eingeborenen Forderungen menschlicher Natur, einmal sein Herz ausschütten zu dürfen, einmal rückhaltlos bekennen zu müssen, einmal sein Ich vom Wegestaub der Erdenwanderung freizubaden. Dieses Gefühl wird in den meisten Fällen unterbewußt — aber gerade deswegen um so mächtiger — sein, denn der oberbewußte, nur mit Hilfe des Verstandes gefundene Grund zum Memoirenschreiben ist gar zu fadenscheinig. Die Sucht, seinen Namen wenigstens auf diese Weise weiterleben zu sehen, die Sehnsucht nach „fama" (wie die Humanisten sagten), kann sie es wirklich vermögen, alten Menschen, die meist schon alles erreicht und genossen haben, was ehrgeizige Träume heißer Jugendnächte in wilden Zuckungen verlangten, die Feder in die Hand zu drücken, sie an die Galeerenarbeit oft jahrelangen Schreibens zu ketten? Alte Menschen, die, gerade weil sie ihr Weg gewöhnlich auf Höhen führte, fast immer die innere Problematik allen irdischen Ruhmes zu tiefst begriffen haben, die zu sehr die Wahrheit des „Vanitas vanitatum et omnia vanitas" erlebten, um noch jugendfrische Illusionen zu hegen, über deren Zerscherbung ja gerade ihre Erinnerungen berichten. . .

So hat es wohl seine tieferen Gründe, daß gerade in Schweden die Memoirenliteratur bei Autoren und Publikum reichlichste Pflege findet. Denn es ist *das* Land des Protestantismus — dieser so oft von der schwedischen Geistlichkeit mit Stolz ausgesprochene Satz ist wohl richtig.

Kommt der — seltene — Fall vor, daß ein katholischer Schwede, dessen Namen „reichsbekannt" ist, seine Erinnerungen aufzeichnet, jemand, der wirklich vollblütiger Schwede ist (was bei den schwedischen Katholiken nicht oft zutrifft), so muß dies von der ganzen katholischen Welt beachtet werden.

Deshalb möchte ich auf *„Mitt lids minnen"* (*Die Erinnerungen meines Lebens*) des päpstlichen Marquis *Claes Lagergren*, die bisher in vier wuchtigen Bänden bei dem vornehmsten schwedischen Verlag, bei Norstedt och Söner, in Stockholm, in prachtvoller Ausstattung erschienen, gebührend hinweisen. Nicht nur, weil es das Buch eines Konvertiten ist, eines Konvertiten aus Überzeugung, auch darum, weil es sich um ein bedeutendes Werk handelt, das uns mit einem Menschen von großer Begabung und hoher Kultur bekannt macht, den ein freundliches, aber nicht immer rosiges Schicksal mehr und weiter durch die Welt schweifen ließ, als es sonst den meisten Sterblichen vergönnt wird. Und das ist schon viel. Carl Hauptmann sagt einmal irgendwo: „Das Leben sehend gelebt — das heißt seine Ernte gehalten." Und sehend hat wahrhaftig Lagergren sein Leben gelebt, voll großer und edler Weltfröhlichkeit, der der Überzeugung zum Katholizismus keinen Abbruch tat. Lagergren stammt aus der Provinz Närke, wo sein Vater Gutspächter war. Auf



Digitized by Google

anziehende Weise wird im ersten Bande das schwedische Gutsleben vor siebzig Jahren geschildert, so lebendig und frisch, so voll von Gestalten und Originalen, so überquellend von abenteuerlichen oder bescheidenen Schicksalen, daß einem das Herz weit und warm wird. Schweden muß damals ein glückliches Land gewesen sein, relativ sorgenlos und voll gesunder Freude des Daseins und der Daseinsfülle, die oft — im besten Sinne des Wortes — russisch anmutet. Man denkt unwillkürlich an die auffallenden Übereinstimmungen mit *Aksakows „Familienchronik"*. Die Erbfeinde Schweden und Rußland haben mehr gemeinsam, als man sich gewöhnlich träumen läßt, und diese Gemeinsamkeiten gereichen keinem der beiden Länder zur Unehre. Seine Schulzeit verlebte der Verfasser in dem damals noch nicht industrialisierten Örebro, dessen plastische Schilderung sich zu einem entzückenden Kleinstadtidyll verdichtet. In Stockholm bereitet sich Lagergren nicht nur für seinen zukünftigen Beruf vor, er macht dort auch nähere Bekanntschaft mit dem von ihm immer heißgeliebten Theater. Und dann lenkt der Zwanzigjährige, erfüllt von echt nordischer Reiselust, seine Schritte in die große Welt. Diese Geschichte einer Jugend ist, zumindestens vom rein ästhetischen Standpunkt aus, der beste Teil des Werkes, und man findet es recht begreiflich, daß der erste Band den bei Büchern solcher Art ungewöhnlichen Erfolg von drei Auflagen hatte.

Dann begleiten wir 1875 Lagergren nach Paris, wo er zunächst in ziemlich untergeordneten Stellungen tätig ist und nicht immer auf der Sonnenseite des Lebens wohnt. Nichtsdestoweniger gelingt es ihm, mit vornehmen Kreisen in Verbindung zu treten, für die er — der Bürgerliche mit ausgeprägt konservativer Gesinnung — von jeher besondere Neigung hatte, was sich schon im ersten Band in vielleicht mehr als ausreichendem Maß zeigte.

Ende des folgenden Jahres gibt ein günstiger Zufall ihm Gelegenheit, Italien zu besuchen, wo er bis April 1877 bleibt. Es ist von großem Interesse, zu sehen, wie er sich — widerstrebend genug — dem Katholizismus zu nähern beginnt, wie durch geheimnisvolle Macht magnetisch angezogen, und wie seine heimatlichen — protestantischen — Vorurteile sich zerstreuen. Tiefen Eindruck macht auf ihn die ehrwürdige Gestalt Pius IX., mit dem er in einer Audienz einige Worte wechseln darf, und dessen heldisches Leben er in einem umfangreichen Kapitel begeistert und begeisternd darstellt.

Zwei Jahre verbringt sodann Claes Lagergren in vorteilhaften kaufmännischen Positionen in Bordeaux, und nach einem kurzen Besuch seiner fernen Heimat erfährt er, daß ein merkwürdiger Zufall ihn in den Besitz von 50 000 Franks setzte. Dies veranlaßt ihn, dem Kontorpult vorläufig Lebewohl zu sagen und sich einem sonnigen Vagabundenleben hinzugeben, dessen Reize in Italien auf ihn einen unvergeßlichen Eindruck gemacht haben. Nach Spanien und Portugal führt nun sein Weg; besonders im erstgenannten Lande fühlt er sich sehr wohl und gewinnt es aus tiefster Seele lieb. Und immer stärker wird in ihm — noch unter der Schwelle des Bewußtseins schlafend — das Erlebnis des katholischen Weltbildes, dessen innere Stilstärke in einer stillosen Zeit er auf spanischer Erde werten und hochachten lernt.

Die Jahre 1879 und 1880 werden größtenteils wieder in Italien und Rom verbracht — er trank ja Wasser aus der Fontana di Trevi . . Und in der Urbs aeterna findet er, tieferschüttert durch den Heimgang seines liebsten spanischen Freundes, in den Schoß der Mutterkirche zurück. Es wird Lagergren die Ehre zuteil, daß sich Leo XIII. persönlich für den jungen Schweden interessiert.



Digitized by Google

Es ist reizvoll, dem langen und verschlungenen Weg dieser Konversion zu folgen, die Umwandlung eines gewiß nicht tiefreligiösen, aber von wahrer und echter Frömmigkeit erfüllten Menschen zu beobachten, der auch allem Aggressiven gegen seine frühere Konfession ausweicht.
Einzigartig ist das Buch in seinem Reichtum an Persönlichkeiten, die der Autor mit immer bewunderungswürdig treuem Gedächtnis charakterisiert — prachtvoll sind z. B. die Silhouetten angelsächsischer und skandinavischer Konvertiten in Rom —, und in der epischen Ruhe des breit hinströmenden Stromes der Erzählung.
Gewiß, hie und da tut der Autor des Guten zuviel, und man möchte manchmal wünschen, er würde in seinen breiten historischen Exkursen sparsamer mit Worten und Fakten sein. Daß man sich mit seinen Urteilen über bildende Kunst nicht immer vereinigen kann, ist begreiflich, denn in dieser Hinsicht klafft wohl eine unüberbrückbare Kluft zwischen den Menschen des späteren 19. Jahrhunderts und unserer Zeit.
Aber was tut das! Bewundern wir lieber den Lebensdrang und die wikingerhafte Fernensehnsucht des in der eigenen und in fremden Sprachen hochbegabten Verfassers, der seinerzeit wohl damit rechnen mußte, daß seine von innerster Konsequenz erforderte Konversion ihn dauernd seinem nordischen Vaterlande entfremden werde.
Wir wollen hoffen, daß es Lagergren vergönnt sei, dieses grandiose Fragment zu vollenden, den ganzen Reichtum seiner Lebenssage vor uns auszubreiten: denn schon jetzt — als Bruchstück — sind diese „Minnen" Ehre und Zierde katholischer Literatur und schwedischen Schrifttums.

*

## Assumptio

Am Himmel flammt ein nie gesehnes Licht,
von unbekannten Händen aufgezündet.
Und wo der Äther auf die Erde mündet,
stehn ewige Räume noch in klarer Sicht.

Der Erde lastend schweres Bleigewicht,
sonst wie des Hermon Zedern fest gegründet,
hat einer Lerche Schwingen sich verbündet,
die höher heut in helle Bläue bricht.

Ein Quell sprang auf im Sand. Die Wasser feuchten
ein Rosenmeer. Und junge Kelche raunen
von Wundern, die kein Tag noch aufgebaut.
Und um ein duftend leeres Grab das Staunen
ergrauter Köpfe und ein wissend Leuchten
von Augen, die ein fernes Land geschaut. . .

**Karl Frank**



Digitized by Google

Der volle Ernst der Antwort aber und zugleich ihr tiefster Kern gibt sich in der letzten Zeile kund: „Und eine ganze Seele". „Ganz" will ebenso betont sein wie „Seele", erst zusammen geben diese Worte den Sinn wieder, den die Dichterin damit verbinden wollte. Und nun hat die Steigerung, die vom Bemerken des Gegenstandes (Kleines Lied) über die Besinnung (Warum so lieb, was liegt darin) zu seinen Gestalteigentümlichkeiten, Klang, Wohllaut, Gesang, und schließlich ins Zentrum des Liedes führt, ihren Höhepunkt erreicht: die ganze Seele, das ist in der Tat alles, was der Mensch haben, geben und erreichen kann, das ist die kostbare Frucht des kleinen Liedes, das trotz seiner Unscheinbarkeit eine ganze Welt umschließt.

„Ein kleines Lied" Maria Ebner-Eschenbachs gibt das lyrische Ideal ihrer Zeit wieder. Es ist das kurze lyrische Gedicht volkstümlichen Empfindens in einfacher klarer Sprache, die von allem üppigen Bilderwerk absieht und jedermann leicht verständlich bleibt. Es ist das liedmäßige Gedicht, das eine tiefe Empfindung zum Ausdruck bringt, die Seele mitschwingen läßt und das in eine melodiöse, sangbare Form gefaßt erscheint. Das regelmäßige Versmaß, das durch Verteilung der Hebungen und durch den bestimmten Wechsel weiblicher und männlicher Reime in festgegliederte Strophen geteilt ist, wird durch Häufung der hellen Laute ei, i, a, durch die „l"-Laute und die Wiederholungen des „w" in der zweiten Strophe weicher gemacht.

Dem kleinen Lied Maria Ebner-Eschenbachs möchte ich *Franz Werfels* „Das Gedicht" gegenüberstellen.

Das Gedicht.

Was mir gelingt,
Darf nicht mir gelingen.
Ein andres Wesen will aus mir dringen,
Während mein Wachsein sinkt.
Das Fremde ist wohlgelaunt,
Es hat mich erwählt, daß es werde.
Nun grüßt es scheidend mit kalter Gebärde.
Ich starre ihm nach, müd' und erstaunt.

Über diesen Versen hat der Titel eine ganz andere Funktion als bei Maria Ebner-Eschenbach. Hier ist er ein wesentlicher Faktor des Verständnisses, ein nicht zu missender Teil des ästhetischen Ganzen. Stünde er nicht darüber, wäre das Gedicht unverständlich oder zum mindesten rätselhaft. Daß er voransteht, erfüllt aber nicht nur die Bedeutung der Sinngebung, sondern zugleich auch des Hervorhebens des Wesentlichen; er ist der Schlüssel zum Ganzen, die Lösung des Rätsels. Das Werden, das in den acht Zeilen geschildert wird, ist eindeutig nur durch den Titel als das Werden des „Gedichtes" beschrieben, der Titel ist Leuchtturm, an dem sich alle Sätze und Worte im Zweifelsfalle orientieren, der Kompaß in allen Wirrnissen des Verständnisses. Zum anderen Teil drückt aber der Titel bereits ein Charakteristikum der Verse aus; findet sich bei Maria Ebner-Eschenbach der Titel: „E i n kleines Lied", so hier der bestimmte Artikel: „D a s Gedicht". Hier verrät sich die Abstraktheit, die auch im folgenden immer wieder begegnet: die Gesetzmäßigkeit seines Schaffens, die der Dichter zum Ausdruck bringen will. Denn das will er sagen: mein Schaffen ist ein unpersönliches. In einem Traumzustand dringt wie unter höherem Gebote ein Wesen aus mir, das mir fremd ist, und vor dem ich kaltes Staunen empfinde. Und d a s ist „das Gedicht".



Digitized by Google

Mit einer allgemeinen Behauptung wird begonnen. Eine Antithese wird ausgesprochen. Es dringt aus ihm und dringt doch nicht aus ihm, so lautet die Behauptung in absoluter Bestimmtheit, und der Gegensatz macht um so mehr Eindruck, als er von der Negation und der aufdringlichen Betonung abgesehen, in dieselben Worte gekleidet ist. Die zwei nächsten Zeilen erläutern diese Antithese, machen sie begreiflicher. Es ist eine Geburtsstunde mit charakteristischen Erscheinungen der Geburt: Sinken des Wachzustandes und Selbständigmachung eines anderen Wesens. Hier begegnen wir zuerst einer persönlichen Erfahrung, aber auch sie ist in der Form einer allgemeinen Regel vorgetragen, immer ist es so, wenn er dichtet: das andere Wesen, das aus ihm dringt, hat die Führung. Darum ist auch dieser Satz als Hauptsache vorgesetzt, und erst dann in einem Nachsatz wird die Begleiterscheinung (Sinken des Bewußtseins) angeführt. Nicht auf den Zustand des Dichters ist die Hauptaufmerksamkeit gerichtet, sondern auf den eigentümlichen Charakter des fremden Wesens, dessen Entstehen die dritte und vierte Zeile des Gedichtes symbolisieren, die wir uns gleichzeitig gesprochen denken müssen. Und dieses fremde Wesen steht auch in den letzten vier Zeilen des Gedichtes im Vordergrunde, es ist das aktive treibende Element — das Bewußtsein des Dichters darf sich nicht rühren, es steht unter dem Diktat eines höheren Befehls —, und darauf ist auch sein Benehmen nach der Geburt abgestimmt, das in den letzten vier Zeilen geschildert ist. Es benimmt sich kalt gegenüber dem Erzeuger, denn dessen Rolle ist ja eine passive, es verdankt sich selber mehr als ihm; indem es von dem Dichter s c h e i d e t , u n t e r scheidet es sich zugleich von ihm und steht ihm als ein anderes Wesen gegenüber. Darum wird es sofort als ein fremdes bezeichnet, das wohlgelaunt ist, d. h. sich seiner Existenz freut; denn Werfel ist ein Bekenner der „Weltfreudigkeit" und hat in dem Gedichtbande: „Wir sind", verkündet, daß sich das Erschaffene seines Daseins freue, und daß nur das Nichtseiende bedauernswert sei. Der Dichter ist nur das Medium, wodurch das Gedicht zutage tritt, das Gedicht selber hat eine eigene Seinstendenz und ist ein eigener Organismus, der sich selbst mehr als dem Dichter verdankt. Darum nimmt es ohne jeden Dank kalt Abschied von ihm, wie ihn Fremde nehmen, und der Dichter starrt ihm müde und erstaunt nach, wie es seiner passiven Haltung und seiner geringen persönlichen Anteilnahme an dem Werden des neuen Wesens entspricht. Fast denkt man sich: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, nun kann er gehen, so kalt ist der Abschied, den Dichter und Dichtung voneinander nehmen, die sich fortan als zwei voneinander getrennte Wesen gegenüberstehen. Man beachte die Konsequenz, mit der dieses Fremdsein sowohl auf der Seite des Dichters als des Gedichtes festgehalten wird! Die zwei ersten Verse schlagen die Antithese an, die dem ganzen Gedicht zugrunde liegt, und drücken in dem „Darf" der zweiten Zeile das Gebot der Notwendigkeit aus, unter dem der Dichter steht. Der dritte und vierte Vers stellen die starke Aktivität des zur Welt drängenden Wesens und die geringe Aufmerksamkeit des Dichters fest. Die folgenden Zeilen bilden jede für sich einen Satz: die fünfte Zeile zeigt das Fremde in seiner Lebensfrische; die sechste betont seine Selbständigkeit in der Wahl des Vaters, die siebte führt seinen kalten Abschied vor, und in der achten entschwebt es dem Dichter, der dem lebensfrischen Wesen — eine signifikante Gebärde — müde, starr und staunend nachblickt. Namentlich der letzte Vers ist glücklich dem Sinne angepaßt: ⏑ — ⏑ ⏑ — / — ⏑ ⏑ —. Die Zäsur in der Mitte dieses Verses mit der dadurch gegebenen Atempause hat hoher Kunst-



Digitized by Google

# Vergleichende Gedichtstudien

Von Dr. Oskar Kalann

DASS uns in der Hast des mechanisierten Lebens die Besinnlichkeit abhanden gekommen, kann man als Gemeinplatz jeder kulturellen Gewissenserforschung ansehen. Das Theater wird durch den Film ersetzt, weil dieser der Hast und dem durch diese bedingten Bequemlichkeitsbedürfnis der Menge angemessener ist, und drängte vor Jahrzehnten das Feuilleton und die Skizze Epos und Erzählung in den Hintergrund, so spricht man heute von 5-Minuten-Roman und Telegrammstil der Lyrik. Damit ist die Entwicklung nun allerdings an ihrem Endpunkt angelangt, über den hinaus es nur mehr das absolute Nichts oder den Umschwung in eine andere Kunst, die bildende, gibt. Denn die Dichtung kann als eine zeitliche Kunst niemals zeitlos genossen werden. Keine Zeit haben, bedeutet für die Dichtung die absolute Negierung ihrer Existenzgrundlage, Zeit haben, sich Zeit nehmen, sich besinnen und konzentrieren dagegen ist der Anfang aller dichterischen Wirkung. War es vor Jahren am Platze, das laute Lesen und den langsamen Vortrag von Gedichten als ein Mittel zum tieferen Eindringen in den geistigen und formellen Gehalt des Kunstwerkes zu empfehlen, so wäre es heute außerdem nötig, Abhandlungen über die Kunst des Lesens zu schreiben, denn die meisten besitzen sie nicht mehr. Allzu hastig „überfliegt" man die Bücher, gleitet über Seiten und Sätze hinweg, und das einzelne Wort ist kaum jemals Gegenstand der Aufmerksamkeit oder Überlegung. Damit ist aber die Arbeit des Dichters in keiner Weise gewürdigt. Der heute wieder häufiger genannte Thomas Mann hat erzählt, daß er Stunden und Tage brauche, um seine Sätze niederzuschreiben, ja, nur einen einzigen guten Ausdruck zu finden, und von anderen Dichtern ist dasselbe bekannt. Das künstlerische Ganze setzt sich aus Teilen zusammen, und nur wenn diese voll und ganz apperzipiert sind, kann das Ganze einen ästhetischen Eindruck machen.

Ich will aber nicht von der Kunst des Lesens schreiben, sondern sie gemeinsam mit den Lesern betätigen, wenn ich im folgenden vergleichende Stilstudien anstelle. Mehr als eine isolierte Betrachtung schärft eine vergleichende Methode den Blick für das Wesentliche und Charakteristische des Kunstwerkes. Jeder Vergleich ist eine „wechselseitige Erhellung", die im Gemeinsamen die Verschiedenheiten und Unterschiede beleuchtet. Daher eignet sich ein Kunstwerk, das mit einem anderen den gleichen Stoff teilt, am besten zu einem Vergleich. Wäre ich Musiker, so würde ich die Stilverschiedenheiten in der Musik an den Glorias und Kredos der Messe studieren, die denselben Text und Gehalt in Tausenden von Gestalten bieten. Den Kunstfreunden aber möchte ich sagen: Wenn August Wilhelm Schlegel es als einen ungeheueren ästhetischen Vorzug der Kunst des Mittelalters hervorgehoben hat, daß sie immer wieder dieselben Themen, Christus, die Madonna, die Heiligen, gemalt habe, so begründete er das durch den Hinweis, daß dadurch die Künstler gezwungen gewesen seien, ihre ganze Aufmerksamkeit der Form zuzuwenden, und daß der Betrachtende und Genießende in gleicher Weise veranlaßt worden sei, der formalen Lösung seinen Anteil zu schenken. In diesem Sinne etwa stelle ich im folgenden zwei Gedichte von *Ebner-Eschenbach* und *Werfel* einander gegenüber, die beide denselben Gegenstand behandeln. *Maria Ebner-Eschenbachs* Gedicht lautet:



Digitized by Google

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!

Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele.

In diesem kleinen Lied spricht die Dichterin mit sich selbst oder mit einer zweiten Person. Mag es aber ein wirklicher Dialog zwischen Menschen sein, oder mag die Dichterin ein Selbstgespräch führen — es ist gleich, wie sich dies verhält—, immer handelt es sich um Frage und Antwort. Die ersten drei Zeilen stellen die Frage und stellen sie mit einfachen, klaren Worten. Und die letzten drei beantworten sie ebenso kurz und bündig. Dadurch ergibt sich die zweiteilige Komposition dieses Gedichtes, die auch in den Strophen Gestalt angenommen hat.

Der Titel ist diesem Gedicht nicht wesentlich. Man könnte ihn weglassen und würde das Gedicht ebenso verstehen. Dieser Titel ist nichts anderes als die Wiederholung der ersten Worte des Gedichtes, und diese lenken die Aufmerksamkeit des Lesers sogleich auf die Kernfrage. Es handelt sich um ein kleines Lied, dessen Wesen in einer Form behandelt wird, die dem „kleinen Lied" entspricht. Diese Klarheit ist für das Kunstwerk der Dichterin bezeichnend, denn wie durch das Voranstellen des wesentlichen Gedichtinhaltes, sozusagen seines Subjektes oder seiner Substanz, die Aufmerksamkeit des Genießenden sofort darauf gerichtet wird, so werden auch Frage und Antwort mit einer Klarheit und Knappheit gestellt und gegeben, die mir unübertrefflich erscheint.

Ebenso kann man aber den volkstümlichen, naiven Ton des Gedichtes loben. So frägt etwa ein guter Lehrer seine Schüler, eine Mutter die Kinder, ein Vertrauter den Vertrauten, der Mensch in harmonischer Stimmung sich selbst. Man wird die Frage nicht als eine bloß rhetorische auffassen dürfen, es steckt etwas wirkliche Neugierde in ihr, die Ausfluß einer Besinnung ist. Daß sie ernst gemeint ist, bekräftigt die zweite Frage: „was liegt darin?", die die erste näher bestimmt, und die Aufforderung: „Erzähle!", die den mit der Antwort zögernden, sich besinnenden Partner freundlich aufzumuntern sucht. Die Frage stellt sich ganz aufs Naive und Liebliche ein, was sich auch in der Verwendung des Wortes der österreichischen Umgangssprache „liebhaben" und der stets gemütlich wirkenden Elision (geht's) ausdrückt.

Man beachte, wie sich die Antwort in ihrem Ton von der Frage unterscheidet! Diese hat in ihrer Freundlichkeit und Anmut einen schalkhaften Einschlag, in jener aber überwiegt die Tiefe und der Ernst. Ein feines Kunstmittel, daß in dem „Es liegt darin" Worte aus der Frage in die Antwort übernommen werden und so die Antwort von Anfang an mit der Frage innig verknüpft wird, wie denn auch durch diese Worte abermals sofort klargestellt erscheint, daß nun die Antwort einsetzt. Hat nicht auch die Antwort etwas von einer primitiven, volkstümlichen Form des „Aufsagens" an sich? Jedenfalls ist sie klar und prägnant gehalten und bringt eine wirksame Steigerung zum Ausdruck. Durch Wiederholung des Wortes „wenig" betont sie das Liebliche des kleinen Liedes, das in der Tat der ästhetischen Kategorie des Anmutigen angehört. Klang, Wohllaut, Gesang, das sind drei miteinander verwandte Worte, die aber doch jedes eine andere Seite ausdrücken und nacheinandergereiht eine Steigerung enthalten, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, vom Materiellen zum Beseelten weiterschreiten.



Digitized by Google

Der volle Ernst der Antwort aber und zugleich ihr tiefster Kern gibt sich in der letzten Zeile kund: „Und eine ganze Seele". „Ganz" will ebenso betont sein wie „Seele", erst zusammen geben diese Worte den Sinn wieder, den die Dichterin damit verbinden wollte. Und nun hat die Steigerung, die vom Bemerken des Gegenstandes (Kleines Lied) über die Besinnung (Warum so lieb, was liegt darin) zu seinen Gestalteigentümlichkeiten, Klang, Wohllaut, Gesang, und schließlich ins Zentrum des Liedes führt, ihren Höhepunkt erreicht: die ganze Seele, das ist in der Tat alles, was der Mensch haben, geben und erreichen kann, das ist die kostbare Frucht des kleinen Liedes, das trotz seiner Unscheinbarkeit eine ganze Welt umschließt.

„Ein kleines Lied" Maria Ebner-Eschenbachs gibt das lyrische Ideal ihrer Zeit wieder. Es ist das kurze lyrische Gedicht volkstümlichen Empfindens in einfacher klarer Sprache, die von allem üppigen Bilderwerk absieht und jedermann leicht verständlich bleibt. Es ist das liedmäßige Gedicht, das eine tiefe Empfindung zum Ausdruck bringt, die Seele mitschwingen läßt und das in eine melodiöse, sangbare Form gefaßt erscheint. Das regelmäßige Versmaß, das durch Verteilung der Hebungen und durch den bestimmten Wechsel weiblicher und männlicher Reime in festgegliederte Strophen geteilt ist, wird durch Häufung der hellen Laute ei, i, a, durch die „l"-Laute und die Wiederholungen des „w" in der zweiten Strophe weicher gemacht.

Dem kleinen Lied Maria Ebner-Eschenbachs möchte ich *Franz Werfels* „Das Gedicht" gegenüberstellen.

Das Gedicht.

Was mir gelingt,
Darf nicht mir gelingen.
Ein andres Wesen will aus mir dringen,
Während mein Wachsein sinkt.
Das Fremde ist wohlgelaunt,
Es hat mich erwählt, daß es werde.
Nun grüßt es scheidend mit kalter Gebärde.
Ich starre ihm nach, müd' und erstaunt.

Über diesen Versen hat der Titel eine ganz andere Funktion als bei Maria Ebner-Eschenbach. Hier ist er ein wesentlicher Faktor des Verständnisses, ein nicht zu missender Teil des ästhetischen Ganzen. Stünde er nicht darüber, wäre das Gedicht unverständlich oder zum mindesten rätselhaft. Daß er voransteht, erfüllt aber nicht nur die Bedeutung der Sinngebung, sondern zugleich auch des Hervorhebens des Wesentlichen; er ist der Schlüssel zum Ganzen, die Lösung des Rätsels. Das Werden, das in den acht Zeilen geschildert wird, ist eindeutig nur durch den Titel als das Werden des „Gedichtes" beschrieben, der Titel ist Leuchtturm, an dem sich alle Sätze und Worte im Zweifelsfalle orientieren, der Kompaß in allen Wirrnissen des Verständnisses. Zum anderen Teil drückt aber der Titel bereits ein Charakteristikum der Verse aus; findet sich bei Maria Ebner-Eschenbach der Titel: „E i n kleines Lied", so hier der bestimmte Artikel: „D a s Gedicht". Hier verrät sich die Abstraktheit, die auch im folgenden immer wieder begegnet: die Gesetzmäßigkeit seines Schaffens, die der Dichter zum Ausdruck bringen will. Denn das will er sagen: mein Schaffen ist ein unpersönliches. In einem Traumzustand dringt wie unter höherem Gebote ein Wesen aus mir, das mir fremd ist, und vor dem ich kaltes Staunen empfinde. Und d a s ist „das Gedicht".



Digitized by Google

Mit einer allgemeinen Behauptung wird begonnen. Eine Antithese wird ausgesprochen. Es dringt aus ihm und dringt doch nicht aus ihm, so lautet die Behauptung in absoluter Bestimmtheit, und der Gegensatz macht um so mehr Eindruck, als er von der Negation und der aufdringlichen Betonung abgesehen, in dieselben Worte gekleidet ist. Die zwei nächsten Zeilen erläutern diese Antithese, machen sie begreiflicher. Es ist eine Geburtsstunde mit charakteristischen Erscheinungen der Geburt: Sinken des Wachzustandes und Selbständigmachung eines anderen Wesens. Hier begegnen wir zuerst einer persönlichen Erfahrung, aber auch sie ist in der Form einer allgemeinen Regel vorgetragen, immer ist es so, wenn er dichtet: das andere Wesen, das aus ihm dringt, hat die Führung. Darum ist auch dieser Satz als Hauptsache vorgesetzt, und erst dann in einem Nachsatz wird die Begleiterscheinung (Sinken des Bewußtseins) angeführt. Nicht auf den Zustand des Dichters ist die Hauptaufmerksamkeit gerichtet, sondern auf den eigentümlichen Charakter des fremden Wesens, dessen Entstehen die dritte und vierte Zeile des Gedichtes symbolisieren, die wir uns gleichzeitig gesprochen denken müssen. Und dieses fremde Wesen steht auch in den letzten vier Zeilen des Gedichtes im Vordergrunde, es ist das aktive treibende Element — das Bewußtsein des Dichters darf sich nicht rühren, es steht unter dem Diktat eines höheren Befehls —, und darauf ist auch sein Benehmen nach der Geburt abgestimmt, das in den letzten vier Zeilen geschildert ist. Es benimmt sich kalt gegenüber dem Erzeuger, denn dessen Rolle ist ja eine passive, es verdankt sich selber mehr als ihm; indem es von dem Dichter s c h e i d e t , u n t e r scheidet es sich zugleich von ihm und steht ihm als ein anderes Wesen gegenüber. Darum wird es sofort als ein fremdes bezeichnet, das wohlgelaunt ist, d. h. sich seiner Existenz freut; denn Werfel ist ein Bekenner der „Weltfreudigkeit" und hat in dem Gedichtbande: „Wir sind", verkündet, daß sich das Erschaffene seines Daseins freue, und daß nur das Nichtseiende bedauernswert sei. Der Dichter ist nur das Medium, wodurch das Gedicht zutage tritt, das Gedicht selber hat eine eigene Seinstendenz und ist ein eigener Organismus, der sich selbst mehr als dem Dichter verdankt. Darum nimmt es ohne jeden Dank kalt Abschied von ihm, wie ihn Fremde nehmen, und der Dichter starrt ihm müde und erstaunt nach, wie es seiner passiven Haltung und seiner geringen persönlichen Anteilnahme an dem Werden des neuen Wesens entspricht. Fast denkt man sich: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, nun kann er gehen, so kalt ist der Abschied, den Dichter und Dichtung voneinander nehmen, die sich fortan als zwei voneinander getrennte Wesen gegenüberstehen. Man beachte die Konsequenz, mit der dieses Fremdsein sowohl auf der Seite des Dichters als des Gedichtes festgehalten wird! Die zwei ersten Verse schlagen die Antithese an, die dem ganzen Gedicht zugrunde liegt, und drücken in dem „Darf" der zweiten Zeile das Gebot der Notwendigkeit aus, unter dem der Dichter steht. Der dritte und vierte Vers stellen die starke Aktivität des zur Welt drängenden Wesens und die geringe Aufmerksamkeit des Dichters fest. Die folgenden Zeilen bilden jede für sich einen Satz: die fünfte Zeile zeigt das Fremde in seiner Lebensfrische; die sechste betont seine Selbständigkeit in der Wahl des Vaters, die siebte führt seinen kalten Abschied vor, und in der achten entschwebt es dem Dichter, der dem lebensfrischen Wesen — eine signifikante Gebärde — müde, starr und staunend nachblickt. Namentlich der letzte Vers ist glücklich dem Sinne angepaßt: ⏑ — ⏑ ⏑ — / — ⏑ ⏑ —. Die Zäsur in der Mitte dieses Verses mit der dadurch gegebenen Atempause hat hoher Kunst-



Digitized by Google

verstand diktiert. Dem durchaus antithetischen Gedicht, das den Widerspruch zweier Wesen, ihre gegenseitige Fremdheit dartun will, entspricht es nicht übel, daß diese Verse, abgesehen von der Satzbildung, die zunächst mit je zwei Zeilen, sodann mit je einer Zeile zusammenfällt, kaum etwas miteinander gemein haben. Die einen haben drei, die anderen vier Hebungen; manche beginnen trochäisch, manche jambisch, die Senkungen sind vollkommen frei gehandhabt, so daß man auch hier den holprigen Eindruck nicht los wird, den die meisten Gedichte Werfels machen. Fast wundert es einen, daß durch die Verteilung der Reime (abbacddc) die Verse in zwei Strophen geteilt sind, und daß durch die Wiederholung der w- und sch-Laute (st gehört im Süddeutschen auch zu den sch-Lauten) etwas Melodiöses in die Verse eingestreut wird. Sieht man von den zwei letzten Zeilen ab, die durch ihre, den sonstigen Charakter verleugnende Anschaulichkeit auffallen und eben dadurch wirken, so ist das Gedicht in der Wahl der Worte abstrakt gehalten, es wird von einem „Wesen", von einem „Wachsein" usw. gesprochen. Die Antithese am Beginn ließ von vornherein nichts anderes erwarten.

Stellt man die beiden Gedichte Maria Ebner-Eschenbachs und Franz Werfels einander gegenüber, so erkennt man sie bald als vollendete Gegensätze. Ebner-Eschenbach bietet Gemüt und Wohlklang, Werfel eine abstrakte Behauptung und unregelmäßige Verse. Die Ebner wird mit ihrem kleinen Liede jedermann interessieren, Werfel mehr den Gebildeten, der sich über den Entstehungsprozeß des Gedichtes Gedanken gemacht hat; wird dort der Zustand einer individuellen Kunstart betont und in seinen Eigenschaften beschrieben, so wird hier das dichterische Werden, der gesetzmäßige dichterische Entstehungsprozeß charakterisiert; dort erfolgt Frage und Antwort in naiver volkstümlicher Form, hier mit philosophisch abstraktem Einschlag; dort spricht der Genießende zum Genießenden und nimmt herzlichen Anteil an dem kleinen Lied; Werfel dagegen steht dem Gedicht kalt gegenüber, wie die Söhne den Vätern in den expressionistischen Romanen und Dramen, und empfindet statt Liebe kühles Staunen. Und so steht auch der liebenswürdigen Form, in der Ebner-Eschenbach das Wesen eines kleinen Liedes zum Ausdruck gebracht hat, eine kalte, rauhe Form bei Werfel gegenüber. Vielleicht würde auf das Wesen des Expressionismus noch mehr Licht fallen, wenn es gelänge, seine Schattierungen zu erfassen. Tritt uns in Werfels Gedicht die philosophisch abstrakte Art dieser Richtung entgegen, so mag *Däublers* Gedicht: „*Die Buche*" die bildhafte Unterart derselben repräsentieren:

Die Buche.

Die Buche sagt: Mein Walten bleibt das Laub.
Ich bin kein Baum mit sprechenden Gedanken,
Mein Ausdruck wird ein Ästeüberranken,
Ich bin das Laub, die Krone überm Staub.
Dem warmen Aufruf mag ich rasch vertraun,
Ich fang im Frühling selig an zu reden,
Ich wende mich in schlichter Art an jeden.
Du staunst, denn ich beginne rostigbraun!
Mein Waldgehaben zeigt sich sommerfroh.
Ich will, daß Nebel sich um Äste legen,
Ich mag das Naß, ich selber bin der Regen.
Die Hitze stirbt: ich grüne lichterloh!
Die Winterspflicht erfüll ich ernst und grau.
Doch schütt' ich erst den Herbst aus meinem Wesen.
Er ist noch niemals ohne mich gewesen.
Da werd ich Teppich, sammetrote Au.



Digitized by Google

Verglichen mit Werfels Gedicht, kennzeichnet sich Däublers „Buche" durch eine Fülle von Bildern. Die Gliederung des Baumes in Äste, Zweige, Blätter, die sein „Gesetz" ausdrückt, wird mit sprechenden Gedanken verglichen. Das Laub ist ihm die Krone überm Staub, und der Staub ist nichts anderes als die staubgraue Rinde des Stammes und der Äste, die man am besten wahrnimmt, wenn man zu Füßen des Baumes in den Wipfel zu schauen sucht. Der Frühling wird mit einem warmen Aufruf verglichen, das erste Blühen ist ihm ein seliges Reden, die Aufmerksamkeit, die die Buche durch ihre rostbraune Farbe erregt, ist ihm ein sich Wenden an jeden. Die Nebel legen sich um ihre Äste, sie liebt ihn und das Naß, die Hitze wird personifiziert und stirbt, und das Grünen der Buche wird mit einem Brennen verglichen. Die Winterspflicht, das „Ausschütten" des Herbstes, das Teppichartige eines von oben angesehenen Buchenwaldes schließen die Bilderfülle. Und schließlich ruhen all dieser Bilderreichtum und diese Metaphern auf der dem Gedicht zugrunde liegenden Personifizierung der Buche als lebendes Wesen, die in einer wohlgesetzten Rede („Die Buche sagt") sich selbst charakterisiert und sozusagen ihre jährliche Erlebnisweise nach Jahreszeiten geordnet zum besten gibt: ein Stück Biographie der Buche, die das Gesetz ihres Wesens, ihre Seinsfülle zum Ausdruck bringt. Jede Zeile hat daher entweder ein „Ich" oder ein „Mich" oder ein „Mein" aufzuweisen, das Gedicht gibt sich durch diese stete Beziehung zum Ich der Buche als deren persönliches Bekenntnis, das noch dadurch gesteigert wird, daß die Buche ein starkes Selbstbewußtsein zur Schau trägt und sich nicht etwa einem Gesetze der Natur untertänig zeigt, sondern Nebel und Naß als ihrem Willen (ich will, ich mag) unterworfen ausgibt und den Herbst sozusagen als den Ausdruck ihres Wesens hinstellt. Mit diesem Selbstbewußtsein und -bekenntnis muß in Verbindung mit der Aktivität, die durch die Personifizierung hervorgerufen wird, die Abstraktheit der sprachlichen Form in Zusammenhang gebracht werden. „Mein Walten bleibt das Laub", „Mein Ausdruck wird ein Ästeüberranken", „ich beginne rostigbraun", „Mein Waldgehaben zeigt sich sommerfroh", „ich grüne lichterloh" — man erkennt sofort die zwei sprachlichen Kategorien, in die sich die abstrakten Wendungen teilen. Ungewöhnliche Wortverbindungen, kapriziöse Ausdrucksweisen machen in Verbindung mit solchen substantivierten Verben das Gedicht trotz der Bilderfülle unanschaulich. Nur die erste Strophe ist im Grunde genommen dem bleibenden Charakter der Buche gewidmet; das Laub als beherrschender Teil, das Ineinandergreifen der Äste mit den Zweigen und das eigentümliche feine Grau der Rinde, wenn man an dem Stamm der Buche in die Äste und Zweige hinaufschaut. Es ist für die unanschauliche Art dieser Charakteristik bezeichnend, daß sie gerade den wesentlichen Gedanken dieser Strophe: „Ich bin kein Baum mit sprechenden Gedanken", in die Form einer Negation kleidet; denn eine Negation ist immer unanschaulich, eine Negation führt immer aus dem Bereiche der Anschauung hinaus, hier denkt man an andere Bäume, die, wie etwa die Fichte, eine scharf architektonische Gliederung offenbaren, eine Gliederung, die als Gesetz des Baumes wie im Ganzen, so auch in Ast, Zweig und Zweiglein erkennbar ist. Der Dichter hat darauf verzichtet, in positiver Form die der Buche eigentümliche Rolle des Laubes zu charakterisieren, über das Ästeüberranken und die Bezeichnung des Laubes als Krone kommt er nicht hinaus. Er legt überhaupt nicht auf die bleibende Erscheinung der Buche den Hauptakzent, sondern auch bei ihm ist das Werden die Hauptsache; ihr Wandel in den Jahreszeiten ist ihm das Interessante, ihr rasches und freundliches Aus-



Digitized by Google

schlagen im Frühling, die Feuchtigkeit des Buchenwaldes im Sommer und der Höhepunkt ihres Grünens im August, die samtrote Färbung des Buchenwaldes im Herbst als dessen charakteristisches Bild, das ist es, was ihn am meisten interessiert. Vom Winter freilich weiß er wohl wenig zu sagen, und so kehrt er geschickt und wirkungsvoll die Reihenfolge der Jahreszeiten um, um mit der herbstlichen Rötung der Blätter schließen zu können.

Wollte man dem Gedichte den Namen einer Art oder Gattung geben, dann müßte man es eine Charakteristik nennen. Die Buche wird in ihrem Wechsel während der Jahreszeiten charakterisiert. Der Wechsel ihres Seins, ihre verschiedenen Gestaltwandlungen, denen in den vier Strophen die vier Farben, grau, rostbraun, grün, samtrot entsprechen, das hat der Dichter im Auge, der völlig davon abgesehen hat, die Buche in ihre Umgebung einzustellen. Wie ganz anders Mörike in dem Gedicht:

**Die schöne Buche.**

**Ganz verborgen im Wald, kenn ich ein Plätzchen, da stehet**
**Eine Buche: man sieht schöner im Bilde sie nicht.**
**Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt sie sich einzeln,**
**Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.**
**Rings, soweit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,**
**Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken, umher.**
**Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte,**
**Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.**
**Zartes Gebüsch umkränzet es erst, hochstämmige Bäume,**
**Folgend in dichtem Gedräng, wehren dem himmlischen Blau.**
**Neben der dunkleren Fülle des Eichbaumes wieget die Birke**
**Ihr jungfräuliches Haupt, schüchtern in goldenem Licht.**
**Nur wo, verdeckt vom Felsen, der Fußsteig jäh sich hinanschlingt,**
**Lässet die Hellung mich ahnen das offene Feld. —**
**Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers**
**Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,**
**Führt' ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,**
**Hier mich zum erstenmal plötzlich, den Staunenden, ein.**
**Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags:**
**Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.**
**Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten,**
**Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur,**
**Jetzo, gelehnt an dem Stamm (er trägt sein breites Gewölbe**
**Nicht zu hoch), ließ ich rundum die Augen ergehen,**
**Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,**
**Fast gleichmessend umher, säumte mit blendendem Rand.**
**Aber ich stand und rührte mich nicht, dämonischer Stille,**
**Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn.**
**Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-**
**Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dacht' ich nur dich.**

In diesem Gedicht idyllischen Charakters spricht nicht der Baum, sondern der Dichter, der bei seiner Erzählung mit seinen persönlichen Erfahrungen und Eindrücken nicht zurückhält, und worauf es ihm ankommt, ist nicht das Abstraktum „Buche", er will nicht ihr Wesen, wie es sich im Wandel der Jahreszeiten immer wieder gesetzmäßig darstellt, wiedergeben, sondern ihn interessiert die „schöne Buche", die er kennt, respektive kennengelernt hat. Ein individueller Baum, eine individuelle schöne Buche schwebt ihm vor. Daher fällt es ihm auch gar nicht ein, sie isoliert zu betrachten. Er stellt sie vielmehr von allem Anfang an in ihre Umgebung ein, in das Plätzchen im Walde, das durch sie zugleich sein Gepräge erhält. Und er schildert sie mit einer Anschaulichkeit, die bis in die einzelnen Züge hineingreift, die sich um ihren Wuchs, um die Glätte und Reinheit der Rinde



Digitized by Google

kümmert, um ihre seidenen Blätter, um die Rasenrundung, die sich unter ihr bildet, um die Büsche, die sich in weiterem Abstand um sie gruppieren, um die Eichen und Birken, die sich daran anschließen, um den Felsen, um den Fußsteg, auf dem man aus dem schattigen Plätzchen in die helle Lichtung hinaustritt. Mörikes Anschaulichkeit ist so groß, daß man diese Buche und ihr Plätzchen malen könnte, aber e i n Bild würde nicht genügen, denn ungefähr in der Hälfte des Gedichtes findet sich ein charakteristischer Abschnitt, der eine neue Szene einführt. Die erste Hälfte des Gedichtes hebt etwa die Einsamkeit dieses Plätzchens hervor, die zweite führt den Dichter ein, wie er dieses Plätzchen zum ersten Male entdeckt, und kennzeichnet die Mittagsstunde an der Buche mit der wunderbaren Stille der Natur, da die Vögel nicht zwitschern, der Wind sich nicht regt und der Fuß nur zagend den Boden betritt. Und das wäre das zweite Gemälde: der Dichter lehnend am Stamm der Buche, der Sonne entgegenblickend und der zauberhaften Stille lauschend. Und so schließt diese Idylle mit einem lyrischen Ausblick, der die Einsamkeit und Stille dieser schönen Buche im Walde nachzufühlen sucht. Denn darauf kommt es dem Dichter an: auf die Einsamkeit des von der Buche beschatteten Plätzchens; er hebt seine Rundung und Abgrenzung hervor, spricht von dem Schatten gegenüber der Helligkeit draußen und vor allem von der Stille um Mittag. Nicht auf der Buche als solcher liegt der Akzent, auch nicht auf dieser bestimmten Buche allein, sondern auf der individuellen Buche, die im Mittelpunkt dieses schönen, einsamen Plätzchens im Walde steht. So ist die Buche mit ihrer individuellen Umgebung erfaßt. Wenn man es als eine Eigentümlichkeit der Malerei bezeichnet hat, die Gegenstände nicht so sehr an sich als in ihrem Verhältnis zur Umgebung, zum Raum überhaupt (durch Verwendung von Perspektive und Nebeneinander) darzustellen, so muß man von einer malerischen Wirkung dieses Gedichtes sprechen. Zug für Zug, Eigentümlichkeit um Eigentümlichkeit entwickelt Mörike; behutsam und sorgfältig, deutlich und anschaulich setzt er seine charakterisierenden Farben an und läßt langsam das Bild bzw. die Bilder in uns erwachsen. Die häufige Verwendung des schmückenden Beiwortes, das aber stets prägnante Funktion hat, entspricht dem Charakter der Idylle, die wir hier vor uns haben, ebenso wie das alte Distichon dem geruhsamen Fluß der Erzählung. Wenn uns der Dichter am Schlusse mit einem lyrischen Ausblick entläßt, hegen wir die Sehnsucht, ein solches Plätzchen zu finden und uns am Stamm der Buche derselben Stille nachfühlend hinzugeben, der sich Mörike mit ganzer Seele geschenkt hat.

## Entglommen

Schon wird die Sonne manchmal trüber,
wenn niedre Nebel in den Gärten ringen,
wo wir am stillen Teich vorüber
in tiefem Sinnen miteinander gingen.
Einst hielten Bäume weiße Kerzen
von lichten Blüten wie in leichter Hand:
Wir schauten unter feinen Scherzen,
was spiegelnd treu sich wiederfand und -band. . .
Du weißt, wie es uns überkommen,
da es zum ersten Male mächtig fror,
und scheidefarb und falb zerglommen
ein Blatt zum andern sich im Teich verlor.

Hengstenberg



Digitized by Google

# Zur 100. Wiederkehr des Todestages J. P. Hebels († 22. Sept. 1826)

Von Dr. Joseph Kahle

WOHL jeder Deutsche, der lesen gelernt, ist irgendwann einmal dem liebenswürdigen Erzähler des „Kannitverstan" und anderer besinnlich-heiterer Geschichten begegnet. Leider bleibt es meist bei dieser freundlichen Erinnerung aus der Jugendzeit, und nicht allzu viele kehren später noch einmal zurück zum alten Freunde ihrer Kindheit. Wer aber mit gereiftem Verständnis erneut einen Blick tut in das „Schatzkästlein" dieses „rheinländischen Hausfreundes", macht immerzu neue Entdeckungen unter all den Kostbarkeiten und erkennt nun bewußt, was das Kind und der einfache Leser unbewußt empfindet, daß hier ein wirklich großer *Erzähler*, ein Meister dieser so seltenen Kunst zum Hörer spricht. An Aufsätzen zu J. P. Hebels 100. Todestag wird es nicht fehlen; Sinn und Zweck haben sie nur dann, wenn sich der Leser nun auch wirklich wieder an den Dichter selbst heranführen läßt und an seine Dichtungen, die lebendig sind wie am ersten Tag.

Eine große Hebelausgabe brachte der Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, heraus: *„Johann Peter Hebels Werke"*. Mit einem einführenden Lebensbild. Herausgegeben von *Dr. Wilhelm Zentner*. (3 Bände, Gr.-8°. 367, 482, 276 S.)

Die Ausgabe ist literarisch-kritisch sehr sorgfältig durchgearbeitet und buchtechnisch geschmackvoll ausgestattet. (Jeder Band bringt ein Bildnis Hebels.) Der erste Band bietet nach einer eingehenden Lebensbeschreibung und einer guten Einleitung des Herausgebers neben Hebels hochdeutschen Dichtungen vor allem die *Gedichte* in *alemannischer* Mundart (mit Wörterverzeichnis). Mit einem stillen Kornfeldtag hat Gustav Keckeis — selber Alemanne — einmal diese bodenwüchsige alemannische Dichtung verglichen, als er den „edeleinfältigen, ausgeglichenen, schalkhaften, noch mit der sanften Liebe des Idyllikers schauenden Hebel" moderner Entwurzelung und Zerrissenheit gegenüberstellte. (Lit. Hdw. 1923, 12. Heft.)

Der zweite Band vereinigt die Erzählungen und Aufsätze des „Rheinländischen Hausfreundes", in denen Hebel wohl am längsten fortleben wird. Ein guter, warmherziger Mensch steht hinter diesen Erzählungen: „Hebels grenzenlose Liebe zu den Menschen und Dingen lehrte ihn das Köstlichste, das uns werden kann: unendliche Güte und, daraus quellend, ein unendlich gütiges Verstehen, dem nichts Menschliches fremd blieb. Und so paart sich Hebels Künstlertum mit einer Weisheit des Herzens, die ebenso rührend wie erschütternd ist." (W. Zentner.)

Der dritte Band enthält die biblischen Erzählungen und den von Hebel bearbeiteten Katechismus. Wenn er auch für weitere katholische Kreise nicht in Betracht kommt, so ist er doch wertvoll für die Hebel-Forschung. Zeigt er einmal, wie Hebels Kunst der gemütvollen Erzählung und sinnigen Darstellung auch den biblischen Geschichten und den Katechismusantworten ein eigenes Gepräge gibt, so bietet er auch ein aufschlußreiches Bild von der religiösen Gedanken- und Anschauungswelt Hebels. Die evangelische badische Generalsynode von 1855 lehnte



Digitized by Google

seine Geschichten als „nicht vollkommen bibelgetreu" für die Schule ab, wenn sie auch — mit Recht — die „treuherzig fromme Gesinnung und tiefe Gemütlichkeit" der Erzählungen anerkannte. Auch der Katechismus zeigt mancherlei Unklarheiten (so in der Trinitäts- und Christuslehre).

Eine besonders wertvolle Jubiläumsausgabe legt *Philipp Witkop* vor in einer Auswahl: *„Johann Peter Hebel: Gedichte, Geschichten, Briefe"*. 12°. 302 S. Herder, Freiburg. Geb. in Leinwand 5 Mk.

In seiner feinsinnigen Weise zeichnet Witkop den Lebensgang Hebels und rückt Eigenart und Bedeutung des großen Menschen und Schriftstellers in die rechte Beleuchtung. Er weißt darauf hin, wie Goethe in Hebel den „Unschätzbaren, Stammverwandten" sieht, G. Keller ihn mit Homer vergleicht und von den Modernen Wilhelm Schäfer ihn als seinen „Erzieher zur Epik" verehrt. So würdigt auch Witkop den vielgenannten, aber wenig bekannten Alemannen als den größten volksunmittelbaren Dichter Deutschlands.

Die Auswahl aus den Dichtungen (die alemannischen Gedichte werden vollständig gebracht) zeugt von erlesenem Geschmack und gewinnt noch durch die neue, wirkungsvolle Anordnung. Besonders dankbar wird man dem Herausgeber sein, daß er zwei der bedeutendsten Schöpfungen Hebels (die „Vergänglichkeit" und die „Wiese") nicht nur in der Mundart, sondern auch in der (berichtigten) Übersetzung von Robert Reinick bietet. (Im übrigen leistet das beigegebene Wörterverzeichnis von A. Sütterlin gute Dienste.) Besonderen Reiz verleihen dem Buche die Bilder L. Richters zu den alemannischen Gedichten und nicht zuletzt die ausgewählten Briefe, in denen Hebels prachtvolles Menschentum köstlich und erfrischend sich offenbart...

Auf eine Auswahl aus dem Schatzkästlein beschränkt sich ein schmuckes Bändchen, das Karl Lerbs besorgte: *„Anekdoten"* von J. P. Hebel. (Josef Singer, Verlag, A.-G. Leipzig, 64 S.) In dem Büchlein sind 16 Geschichten aus dem Schatzkästlein zusammengestellt (mit 8 Originallithographien von Erich Ohser).

Zum Schluß sei noch auf ein Bändchen hingewiesen, das uns erzählt, wie es Hebel „vom Peterli zum Prälaten" gebracht hat: Hermann Wortisch: *„Vom Peterli zum Prälaten"*. J. P. Hebels Leben in 12 Gedichten und Geschichten. Mit Bildern von Fritz Quidemus. 8°. 180 S. Eugen Salzer, Heilbronn, 1926, Geb. 3,40 Mk.

Der Verfasser widmet das Büchlein „zum 100jährigen Gedenktage an den Heimgang J. P. Hebels am 22. September 1826 der lieben Vaterstadt Lörrach, wo es Hans Peter von 1783 bis 1791 am wohlsten war". Er gibt uns keine trockene, zunftgemäße „Biographie", wohl aber in einer Reihe von Erzählungen einen vollständigen Lebens- und Entwicklungsgang Hebels. Die Geschichten sind so anheimelnd geschrieben, daß das „Peterli" selbst sicher seine Freude daran hätte.

*



Digitized by Google

# Zu unserer Kunstbeilage

## Michael Pachers Flügelaltar

Aus der Tiefe des Chores der mittelalterlichen Kirche in St. Wolfgang am Abersee glüht ein erhabenes Meisterwerk spätgotischer Kunst, *Michael Pachers Flügelaltar*, errichtet zu Ehren der Himmelskönigin und des hl. Wolfgang, eine der großartigsten und eindrucksvollsten Schöpfungen in dieser Kunstgattung.

Schon der geschlossene Altar sieht mit wunderbarer Kraft auf Andächtige und Kunstfreunde herab; öffnen sich jedoch die Doppelflügel, so ersteht vor uns die Glorie des Himmels, und in Gemälden und Plastiken erzählen der Meister und seine tüchtigen Mitarbeiter aus dem Leben des Herrn, seiner Mutter und des hl. Wolfgang.

In dieses Werk ergoß ein großer Künstler nicht allein seine Träume, sondern auch alle Sehnsucht einer religiös erregten Zeit sowie die Art seines Stammes und schuf damit ein von unverwüstlicher Vitalität erfülltes Kunstwerk.

Pacher ist zwischen 1430 und 1440 in Bruneck im Pustertal geboren, und in Südtirol spielte sich der größte Teil seines Lebens ab. Hier geriet Pacher in den Bannkreis der oberitalienischen Renaissance und namentlich in den Einfluß des großen Andrea Mantegna. Noch selbst durch und durch Gotiker — wenigstens in den äußeren Formen seiner Werke — erlebt Pacher durch Mantegna den Geist der neuen Zeit, und es zieht, wahrscheinlich dem Meister unbewußt, da ja auch der deutsche Süden selbständig der Renaissance ähnliche Ziele zu verfolgen begann, das Kraftbewußtsein der Renaissance Oberitaliens in seine Gemälde ein, wird jedoch durch die kräftige Art des älplerischen Meisters aufgesogen und zu etwas durchaus Neuem umgearbeitet, zur Kunst seiner reifen Jahre, als deren bedeutendstes uns erhaltenes Ergebnis der Flügelaltar von St. Wolfgang vor uns steht. 1498 ist Pacher gestorben.

Der junge Ruhm des Künstlers mag den Abt Benedikt Eck von Mondsee bewogen haben, den Meister heranzuziehen, und am St. Lucientag 1471 erfolgte in der Abtei zu Mondsee die Unterfertigung des sehr genau stipulierten Vertrages. Zehn Jahre später, 1481, war das fertige Werk aufgestellt, und darauf bezieht sich die Inschrift am unteren Rand: Benedictus abbas in mansee hoc opus fieri fecit ac complevit per magistrum Michaelem pacher de prawnegk Anno dm MCCCCLXXXI.

Das Werk ist ein doppelter Flügelaltar, d. h., er besteht aus einem Unterbau (der Predella), aus dem Mittelstück (dem Schrein) und den auf jeder Seite aufzuklappenden Flügeln, enthält auf diesem nur Gemälde, in der Predella und im Schrein nur Vollplastiken. Wir wissen nicht sicher, ob Pacher nur Maler oder auch Holzplastiker war; doch lassen gewisse Ausdrücke im erwähnten Vertrag und die Inschrift am Altar, dann besonders der einheitliche stilistische Geist der Bilder und Plastiken annehmen, daß wenigstens die herrlichen Figuren des Schreines vom Künstler sind, dessen Ingenium den ganzen Aufbau ersann, und von dessen Hand ein großer Teil der Gemälde unmittelbar stammt, während die andern nach seinen Entwürfen von Schülern, vielleicht auch von seinem Bruder Friedrich gearbeitet wurden.

Der Altar ist von gewaltigen Dimensionen: bei geöffneten Flügeln 6,5 m breit und 11,2 m hoch. Nach oben geht die Wucht der Flügel in eine feine hochstrebende Architektur von Stäben, Fialen und Kreuzblumen aus, belebt durch verschiedene Figuren.

Der *geschlossene* Altar zeigt vier Gemälde, Szenen aus dem Leben des heiligen Wolfgang, ausgezeichnete Werkstattbilder von einem etwas stumpfen Kolorit. Auf der ersten Tafel rechts oben steht der heilige Wolfgang auf einer Freitreppe und sieht der Almosenverteilung zu. Rechts unten: Heilung eines Besessenen. Links oben: Satan stört die Predigt des Heiligen, eine glänzende Interieurschilderung mit sehr modernem Bildausschnitt. Links unten: St. Wolfgang baut seine Klause am Abersee, eine reizende, wenn auch etwas konventionelle Naturschilderung, deren landschaftliche Motive den Bergen des Abersees entnommen sind.

Nun klappen zum erstenmal die *Flügel zurück*, doch bleibt der Schrein noch verborgen. Es zeigen sich acht Szenen aus dem Leben Christi, großartige, gedankentiefe Kompositionen, von denen die untere Reihe sicher vom Meister gearbeitet wurde.

Zur leichteren Beschreibung diene folgendes Schema:

| | | | |
|---|---|---|---|
| a | c | e | g |
| b | d | f | h |

a) Taufe Christi, das schönste Bild der Reihe, bis auf die brillant verkürzten Engel und den Kopf des Herrn. b) Steinigung Christi, ein Meisterbild im Glanz der Farbe und in der fast impressionistischen malerischen Beherrschung des Innenraumes. Beachtenswert die Perspektive der von einer Empore rückwärts herabsteigenden Figuren mit deutlichen Anklängen an Künstler der venezianischen terra ferma. c) Versuchung Christi, ein gotisches Mehr- (3) Szenenbild im Geist der Renaissance, die Architektur eine Glanzleistung. d) Die Austreibung der Wechsler aus dem Tempel.



Digitized by Google

eine hochdramatische Szene mit schärfster Charakterisierung der Figuren und einem hinreißend schön gemalten Innenraum. e) Das Wunder von Kana, eine lebensvolle Schilderung mit venezianischen Kompositionsprinzipien, z. B. in der geschickten Raumvertiefung durch die Krüge. f) Christus und die Ehebrecherin, in einer prachtvoll gegebenen, hochgotischen Hallenkirche spielte sich vorne der psychologisch fein erfaßte Vorgang ab. g) Brotvermehrung, eine schwächere Arbeit der Werkstatt Pachers. f) Die Aufweckung des Lazarus dagegen ein Meisterbild, jedem Beschauer unvergeßlich. Kein zweiter deutscher Meister aus dieser Zeit wagte sich an derart komplizierte perspektivische und koloristische Probleme, wie hier Michael Pacher. Mantegnas Art ist in der sehr kühnen Verkürzung des liegenden Lazarus und in dem auffallend tief gelegenen Horizont zu erkennen, wodurch die vordersten Figuren so mächtig wirken.

Und nun noch einmal klappen die Flügel zurück, zum erstenmal erscheint, doppelt vor der Außenwelt verborgen, der *Schrein*, wie sanfte Akkorde begleiten nun die Flügelbilder die Skulpturen der Mitte, und eine unendlich rührende Hymnenmusik ertönt.

Um den Schrein freizugeben, mußten die Flügel zusammengeklappt werden, so daß jetzt auf jeder Seite zwei Bilder erscheinen, Szenen aus dem Marienleben, echte, meisterliche Arbeiten Pachers. Links oben: Geburt Christi. Ein paar Gestalten nur, im geheimnisvoll flutenden Licht, eine mystische heilige Nacht. Durch weniges unendliche Größe: Der Meister. Links unten: Beschneidung Christi. Die abgewogenste Komposition des ganzen Werkes und das Bild mit den charakterisiertesten Figuren, bewunderungswürdig die Behandlung der Stoffe und die zierliche, spätgotische Architektur. Rechts oben: Darstellung im Tempel. Alles andere wie eine strenge Komposition, doch gerade in dieser scheinlosen Formlosigkeit von verblüffender Modernität, trotz des starkbetonten gotischen Geistes. Rechts unten: Tod Mariens. Hier erreicht Pacher die größte Monumentalität und geht auch koloristisch über seine Zeit hinaus. Trotz entschiedenem Gotizismus kündigt sich bereits leise das XVII. Jahrhundert an.

Auch die Außen- und Innenseiten der Predellaflügel und die Rückwand des Altares sind mit vortrefflichen Bildern geschmückt.

Und nun zum Hohenlied des *Schreines*, der gotischste Teil des Altars und der deutscheste. Die zeitgenössischen Italiener boten keine Vorbilder, und was Pacher brauchte, gab ihm seine Heimat: die überquellende Innerlichkeit, die tiefe Charakterisierung und das vielfach üppige gotische Detail. Daher entsteht bei Betrachtung des geöffneten Altars das Gefühl einer stilistischen Ungleichheit zwischen den monumentalen Bildern und dem überreichen Schnitzwerk und führt zur Vermutung, hier sei ein anderer Künstler tätig gewesen. Doch bald weicht dieser Zweifel. Schon die weitere stilistische Betrachtung zeigt in den gemalten und den geschnitzten Köpfen auffallende Gleichstimmigkeiten, und wenn man die Falten vom Beiwerk befreit und in die Fläche zurückführt, so zeigt sich auch hier in den Grundzügen des Schaffens die gleiche Hand. Der andere, gotischere Eindruck mag daraus entstehen, daß Pacher, als Plastiker, unbeeinflußt von den Italienern, weitaus mehr Kind seiner Heimat war wie als Maler. Auch textkritische Erwägungen sprechen für die Urheberschaft Pachers beim Schrein. Im Vertrag ist nirgends von einem anderen Künstler die Rede. Stillschweigend genehmigte man die usuelle Mitarbeit von Schülern an den Flügeln. Ist es nun anzunehmen, daß der Schrein, der liturgisch wichtigste Teil des Altares, von einem anderen wäre ausgeführt worden, ohne dies im Vertrag oder in der Beschriftung des Werkes zu erwähnen? Sicherlich nicht!

Die *Predella* enthält als Vollplastik die Anbetung durch die heiligen drei Könige. Die Urheberschaft dieser reifen, doch etwas befangenen und proportionell gedrückten Figuren ist kaum bei Pacher anzunehmen. Es ist hier eine recht gute Werkstattarbeit vorhanden. Beachtenswert ist der Reichtum an Formen in der ornamentalen, figurendurchsetzten Umrahmung.

In voller, unerreichter Meisterschaft zeigt sich nun Pacher in der hinreißend schönen Figurengruppe des Schreines, der Krönung Mariens, der Patronin der Kirche. Eine unglaublich reiche Architektur bekrönt den ganzen Raum und verleiht ihm durch vertikale Stäbe eine betonte Dreiteiligkeit. Im Mittelteil kniet demütig, eine humilissima beata, die Jungfrau mit gefalteten Händen, die Krone auf dem liebreizenden Haupte, und empfängt von Christus den Segen. Dahinter steht eine Reihe singender Engel, reizende Putti halten den Mantel der beiden Figuren, und andere breiten einen Teppich oder knien ganz vorne, und wieder andere sitzen auf Konsolen der vertikalen Trennungsstäbe und singen einen himmlischen Kantus zu Ehren der Gebenedeiten. Als Glaubenszeuge steht links die mächtige Gestalt des heiligen Wolfgang, rechts der heilige Benedikt mit einem großartigen Charakterkopf.

In den bewegten Seitenfiguren des heiligen Georg und des heiligen Florian und in dem architektonisch reichen, figurengeschmückten Aufsatz klingt, wenn auch die Einzelheiten nur Werkstattarbeit sind, doch die Pracht des ganzen Altares im Sinne des leitenden Meisters nach allen Seiten feierlich und im größten Reichtum an Erfindung aus. Ganz in der Höhe, knapp unter dem Netzgewölbe des Chores, thront Gott Vater und segnet das Werk eines ganz großen deutschen Künstlers.

*Professor E. Schaffran, Wien.*



Digitized by Google

# Neue Bücher

## *Literaturwissenschaft*

*Gelzer, Heinrich*: *„Guy de Maupassant"*. Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. Herausgegeben von Wilhelm Meyer-Lübke. II. Reihe, Literaturgeschichte, 4. Carl Winter, Heidelberg 1926.

Indem Gelzer seinem Buch über Maupassant das Motto Buffons: „La puissance des temps modernes est le style", zugrunde legt, unternimmt er es, an Hand der Werke des Dichters, die er in Novellen, Romane und Nebenwerk (d. h. Reisebeschreibungen, Theater, Gedichte) gliedert, seine künstlerischen Möglichkeiten zu untersuchen. Der Analyse der Werke schickt er eine kurze Übersicht über das Leben Maupassants und seine künstlerische Entwicklung voran, in der er besonders den Einfluß Flauberts hervorhebt. Unter den Werken sind es die Novellen, in denen Gelzer den Kernpunkt des künstlerischen Problems Maupassants sieht. In der Erforschung der künstlerischen Eigenart, des Zeitlosen, Neuen, Eigenen in der Entwicklung der Kunst erscheint ihm am wesentlichsten die intuitive Fülle der formalen Möglichkeiten bei freiem Spiel der künstlerischen Kräfte. Die verschiedenen Spielarten, vom kleinen Roman bis zum Bonmot, die sich bei Maupassant unter dem Begriff „Novellen" vereinigen, nach dem Stofflich-Kompositionellen und Stilistischen möglichst nachzuweisen, stellt sich Gelzer als Hauptaufgabe. Die Pointierung, in ihrer „hinreißenden Kraft" und „überwältigenden Wirkung" ist ihm die reinste Offenbarung der „raffiniert künstlerischen Begabung" Maupassants. Indem er so den Hauptwert auf das Formal-Künstlerische legt, behandelt er die psychologische Seite der Dichtkunst Maupassants ein wenig oberflächlich, was seinem Buch eine gewisse Einseitigkeit gibt. Wir sehen den Dichter als Einzelerscheinung in der Kunst, nicht aber in seinen Beziehungen zu dieser, zum Ganzen. Seine Bedeutung für die Literatur beruht aber nicht so sehr auf dem Stilistischen als auf dem Psychologischen. Denn gerade das psychologische Element in seiner Dichtkunst bewahrte diese vor der rohen Schilderung der nackten Wirklichkeit und sonderte sie so vom Naturalismus ab. Dies übersieht Gelzer ebenso wie einen gewissen ethischen Willen des späten Maupassants, dessen „triviale Sentimentalitäten" er ganz entschieden als unkünstlerisch, unerfreulich, banal ablehnt. Wie über die tiefere Bedeutung Maupassants, so geht er auch über die tieferen Mängel seiner Dichtkunst hinweg, unter denen besonders sein Mangel an Objektivität, die in der Verneinung aller Kulturwerte beruhte, hervorsticht.

Unter dem Nebenwerk, unbedeutenden Gedichten, Dramen usw. nennt Gelzer einige Reisebeschreibungen, in denen sich Maupassant einesteils als glänzender Journalist, anderenteils als reiner Ästhet mit scharf ausgeprägtem Farbensinn zeigt. Das Buch Gelzers, das viel Fleiß und Können verrät, ist wegen seiner Übersichtlichkeit als Handbuch wohl zu empfehlen, wenn man sich auch vielleicht an Stelle allzu langatmiger Stoffzergliederungen ein tieferes Eingehen auf die ethischen Werte der Dichtkunst Maupassants wünschen möchte. *Ch. Demmig.*

*Kipling, Rudyard*: *„Ausgewählte Werke"*. Bisher erschienen: Kleine Geschichten aus den Bergen, Das neue Dschungelbuch, Kim, Puck vom Buchsberg. Herausgegeben von Hans Reisinger. Paul List, Leipzig.

Kiplings Werdegang spiegelt sich in seinen Werken. Er wurde in Bombay geboren als Sohn eines angesehenen Architekten und Bildhauers. Seine erste Erziehung war mehr indisch als europäisch, die ganze Buntheit des Ostens eröffnete sich in aller Unbezwungenheit dem früh für alle Eindrücke der Umwelt aufgeschlossenen Knaben. Aber er ging der weißen Rasse nicht verloren. Er kam zur weiteren Ausbildung nach England, kehrte nach Jahren harter Zucht wieder zurück nach Indien und durchreiste als Zeitungsberichterstatter das ganze Land, das er bis in die letzten Winkel und verborgensten Geheimnisse durchforschte. Er sah und fühlte wie kein zweiter die beiden Welten, die hier aufeinanderstießen. Den ersten literarischen Niederschlag dieses wechselvollen Wanderlebens finden wir in den „Kleinen Geschichten aus den Bergen". Sie offenbaren in ihrer Technik schon den Meister der Erzählungskunst, aber auch seine Schwäche in der Charakterzeichnung, namentlich der Frau. Sie stellen den europäischen Kulturmenschen in wenig günstigem Lichte dar. Die englische Verwaltung wird Seite für Seite mit beißender Ironie übergossen. Bereits auf dem Höhepunkt seines Schaffens stehen dann die berühmten Dschungelgeschichten, von denen in der vorliegenden Ausgabe zuerst „Das neue Dschungelbuch" erschienen ist. Großartig ist vor allem sein Meisterwerk, der Roman „Kim". Dem Dschungelbuch ist er besonders darin überlegen, daß es Kipling hier zum erstenmal gelungen ist, einen weitschichtigen Stoff zu einem einzigen großartigen Gemälde zu gestalten. Die ganze indische und anglo-indische Welt spiegelt sich auf der breiten Heerstraße des Lebens, der über das ganze Land ausgedehnte englische Spionagedienst wird bis in seine geheimsten Verzweigungen blitzartig beleuchtet. Darin verwoben sind dann die mannigfachen Schicksale, vor allem von zwei



Digitized by Google

Menschen — Kindern möchte man sagen —, dem alten Lama und Kim, seinem jungen „Chela" (Schüler). — Die recht fließende Übersetzung, die Kiplings Werke hier gefunden haben, lassen uns den noch ausstehenden Bänden mit Interesse entgegensehen. *H. H.*

## *Romane*

*Arnet, Edwin*: „*Emanuel*". Roman. Orell Füßli, Zürich-Leipzig-Berlin o. J. 8°. 172 Seiten. Geh. 4,50 Fr., 3,60 Mk. Leinwandband 6 Fr. 4,80 Mk.
Titus, der Sohn des Geldaristokraten, und Emanuel, das Kind seines Hausangestellten, wachsen nebeneinander auf bis zu dem Zeitpunkte, wo das Leben die Menschen den Weg gehen heißt, der ihnen nach ihrer Veranlagung vorgezeichnet ist. Während Titus, geschäftstüchtig und weltgewandt, in die Fußstapfen seines Vaters tritt, verspinnt sich Emanuel immer mehr in seine Innenwelt, in der er nur der wirklichkeitsfremden Idee der Menschenverbrüderung lebt, bis er, durch ein Mädchen gegen seinen Willen in den Kampf um diese Idee hineingezerrt, weniger als Held denn als Opfer sein Leben läßt. Als literarische Tat mag dieses Werk den ersten Preis seines Verlags verdienen, als Schicksalstragödie fehlt ihm einiges an ethischem Gehalt. *Dr. Keulers.*

*Freska, Friedrich*: „*Der rote Föhn*". Roman. Grethlein & Co., Leipzig u. Zürich. 8°. Ganzleinen 8 Mk., 10 Fr.
Der Titel auf dem rotflammenden Umschlage enttäuscht. Nicht die Revolution, wie sie föhnartig auf das ahnungslose München einstürmte, nicht das Wie und Woher und Warum der Umwälzung in der törichten Stadt an der Isar ist vornehmlich Gegenstand des Romans, sondern die Schicksale einer Handvoll entwurzelter, versprengter Menschen werden — freilich in interessanter Verknüpfung mit den Münchener Wirren — in tragischer Entwicklung dargestellt. Eine gute Dosis bajuvarischer Urwüchsigkeit geben der Lektüre dieses Buches trotzdem einen besonderen Reiz.
*Dr. Bruno Knauff.*

*Huggenberger, Alfred*: „*Die Frauen von Siebenacker*". L. Staackmann, Leipzig 1925. 8°. 272 S. Geh. 4 Mk., Leinwand 6 Mk.
Von Arbeit, Sonne und Liebe erzählt dieses Buch, von starken, urwüchsigen Menschen, die bei aller Herbheit des Charakters sich Sonne und Liebe im Herzen bewahrt haben und ein inniges Verbundensein mit der Heimat. Wir sehen sie beim Gottesdienst, bei der Feldarbeit, beim Nachtmahl nach getaner Drescharbeit, beim Tanz, jede dieser erdverwurzelten Gestalten ein Typ, jede mit einem besonderen Schicksal in ein paar kurzen Zügen mit packender Realistik und Lebendigkeit, von der Hand eines Künstlers gezeichnet, der mit starkem ethischem Willen sich bemüht, die hohe Bedeutung der Naturverbundenheit des menschlichen Wesens offenbar werden zu lassen.
*Ch. Demmig.*

*Lawrence, H. D.* u. *Skinner, M. L.*: „*Jack im Buschland*". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925. 8°. 492 S.
Die Lebensgeschichte eines jungen Engländers, der, voll disziplinierter Zurückhaltung, als Farmer nach Australien kommt. Von der Vitalität des Urwaldes durchpulst, verspürt er die Wollust des Daseins: Hier bist du Mensch, hier darfst du's sein. Lawrence schildert in epischer Breite, wie sein Held, Jack Grant, inmitten von schwerblütigen Menschen mit derber Sinnlichkeit die herbe Keuschheit australischer Frauen überrennt und — durch Goldsuchen reich geworden — vollends zum Übermenschen heranreift. Die Übersetzung ist meisterhaft und paßt sich in seinen Dialektformen dem Londoner Gassenenglisch glaubhaft an. „Jack im Busch" ist nur ein Buch für reife Menschen. *Dr. P. Keulers.*

*Meyenburg, Leo von*: „*Der Hagestolz*". Roman. Grethlein & Co., Leipzig u. Zürich 1925. 8°. 309 S. Ganzleinen 8 Mk., 10 Fr.
Hier sucht eine Künstlerseele bei geistreichen Frauen Rettung aus der Zwiespältigkeit des faustischen Menschen, abgestoßen von der Scheinkultur der Tochter eines Parvenü, dann angezogen vom Charme und Zauber einer Französin und schließlich gefesselt vom mütterlich-ergebenen und darum mehr weiblichen Element einer deutschen Frau.
Wer den „Hagestolz" lesen will, wappne sich mit Geduld und einem dicken Fremdwörterbuch und erschrecke gelegentlich nicht vor einer kleinen Trivialität (S. 100). *Dr. P. Keulers.*

*Berence, Fred*: „*Gerichstag*". Ein Roman. Deutsch von Rosa Breuer-Lucka. Paul Zsolnay, Berlin 1925. 8°. 287 S.
In diesem Erstlingswerk unternimmt ein junger Schweizer Dichter die Rechtfertigung eines Vatermordes durch die zum Teil recht nüchterne, zum Teil recht drastische Darstellung der leidvollen Kindheit und kampfreichen Jünglingsjahre seines Helden, der, ein unendlich zartbesaiteter Träumer, vergebens mit den Brutalitäten des Alltags ringt, beseelt von der eigenen Überzeugung, stets das Beste zu wollen und zu denken. Seine Befangenheit dem realen Leben gegenüber, seine krankhafte Sensibilität, ein Übermaß an Ungerechtigkeiten, Enttäuschungen, Bitterkeiten und Demütigungen erwecken wohl unser Mitleid mit der Tragik eines solchen Schicksals. Das dichterische Können und die Gestaltungskraft des Verfassers reichen jedoch nicht aus, um uns zutiefst für seinen Helden einzunehmen, der in den bis zum Überdruß angehäuften abstoßenden



Digitized by Google

Familienszenen und Zänkereien zuweilen eine wenig sympathische Rolle spielt. Auch seine abgöttische Liebe zu der Mutter, in der wir eher ein launenhaftes, willenloses Geschöpf als eine Heilige sehen, erscheint uns ebensowenig gerechtfertigt wie sein fanatischer Haß gegen den Vater, einen armseligen, unheilbar kranken Trinker. Dem Buch haftet noch zuviel Unreife an, um ihm als Kunstwerk unbedingtes Lebensrecht zubilligen zu können. Die Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit des Stils muß wohl zum Teil der mangelhaften Übersetzung zugeschrieben werden.

*Ch. Demmig.*

*Didring, Ernst*: *„Die Weltspinne"*. Übersetzt von Else von Hollander-Lossow. Georg Westermann, Braunschweig 1925. 8°. 387 S. 7,50 Mk. Der Kampf des Idealismus gegen den materialisierenden Zeitgeist wird in diesem Buche verkörpert in der Jagd eines Idealisten nach der „Weltspinne", dem geheimnisvollen, verborgenen Zentrum gewalttätiger Machthaber, die, ihr Netz über die ganze Welt ausspannend, um der eigenen Macht, des Besitzes und des Geldes willen willkürlich, grausam und unmenschlich die Geschicke von Staaten und Menschen lenken und bestimmen, Revolutionen und Kriege heraufbeschwören, Völker verhungern und untergehen lassen. Die aufreibende Hetzjagd durch die ganze Welt endet zwar damit, daß jene treibende Kraft in ihrem Schlupfwinkel in Amerika aufgespürt wird. Das Ergebnis ist aber nicht ihre Zerstörung, sondern die Erkenntnis, daß jeglicher Kampf mit materiellen Mitteln wirkungslos gegen sie ist. Gebrochen und schadlos gemacht werden kann diese Macht nur, indem man ihre Existenz übersieht, indem man einfach wieder lernt, „das Leben zu sehen" in all seiner Güte und Liebe und Schönheit, sich selbst zu erforschen, sich selbst zu veredeln, jeden Tag zu versuchen, die große schwere Welt einen Millimeter vorwärtszustoßen. — Mit anerkennenswerter Kunst wird hier ein tiefes Problem entwickelt und zu einer Lösung gebracht, die von dem hohen Ethos des Dichters, seiner Menschengüte und Menschenliebe und seiner tiefgewurzelten Liebe zur Natur und zum Kosmos Zeugnis gibt. Die Handlung ist lebendig und fesselnd entwickelt, wenn auch zuweilen in den Ton eines Detektivromans fallend. Sie gewinnt an Interesse durch die Einführung von Persönlichkeiten wie des Exkaisers, unter dem Gewand des „Verreisten", wie Stinnes, dem Mann mit dem schwarzen Bart, u. a. m.

*Ch. Demmig.*

# Kleine Anzeigen

Herr Dr. Joseph Kahle, seit 1. Januar 1924 beim „Gral", ist vor kurzem aus der Redaktion ausgeschieden, um wieder in den Schuldienst zurückzukehren. Wir nehmen diese Gelegenheit wahr, um ihm für so viele treue Mitarbeit, die uns zum Teil hoffentlich erhalten bleibt, von Herzen zu danken.

*Lück, Otto*: *„Römische Bilder"*. Paulinus-Druckerei, Trier 1925. 8°. 225 S. Geb. 4 Mk.

Nach der Ankündigung des Verlages handelt es sich bei diesem Büchlein um das „Werk" eines mit „stark seherischer Begabung begnadeten Dichters" und um ein „Stück Kulturgeschichte" eines „mit römischen Dingen in seltenem Maße vertrauten Geistes". Den bescheidenen Erzählungen selbst ist leider weder das eine noch das andere anzumerken. Allerdings sind einige von ihnen annehmbar, obgleich sie von uraltem Gehalte, hier nur auf italienische Verhältnisse übertragen sind. Von einer gestaltenden Bezwingung eigener Werte kann bei ihnen nicht die Rede sein. Schlimmer ist es, daß die Erzählungen, sobald sie das Gebiet der Geschichte und der Kulturgeschichte berühren, unzuverlässig und irrig werden. So strotzt beispielsweise das Kapitel über Beatrice Cenci von verkehrten Angaben: Beatrice ist hier eine edle und keusche Jungfrau, obgleich sie in Wirklichkeit kurz vor ihrer Hinrichtung einem Kinde von Olimpio, dem eigentlichen Mörder ihres Vaters, das Leben schenkte. Auch wird sie unschuldig hingerichtet, während sie doch vor der Geschichte und vor der Wahrheit die Mörderin ihres Vaters ist. Guido Reni malt ihr Bild (gemeint ist das Bild in dem Museo di Barberini zu Rom, das die Sybille von Samos darstellt und nur fälschlicherweise seit 1783 als das Bildnis Beatricens bezeichnet wird), obgleich er sie nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Der Meister ist sogar von heftiger Liebe zu ihr entbrannt, obgleich er erst vier Jahre nach ihrem Tode zum ersten Male nach Rom gekommen ist. Mit anderen Worten findet man also die sämtlichen Fälschungen wieder, die die papstfeindlichen Parteien jahrhundertelang aller Widerlegung zum Trotz ausbeuteten, deren sich zahllose Geschichtsfälscher und Romanschreiber bedienten, die selbst Shelley zu einer Tragödie gestaltete, über die Stendhal einen Roman schrieb, und die Guerazzi 1870 noch als Hetzmittel gegen die zeitliche Gewalt des Papstes gebrauchte. Es ist geradezu verwunderlich, solchen Ansichten noch zu begegnen, obgleich diese Geschichtsfalschungen von jeher widerlegt und im letzten Jahre für alle Zeit durch die mustergültigen Werke von *Corrado Ricci* (Beatrice Cenci) und von *Ilario Rinieri* (Beatrice Cenci, La fine di una leggenda) aus der Welt geschafft wurden. Aber auch sonst gebricht es an irrigen Angaben nicht. Auf Seite 117 wird von der Civita gesprochen, „der größten katholischen Zeitung Italiens, dem Organ des Vatikans". Der Unglückliche! Es gibt gar keine Zeitung dieses Namens. Das päpstliche Blatt



Digitized by Google

heißt „L'Osservatore Romano". Sodann gibt es eine Zeitschrift der Civiltà Cattolica, ein Monatsblatt der römischen Jesuiten. Die sonderbare Geschichte über Julius II. ist dazu angetan, ein ganz falsches Bild von dem Plane Michelangelos zu dem Grabmal des Papstes zu geben. Und doch wäre das Verhältnis zwischen diesen beiden heftigen Männern ein Gegenstand, an dem sich ein Meister versuchen könnte. Aus diesem Geschichtchen geht nichts davon hervor, wieviel Enttäuschungen und wieviel Ungemach Michelangelo — sicher nicht ohne die Einmischungen Bramantes — ob seines gewaltigen Planes zu erdulden hatte, der ihm allmählich zur Tragödie wurde. Auch an Druckfehlern und an Entstellungen fehlt es nicht, so daß man kurzum den Druck dieses Buches nur bedauern kann. *Hubert de Reuter.*

*Dyroff, Adolf: „Betrachtungen über Geschichte".* Festgabe der Görresgesellschaft zum 70. Geburtstage ihres Ersten Vorsitzenden, Heinrich Finkes. Bachem, Köln 1926. Gr.-8°. 140 S.

Diese Festschrift hat mir Freude gemacht, weniger wegen der ersten Arbeit über das Schöne in der Geschichte, und weniger des dritten Aufsatzes halber über den Gang der Philosophie, als wegen der prächtigen Abrechnung mit Spengler im zweiten Teil, die zwar den wissenschaftlichen Ernst und die Liebe zur Wahrheit bei dem Verkünder des Unterganges achtet, die aber doch alle Irrtümer und Mängel in den philosophischen Grundbegriffen und in der metaphysischen Grundrichtung des Werkes aufdeckt. *J. Sch.*

*Häberlin, Paul: „Das Gute".* Kober & C. F. Spittlers Nachfolger, Basel o. J. 8°. 375 S. Geh. 6,40 Mk., geb. 8 Mk.

Häberlin sucht das Problem des Guten aus der Fülle der philosophischen Probleme herauszuschälen. Er durchwandert dann die -ismen der nicht auf Gott zielenden Ethik und kommt zu dem Schlusse, daß das Problem des Guten nur in Gott gelöst werden könne. „Gut ist die Einheit mit Gott und dadurch mit allem, was nach seinem Willen ist." (S. 307.) Häberlein betont, daß das Problem des Guten zwar das Problem des individuellen Lebens sei, wer aber das Gute suche, finde im Glauben den Weg zum absoluten Einheitswillen, zu Gott. Gegen diesen Willen lehnt sich auf, wer im Problem steckenbleibt (S. 263). Damit bekennt sich Häberlin zum Opfer des Intellektes. Auf diesem Bekenntnis fußend, konstruiert er die Möglichkeit des Guten, indem er das Prinzip des Glaubens auf das richtige Leben anwendet. „Dieses selbst ist die Durchführung des Prinzips. Diese Durchführung kann aber nur so geschehen, daß in allen Betätigungen des Lebens der Glaube richtunggebend ist." (S. 329.) Die Beweisführung Häberlins ist klar, wenn auch an einigen Stellen zu weit ausgesponnen. Leider wirkt sein kurzatmiger Satzbau bei der Lektüre ermüdend. *Dr. Keulers.*

*„Das Spitzwegbuch."* Mit Texten von Joseph Bernhart. Joseph Müller, München. 4°. 72 S. Text. 64 ganzseitige Abbildungen in feinstem Kupfertiefdruck. In Ganzleinen 8 Mk.

In der Müllerschen Sammlung der Tiefdruckbücher sind auf feinsten Tafeln 64 Bilder von Spitzweg erschienen, an denen man immer wieder das Spiel der Lichtwerte und der Linien, die zeichnerische Ehrlichkeit, den feinen Witz, den leichten Spott und die findige Laune bewundert. Zu den einzelnen Bildern schrieb Joseph Bernhart einen drolligen Text, der durch seine Anekdoten, durch seine Lyrik und durch seine Plumpheit trefflich zu Spitzwegs Bildern paßt. *H. d. R.*

*Gerster, M.* und *Kümmel, K.: „Vatikan und Peterskirche".* Montana-Verlag, Zürich und München o. J. 5. Aufl. Gr.-8°. 26 S. Text. 80 Tafeln. 6,50 Mk.

Kein Führer hat mir Rom mit seinen Schätzen der Baukunst, der Malerei und der Plastik so wieder vor die Seele geführt wie dieses Büchlein mit seinem trefflichen Text und mit seinen entzückenden Bildern. *Dr. K.*

*Kalt, Edmund: „Biblische Archäologie".* (Herders theologische Grundrisse.) Herder, Freiburg i. Br. 12°. XII und 158 S. Geh. 2,30 Mk., geb. 3,20 Mk.

Da seit Jahrzehnten keine biblische Archäologie von katholischer Seite mehr erschienen ist, und da doch die letzten 30 Jahre ungeahnte Enthüllungen über Ägypten und Vorderasien erlebten, war eine biblische Altertumskunde durchaus nötig, sowohl für das Studium der Bibelwissenschaften wie auch für die Belehrung aller, denen biblische und archäologische Fragen am Herzen liegen. Der vorliegende, kleine Grundriß der biblischen Archäologie von Kalt ist trotz seines geringen Umfanges überaus reich und zuverlässig in seiner Behandlung des Landes Palästina und seiner Bewohner, der privaten, staatlichen, religiösen und kulturellen Altertümer Israels. Wer mehr zu finden wünscht, der hat in der sorgfältig getroffenen Auswahl der einschlägigen Literatur den besten Wegweiser. *J. Sch.*

*Kosel, Hermann Cl.: „Michelangelo".* Roman eines Titanen. Mit 17 Wiedergaben von Werken des Meisters und seiner Handschrift. Rich. Bong, Berlin o. J. 8°. 386 S.

Man darf dieses Werk nicht zu den modernen Entwicklungsromanen rechnen. Ein Genie entwickelt sich nicht. Es offenbart sich, gestaltet seine Umwelt mit seiner Kraft und nach seinem Willen. Diesen Wesenszug bringt Kosels Roman treffend zum Ausdruck. Sein Michelangelo tritt als junger Kämpfer auf den Plan und kämpft bis an sein spätes Lebensende. Mit einem vierfachen Widersacher setzt er sich auseinander: mit der Materie, der er die Gestaltung seiner Ideen abringen muß, mit seinen lieben Mitmenschen, mit ungeduldigen Päpsten, ränkevollen Kardinälen



Digitized by Google

und neidischen Künstlern, dann mit dem Dämon Weib, der ihm nach wechselvollem Kampfe in der Person der Vittoria Colonna wie eine andere Beatrice als lichtvoller Engel entgegentritt, und schließlich mit sich selbst. Wohl nie hat ein Mensch unter der eigenen Schwäche und Unzulänglichkeit so gelitten wie dieser Mann, der neben einem kindlich zarten Herzen einen Vulkan in seiner Brust trug. Kosels Roman ist zu eng, seine Sprache zu arm, seine Phantasie zu lahm für die Gestaltung eines Titanenlebens. Aber daß der Leser fühlt, wie dieser Michelangelo über das Werk hinauswächst und fast jedes menschliche Maß überragt, ist ein großer schriftstellerischer Erfolg. *Dr. Keulers.*

*Maier-Hauser, Hermine: „Vertraute Stunden mit Hans Thoma".* Mit 15, zum Teil erstmaligen photographischen Wiedergaben und einem Faksimile. Rotapfel-Verlag, Zürich u. Leipzig 1925. 8°. 112 S. Geb. 5,20 Mk.

Auch neben Heinrich Saedlers „Hans Thoma als Meister des Wortes" behält dieses Buch seine Bedeutung. Bezieht sich Saedler besonders auf das geschriebene Wort, so Hermine Maier-Hauser auf das gesprochene, dem sie im langjährigen Verkehr mit Hans Thoma, neben seinem Lehnstuhl sitzend, lauschen konnte. Die damit Hand in Hand gehende Betrachtung der zahlreichen eingeflossenen, gut ausgeführten Bilder Thomas zeigt uns die Einheitlichkeit seines Wesens als Künstler und Mensch. Ein Buch für stille Stunden. *Dr. A. Kahle.*

*Mecklenbeck, Albert: „Vom Urerlebnis in der christlichen Kunst".* Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt. 8°. 64 S. Geb. 2,40 Mk.

Was Mecklenbeck hier in zeitbedingter Sprache sagt, haben viele andere vor ihm, nicht zuletzt auch der Jubilar auf Württembergs Bischofsstuhl, ihrer Zeit gepredigt. Mecklenbeck redet die Sprache seiner Zeit, wie sie der stürmenden Jugend von heute liegt. Zwar ist diese Auseinandersetzung etwas stark theologisch gefärbt, aber sie ist eindrucksvoll und zwingt zum Nachdenken. Auch was er über die Erfüllung seiner Forderungen zu den großen Zeiten der Vergangenheit in der Kunst der Kirche sagt, ist beachtenswert. Starkes Verantwortungsbewußtsein der ringenden Welt von heute gegenüber beseelt ihn, und er verlangt es nicht mit Unrecht gerade von denen, die sich dieser nur richtend nahen wollen.

*Dr. Aloys Dieckmann.*

*Normann, Friedrich: „Mythen der Sterne".* Mit 17 Abbildungen im Text, 12 Tafeln und einer Weltkarte. Fr. A. Perthes, Gotha und Stuttgart 1925. Gr.-8°. 522 S. In Leinen gebunden 14 Mk.

Dieses prächtige Sammelwerk faßt, von den Werken Wölfflins und Frobenius ausgehend und 250 andere Werke benutzend, die hauptsächlichsten Sagen der verschiedensten Völker und Zeiten über die Sterne zum ersten Male zusammen. Die Umstände, daß die Angabe der Quellen dann und wann nicht ganz genau ist, daß die Urteile des Verfassers über den Wert und die Schönheit eines Sternbildes nicht immer annehmbar sind, daß auch einige Verwechselungen und Irrtümer vorkommen, verringern den Wert und die Bedeutung des Buches nicht besonders. Es bleibt ein aufschlußreiches Werk — freilich nur für reife Leser. *Dr. G.*

*Roh, Franz: „Holländische Malerei".* Mit geschichtlicher Einführung und Erläuterung. Mit 200 Nachbildungen. 1. bis 15. Tausend. Eugen Diederichs, Jena. 4°. 335 S. Geb. 10 Mk.

Es ist keineswegs eine einseitige Auffassung, wenn man die großen holländischen Maler zu den ersten Meistern der Malkunst zählt. Ihre Verdienste sind noch von jeder Zeit anerkannt worden, und ihr Hauptvertreter, Rembrandt, hat noch jedem Maler aller Richtungen als einer der besten Führer gegolten, sei es in der Malerei schlechthin, oder sei es auch nur — allerdings mit einer ungerechten Einschränkung — in der Obskurmalerei. Wer als Maler den geistreichen Rembrandt oder auch den überaus talentierten Franz Hals studiert, der wird ihre große Bedeutung nie verkennen, der wird auch nie irre gehen, solange er sie als Vorbilder betrachtet. Ganz durchdrungen von der Größe der holländischen Malerei ist das Buch von Franz Roh. 59 holländische Meister werden in einem ausführlichen, von Stoffbeherrschung und fesselnder Darstellung zeugenden Text behandelt, der durch 200 wohlgelungene Bilder unterstützt und erläutert wird. Das Ziel des Buches dürfte erreicht worden sein: das Wesen und die Gestalt der holländischen Malerei und ihr Verhältnis zu der abendländischen Kunst ihres Jahrhunderts ist trefflich dargetan. Wer sich das beste Studium der holländischen Meister im Louvre zu Paris nicht leisten kann, wem auch die kostspieligen Werke von Friedländer u. a. nicht zur Verfügung stehen, der findet in dem Rohschen Buche einen billigen und guten Behelf.

*Jac. Klaeger, Winterthur.*

*Franck, Hans: „Septakkord".* Vier Novellen. H. Haessel, Leipzig 1925. 8°. 204 S. Brosch. 2,50 Mk., geb. 5,50 Mk.

Hans Franck ist wohlbekannt, mehr als Dramatiker denn als Novellist. Mit „Kanzler und König" (seinem Struensee-Drama) hat er zweifellos eine Höhe erreicht, die ihn über viele seiner zeitgenössischen Dichter hoch hinaushebt.

Im „Septakkord" sind vier seiner besten Novellen zusammengefaßt. Darunter als erste seine beste, die Meisternovelle: „Südseeinsel". Die schwächste ist die letzte: „Hyazinth". Allzu fein, zu geistig ist hier das Motiv gewählt, zu rauh und hart wirkt drum Franks Art in der Behandlung. Der Dichter ist unbestritten ein Meister der deutschen Novellistik: straff gespannte, dramatisch aufgebaute und ablaufende Handlung, die in Tiefen



Digitized by Google

zu graben versteht, und vor allem eine herbe, wuchtige und fesselnde Sprachgewalt.

*Dr. Steppuhn.*

*Schaffner, Jakob*: „*Die Glücksfischer*". Ein Roman. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart o. J. 8°. 6'00S. Leinen 8,50 Mk.

Dieses Buch ist ein Zeitdokument und doch auch wieder von jener Zeitlosigkeit, die die Vorbedingung zu einer aus Urgründen erwachsenen und sich ins Allgemein-Menschliche steigernden Schöpfung ist. In der Sprache bedauert man anfänglich das Schleppende dieses an Gottfried Keller geschulten Stiles, freut sich aber über die größere Frische zur Mitte und zum Ende hin. Schaffner macht einem überhaupt den Anfang nicht leicht, aber doch kommt man nicht von ihm los und möchte noch einmal ganz wieder zu dem Buche zurück, wenn man es aus der Hand gelegt hat. Daß seine Weltanschauung der unsern fernsteht, braucht kaum gesagt zu werden. Verletzendes aber hat sie nirgends. So erfreut denn dieses Werk der Reife und Güte und der zutiefst bewegten Menschlichkeit durchaus. *Dr. H. L.*

*Deuster, Adolf*: „*Menschengüte*". Ein Buch vom Sehnen moderner Menschen. Verlag des Volksvereins, M.-Gladbach 1925. 8°. 236 S. Preis 3 Mk., in Ganzleinen 3,60 Mk.

In fünf Abschnitten singt der Verfasser das Hohelied von der Güte. Es gilt, die Unglücklichen wieder an die Güte glauben zu lassen, die Glücklichen zu fröhlichem Austeilen ihrer Schätze zu begeistern, die Guten noch gütiger zu machen, die Schlechten zum guten Kern ihrer Seele zurückzuführen, die Gläubigen zu ermuntern, aus ihrem Glauben heraus in Liebe und Güte zu leben, den Ungläubigen zu helfen, auf Wegen der Menschengüte den Gott der Liebe und den Vater alles Erbarmens wiederzufinden. —

*Ernst, Agnes*: „*Zwei Freundinnen Gottes*". Sankt Juliane von Lüttich, die Reklusin Eva und die Einsetzung des Festes Gottes. Herder, Freiburg i. Br 1925. 8°. X und 110 S. Geb. 3,20 Mk.

Eine schlichte, legendenhafte Erzählung mit allen Reizen des glaubensfrohen, gottinnigen deutschen Mittelalters.

*Heinen, Anton*: „*Das Schwalbenbüchlein*". Wie eine Mutter ihr Heim belebt. Mit 12 Holzschnitten von Maria Braun. Verlag des Volksvereins, M.-Gladbach 1926, 8°. 191 S. In Pappband 3,20 Mk., in Ganzleinen 4 Mk.

Aus dem großen Werke Heinens über „Die Familie" erscheint der dritte Teil mit dem Titel „Plaudereien mit Familienmüttern" als Sonderdruck. Als billige Volksausgabe ist das Büchlein schon zweimal in 30 000 Stück mit eingestreuten Bildern von Ludwig Richter erschienen und hat viel Segen gestiftet. (Ludwig Richter durch Maria Braun zu ersetzen scheint uns allerdings kein Aufstieg zu sein.) Die Wiedergesundung der Familie im christlichen Geiste ist ein Lieblingsthema Heinens. An den Werken dieses Dichters, Menschenfreundes und Volkserziehers darf niemand vorübergehen, dem die Not unseres Volkes in der Ehe und in der Familie ans Herz greift.

*A. Tielitz.*

*Jirku, Anton*: „*Das Alte Testament im Rahmen der altorientalischen Kulturen.*" Wissenschaft und Bildung, Nr. 219. Quelle & Meyer, Leipzig o, J. 8°. 103 S. Geb. 1,80 Mk.

Nach einem kurzen Überblick über die Auffassungen unserer Gelehrten vom Alten Testament und über die Entdeckungen der Kulturstätten der alten Ägypter, Babylonier, Hethiter, und Kanaanäer bringt der Verfasser reichen Stoff zur Beleuchtung der „vielfach sagenhaften" Patriarchen- und Wüstenzeit und der assyrischen Eroberungen usw., „Vorlagen" zum Schöpfungs- und Sintflutbericht, Jenseitsvorstellungen und Psalmen, die Israel wohl bei der Einwanderung kennenlernte, aber monotheistisch bzw. messianisch vergeistigte, besonders durch die Tätigkeit der Propheten. Der Verfasser sucht die Glaubwürdigkeit des Alten Testaments und seinen überragenden religiösen Charakter zu stützen, räumt aber der „Kritik" mehr ein, als sie bewiesen hat.

*Dr. W. Koester.*

## Notizen

*Gabriele d'Annunzio.* Die italienische Regierung hat auf den „unausgesprochenen Wunsch" Mussolinis hin beschlossen, die gesamten Werke d'Annunzios auf Kosten des Staates in einer Glanz- und Prachtausgabe herauszugeben, die „der Größe des Dichters und der Liebe seines Volkes" würdig sei. Bei diesem edlen Unterfangen hatte man nur zu spät daran gedacht, daß die ganzen Werke dieses Lieblings der Götter auf dem Index stehen, daß also die katholische Kirche, in Italien dazu die Staatskirche, deren Lesung, Empfehlung und Verbreitung allen ihren Mitgliedern strengstens untersagt, selbst wenn sie auf Ministersesseln sitzen. Man darf auf die Lösung dieses Streites zwischen literarischen Wünschen und kirchlichen Pflichten gespannt sein. Um der „bisher immer so liebevoll behandelten" Kirche gerecht zu werden, um aber doch diese Ehrung des zweiten Dante möglich zu machen, haben sich die Freunde des Dichters bereits mit der Bitte an ihn gewandt, er möge doch selbst eine „gereinigte" Ausgabe seiner Werke veranstalten. Ob so manch ein großes Beispiel der Demut noch Nacheiferung erwecken wird? Ob d'Annunzio sich daran erinnern wird, daß der größte seiner Vorfahren daran festhielt, daß es



Digitized by Google

die Aufgabe des Dichters sei, alles Edle und Heilige zu pflegen, damit dadurch die menschliche Natur verherrlicht würde?

*Maurice Barrès.* Von diesem französischen Dichter, den Theodor Haecker einen „Fassadenkatholiken" nannte, „der mit Unglauben, Eitelkeit, Feigheit, Nationalismus, politischer Machtgier und Heuchelei angefüllt" sei (Hochland, Mai 1926), wird in der Nouvelle Revue Française von Henri Créon das folgende, liebliche Bild entworfen: „Barrès ist Dichter, er ist Dichter und Essayist, im Dienste der Nation stehend. Er singt große Lieder. Man streitet nicht über ihn: man nimmt ihn oder stößt ihn zurück, man liebt ihn oder man haßt ihn, man folgt seinem Rufe oder folgt ihm nicht. Er ist eine Angelegenheit des Geschmacks und des Gefühls, aber nicht des Verstandes. Er ist ganz das Gegenteil von Maurras. Im Bekenntnis, in Schmähungen, im Spiel, in der Pflicht, in der Revolution, im Weltkriege, immer hat er eine große, schöne Stimme, die warm und weich über die Erde tönt, um die Herzen zu ergreifen und fortzutragen im Gesang." — Habt ihr's gehört, ihr weisen Herren?

*James Manfield.* In London wurde jüngst die kostbare Bibliothek von James Manfield versteigert, eines gelehrten — Schuhmachers. Daß manch ein großer Kopf auf dem Schusterschemel viel leuchtende Gedanken zur Welt brachte, ist ja bekannt. Man braucht sich in der deutschen Geistesgeschichte nur der beiden berühmtesten „Meister mit Ahle und Pfriem" zu erinnern: des Dichters Hans Sachs und des Philosophen Jakob Böhme. Diesen „Leistenbrüdern" würdig zur Seite stehen der englische Gelehrte William Gifford, die beiden englischen Admirale Cloudesley Shorel und Christopher Hynge und der größte Sammler des 18. Jahrhunderts, James Lackington, der einst in seinem „Tempel der Musen" eine halbe Million Bücher ausstellte. Coleridge scheint mit seiner Behauptung immer noch recht zu behalten, daß „die Schuhmacher der Welt eine größere Anzahl hervorragender Männer geschenkt hätten als irgendein anderer Stand". Schade, daß unsere Gelehrten nicht alle Schuhmacher zu Vätern haben!

*Charles Maurras.* Dieser „Bettler im Reiche der Geister" muß sich in der Nouvelle Revue Française in sehr peinlicher Weise das Gewissen durch eine strafende Satire untersuchen lassen, die allerdings poetische Freiheit erlangt, da sie ins Erhabene übergeht. Nach ihr ist Maurras ein Heide, der sich innigst dem Wohl der Erde widmet, der zwar den Verstand und die Weisheit noch ehrt, aber nicht wie früher in Demut vor ihren göttlichen Geheimnissen kniet, sondern der nach der Erkenntnis beider Werte sie sich dienstbar zu machen sucht. Von diesem lebendigen Heidentum, das Maurras durchdringe, heißt es, daß es wohl von allem frei sei, was ausgesprochen häßlich, gemein und vergänglich wäre, und daß es ihm deshalb Kraft zur Erhebung des Geistes, aber nie zur Erwärmung des Herzens gäbe. „Wir bewundern die Höhe, zu der sich ein Geist emporschwingt. Unser Herz bleibt aber kalt, wenn unser Geist staunt." Von der Weltklugheit dieses Heiden wird gesagt: „Er hat den sozialen Nutzen des Christentums, besonders des Katholizismus, wohl erkannt, stützt sich auf diese Kraft und schmeichelt ihr. Er hält den Katholizismus nicht für einen Glauben, zu dem man sich bekennen müsse, sondern für eine Macht, die gut auszunützen sei." — Nun, über die Menschen soll keiner richten als einer, der sie herzlich liebt. Und es war ja immer so: noch an jeder Krippe, in der ein Heiland, eine welterlösende Idee den Tag erblickte, hat ein Öchslein gestanden, das ruhig fraß.

*Luigi Pirandello.* Dieser Geisteshüne ist ein Zeichen der veränderten Zeit. Früher mußte das Werk den Meister loben, heute lobt der Meister das Werk. So hat Pirandello in der „Revue de Paris" eine Verteidigungsschrift über sein Stück veröffentlicht: „Sechs Personen suchen einen Autor". Dieses bescheidene Prahlen ist tatsächlich mit soviel stolzer Demut, mit soviel dichterischer Ehrlichkeit, aber auch mit so feinem Witz und mit so findiger Laune abgefaßt, daß es nun selbst die Armen im Geiste glauben werden, der Dichter habe die sechs Personen, die einen Autor suchen, nur deshalb zum Leben, das heißt, zum Drama, zur Gestaltung kommen lassen, weil der Autor, in dessen Phantasie sie sich gedrängt hätten, es ihnen verweigert habe, daß er also — aber ohne den geringsten Widerspruch — ihr Dasein annahm, aber den Sinn ihres Daseins zurückwies. — Ja, ja, was sehen nicht Dichter? Was fressen nicht Krähen? Was schwatzen nicht Trunkene? Was tun nicht Weiber?

## *Zur Besprechung eingegangene Bücher*

*Adler, Fritz*: „*Waldemar Bonsels*". Seine Welt und seine Gestalten. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1925. 8°. 132 S. Geh. 3 Mk., geb. 5 Mk.

*Bacon, Francois*: „*Neu-Atlantis*". Eine utopische Erzählung. Deutsch von Günther Bugge. Philipp Reclam, Leipzig o. J. 12°. 77 S. Heft 40 Pf., Buch 80 Pf.

*Bartels, Adolf*: „*Feinde ringsum*". Eine Abwehrschrift. Callwey, München 1926. 8°. 120 S. Geh. 3 Mk.

*Becker, Bernhard*: „*Goethes Reise nach Harbke und Helmstedt*". J. C. Schmidt, Helmstedt 1925. Kl.-8°. 36 S.



Digitized by Google

*Bernard, Anna*: „*Tränende Herzen*". Novellen. Franke, Habelschwerdt 1926. Kl.-8°. 85 S. Geb. 2,25 Mk.

*Birt, Theodor*: „*Von Homer bis Sokrates*". Ein Buch über die alten Griechen. 3., verm. Aufl. Quelle & Meyer, Leipzig o. J. Gr.-8°. 485 S. Mit 20 Tafeln. Geb. 12 Mk.

*Boie, Margarete*: „*Moiken Peter Ohm*". Roman. J. F. Steinkopf, Stuttgart o. J. 8°. 288 S. Geb. 6 Mk.

*Brandenstein, Béla von*: „*Grundlegung der Philosophie*". I. Band. Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1926. Gr.-8°. 599 S. Geh. 20 Mk.

*Couperus, Louis*: „*Iskander*". Der Roman Alexanders des Großen. Aus dem Holländischen von Else Otten. 2. Aufl. Philipp Reclam, Leipzig o. J. 8°. 422 S.

*Fahrner, Rudolf*: „*Hölderlins Begegnung mit Goethe und Schiller*". N. G. Elwert, Marburg 1925. Gr.-8°. 72 S. Geh. 3,75 Mk.

*Faßbinder, Maria*: „*Der ‚Jesuitenstaat' in Paraguay*". Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1926. Gr.-8°. 161 S. 8 Mk.

*Faßbinder, Nikolaus*: „*Das Glück des Kindes*". Erziehungslehre für Mütter und solche, die es werden wollen. Herder, Freiburg i. Br. 1926. 6. u. 7. Aufl. (12.—15. Taus.) Kl.-8°. 242 S. Geb. 3,60 Mk.

*Feiten, Joseph*: „*Am Aufbau der Zeit*". Naives Weltbild und mehr. Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn 1926. 8°. 107 S. Geb. 2,40 Mk.

*Feiten, Joseph*: „*Bunte Fracht*". Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn 1926. 8°. 116 S. Geb. 2,40 Mk.

*Fischer, Joseph*: „*Seelenpflege*". 2. u. 3. Aufl. Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. 228 S. Geb. 4,60 Mk.

*Fischer, Paul*: „*Dostojewski*". Sein Glauben, Hoffen, Lieben. J. F. Steinkopf, Stuttgart 1925. 8°. 158 S. Geb. 3 Mk.

*Frenssen, Gustav*: „*Jörn Uhl*". Roman. G. Grote, Berlin 1926. 8°. 566 S. Geh. 5,50 Mk., geb. 7,50 Mk.

*Frenssen, Gustav*: „*Die drei Getreuen*". Roman. Grote, Berlin. 8°. 522 S.

*Galsworthy, John*: „*Der Menschenfischer*". Novellen. P. Zsolnay, Berlin 1926. 8°. 352 S.

*Goerges, Hans*: „*Der zerfallene Mensch*". Drei Bücher von Tod und Wiedergeburt. Greifenverlag, Rudolstadt 1926. 4°. 126 S.

„*Görres-Festschrift.*" Aufsätze und Abhandlungen zum 150. Geburtstage von Joseph Görres. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Karl Hoeber. J. P. Bachem, Köln 1926. Gr.-8°. 271 S. Brosch. 6 Mk.

*Grimm, Hans*: „*Volk ohne Raum*". 1.—5. Taus. 2 Bände. Albert Langen, München 1926. 8°. 683 u. 673 S. Geh. 20 Mk., geb. 25 Mk.

*Gruehn, Werner*: „*Religionspsychologie*". Ferdinand Hirt, Breslau 1926. 8°. 160 S. Geb. 3,50 Mk.

*Haller, Johannes*: „*Das altdeutsche Kaisertum*". Union, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart o. J. Gr.-8°. 291 S.

*Hatzfeld, Adolf von*: „*Das zerbrochene Herz*". Ein Trauerspiel in 3 Akten. Chronos-Verlag, Stuttgart 1926. 8°. 97 S.

*Hedén, Erik*: „*Strindberg*". Leben und Dichtung. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1926. Gr.-8°. 490 S. Geh. 13, geb. 16, Halbleder 24 Mk.

*Heeß, Wilhelm*: „*Raabe*". Seine Zeit und seine Berufung. Hermann Klemm, Berlin-Grunewald o. J. 4°. 216 S.

*Herzfeld, Marie*: „*Leonardo da Vinci*". Der Denker, Forscher und Poet. Aus seinen veröffentlichten Schriften. 4., veränderte Aufl. Eugen Diederichs, Jena 1926. Gr.-8°. 269 S. Brosch. 11 Mk., Halbpergament 14 Mk.

*Hoffmann-Matthias*: „*Fremdwörterbuch*". 26. Aufl. Fr. Brandstetter, Leipzig 1926. 8°. 489 S. Geb. 4 Mk.

*Iffert, Wilhelm*: „*Der junge Schiller und das geistige Ringen seiner Zeit*". Eine Untersuchung auf Grund der Anthologie-Gedichte. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. d. S. 1926. Gr.-8°. 135 S. Geb. 8 Mk.

*Kaergel, Hans Christoph*: „*Wolkenkratzer*". Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1926. 8°. 181 S. Kart. 3,80 Mk., geb. 5 Mk.

*Kleinschmidt, Beda*: „*Sankt Franziskus in Kunst und Legende*". Mit farb. Titelbild und 118 Abb. 4. u. 5. Aufl. B. Kühlen, M.-Gladbach 1926. 4°. 151 S. Geb. 10 Mk.

*Klemperer, Viktor*: „*Geschichte der französischen Literatur*". In 5 Bänden. V. Band: Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart. 1. Teil: Die Romantik. Gr.-8°. 288 S. Geh. 10 Mk., geb. 12 Mk. 2. Teil: Der Positivismus. Gr.-8°. 247 S. Geh. 10 Mk., geb. 12 Mk B. G. Teubner, Leipzig 1926.

*Küffer, Georg*: „*Leben und Tod*". (Das Bild in der Schule.) Ernst Bircher, Bern. 12 S. Text, 10 Bilder.

*Liertz, Rhaban*: „*Über Seelenaufschließung*". Ein Weg zum Erforschen des Seelenlebens. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1926. 8°. 178 S. Geh. 3,60 Mk., geb. 4,80 Mk.

*Lucka, Emil*: „*Die Jungfernprobe*". Artur Wolf, Wien 1926. 8°. 60 S. Brosch. 2 Mk. geb. 3 Mk.

*Merbach, Paul Alfred*: „*Eduard Möricke*". Velhagen & Klasing, Bielefeld 1925. Gr.-8°. 95 S. Mit 106 Abb.

*Mücke, R.*: „*Epiktet*". Was von ihm erhalten ist nach den Aufzeichnungen Arrians. Neubearbeitung der Übersetzung von J. G. Schultheß. C. Winter, Heidelberg o. J. 8°. 378 S. Geb. 9 Mk.

*Mulett, Werner*: „*Azorin*". Zur Kenntnis spanischen Schrifttums um die Jahrhundertwende. Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1926. Gr.-8°. 231 S. Geh. 10 Mk.



Digitized by Google

*Nadler, Joseph*: „*Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*". 2. Aufl. I. Band: Die altdeutschen Stämme (800—1740). Mit 47 Illustrationsbeilagen und Faksimilebeilagen. Gr.-8°. 636 S. Geh. 12 Mk., geb. 16 Mk. II. Band: Sachsen und das Neusiedelland (800 bis 1786). Gr.-8°. 668 S. Geh. 12 Mk., geb. 16 Mk.

*Nitti, Francesco*: „*Bolschewismus, Fascismus und Demokratie*". Franz Hanfstaengl, München 1926. Gr.-8°. 102 S. Geh. 3 Mk.

*Polgar, Alfred*: „*Ja und Nein*". II. Band: Noch allerlei Theater. Ernst Rowohlt, Berlin 1926. 8°. 239 S.

*Pribilla, Max*: „*Um die Wiedervereinigung im Glauben*". Herder, Freiburg i. Br. 1926. 8°. 79 S. Kart. 2,20 Mk.

„*Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte.*" Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Paul Merker und Wolfgang Stammler. 2. Band, 1. Lieferung. W. de Gruyter & Co., Berlin 1926. 4°. 80 S.

*Recke, Ludwig*: „*Geknechtet Volk*". Roman. Xenien-Verlag, Leipzig o. J. 8°. 380 S.

*Reiter, Ernst*: „*Carl Maria v. Webers künstlerische Persönlichkeit*". Aus seinen Schriften. F. Kristner & C. F. W. Siegel, Leipzig 1926. 4°. 82 S.

*Roer, Viktoria*: „*Blauhöschen und Rotröckchen*". Eine lustige Luftballongeschichte. Herder, Freiburg i. Br. 1926. Gr.-8°. 64 S. Geb. 3 Mk.

*Rolland, Romain*: „*Aert*". Drama in 3 Akten. Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig 1926. 8°. 157 S. Geh. 3 Mk., geb. 4,50 Mk.

*Sansoni, Rudolf*: „*Parzival*". Ein Roman. Ernst Schnelle, Bad Pyrmont 1926. 8°. 392 S. Ganzl. 5,50 Mk.

*Schaeffler, Julius*: „*Das Mundartenbuch*". Ferd. Dümmler, Berlin 1926. Kl.-8°. 224 S. Kart. 4 Mk., geb. 5,50 Mk.

*Springer, Brunold*: „*Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben*". Ein Versuch. Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolasee 1926. Gr.-8°. 87 S.

*Steffen, Albert*: „*Begegnungen mit Rudolf Steiner*". Grethlein & Co., Leipzig 1926. 8°. 169 S.

*Stevenson, Robert Louis*: „*Dr. Jekyll und Mr. Hyde*". Aus dem Engl. von Curt Thesing. Philipp Reclam, Leipzig o. J. 12°. 130 S. Heft 80 Pf., Buch 1,20 Mk.

*Stockert-Meynert, Dora*: „*Euphorion*". Eine Novelle. Philipp Reclam, Leipzig o. J. 12°. 70 S. Heft 40 Pf., Band 80 Pf.

*Thieß, Frank*: „*Das Tor zur Welt*". Roman. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1926. 8°. 352 S. In Leinen 6,50, in Halbleder 9,50 Mk.

*Wagner, Julius*: „*Einführung in die Pädagogik als Wissenschaft*". Quelle & Meyer, Leipzig o. J. Gr.-8°. 245 S. Geb. 8 Mk.

*Walzel, Oskar*: „*Deutsche Dichtung der Gegenwart*". Quelle & Meyer, Leipzig 1925. Kl.-8°. 56 S. Brosch. 80 Pf.

*Wintersig, Athanasius*: „*Die Väterlesungen des Breviers*". (Eccl. orans 15. Band, 3. Abtlg.: Sommer- und Herbstteil, I. Proprium de tempore. Herder, Freiburg i. Br. 1926. Kl.-8°. 312 S. Geh. 4,80, geb. 6,20 Mk.

*

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann, S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstr. 36a
Für unverl. eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung. / Nachdr. aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet



Digitized by Google

# Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

Herausgegeben von Friedrich Muckermann, S. J.

# Inhaltsverzeichnis

1925 / 1926

*

20. Jahrgang

Verlag und Druck von Fredebeul & Koenen, Essen

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis

## 1. Dichtung


Seite

Adam von St. Victor, Osterhymnus (übersetzt von W. Matthießen) . . . . . 401
— Veni summe consolator (übersetzt von W. Matthießen) . . . . . 473
— Qui procedis ab utroque (übersetzt von W. Matthießen) . . . . . 510
B. H., Oktober (Gedicht) . . . . . 4
Barth, Emil, Legende vom Greco . . . . . 30
Becker, Hans W., Heimgang (Gedicht) . . . . . 301
— Unterwerfung (Gedicht) . . . . . 313
Berger, A., Kinderschlummer (Gedicht) . . . . . 160
Bernard, Anna, Morgendämmerung (Gedicht) . . . . . 74
Blech, H., Die Ruder sind, die Segel eingezogen (Gedicht) . . . . . 428
Bloß, Wolff, Die fremden Blumen (Gedicht) . . . . . 724
Buchheit, Gert, Pietà (Skizze) . . . . . 693
Burckhardt, Jakob, Vom Vierwaldstätter See (Gedicht) . . . . . 500
Crassé, Paula Maria, Gesang der Orgel (Gedicht) . . . . . 234
Dieckhöfer, E., Erscheinung (Gedicht) . . . . . 369
Drenker, Alex, Spuk (Gedicht) . . . . . 225
Eichert, Franz, Weg der Schöpfung (Gedicht) . . . . . 551
— Nur auf den Knieen kann ich dichten (Gedicht) . . . . . 688
— Die stumme Schrift (Gedicht) . . . . . 688
Euringer, Richard, Das graue Netz (Gedicht) . . . . . 695
Eysselsteyn, Ben van, Angst (Gedicht) . . . . . 700
Fabricius, Jan von, Inske (Spiel in 3 Aufzügen, Bruchstück aus dem 2. Aufzug) . . . . . 25
Feber, L. J. M., Holofernes (Dramatisches Spiel in 3 Aufzügen, Bruchstück) . . . . . 289, 353
Frank, Karl, Assumptio . . . . . 779
Franke, Ilse, Franz Eichert (Gedicht) . . . . . 672
— Abendsonne im Tessin . . . . . 767
Graf, Oskar M., Joseph Hirneis (Erzählung) . . . . . 6
Gysen, Marnix, Der Priester (Gedicht) . . . . . 699
Hachmann, Joseph, Ohne Gott (Drama) . . . . . 552, 625
Hengstenberg, Hans E., Abend auf dem Wasser (Gedicht) . . . . . 577
— Entglommen . . . . . 787
Herzog-Hauser, Gertrud, Die Trennung (Erzählung) . . . . . 752
Höfer, Anton, Das Holzschuhmännlein (Märchen) . . . . . 150
Jäker, Heinrich, Gedichte . . . . . 175, 270
Kaboth, Hans, Der Musiker (Gedicht) . . . . . 677
Kraze, Friede H., Herbst (Gedicht) . . . . . 56
— Weihnachtsstimmung (Erinnerungen) . . . . . 138
Kuhr, Alexander, Zwei Gedichte . . . . . 624
Leskow, Nikolai, Legendarische Erzählungen (übersetzt von Auguste Rosenberg, Wilna) . 429, 432
Luhmann, Heinrich, Das Sündenwasser (Roman) . 213, 271, 338, 409, 474, 541, 611, 678, 745
Marias Wiegenlied (Gedicht) (übertragen von Gerard Fäßler) . . . . . 235
Matthießen, Wilhelm, Die Berge der Toten (Erzählung) . . . . . 285
Mayer-Eschenbacher, Ferd., Ave Maria (Gedicht) . . . . . 469
— Im Nachen (Gedicht) . . . . . 540
— Frischer Trank (Gedicht) . . . . . 540
Moens, Wies, Knien will ich (Gedicht) . . . . . 700
Nijhoff, M., Der Kinderkreuzzug (Gedicht) . . . . . 701
Noeldechen, Ernst, Menschheitsmorgen (Eine eucharistische Symphonie) . . . . . 740
Nußpickel, Johannes Joseph, Meine Seele . . . . . 739
Oberkofler, Georg Joseph, Der Herbstbeginn (Gedicht) . . . . . 70
— Allerseelen (Gedicht) . . . . . 71
— Die Letzten (Gedicht) . . . . . 72
— Die Treue Gottes (Gedicht) . . . . . 73
— Die Klärung (Gedicht) . . . . . 73




Digitized by Google

Seite
Pohl, Hertha, Hochwasser (Erzählung) . . . 226
Poljak, Isidor, Eine Nacht ohne ihn (Gedicht) (übersetzt von Zlatko Gorian) . . . 760
— Credo (Gedicht) (übersetzt von Zlatko Gorian) . . . 760
— Postcommunio . . . 763
— Du bist eifersüchtig . . . 763
Röttger, Karl, Aus der dramatischen Legende: „Die heilige Elisabeth" . . . 88
— An Gott (Gedicht) . . . 93
Sagebiel, Franz, In der Marsch (Gedicht) . . . 283
— Sonnenstäubchen . . . 759
Schalk, Johannes, Gotische Vitrinen (Gedicht) . . . 692
Schaukal, Richard von, Wasserfall (Gedicht) . . . 284
— Heimkehr (Gedicht) . . . 284
— Franz von Assisi (Gedicht) . . . 284
Schaumann, Ruth, Der kleine Rosengarten . . . 5
— Begegnung . . . 380
Scheiblreiter, Ernst, Reue im Frühling (Gedicht) . . . 486
Schröer, Gustav, Liebe (Erzählung) . . . 140
Ssologub, Fjodor, Mach auf die Türe! (Gedicht) (aus dem Russischen von Otto F. Babler) . 623
Steinwarz, Sophia, Auf der Schwelle (Gedichte) . . . 351
Sturm-Gunda, Sommerlied des heiligen Franziskus (Gedicht) . . . 610
Sudeta, Gjuro, Der Dieb (Gedicht) (übersetzt von Zlatko Gorian) . . . 761
— Ave Maria (Gedicht) . . . 762
Tasso, Torquato, An den heiligen Franz (übersetzt von Irene Behn) . . . 694
Thompson, Francis, Orient-Ode, (Übersetzung von Aug. Seither) . . . 208
Waldeck, Heinrich Suso, Ein Haus vorbei (Gedicht) . . . 23
— Hüttenrauch (Gedicht) . . . 23
— Der Kirchhof nachts (Gedicht) . . . 24
— Freitagabend (Gedicht) . . . 24
Walther, Edith von, Gedicht . . . 337
— Die Gesegnete (Gedicht) . . . 408
— Der Heilige und das Tulpenmädchen (Erzählung) . . . 689
Wenden, Egas von, Der häßliche Reiche (Skizze) . . . 487
— Das unergründliche Antlitz Buddhas (Skizze) . . . 487

## 2. Aufsätze

Adams, Alfons, G. K. Chesterton über das zeitgenössische England . . . 122
Alker, Ernst, Ivan Oljelund . . . 645
— Die Memoiren des Marquis Claes Lagergren . . . 777
Bachmann, Heinrich, Ernst Barlach . . . 180
— Spiele der deutschen Jugend . . . 391
— Neue Dramen . . . 585
Bergemann, M., Eduard Stucken . . . 516
Bertsche, Karl, Ein unveröffentlichter Nachruf auf Abraham a S. Clara aus dem Jahre 1710 . . . 111
Boesch, J., Zum 50. Geburtstage von Henriette Brey . . . 120
Brües, Otto, Ketzerische Gedanken zu Shaws „Heiliger Johanna" . . . 33
Bücker, Hans, Vom Gottsuchertum einer modernen Seele . . . 173
Chesterton, G. K., Über das zeitgenössische England (Übertragung von Alfons Adams) s. Adams 122
Demmig, Ch., Peter Nikolajewitsch Krasnow . . . 257
— Das Problem der Ehe Tolstois . . . 377
— John Galsworthy . . . 493
— Einiges über das Theaterproblem . . . 583
Dreßler, Alfred, Ein holländischer Dramatiker . . . 55
Faßbinder, Clara, C. F. Meyer. Ein Überblick über des Dichters Leben und Schaffen . . . 46
Federer, Heinrich, Über Knut Hamsun . . . 359
Forst de Battaglia, Otto, Zwischen zwei Epochen (Von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der polnischen Literatur) . . . 568
Froberger, Josef, Die internationale geistige Zusammenarbeit der Katholiken . . . 161
Gurian, Waldemar, Charles Maurras . . . 236
Hachmann, Josef, Neue Lyrik . . . 714



Digitized by Google

Seite
Hasenkamp, Gottfried, Ein Zeitgedicht (Zu einer neuen Übersetzung der „Göttlichen Komödie") 725
Hefele, Hermann, Die Lektüre des Gebildeten (Ein Vortrag) . . . . . 294
Hermann, W., Karl Röttger oder Von der Überwindung der Einsamkeit . . . . . 116
Heßler, Wilhelm, Görres' Ringen um seine Welt- und Lebensanschauung . . . . . 308
Hinrichs, H., Hans Roseliebs Spanienbücher . . . . . 519
— Miguel de Unamuno . . . . . 659
Hoffmann, Th., Ums Jugendspiel . . . . . 389
Kahle, Joseph, Zur 100. Wiederkehr des Todestages J. P. Hebels . . . . . 788
Kamp, A., Neue Romane . . . . . 50
Katann, Oskar, Franz Eichert . . . . . 402
— Vergleichende Gedichtstudien . . . . . 780
Keulers, Peter, Wilhelm Fischer-Graz (Zu seinem 80. Geburtstage) . . . . . 454
Kjerbüll-Petersen, Lorenz, Ein neuer Dichter . . . . . 251
— Die Stoffwelt Pirandellos . . . . . 440
Lusser, Karl E., Conrad Ferdinand Meyers religiöse Entwicklung . . . . . 95
Marakovic, Ljubomir, Die katholische Literaturbewegung in Kroatien . . . . . 764
Mark, van de, Einführung zu Holofernes . . . . . 289
— Zur jüngsten französischen Literatur . . . . . 456
Matthießen, Wilhelm, Adam von St. Victor . . . . . 507
Meridies, Wilhelm, Über die Möglichkeiten einer oberschlesischen Dichtung . . . . . 452
Möhlig, Karl, Die absterbende Bühnenkunst . . . . . 578
Möller, Karl von, Ostschwabenkultur . . . . . 381
Moens, Wies, Moderne Poesie in Flandern und Holland . . . . . 702
Muckermann, Friedrich, Von der Sendung des Gral . . . . . 1
— Incarnatio . . . . . 133
— Das geistige Europa . . . . . 201
— Akademikertagung und Literaturpflege . . . . . 267
— Benedetto Croce . . . . . 335
— Nonni . . . . . 470
— Von den Sorgen des Theaters der Gegenwart . . . . . 537
— Ein ganz feines Lächeln . . . . . 605
— Katholische Dichtung und Erotik . . . . . 673
— Zwei Tote, die nicht sterben dürfen . . . . . 737
— Auf der Gralwarte . . . . . 37, 104, 165, 245, 302, 370, 443, 501, 575, 649, 706, 768
Preindl, Hermann, Deutsche Übersetzungen moderner französischer Dichtungen . . . . . 717
— Alte und neue Mysterien . . . . . 185
— Wilhelm Matthießen . . . . . 314
Rademaker, Franziska, Hertha Pohl, die katholische Arbeiterdichterin . . . . . 254
Reuter, Hubert de, „Rein muß das Herz des Sängers sein" . . . . . 722
Rónnow, Emil, Dänische Plauderei . . . . . 53
Schaukal, Richard von, Jean Paul. Ein Gedenkblatt zum Hundertjahrstag seines Todes . . 65
Schmitz, Joseph, Vita sacra — Ars sacra . . . . . 170
Schreyvogl, Friedrich, Glück in Österreich . . . . . 176
— Expressionismus in Österreich . . . . . 511
Schröder, Cornelius, Gedanken zu neuen Gedichtbüchern . . . . . 319
Tielitz, Alois, Papini: Ein fertiger Mensch . . . . . 321
— Fr. W. Foerster: Religion und Charakterbildung . . . . . 375
Werner, Anna Elisabeth, Französischer Geist im Spiegel der französischen Zeitschriften . . . 521
Wohlfahrt, Paul, Frondeurmemoiren . . . . . 387

## 3. Mitteilungen

Mitteilungen . . . . . 62, 129
Petrus-Canisius-Statue . . . . . 264
Zu unserem Roman . . . . . 323
Ein Nachwort zur Buchausgabe des „Schwarzen Nikolaus" . . . . . 600
Papst Pius XI. an Franz Eichert . . . . . 671
Franz Eichert † . . . . . 672
Notizen . . . . . 734, 797
Zu unseren Kunstbeilagen . . . . . 459, 590, 662, 727, 790



Digitized by Google

## 4. Bildbeilagen


Zwiener, Bruno, Rosenkranzfest . . . . . vor S. 1
— Dies irae . . . . . „ „ 65
Thoma, Hans, Heilige Nacht . . . . . „ „ 133
Goes, Hugo van der, Anbetung der Könige . . . . . „ „ 201
Pfefferle, Erwin, Die Flucht . . . . . „ „ 267
Thoma, Hans, Frühlingsreigen . . . . . „ „ 335
Lionardo da Vinci, Der auferstandene Christus, von Heiligen verehrt . . . . . „ „ 401
Madonna um 1420—1430 . . . . . „ „ 469
Mersmann, Paul, St. Gertrudis . . . . . „ „ 537
Mintrop, Theodor, Des Ölmüllers Sohn erzählt Märchen. Putten und Pflug . . „ „ 605
Klinger, Max, Simplicius am Grabe des Einsiedlers . . . . . „ „ 671
Der Flügelaltar Michael Pachers zu St. Wolfgang in Oberösterreich . . . . . „ „ 737


## 5. Besprochene Bücher


Seite

Abendland, Deutsche Monatshefte . . . . . 106
Abraham a Sancta Clara, Der Narrenspiegel . . . . . 261
Abtei Maria Laach, Der Weg der Kirche im Heiligen Jahr 1926 . . . . . 734
Adler, Friedrich, Stralsund . . . . . 731
Ähren aus der Garbe, Jahrbuch des Grünewaldschen Verlages . . . . . 307
Albani, Johannes, Rechenschaft . . . . . 605
— Reden zur Wiedervereinigung im Glauben:
I. Stockholmer Weltkonferenz . . . . . 610
II. Katholisches Deutschland 1925 . . . . . 610
Algermissen, Konrad, Christliche Sekten und Kirche Christi . . . . . 106
Alpers, Paul, Mittellateinisches Lesebuch . . . . . 464
Altmann, Odilo, Im Sonnengaften des hl. Franz . . . . . 668
Amerikanische Lyrik (Übersetzung von Toni Harten-Hoenke) . . . . . 593
Apostolats-Kalender 1926 . . . . . 129
Arndt, Ernst Moritz, Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein 528
Arnet, Edwin, Emanuel . . . . . 793
Arnim, Achim von, Die Gleichen . . . . . 594
Arntzen, Johanna, Von Königen und Helden . . . . . 532
Aronstein, Philipp, Oskar Wildes Werke in 5 Bänden . . . . . 728
Artopé, Theodor, Geschichten aus dem Riesengebirge . . . . . 597
Augustinus, Die Seele und ihr Gott . . . . . 171
Bab, Julius, Das Drama der Liebe . . . . . 591
Bab, Julius, Faust. Das Werk des Goetheschen Lebens . . . . . 774
Back, Hanne, Thomas Mann, Verfall und Überwindung . . . . . 655
Bahr, Hermann, Liebe der Lebenden . . . . . 306
— Notizen zur neueren spanischen Literatur . . . . . 659
Bamberg, Eduard von, Die Erinnerungen der Karoline Jagemann . . . . . 773
Banz, Romuald, Kurze Geschichte der römischen Literatur bis zum Mittelalter . . . . . 532
Barclay, Florence, Die Herrin von Shenstone . . . . . 193
Barlach, Ernst, Werke . . . . . 180
Barrès, Maurice, Pour la haute Intelligence Française . . . . . 458
Bartels, Adolf, Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft . . . . . 532
Baum, Vicki, Der Weg . . . . . 128
Baumgartner, Alexander, Goethe, bearbeitet von Alois Stockmann . . . . . 446
Baumgärtner, J., P. Wilh. von Keppler. 25 Jahre Bischof, 50 Jahre Priester . . . . . 57
Bayer, F. J., Das Papstbuch . . . . . 57
Bayer, H. W., Der syrische Kirchenbau . . . . . 730
Becker, Michel, Jan van Werth . . . . . 392
Beenken, Hermann, Die Bildwerke des Bamberger Domes aus dem 13. Jahrhundert . . . . 666
Benninghoff, Ludwig, Geprägte Form . . . . . 125
Benson, Robert Hugh, Ein Durchschnittsmensch . . . . . 733




Digitized by Google

Seite
Berence, Fred, Gerichtstag . . . 793
Berend, Eduard, Die Briefe Jean Pauls . . . 67, 124
— Jean-Paul-Bibliographie . . . 124
Berens, Josefa, Märchen der Liebe . . . 330
Bernard, Anna, Die Seinigen nahmen ihn nicht auf . . . 192
Berneder, O., Der ungerechte Rechtsanwalt . . . 126
Bernhard von Clairvaux, Heimkehr . . . 171
Bertram, Ernst, Heinrich von Kleist . . . 126
Betsch, Roland, Benedikt Patzenberger . . . 532, 595
— Land irgendwo . . . 595
Beyse, Otto, Hildesheim . . . 731
Bichlmair, Georg, Urchristentum und katholische Kirche . . . 733
Bieber, Hugo, s. Jean Paul.
Bihlmeyer, Pius, s. Schott, Anselm.
Bilderbücher . . . 193
Birukoff, Paul, Tolstoi und der Orient . . . 654
Bischoff, Fritz Walter, Gottwanderer . . . 320
— Die Gezeiten . . . 320
Blachetta, Walter, Die Zaubergeige . . . 392
— Der Schweinehirt . . . 392
— Des Kaisers neue Kleider . . . 392
— Das verwunschene Schloß . . . 392
Blum, Theo, Rom 1925 . . . 188
Blunck, Hans Friedrich, Kampf mit den Göttern . . . 667
Böhlau, Helene, Die leichtsinnige Eheliebste . . . 61
Böhme, Margarete, Die Maienschneider . . . 329
Boldt, Johannes, Pilgerfahrt . . . 399
Bonsels, Waldemar, Der tiefste Traum . . . 168
— Mundharmonika . . . 398
— Die Flamme von Arzla . . . 588
Borchardt, Rudolf, Ewiger Vorrat deutscher Poesie . . . 771
Bornhausen, Karl, Faustisches Christentum . . . 40
Bornstein, Paul, Der junge Hebbel . . . 728
Bourget, Paul, L'Ecuyère . . . 457
Brachvogel, Carry, Robespierre . . . 57
Brandenburg, Hans, „Ein heiliger Krieg". Friedrich Hebbels Briefe, Tagebücher und Gedichte 528
— Sommersonette . . . 716
— Hölderlins Werke . . . 720
Bremond, Henri, Georges Goyau u. a., Manuel illustré de la Littérature catholique . . . 457
Brenning, Hans, Im grünen Grund . . . 329
Brentano, Clemens, Ponce de Leon . . . 594
Brentano, Maria Rafaela, Wie Gott mich rief . . . 173
Breslau und seine Umgebung . . . 597
Bret-Harte, Francis, Goldgräbergeschichten . . . 530
Brinckmann, E., Die Kunst des Barocks und des Rokokos . . . 325
Brod, Max, Röubeni, Fürst der Juden . . . 395
Bronnen, Arnold, Geburt der Jugend . . . 392
— Ostpolzug . . . 586
Bruder Philipps des Karthäusers Marienleben . . . 171
Brües, Otto, Seydlitz in Kalkar . . . 392
Buber, Martin, Viktor von Weizsäcker und Joseph Wittig, Die Kreatur . . . 708
Buchholtz, Johannes, Egholms Gott . . . 53
— Clara von Haags Wunder . . . 53
— Unruhiges Herz . . . 53
— Kleine Pfeile . . . 53
— Der Menschenaffe Charles . . . 53
Burckhardt, Jakob, Gedichte . . . 529
Burmeister, Werner, Wismar . . . 731
— Mecklenburg . . . 731
Calderon de la Barca, Pedro, Das große Welttheater . . . 650



Digitized by Google

Seite
Capellanus, Georg, Sprechen Sie lateinisch? . . . . . 464
Caritaskalender 1926 . . . . . 129
Caudrars, Blaise, Gold . . . . . 531
Chesterton, G. K., Priester und Detektiv . . . . . 733
Christians, G. F., Der wehende Gott . . . . . 319
Christlicher Familienkalender . . . . . 129
Cohausz, Otto, Der erlöste Mensch . . . . . 734
— Jesus Christus, der Erlöser . . . . . 734
Coleridge, Samuel Taylor, Der alte Matrose . . . . . 172
Croce, Benedetto, Poesie und Nichtpoesie . . . . . 335
— Der Begriff des Barock . . . . . 523
— Die Gegenreformation . . . . . 523
Cüppers, Adam Josef, Rheinische Legenden . . . . . 462
— Versiegelte Lippen . . . . . 532
Cysarz, Herbert, Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft . . . . . 505
— Deutsche Barockdichtung . . . . . 591
Dante Alighieri, Die göttliche Komödie (übersetzt und erläutert von August Vezin) . . . . 725
Das Jahr der Kirche (Kunstkalender) . . . . . 261
Dauthendey, Max, Gesammelte Werke . . . . . 529
Dekobra, Madonna im Schlafcoupé (übersetzt von Hans Leopold) . . . . . 673
Dempf, Alois, Weltgeschichte als Tat und Gemeinschaft . . . . . 461
Der kleine Herder . . . . . 127, 397
Deuster, Adolf, Menschengüte . . . . . 797
Deutsche Lande, deutsche Kunst . . . . . 731
Deutsches Knabenbuch . . . . . 196
Diaspora-Heimatkalender 1926 . . . . . 128
Didring, Ernst, Die Weltspinne . . . . . 794
Die Bildwerke der fürstlich hohenzollernschen Sammlung Sigmaringen . . . . . 666
Die Kreatur, Zeitschrift, herausgegeben von Martin Buber, Viktor von Weizsäcker und Joseph Wittig . . . . . 708
Dierkes, Johannes, Kultur und Religion . . . . . 45
Dill, Lisbet, Der Grenzpfahl . . . . . 526
Dimmler, Emil, Das Neue Testament . . . . . 194
Donauer, Friedrich, Das Münster . . . . . 594
Doré, Gustav, Dantes göttliche Komödie in Bildern . . . . . 172
— Miltons verlorenes Paradies in Bildern . . . . . 172
— Der alte Matrose (von S. T. Coleridge) in Bildern . . . . . 172
Dornau, C. von, Leupolds Selige Witwe . . . . . 329
Dörrer, s. Wackernell.
Dostojewski, Frau A. G., Tagebuch . . . . . 108
Dransfeld, Hedwig, Das Grafendorli . . . . . 532
Dreßler, Alfred, Zwei Wege . . . . . 667
Dreyer, Max, Altersschwach . . . . . 667
Droste-Hülshoff, Annette von, Der Roßtäuscher . . . . . 190
Duchartre, Pierre Louis, Die mittelalterliche Plastik in Frankreich . . . . . 731
Dürer-Kalender . . . . . 128
Duhourceau, François, La Demi-Morte . . . . . 456
Dyroff, Adolf, Betrachtungen über Geschichte . . . . . 795
Ebbell, Bendix, Nordwärts . . . . . 399
Eckstein, Fr., s. Fülöp-Miller
Eichenwald, J. J., Die Gräfin Tolstoi und Frau Dostojewskij . . . . . 729
Eichert, Franz, Werke . . . . . 402
Elkan, Adele, Die 6 Töchter des Ratsherrn Abderhalden . . . . . 532
Eloesser, Arthur, Thomas Mann, sein Leben und sein Werk . . . . . 655
Enderlin, Fritz, Hans im Weg . . . . . 526
Engelhardt, R. von, Organische Kultur . . . . . 39
Engelke, Gerrit, Briefe der Liebe . . . . . 461
Epikon-Bände, Neue . . . . . 328
Ermann, Adolf, Die Literatur der Ägypter . . . . . 665
Ermatinger, Emil, Die deutsche Lyrik seit Herder . . . . . 393



Digitized by Google

Seite
Ermatinger, Emil, Die Kunstform des Dramas . . . 597
— Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus . . . 665
Ernst, Agnes, Zwei Freundinnen Gottes . . . 797
Euringer, Richard, Sprüchl-Büchl . . . 600
Europäische Revue . . . 538
Everth, Erich, Conrad Ferdinand Meyer . . . 38
Ewiger Vorrat deutscher Poesie. Besorgt von Rudolf Borchardt . . . 771
Fabricius, Jan, Inske . . . 55
— Unter einem Dach . . . 55
— Szederabend . . . 55
— Der Dämon . . . 55
— Ein Totok und ein Inder . . . 55
Faesi, Robert, Conrad Ferdinand Meyer . . . 38
Fahsel, Kaplan, Meine Vorträge . . . 166
— Die Überwindung des Pessimismus . . . 166
Falke, Konrad, Der Kinderkreuzzug . . . 50
Faßbinder-Kahle-Kortz, Deutsche Dichtung . . . 269
Faßbinder, Klara Marie, Romain Rolland. Der Mann und sein Werk . . . 370
Feber, L. J. M., Holofernes und David . . . 289
— Opgaande Wegen . . . 289
— De Zielegang van Frederik van Eeden . . . 289
— In de Schaduw der Waringins . . . 289
— De Gordel der Aarde . . . 289
— De Strijd om de Stilte . . . 289
Fechter, Paul, Die Kletterstange . . . 128
Federer, Heinrich, Regina Lob . . . 525
Feiten, Josef, Unser Lieben Frauen Rosengarten . . . 191
— Du Welt der Liebe . . . 321
Felner, Karl von, Rolands Knappen . . . 59
Festschrift für August Sauer . . . 502
Feuchtwanger, Lion, Jud Süß . . . 52
Fischer-Graz, Wilhelm, Das Licht im Schatten . . . 455
— Die Freude am Licht . . . 455
Fitzmaurice-Kelly, James, Geschichte der spanischen Literatur . . . 592
Flecker, Hubert, Der Amazonenstrom . . . 532
Fleischer, Viktor, Absturz . . . 733
Fleuron, Svend, Der Graf auf Egerup . . . 193
Foerster, Fr. W., Religion und Charakterbildung . . . 307, 375
Forst de Battaglia, Die französische Literatur der Gegenwart, 1870—1924 . . . 163, 592
Franck, Hans, Septakkord . . . 796
Franke, Willibald, Die Wallfahrt nach Weimar . . . 651
Frankenberg, Alex von, Bettler . . . 165
Frankhausen, Alfred, Die Brüder der Flamme . . . 192
Franz von Sales, Weg zu Gott . . . 171
Franziskus-Blümlein (übersetzt von Olympias Schweizer) . . . 171
Frauenschaffen und Frauenleben (Kalender) . . . 261
Freska, Friedrich, Der rote Föhn . . . 793
Frey, Adolf, Conrad Ferdinand Meyer . . . 38
Frischauer, Paul, Albrecht Dürer . . . 733
Fülöp-Miller, René u. Friedrich Eckstein, Dostojewski am Roulette . . . 108
— Tolstois Flucht und Tod . . . 378
— Der unbekannte Dostojewski . . . 653
Für Freiheit und Ehre (Volkskalender) . . . 128
Fugel, Gebhard u. P. Lippert, Gotteswege und Menschenwege . . . 172
Galsworthy, John, Der Patrizier . . . 193, 494
— Werke . . . 494
Ganther, August, Heinerle mit dem Korb und andere Erzählungen . . . 329
Gebete großer Seelen . . . 171
Geißler, Willi, Werke . . . 394
Geithner, Oskar, Goethes Weltanschauung und Religion . . . 650



Digitized by Google

Seite
Gelzer, Heinrich, Guy de Maupassant . . . . . 792
Gemeinschaftsbühne und Jugendbewegung . . . . . 392
George, Stefan u. Karl Wolfskehl, Deutsche Dichtung. I. Band (Jean Paul) . . . . . 125
Gerster, M. u. Kümmel, K., Vatikan und Peterskirche . . . . . 795
Glasenapp, Otto von, Indische Gedichte aus 4 Jahrtausenden in deutscher Nachdichtung . . 730
Glöckleins-Kalender 1926 . . . . . 129
Goethe, Die Metamorphose der Pflanzen . . . . . 42
Goethe, W., Faust . . . . . 773
Goethekalender 1926 . . . . . 170
Goethes Tagebuch der italienischen Reise . . . . . 42
Goll, Iwan, Germaine Berton, die rote Jungfrau . . . . . 304
Golther, Wolfgang, Schiller . . . . . 399
Gotthelf, Jeremias, Kleinere Erzählungen . . . . . 463
Gradl, Hermann, Märchenbuch deutscher Dichter . . . . . 462
Gräf, Hans Gerhard, Goethe . . . . . 652
Graf, Oskar Maria, Die Chronik von Flechting . . . . . 192
Gratry, Alfons, Die Quellen . . . . . 608
Grazie, Eugenie delle, Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux . . . . . 168
Gregor, Joseph, Das Theater in der Wiener Josefstadt . . . . . 400
Greifenkalender 1926 . . . . . 261
Grimmelt, Humborg und Rohfleisch, Philosophisches Lesebuch . . . . . 732
Gros, Erwin, Das leuchtende Haus . . . . . 51
Günther, Johannes, Thomas Ringemann und sein singendes Herz . . . . . 330
Habetin, Rudolf, Dunkle Blumen . . . . . 715
Haebler, Hans von, Vom glückhaften Sterben . . . . . 733
Häberlin, Paul, Das Gute . . . . . 795
Hagemann, Carl, Oskar Wilde . . . . . 247
Hamann, Richard, Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus . . . . . 524
Hamsun, Knut, Gesammelte Werke . . . . . 364
Handel-Mazzetti, Enrica von, Deutsche Passion . . . . . 443, 448
Hanstein, Otfried von, Das Licht des Ostens . . . . . 61
Harich, Walter, Jean Paul . . . . . 125
Hassel, Georg von, Die Auslandsdeutschen. Ihr Schaffen und ihre Verbreitung über die Erde 596
Hausenstein, Wilhelm, Vom Geiste des Barock . . . . . 524
Hebel, Johann Peter, Werke (herausgegeben von Wilhelm Zentner) . . . . . 788
Hege u. Pinder, Der Naumburger Dom und seine Bildwerke . . . . . 524
Hegeler, Wilhelm, Der Apfel der Elisabeth Hoff . . . . . 62
Hehn, Victor, Gedanken über Goethe . . . . . 773
Heilmann, Alfons, Herrlichkeiten der Seele . . . . . 400
Heinen, Anton, Goethes Faust . . . . . 42
— Das Schwalbenbüchlein . . . . . 797
Heinrich, Karl Borromäus, Kasimir . . . . . 373
— Menschen von Gottes Gnaden . . . . . 373
— Florian . . . . . 373
Heins, Martha, Sonnensucher . . . . . 530
Heintze-Cascorbi, Die deutschen Familiennamen . . . . . 263
Heiß, Julius, Der arme Heinrich . . . . . 392
— Gudrun . . . . . 392
Heller, Hermann, Die politischen Ideenkreise der Gegenwart . . . . . 532
Hellring, Hartmut, Ein Spiel vom verlorenen Paradies . . . . . 190, 392
Herder, Charlotte, Die Frühlingsreise . . . . . 196
Herwig, Franz, Die feine Ingeborg . . . . . 192
Hesse, Hermann, Der Kurgast . . . . . 330
Heynicke, Kurt, Sturm im Blut . . . . . 530
Hielscher, Kurt, Die Ewige Stadt . . . . . 187
— Deutschland . . . . . 188
Hölderlin, Werke (herausgegeben von Hans Brandenburg) . . . . . 729
Hoffmann, E. T. A., Prinzessin Brambilla . . . . . 327
Hoffmann, K. E., Gedichte . . . . . 529
Hollmut, Friedrich, Robert von Saverny . . . . . 532



Digitized by Google

Seite
Hoornaert, G., Der Kampf um die Reinheit . . . . . 668
Houben, H. H., J. P. Eckermann . . . . . 41
Housmann, Laurence, Gespräche mit Oskar Wilde . . . . . 248
Huch, Ricarda, Der wiederkehrende Christus . . . . . 779
Huggenberger, Alfred, Die Frauen von Siebenacker . . . . . 793
Huna, Ludwig, Die Verschwörung der Pazzi . . . . . 327
Istrati, Panait, Kyra Kyralina . . . . . 733
Jakobs, Karl, Retter Till . . . . . 392
Jakobskötter, Ludwig, Goethes Faust im Lichte der Kulturphilosophie Spenglers . . . . . 40
Jansen, Bernard, Der Kritizismus Kants . . . . . 45
Jirku, Anton, Das Alte Testament im Rahmen der altorientalischen Kulturen . . . . . 797
Johst, Hanns, Consuela . . . . . 330
Jugend und Bühne . . . . . 390
Kalender 1926 für das Trierer Land . . . . . 128
Kalt, Edmund, Biblische Archäologie . . . . . 795
Karlinger, Hans, Über romanische Kirchenbauten . . . . . 593
Kary, Sebastian, Siebzigmal siebenmal . . . . . 320
Katholischer Frauenkalender 1926 . . . . . 261
Kaufmann, Ada, Der Eisvogel und andere Märchen . . . . . 532
Kayser, Hans, Der Dom, Bücher deutscher Mystik . . . . . 400
Keckeis, G., Der Fährmann . . . . . 196
Keller, Gottfried, Die Leute von Seldwyla . . . . . 61
Keller, Paul, Jubiläumsausgabe . . . . . 127
— Dorfjunge . . . . . 593
Kellermann, Bernhard, Die beiden Schellenberg . . . . . 525
Kemmerich, Max, Das Weltbild des Mystikers . . . . . 650
Kempf, Konstantin, Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert . . . . . 600
— Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu . . . . . 600
Kesser, Hermann, Schwester . . . . . 667
— Lukas Langkofler . . . . . 667
Kinck, Hans E., Die Anfechtungen des Nils Brosme . . . . . 451
Kinzig, Joseph, Der hl. Petrus Canisius . . . . . 196
Kipling, Rudyard, Ausgewählte Werke . . . . . 792
Kjerbüll-Petersen, Lorenz, Die Schauspielkunst . . . . . 324
Klassen, Joseph, Über dem Alltag . . . . . 127
Kliche, Franz, Trutz Rom . . . . . 599
Knackfuß, H., Rembrandt . . . . . 503
Köhler, Willibald, Die getreuen Füße . . . . . 165
— Hinter den Bergen, Stimmen der Sudetendeutschen . . . . . 507
Koelsch, Adolf, Gaukler des Lebens . . . . . 399
— Longin und Dore . . . . . 593
Köster, Albert, Faust, eine Weltdichtung . . . . . 42
— Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit . . . . . 324
Kohlmeyer, Otto, Hyperion . . . . . 111
Kosel, Hermann Cl., Michelangelo . . . . . 795
Krabbel, Gerta, Die katholische Ehe . . . . . 668
Krasnow, Peter Nikolajewitsch, Vom Zarenadler zur roten Fahne . . . . . 257
— Fallende Blätter . . . . . 257
— Verstehen heißt vergeben . . . . . 257, 258
— Einig-unteilbar . . . . . 257, 259
— Die Amazone der Wildnis . . . . . 260
Kraze, Friede H., Die steinernen Götter . . . . . 61
— Der Freier . . . . . 61
— Das wahre Gesicht . . . . . 102
— Jahr der Wandlung . . . . . 192
Kreitmaier, Josef, Von Kunst und Künstlern . . . . . 399
Kröger, Timm, Aus dämmernder Ferne . . . . . 403
Kummel, Konrad, Die Monstranz von Waldsee . . . . . 530
— Margarete von Stuttgart . . . . . 532
Kugler, Franz, Das Zauberhaus . . . . . 733



Digitized by Google

Seite
Kuhn, Albert, Der dreifache Rosenkranz in Wort und Bild . . . . . 196
— Der hl. Kreuzweg . . . . . 196
Kunze, Herbert, Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland . . . . . 732
Kunze, Otto, Heliand . . . . . 194
Kurpiun, Robert, Das Flammenhaus . . . . . 127
Kurz, Isolde, Der Caliban . . . . . 598
Lafcadio, Hearn, Bidasari . . . . . 531
Lagergren, Claes, Die Erinnerungen meines Lebens . . . . . 777
Landauer, Georg, Palästina . . . . . 730
Landrieux, Maurice, Eine kleine Schwester . . . . . 532
Lang, Ludwig, Was ist Barock? . . . . . 524
Lauff, Joseph von, Die Tragikomödie im Hause der Gebrüder Spier . . . . . 62
— Die hl. drei Könige . . . . . 262
Lavater, J. K., Worte des Herzens . . . . . 652
Lawrence, D. H., Söhne und Liebhaber . . . . . 596
Lawrence, D. H. u. M. L. Skinner, Jack im Buschland . . . . . 793
Lehmann, Karl, Das Lied der Arbeit . . . . . 263
Leip, Hans, Godekes Knecht . . . . . 525
Leonhard, Rudolf, Segel am Horizont . . . . . 587
Lerb, Karl, Das Anekdotenbuch deutscher Erzähler der Gegenwart . . . . . 62
— Anekdoten von J. P. Hebel . . . . . 789
Lerch, Hans, Pestilenz . . . . . 666
Lersch, Heinrich, Mensch im Eisen . . . . . 320
Ley, Stephan, Beethovens Leben in authentischen Bildern und Texten . . . . . 325
Lhande, P., Wenn der Meister ruft . . . . . 530
Lichtträger im Chaos, Bd. III. . . . . 170
Liebfrauenbote . . . . . 260
Lienhard, Fr., Erzählende Werke . . . . . 712
— Lyrik und Dramatik . . . . . 712
— Gedankliche Werke . . . . . 713
Lilienfein, Heinrich, Die Erlösung des Johannes Parricida . . . . . 60
— Aus Weimar und Schwaben . . . . . 653
Lill, Elisabeth, Es öffnen sich heimlich die Kelche . . . . . 599
Linder, Fr., Aus den Hohen Tauren . . . . . 61
Lippert, P. s. Gebhard Fugel
Lippl, Alois Jos., Das Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen . . . . . 187
Lissauer, Ernst, Glück in Österreich . . . . . 176
Literarischer Ratgeber des Borromäusvereins. Herausgegeben vom Generalsekretariat des Borromäusvereins . . . . . 771
London, Jack, Wolfsblut . . . . . 733
Lope de Vega, Hirtenspiel . . . . . 392
Lucka, Emil, Dostojewski . . . . . 107
Ludwig, Emil, Wilhelm der Zweite . . . . . 167
Lübbe, Axel, Der Flüchtling . . . . . 127
— Die Heimkehr . . . . . 598
Lück, Otto, Römische Bilder . . . . . 794
Lusser, Karl E., C. F. Meyers geistige Entwicklung . . . . . 97
— C. F. Meyers Jugendentwicklung . . . . . 98
Lutz, J. M., Der Götzendienst Goethe . . . . . 773
Lux, Joseph August, Roma sacra . . . . . 195
— Der himmlische Harfner . . . . . 170, 503
— Ein Jahrtausend deutscher Romantik . . . . . 503
Mader, E., Rom in Bildern . . . . . 172
Maier-Hauser, Hermine, Vertraute Stunden mit Hans Thoma . . . . . 796
Mann, Heinrich, Abrechnungen . . . . . 326
— Der Jüngling . . . . . 326
Mann, Klaus, Anja und Esther . . . . . 501
Mann, Otto, Der moderne Dandy . . . . . 246
Mann, Thomas, Der Zauberberg . . . . . 575
Mark, H. van de s. Muckermann, Friedrich.



Digitized by Google

Seite
Mathar, Ludwig, Wetter und Wirbel . . . . . 195
Matthias, Theodor, Die Werke Wolframs von Eschenbach . . . . . 500
Matthießen, Wilhelm, Regilindenbrunn . . . . . 594
— Totenbuch . . . . . 594
Mayrhofer, Johannes, Zauber des Südens . . . . . 195
— Durch Länder und Meere . . . . . 195
— Romfahrt im Hl. Jahr . . . . . 195
— Du meine Göttin . . . . . 329
— Im Abendstrahl . . . . . 329
Mecklenbeck, Albert, Vom Urerlebnis in der christlichen Kunst . . . . . 796
Mehlis, Georg, Plotin . . . . . 732
Meier-Graefe, Julius, Dostojewski der Dichter . . . . . 654
Meißner, Bruno, Die Kultur Babyloniens und Assyriens . . . . . 667
Metz, Rudolf, George, Berkeley . . . . . 732
Meyenburg, Leo von, Der Hagestolz . . . . . 793
Michel, Wilhelm, Paradiesische Landschaft . . . . . 110
— Friedrich Hölderlin . . . . . 110
Mittellateinisches Lesebuch . . . . . 464
Möller, Karl von, Wie die schwäbischen Gemeinden entstanden sind . . . . . 381
Mönckeberg, Vilma, Krippenspiel . . . . . 179
Moeschlin, Felix, Meine Frau und ich . . . . . 61
Momme-Nissen, Benedikt, Der Rembranddeutsche Julius Langbehn . . . . . 706
Morgenthaler, Hans, Woly, Sommer im Süden . . . . . 330
Muchal-Viebrook, Th., Deutsche Barockzeichnungen . . . . . 593
Muckermann, Friedrich u. H. van de Mark, Das geistige Europa . . . . . 104, 201
Mühsam, Erich, Judas . . . . . 463
— Alarm . . . . . 463
Müller, Aloys, Einleitung in die Philosophie . . . . . 464
Müller, Bertold Friedrich, Der Kerkermeister von Gerolseck . . . . . 598
Müller, Günther, Geschichte des Liedes . . . . . 43, 461
Müller, Josef, Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart . . . . . 125
Müller-Lisowski, Käte, Irische Volksmärchen . . . . . 733
Muff, Jakob, Die erste Mahd . . . . . 714
Muncker, Franz s. Strich.
Muth, Franz Alfred, Gotteswelt und Menschenherz . . . . . 400
Nadler, Jos., Die deutschen Stämme . . . . . 447
Naumann, Victor, Profile . . . . . 397
Nesbit, E., Das rote Haus . . . . . 195
Neubauer, Ernst, Goethes religiöses Erleben . . . . . 39
Neumann, Alfred, Der Patriot . . . . . 128
Nexö, Martin Andersen, Kinder der Zukunft . . . . . 527
— Stine Menschenkind . . . . . 527
Nord, F. R., König Pfau . . . . . 531
Nordenskiöld, Erland, Traumsagen aus den Anden . . . . . 190
Normann, Friedrich, Mythen der Sterne . . . . . 796
Obenauer, Karl Justus, Goethe in seinem Verhältnis zur Religion . . . . . 445
Oljelund, Ivan, Werke . . . . . 645
Ompteda, Georg von, Ernst III. . . . . 526
Oppermann, Karl, Die Gottesmühlen . . . . . 398
Orplid, Literarische Monatsschrift . . . . . 105
Oßwald, Cajetan, Matthäus Schiestl . . . . . 730
Otto, A., Goethe und Landeck . . . . . 773
Paludan, Jacob, Die Neue Welt . . . . . 733
Papini, Giovanni, Ein fertiger Mensch . . . . . 321
Paquet, Alfons, Marcolph . . . . . 302
— Lusikas Stimme . . . . . 733
Pastor, Willy, Rembrandt der Geuse . . . . . 58
Paul, Jean, Kindheiterinnerungen und Selbstbekenntnisse . . . . . 124
— Ausgewählte Werke . . . . . 125
Paulsen, Rudolf, Die hohe heilige Verwandlung . . . . . 319



Digitized by Google

Seite
Petersen, Albert, Perthes der Mann . . . . . 191
Petersen, Julius, Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit . 652
— Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik . . . . . 775
Petersen, Peter, Wilhelm Wundt und seine Zeit . . . . . 732
Petsch, Robert, Gehalt und Form . . . . . 502
Pfannmüller, Gustav, Goethe und das Kirchenlied . . . . . 39
Pierre l'Ermite, Die „alte Jungfer" . . . . . 329
Pirandello, Dramen . . . . . 440
— Die Wandlungen des Mattia Pascal . . . . . 442
Platz, Hermann u. K. Linzen, Paul Bourget . . . . . 195
Pohl, Hertha, Die klagende Nacht . . . . . 255
— Armes Volk . . . . . 255
— Der Weg der Martina Förster . . . . . 255
— Die Bettelgret . . . . . 255
— Tina Stawiks Ernte . . . . . 255
— Der junge Bernhagen . . . . . 256
— Vom alten Schlag . . . . . 256
Pompen, Aurelius, The english versions of the ship of fools . . . . . 58
Ponten, Joseph, Der Urwald . . . . . 127
Quickborn-Bücher . . . . . 398
Radloff, E. von, Russische Philosophie . . . . . 109
Radowitz, Joseph Maria von, Briefe aus Ostasien . . . . . 531
Raff, Helene, Tiroler Legenden . . . . . 61
Rasmussen, Knud, Rasmussens Thulefahrt . . . . . 399
Razón y Fe (Spanische Kulturzeitschrift) . . . . . 331
Redlich, Oswald, Grillparzer und die Wissenschaft . . . . . 667
Reimmichls Volkskalender für das Jahr 1925 . . . . . 260
Reinwald, Adalbert, Menschen . . . . . 775
Renan, Ernest, Jugenderinnerungen . . . . . 400
Renker, Gustav, Der teuflische Torwart . . . . . 329
Rheinischer Heimatkalender . . . . . 260
Roda Roda und Theodor Etzels, Welthumor in 6 Bänden . . . . . 398
Roeping, Holländische Monatsschrift . . . . . 705
Röttger, Karl, Die Flamme . . . . . 117
— Bekenntnisse zu einem Dichter . . . . . 119
Roh, Franz, Holländische Malerei . . . . . 796
Rolland, Romain, Der Triumph der Vernunft . . . . . 370
— Ein Spiel von Tod und Leben . . . . . 370
Roma aeterna (Kalender für das Jahr 1926) . . . . . 261
Roselieb, Hans, Die liebe Frau von den Sternen . . . . . 170, 248
— Spanische Wanderungen . . . . . 519
— Rot-Gelb-Rot . . . . . 520
Roß, Colin, Das Meer der Entscheidungen. Beiderseits des Pazifik . . . . . 531
Rumpf, Albert, Kind und Buch . . . . . 771
Rungs, Otto, Der Engel mit den Eselsohren . . . . . 53
— Paradiesvogel . . . . . 53
„Saat und Ernte." Die deutsche Lyrik um 1925. Herausgegeben von Albert Sergel . . . . 771
Sächsischer Volkskalender 1926 . . . . . 260
Saedler, Heinrich, Wilhelm Schmidtbonn. Auswahl und Einführung . . . . . 723
Saekel, Herbert, Chor um Schmidtbonn . . . . . 722
Sauer, Hedda, Goethe und Ulrike . . . . . 651
Schäfer, Wilhelm, Hölderlins Einkehr . . . . . 110
Schaeffer, Albrecht, Der verlorene Sohn . . . . . 588
Schaffner, Jakob, Die Glücksfischer . . . . . 797
Schaubuch berühmter deutscher Zeitgenossen in Werken bildender Kunst . . . . . 533
Schaumann, Ruth, Das Bruder-Ginepro-Spiel . . . . . 191
— Das Passional . . . . . 463
Schellenberg, E. L., Das Buch der deutschen Romantik . . . . . 189
Scheuber, Joseph, Der Kreuzweg unseres Herrn in der Kunst . . . . . 730
Schibli, Emil, Unterm Lebensbaum . . . . . 61



Digitized by Google

Seite
Schiller, Friedrich, Gestalt und Gedanke . . . . . 729
Schmeljow, Iwan, Die Sonne der Toten . . . . . 528
Schmidt, Eugen s. Tolstoi.
Schmidt, Expeditus, Literarische Fremdherrschaft in Deutschland . . . . . 447
Schmidt, Heinrich, Goethes Tagebuch der italienischen Reise . . . . . 42
Schmidt, Werner, Erwin Pfefferle, Weg und Gestaltung . . . . . 262
Schmidtbonn, Wilh., Maruf, der tolle Lügner . . . . . 60
— Die Geschichten von den unberührten Frauen . . . . . 723
Schneider, Manfred, Italien . . . . . 59
Schneider, Thekla, Schloß Meersburg am Bodensee . . . . . 189
Schöler, Hermann, Helden der Arbeit . . . . . 597
Schönere Zukunft, Mitteleuropäische Wochenschrift für Kulturpolitik . . . . . 105
Schönherr, Karl, „Es“ . . . . . 403
Scholz, Wilhelm von, Die Häuser . . . . . 668
Schongauer, Martin, Kupferstiche . . . . . 188
Schott, Anselm, Das vollständige römische Meßbuch . . . . . 667
Schreiber, Georg, Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslanddeutschtum und zur Auslandkultur . . . . . 597
Schreiner, Olive, Träume . . . . . 733
Schroer, Gustav, Die Bauern von Siedel . . . . . 127
— Aus des Lebens buntem Kranze . . . . . 197
Schrott-Fiechtl, Hans, Sonnseitige Menschen . . . . . 395
Schubart, Arthur, Heidesommer . . . . . 397
Schubert, Hans von, Goethes religiöse Jugendentwicklung . . . . . 245
Schuck, Johannes, Die sieben Kehren . . . . . 171
Schulte-Kemminghausen, Karl, Ungedrucktes von Annette von Droste-Hülshoff . . . . . 199
Schulze-Maizier, Friedrich, Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten . . . . . 460
Schussen, Wilhelm, Zwischen Donau und Bodensee . . . . . 263
Schütze, Paul, Theodor Storm . . . . . 394
Schutzengel-Kalender . . . . . 129
Schwarzkopf, Nikolaus, Der schwarze Nikolaus . . . . . 449
— Das Domkind . . . . . 450
— Judas Iskariot . . . . . 450
— Die Häfner aus dem Erbseneck . . . . . 668
Segantini, Bianka und Francesco von Mendelssohn, Eleonora Duse. Bildnisse und Worte . . 776
Seidel, Ina, Die Fürstin reitet . . . . . 593
Sergel, Albert, Saat und Ernte . . . . . 771
Shakespeare, Die Komödie der Irrungen. Der Widerspenstigen Zähmung . . . . . 593
Siemer, Heinrich, Maja Orbinska in Hamburg . . . . . 673
Sinclair, Upton, Babbit . . . . . 62
— Die Hölle . . . . . 463
Sjöberg, Birger, Das gesprengte Quartett . . . . . 527
Soergel, Albert, Dichtung und Dichter der Zeit . . . . . 771
Solowjew, Wladimir, Gedichte . . . . . 168
Sonnenschein, Karl, Notizen . . . . . 657
Sophokles, Antigone . . . . . 600
Spemanns Literaturkalender 1926 . . . . . 261
Spiero, Heinrich, Unbegreiflich Herz . . . . . 461
Spitzwegbuch, Text von Josef Bernhart . . . . . 795
Sprinz, H. und Otto Lossen, Die Bildwerke der fürstlich hohenzollernschen Sammlung Sigmaringen . . . . . 666
Stählin, Wilhelm, Schicksal und Sinn der deutschen Jugend . . . . . 371
Steguweit, Heinz, Das Laternchen der Unschuld . . . . . 169
— Lanzelot auf dem Dorfe . . . . . 304
Stehr, Hermann, Der Schindelmacher . . . . . 399
Steinmüller, Paul, Selige Sehnsucht . . . . . 262
— Der goldene Ring . . . . . 599
Stevenson, Robert Louis, Die tollen Männer . . . . . 733
Stickelberger, Emanuel, Zwingli . . . . . 320
Stiegele, Paul, Klosterbilder aus Italien . . . . . 176



Digitized by Google

Seite
Stifter, Adalbert, Briefe, Schriften, Bilder . . . . . 529
Stockhausen, Juliane von, Drei tolle Geschichten . . . . . 450
Stockmann, Alois s. Baumgartner.
Stöckl, Helene, Ich will . . . . . 597
Stölten, Wilhelm, Goethe. Eine Einführung in sein Leben und Werk . . . . . 773
Storck, Karl, Deutsche Literaturgeschichte (bearbeitet von M. Rockenbach) . . . . . 710
Storm, Theodor, Vier Liebesgeschichten . . . . . 61
Strachwitz, Moritz, Der Fahnenträger . . . . . 528
Strich, Fritz, Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit . . . . . 729
Strich, Fritz und Hans Heinrich Borcherdt, Die Ernte, Abhandlungen zur Literaturwissenschaft. Festgabe für Franz Muncker . . . . . 502
Stucken, Eduard, Werke . . . . . 516
Suarès, André, Sur la vie . . . . . 458
Sudetendeutsches Jahrbuch . . . . . 596
Svensson, Jon, Nonni . . . . . 470
— Zwischen Eis und Feuer . . . . . 471
— Sonnentage . . . . . 472
— Die Stadt am Meere . . . . . 472
— Nonni und Manni . . . . . 472
— Aus Island . . . . . 472
Tagore, Rabindranath, Gora . . . . . 396
Taschenbibliographie für Büchersammler . . . . . 330
Tennyson, Alfred, Enoch Arden und andere Dichtungen . . . . . 593
Terramare, Georg, Die Magd von Domremy . . . . . 170, 303, 657
Thalhofer, Fr. Xav., Die Jugendlektüre . . . . . 331
Thelemann, Max, Maria unter den Föhren . . . . . 668
Thieme, Karl, Scribisne litverulas Latinas? . . . . . 464
Thomé, Marga, Der Sendling . . . . . 398
Thun-Hohenstein, Paul, Sonette . . . . . 319
Tiaden, Heinrich, Atlantis Trust Company . . . . . 530
Toller, Ernst, Vormorgen . . . . . 319
Tolstoi, Leo, Briefe an seine Frau . . . . . 377
— „Die Rettung wird kommen." 30 unveröffentlichte Briefe an Eugen Heinrich Schmitt. . 654
Trentini, Albert, Paradies . . . . . 60
Trieb, Heinrich, Beatus Wiederkehrs Ferienreise . . . . . 128
Uebelacker, Theowill, Der Frühling steigt aus dem Grabe . . . . . 319
Ulitz, Arnold, Barbaren . . . . . 598
Unamuno, Miguel de, Gesammelte Werke, herausgegeben von Otto Buek . . . . . 659
Und hat ein Blümlein bracht . . . . . 171
Undset, Sigrid, Der Kranz . . . . . 667
Unger, Rudolf, Literaturgeschichte als Problemgeschichte . . . . . 42
Vezin, Dantes Göttliche Komödie . . . . . 170, 725
Viebig, Klara, Die Passion . . . . . 526
Viëtor, Karl, Geschichte der deutschen Ode . . . . . 460
Vitis, Charles de, Der Roman der Arbeiterin . . . . . 195
Vögtlin, Adolf, Gottfried-Keller-Anekdoten . . . . . 397
Völker, Karl, Die religiöse Wurzel des englischen Imperialismus . . . . . 190
Vom Geiste neuer Literaturforschung . . . . . 502
Voß, Hermann, Meister der Graphik . . . . . 59
Wach, Joachim, Meister und Jünger . . . . . 331
Wachtel, Emil, Der Kreuzbrunnen. Goethes Heiltrank . . . . . 773
Wackernagel, Rudolf, Humanismus und Reformation in Basel . . . . . 58
Wackernell-Dörrer, Adolf Pichler, Leben und Werke . . . . . 264
Wahle, Julius u. Victor Klemperer, Vom Geiste neuer Literaturforschung (Festschr. f. O. Walzel) 502
Waldenburg, Emma, Lisa beim Förster . . . . . 399
Walter, Reinhold von, Ein russisches Pilgerleben . . . . . 463
Walter, Robert, Das Jahrbuch deutscher Erzähler . . . . . 126
— Der Krippenschnitzer . . . . . 667
Wasserzieher, Ernst, Woher? . . . . . 196
— Bilderbuch der deutschen Sprache . . . . . 196



Digitized by Google

Seite

Wasserzieher, Ernst, Leben und Weben der Sprache . . . . . 730
Weber, Fr. W., Unter der Palme . . . . . 171
— Goliath . . . . . 328
— Dreizehnlinden . . . . . 397
Weingartner, Jos., Der Geist des Barock . . . . . 394
Weinrich, Johannes, Die Meerfahrt . . . . . 167
Weismantel, Leo, Die Wallfahrt nach Bethlehem . . . . . 60
— Vaterländische Spiele . . . . . 392
— Der Kurfürst . . . . . 589
Weitzel, Wilhelm, Kirchenmusik und Volk . . . . . 667
Wenger, Lisa, Der Garten . . . . . 599
Wenz, Gustav, Deutschkundliche Bücherei . . . . . 597
West, Robert, Rokoko und Empire . . . . . 325
Wibbelt, Augustin, Kleinkraom . . . . . 398
Wiesebach, W., Ein Spiel von der hl. Messe . . . . . 186
— Das böse Weib . . . . . 392
Wieser, Max, Der sentimentale Mensch . . . . . 665
Wilde, Oskar, Epistola in carcere et vinculis . . . . . 247
Windthorst, Margarete, Der Basilisk . . . . . 51
Winckler, Jos., Pumpernickel . . . . . 395
Wininger, S., Große jüdische National-Biographie . . . . . 464
Witkop, Philipp, Die deutsche Lyrik von Luther bis Nietzsche . . . . . 44
— Heidelberg und die deutsche Dichtung . . . . . 189
— Johann Peter Hebel, Gedichte, Geschichten, Briefe . . . . . 789
Witkowski, Georg, Cornelia, die Schwester Goethes . . . . . 42
Wohlgemuth, Otto, Schlagende Wetter . . . . . 263
— Ruhrlandbuch . . . . . 263
— Ruhrland-Almanach . . . . . 263
Wolf, Gustav, Die Reise nach Tetuan . . . . . 531
Wolfskehl, Karl s. Stefan George
Wolters, Friedrich, Goethe als Erzieher zum vaterländischen Denken . . . . . 245
Wortisch, Hermann, Vom Peterli zum Prälaten . . . . . 789
Wunsch, Johannes, Heimat . . . . . 599
Wurm, Aloys, Von der Schönheit der Seele . . . . . 172
Wust, Peter, Naivität und Pietät . . . . . 169
Zahn, Ernst, Frau Sixta . . . . . 326
Zeißig, Emil, Goethes Vater und Mutter nach ihrem Wesen und erziehlichen Wirken . . . . 773
Zerzer, Julius, Das Drama der Leidenschaft . . . . . 310
Zillinger, Wilhelm, Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller . . . . . 773
Zuckmayer, Carl, Der fröhliche Weinberg . . . . . 501, 585
Zweig, Arnold, Lessing, Kleist, Büchner . . . . . 180
Zweig, Max, Ragen . . . . . 251
Zweig, Stefan, Romain Rolland, der Mann und das Werk . . . . . 371
Zwiener, Bruno, Anno Santo . . . . . 172

*



Digitized by Google

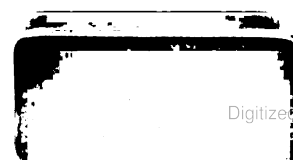
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
.G74
v.20
no.7-12



Digitized by Google

3 0000 093 402 109

Digitized by Google